

EAG
Das deutsche

Das deutsche Volk

dargestellt

in Vergangenheit und Gegenwart

zur Begründung

der Zukunft.

XIV. Band.

Mythe, Sage, Märe und Fabel

von

Ludwig Bechstein.

Erster Theil.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1854.

Mythe,

Sage, Märe und Fabel

im

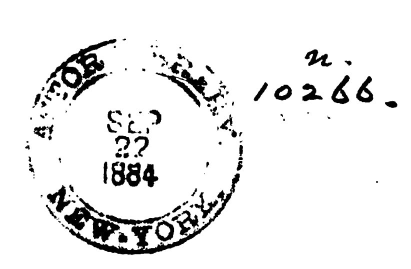
Leben und Bewußtsein des deutschen Volkes.

Von

Ludwig Bechstein.

Erster Theil.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1854.


NEW-YORK
1884
n.
10266.

Einleitung.

Zum geistigen Nibelungenhort des deutschen Volkes an Poesie und Literatur, der aber nicht mehr in Stromestiefen der Uncultur versunken liegt, sondern freudig zum Lichte gehoben ist, auch mehr und mehr gehoben wird, gehört die zaubergoldene, vielblüthige Wunderblume von Mythe, Sage, Märe und Fabel. Sage, Märe und Fabel sind drei verschiedene Klänge, und doch ein Klang, dem früheren Volksthum galten sie als ein und derselbe Begriff, und Vielen gelten sie noch heute so, während die gelehrte Forschung sie sondert und sondern muß; doch ist dieses Sondern kein Zergliedern und darf ein solches nicht sein; es ist nur ein Zerlegen des Prismastrahles in seine Einzelfarben.

In ewiger Frische, sich stets neu verjüngend, leben Mythe, Sage, Märe (heutzutage lieber in der Verkleinerungsform Märchen genannt) und Fabel nicht nur im Munde des Volkes, sie leben ihm im Herzen. Sie helfen ihm den Traum seiner Kindheit verschönen, wecken die Phantasie seiner Jugend, pflegen die Neigung für das Sin-

nige und Innige deutscher Poesie im stillen Gemüthe, dienen zur Belehrung und Sittigung der Kinderwelt und halten die Erinnerung wach an das eigene längst verlorene Jugendglück, das von den heitern und schönen Märchenbildern belebt ward, wie es Matthisson einst pries:

„Da glaubt' ich grüne Zwerge
Mit diamantnem Speer,
Und vom Magnetenberge
Die schauerliche Mär."

oder wie Tieck so geheimnißvoll sang:

„Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!" —

Die Mutter dieser holden Töchter: Mythe, Sage, Märe und Fabel ist keine andere, als die Poesie. Sie gebiert die Schaar ihrer mit einer Fülle von Lebenskraft und mit der Gabe proteïscher Wandlung beglückten Kinder, denn aller Sage, aller Märe und aller Fabel eigenstes Wesen ist, daß sie Dichtung sei, und daß selbst die zu Sagen verklungenen geschichtlichen Stoffe durch Poesie verklärt, sich verjüngt haben müssen, falls sie Sagen heißen sollen. So war es schon in der antiken vorchristlichen Welt, welche zunächst den erfundenen, den erdichteten und dichterisch verherrlichten Stoffen jene Gesammtnamen gab, die in der deutschen Sprache das Bürgerrecht gewannen und nun für alle Zeiten Geltung behaupten, daraus wir ersehen, daß bei den Völkern der Ur- und Frühzeit die Begriffe dieser vier Worte, die wir unterscheiden, sich nicht sonderten, sondern in einen und denselben Begriff zusammenklangen. Und auch wir nehmen noch immer wahr, daß trotz unserer Sonderung häufigst die Unterschiede sehr

Begriff.

Sonderung.

schwer festzuhalten sind, wo Sage nur Märe ist oder Fabel, oder wo die Fabel sagen- und märchenhaft auftritt, was später an vielen Beispielen gezeigt werden wird. Zunächst muß aber dennoch der Begriff dieser poetischen Gebilde in seiner Einheit wie in seiner Vielheit vor Augen gelegt und festgestellt werden, und zwar aus dem Bewußtsein der alten Völker, von denen wir ewig lernen.

Die Griechen hatten für unsere Wortformen Sage, Mythus. Märe und Fabel fast nur das eine Hauptwort Mythos, und ihr Zeitwort mytheomai drückte bei den späteren Prosaikern das Sagen, das Erzählen im poetischen Sinne aus, wie ihr mythizo das Ersinnen und Wiedergeben von Fabeln. Mythographos hieß ihnen ein Fabeldichter, Mythologia die Sagendichtung, Mythistoria war die erdichtete Geschichte, Logos hingegen war Wort, Rede des Mundes. Noch ein drittes Wort war Phämä (Fama der Römer), das Gerücht, einerlei ob wahr oder unwahr, aber nur mit dem Nebenbegriff der unschönen, in unlauterer Absicht entstandenen Erdichtung — keineswegs aber der durch Poesie gehobenen Kunde; endlich zugleich Kundschaft, Verkündigung, Prophezeihung.

Wie dann die Worte und Begriffe Mythos und Mythologia hauptsächlich in der Bedeutung der Sage oder der Lehre von den Göttern gebraucht wurden, bedarf nicht ausführlicher Darlegung. Griechen und Römer mußten schon durch das Wort, mit dem sie die Gesammtgeschichte ihrer Gottheiten bezeichneten, daß diese Geschichte eine erdichtete war. Sie hatten Cultus und Priester und eine Theologia, aber keine Religion; sie hatten Götter, aber keinen Glauben. Wohl aber hatten sie die Scheu, die Moira, vor dem unwandelbaren Gesetz, dem alle Götter unterworfen waren.

Uns ist der Mythus nach heutigem Sprachbegriff ausschließlich Göttersage, einerlei von welchem Volke; wir werden nie eine Fabel oder ein Märchen Mythe nennen, daher verstehen wir, wenn wir von einem orientalischen, ägyptischen, griechischen, römischen Mythus, wie vom Mythus späterer Culturvölker, von einem scandinavischen, keltischen, germanischen Mythus sprechen, stets die Götterlehren der betreffenden Völker. Und wenn wir an der Hand der Forschung die Mythenkreise dieser Frühvölker zu durchwandeln beginnen, thut sich vor unserem Blick ein so unermeßlich weites Gebiet auf, so mannichfaltig angebaut und bevölkert, so stoffreich und so poesievoll, daß wir für jetzt aus guten Gründen darauf verzichten müssen, auch den Mythus in voller Ausdehnung unserem Gebiete einverleiben zu wollen. Während uns Sage, Märe und Fabel blumenvolle, duftige Gärten, reich an Poesieschönheit sind, ist der Mythus der blaue unermeßliche Aether, der sich über ihnen wölbt und an welchem wir in riesenhaften Wolkenmassen Göttergestalten und Götterburgen erblicken, theils in helles Sonnengold getaucht, theils gewitterschwanger, in Blitzen lohend, von Donnerschlägen durchwettert und in schauriger Erhabenheit schön. Das griechische Wort Mythos ging zwar im gleichen Begriff zu den Römern über, aber die älteren und besseren Schriftsteller derselben gebrauchten es fast nicht, und selbst die späteren brauchten es nur sparsam.

Fabula. Fabula hieß den Römern, was den Griechen Mythos und auch Logos hieß; sie reichten mit diesem Worte weit aus; es umschloß wie jenes erste griechische Wort vollkommen den Beibegriff des Erdichteten, obschon es auch bloßes „Gerede" bedeutete. So brauchte es Plinius als fabula urbis für Stadtgespräch, und die Deutschen übersetzten

das von Cicero und Terenz gebrauchte Sprüchwort lupus in fabula ebenso treffend als trefflich in ihr

Wenn man den Wolf nennt,
Kommt er gerennt.

Denn es ist nicht der Wolf irgend einer bestimmten Fabel gemeint, wie Viele glauben möchten, sondern es ist eben nur Scherzrede, welche sagen will: häufigst tritt eine abwesende Person, von der man eben spricht, noch während von ihr die Rede ist, unversehens zu den Sprechenden. Im Sinne der Dichtung und namentlich der Märchendichtung brauchen außer den schon genannten römischen Classikern auch Horaz, Ovid, Quintilian und Andere das Wort fabula*); aber auch in dem Sinne, wie wir heute noch bei einer dramatischen Dichtung mit dem bei uns eingebürgerten Römerwort nach der Fabel des Stückes, d. h. nach der zum Grunde liegenden poetischen Erzählung fragen, oder ihrer erwähnen, brauchten schon die Römer dasselbe Wort, wie mit Stellen aus Cicero, Horaz, Terenz, Quintilian und Plautus belegt werden könnte.

Für Märe und Märchen hatten die Römer keinen beide von der Fabel scheidenden Begriff, kein anderes Wort als fabula und fabella. Die Wurzel dieser Worte war im Zeitworte for, fatus sum, fari enthalten, welches reden und sagen heißt, auch bisweilen mit dem gesteigerten Begriff der Vorhersagung, wie des Götterausspruches, des Götterbeschlusses, daher das Fatum, das unwiderruflich Gesprochene, das Verhängniß, das Schicksal. So tritt der Begriff Fabel auch in den Mythenkreis selbst ein, das gesprochene Wort, der Logos, wurde zur Gottheit, die über der Menschen Schicksale gebot und waltete. Die Mythe schuf

*) Fabulam argumento facere: einen Stoff der Sage benutzen. Quintilian.

drei Schicksalsgöttinnen, die Parzen, Fatae, und so ging derselbe Begriff leicht auch in jüngere Mythenkreise über. Das Fatum, schon von Cicero in der Mehrzahl als Fata, als Gottheiten gebraucht, wurde allmälig zur weiblichen Schutzgottheit umgewandelt, wurde Fata — Fee. Völlig naturgemäß läßt sich das englische Wort Fairy (Fee) auf das römische fari zurückführen, wie die späteren Italiener das römische Wort Fata mit dem Begriff überirdischer Wesen beibehielten, ihr Zeitwort fatare, zaubern, bildeten und die romanischen Völker des europäischen Westens Fada und Hada annahmen, die Franzosen aber Fée sagten und noch sagen.

Wenn man, wie auch hie und da der Fall ist, annehmen will, daß der Name Fee nicht von fata, sondern von fatua, Gespenst, Waldnymphe, abzuleiten sei, so trifft die eine wie die andere Annahme dennoch übereinstimmend zusammen mit dem mittelhochdeutschen Wort für Fee, das Feie, Feige, Feine lautete. Feine war den alten Deutschen Waldnymphe, Feie war Zauberin, feien hieß zauberisch weihen (gefeite Ringe, Schwerter u. dgl.), und Feige war das verhängnißvolle, zum Tode bestimmende, das unabwendbare Loos, was den Römern ihr Fatum war.

Dauernd erhielt sich im deutschen Volke das Wort Fabel, nachdem mit demselben der Sprachschatz des erstern bereichert worden war, was jedoch ziemlich spät geschah. Immer hält dasselbe den Sinn der Erdichtung fest. „Das sind alte Fabeln" ist stehende Redensart. Luther braucht verhältnißmäßig in seiner Bibelübersetzung das Wort Fabel nicht häufig, er braucht aber auch in derselben das Wort Mährlein nur zweimal und das Wort Sage gar nicht.

Sage u. Märe.

Sage, das rein deutsche Wort, erklärt sich von selbst. Sage ist ursprünglich was gesagt, was erzählt wird, doch mehr mit dem vorwaltenden Beibegriff der Ueberlieferung.

wie ihn die Römer durch traditio, die fortgepflanzte Nachricht, ausdrückten — ursprünglich demnach weniger als Mythe und Fabel vom dichterischen Standpunkte aufgefaßt. In letzterer Beziehung bediente man sich im Mittelhochdeutschen des dem allgemeinen Gebrauche der Neuzeit abhanden gekommenen Wortes Sage-Märe. Unter Märe wurde wiederum Alles verstanden, was man erzählend oder berichtend sagte oder besprach, und ebenfalls ohne die heutige Sonderung, sondern eine Märe konnte als Erzählung ganz oder theilweise wahr, oder auch völlig erdichtet sein. Der Beibegriff der Erdichtung trat erst später erkennbarer in den Vorgrund. Vielfach galt das Wort Märe im Mittelalter so viel als das Wort Geschichte, und stand in der Regel an dessen Stelle. Ein Märe dichten hieß so viel als eine Erzählung schreiben; das Wort war nicht weiblich, wie wir es heute gebrauchen, sondern sachlich, wie es beim neuhochdeutschen Worte das Märchen noch der Fall ist. „Ein armes Mär" war eine tragische Erzählung, „fremdes" oder auch „wildes Mär" war eine außergewöhnliche, „niuwes Mär" war neue, überraschende Kunde. So ist das Wort, jedoch schon weiblich geworden, in Dr. Luthers schönem Kinderliede gebraucht und erhalten:

„Vom Himmel hoch, da komm' ich her,
ich bring' euch gute neue mär.
Der guten mär bring' ich so viel,
Davon ich singen vnd sagen wil."

Während im Mittelhochdeutschen die Worte Sage und Fabel weniger im Brauch waren, erstere namentlich weniger in nahe Beziehung zur Dichtung gerückt, hebt das Wort Märe seine Stimme schon machtvoll durch den Eingang des Nibelungenliedes:

„Uns ist in alten Mären
Wunders viel gesagt —"

und dann finden wir der Märe als einfacher Erzählung noch zwei Poesieformen zugesellt, die eine das Ebenteuer, die poetische erfundene Schilderung ritterlicher Erlebnisse — wie ja schon die Abtheilungen des Nibelungenliedes Ebenteuer (Abenteuer, von Aventure, Aventiure) überschrieben sind — nach oben, nach dem höfischen ritterlich-vornehmen Leben, und die andere, den Schwank, nach unten, nach dem derb- und grobkörnigen deutschmittelalterlichen Volksleben hingewendet. Diese beiden wichtigen Glieder in der großen Goldkette deutscher Poesie müssen wir mit in den Kreis der Betrachtungen und Erläuterungen ziehen, welche wir der Sage, Märe und Fabel widmen.

Diese Formen drangen wohl am tiefsten in Blut und Leben der deutschen Bevölkerung jener Zeit ein und erhielten sich lange in ihr lebendig, bis endlich das Mittelalter abblühte, keine ritterlichen Ebenteuer mehr zu erdichten waren und jene trübseligen und jammervollen Zeiten über Deutschland hereinbrachen, die mit blutigen Kriegen und Länderverheerungen alle Poesieblüthen abknickten und in den Staub traten und in jedem Stande der Lust an Scherz, heiterm Schimpf und fröhlichem Schwank ein trauriges Ende machten auf eine lange Zeit.

Eine andere Zeit ist gekommen, die deutsche Literatur rang sich aus den Fesseln und Banden beschränkten und beschränkenden Zopfthums und suchte das Leben der Vergangenheit mit dem Leben der Gegenwart zu vermitteln. An die Stelle der todten lateinischen Sprache, in der die Gelehrten sonst allein schreiben zu müssen glaubten, um des Namens eines Gelehrten würdig zu sein, trat die lebendige deutsche Sprache und trat ihre Erforschung. Diese hob die Schätze der reichen Vergangenheit aus ihren Tiefen; sie trug die Wünschelruthe deutschen Fleißes zu allen einge-

funkenen und verschütteten Stollen und Schachten unserer Nationalliteratur, und siehe, unendliche, kaum geahnete Reichthümer wurden zu Tage gehoben, an denen die Welt sich erfreute, und die ein Gemeingut Aller wurden, die Sinn für die unvergängliche Schönheit der vaterländischen Dichtung im Gemüthe tragen. Es waren die uralten Heldenlieder, in welche die Ur-Sagen der germanischen Frühzeit sich geflüchtet und geborgen hatten, und die bedeutsam genug der scandinavische Norden, dem es vergönnt war, das Meiste und Beste davon aufzubewahren, Saga's nannte. Saga.
In der Frühzeit waren die Sprachen der Völker germanischen Stammes nur eine, eine Ur-Sprache, deren Laute — wie die Väter, die aus Asien westwärts nach Europa wanderten und drangen, sie mitgebracht hatten — den ganzen Norden Europa's durchklangen, und sich auch später bis zum südlichen Deutschland vom Sarmatenlande aus weiter und weiter verbreiteten.

Wenn auch die wenigen Ueberlieferungen, die uns von dem geistigen Zustande der germanischen Frühvölker überkommen sind, manches Dunkel nicht aufhellen, so viel wissen wir, daß eine selbständige Cultur bis zum hohen Norden, ja bis zum fernen Island sich ausbildete, der auch Götterverehrung nicht fehlte, daher die reiche scandinavische Mythenfülle; und ebensowenig fehlte dieser Cultur der verschönende Strahl der Dichtkunst, daher die Fülle hochnordischer Heldensagen, beide zusammenklingend und verschmolzen in der älteren und jüngeren Edda.

In eigenthümlicher Wechselwirkung erblicken wir Mythe, Sage, Märe und Fabel in Bezug auf das Volksleben, das sie durchdrangen; die großen Träger dieser Dreiheit heißen Mund und Schrift. Der mündliche Ursprung mußte naturgemäß der älteste sein, und die viel jüngere Zeit, Ursprung der Mythe, Sage, Märe u. Fabel.

welche die Schrift erfand, vermochte erst ziemlich spät das mündlich Ueberlieferte in Rollen und Bücher zu bergen. Diese bewahrten nun treulich die Kunden auf, die ihnen aus Vorzeit- und Vätertagen anvertraut waren, und aus ihnen lernten dann die späteren Geschlechter sie kennen, um sie abermals mündlich und schriftlich weiter zu verbreiten. So entstand für die Welt der Mären und Sagen ein stetes Verjüngen im dauernden Wechsel, das noch bis heute fortwährt, so entstand aber auch naturgemäß die große und wichtige Sonderung der mündlichen und schriftlichen Tradition, die Volkssage und die poetische Nationalliteratur. Aus der letzteren trat unendlich viel schöner und reicher Stoff in das Bewußtsein des Volkes, kaum minder viel nahm dagegen aus dem Volksmunde die Nationalliteratur willig an und auf.

In den Zeiten nach Karl dem Großen und bis in das zwölfte Jahrhundert konnte freilich das Volk aus seiner Literatur nur erst wenig gewinnen, denn unzugänglich waren ihm die Schriftquellen. Um so reicher strömten ihm die Ueberlieferungen seiner Vorzeit mündlich zu. Vom Glauben und Cult, von Brauch und Sitte der heidnischen Vorfahren war noch unendlich Vieles hangen und haften geblieben; der sogenannte Aberglaube, der nichts ist als das durch Jahrhunderte mißkannte Urvätererbe der germanischen Frühvölker, der bis in unsere Tage währende Nachhall des Heidenthums, leistete der Sage und Sagendichtung unendlichen Vorschub, und die ganze reiche Welt der Mythe, die in die deutsche Volkssage flüchtete, danken wir ihm. Mit vollem Recht sagt Jakob Grimm S. I. seiner deutschen Mythologie: **aller sage grund ist nun mythus, d. h. götterglaube, wie er von volk zu volk in unendlicher abstufung wurzelt.**

Wenn wir auch in diesem Buche den eigentlich scandinavischen Mythus nicht weiter berühren, als da, wo der Edda-Saga's gedacht wird, des germanischen kann sich die Schilderung deutscher Sagenwelt nicht entschlagen, denn ohne ihn setzten wir die letztere nur auf ein armseliges Pflichttheil, wir beraubten sie ihres besten Schatzes und der ganzen überirdischen und unterirdischen Bevölkerung, die aller Orten und Enden der Sagenmund freundlich oder feindlich, frei oder gebannt und gebunden, tückisch oder hülfreich erscheinen läßt.

Der Gang, den wir uns vorgezeichnet haben, mit dem Leser durch dieses Buch zu wandeln, ist der folgende: Plan des Werkes.

Urzeitsagen. Heidenthum, Mythus, Aberglaube.

Sagen aus Schriftquellen. Stammsagen. Aeltere und jüngere Edda. Deutsche Heldensagen und Sagenkreise.

Sagen des späteren Mittelalters. Dichtungen, Mären, Ebenteuer und Schwänke.

In diesen Kreis gehören die Volksbüchersagen, die Schildsagen, die Fabeln mit und ohne satyrische Färbung, Thiersagen und Thierfabeln. Das spätere Märchen, das Kinder- und Hausmärchen.

Volkssagen. Sagen bestimmter Dämonen-, Helden- und Volkskreise, Sagen nach Oertlichkeiten, Verwandtschaft der Sagen, Hinweise auf ihren poetischen und ethischen Werth.

Deutsche Sagen-, Märchen- und Fabelsammlungen. Ein gedrängter literarischer Ueberblick.

Ein reiches Feld, ein reicher Stoff, ersteres von der Gelehrsamkeit längst tüchtig angebaut, letzterer von ihr fast erschöpft — aber in das Volk noch lange nicht tief genug in seinem Zusammenhange und in seinen Wechselwirkungen und Beziehungen eingedrungen, daher wir unserer Arbeit nur das Eine wünschen, daß sie keine gänzlich fruchtlose sei.

Urzeitsagen.

Heidenthum, Mythus, Aberglaube.

Wer waren der Frühvölker erste Götter? Gestirne und Elemente, deren Erscheinung und Wirkung, welche theils als Wohlthaten empfunden wurden, theils Furcht und Schrecken erregten. Der Offenbarungsglaube trat erst spät in das Bewußtsein einiger Völker, und nicht früher, bis deren Culturstufen eine solche Höhe erreicht hatten, das unmittelbare Einwirken einer einzigen Gottheit, wie Plato und Aristoteles sie ahneten, wie Moses sie lehrte, anzuerkennen. Die Sage aber war es auch da, welche die Offenbarung vorbereitete, sie war gleichsam der Johannes in der Wüste, der dem Gesalbten voranging. Allen Völkern aber ward der Glaube an Götter gegeben, und sie dienten ihnen, ehrten und fürchteten sie, sie feierten sie in Liedern und verherrlichten deren Thaten in unsterblichen Sagen. Unkenntniß und Mißachtung haben durch Jahrhunderte hindurch von einer Zeit zur andern den Glauben verbreitet, daß das Heidenthum in der germanischen Frühzeit in Cultur und Sitte, in Götterkenntniß und Götterverehrung arm und dürftig gewesen sei; der Eifer fanatischer Bekehrer der Heidenthum.

heidnischen Völker zum Christenthum begann damit, Alles austilgen zu wollen, was irgend nur an Heidenthum erinnern konnte, er wandelte die alten Götter in neue Heilige, und wo dies nicht gelang, in Teufel um. Die ewig alte Zweiheit des Guten und Bösen, von der Menschennatur auf die der Gottheiten übertragen und alle Mythenkreise durchdringend, führte zunächst dahin. Tag und Nacht, Sommer und Winter. — Und alles Weitere, was im Göttercult des Heidenthums dem Christenthume, dem Glauben entgegenstehend, entgegenstrebend befunden ward, wurde nun Aberglaube, d. i. Afterglaube, falscher Glaube genannt und als Heidengräuel unbedingt verdammt und verworfen. Durch dieses lange Jahrhunderte fortgesetzte Verfahren ging dem deutschen Volke der Götterreichthum seiner Urväter verloren, und nur mühsam gräbt einzelne Bruchstücke der Ueberlieferung von deren Dagewesensein die Forschung aus Schutt und Trümmern wieder zu Tage. Die spätere Zeit empfand in ihrer Dumpf- und Stumpfsinnigkeit den Verlust nicht und beklagte ihn nicht, sie faßte nicht dessen schmerzliche Größe, und die Theologie arbeitete fort und fort gegen den Aberglauben und hielt das für gar ein verdienstliches und Gott wohlgefälliges Werk, von dem Tage an, an welchem zum ersten Male die düstere Formel erscholl:

Forsagistu diabolo.
end allum diobol gelde.
end allun dioboles uuercun end
uuortun. thunaer ende woden
ende saxnote ende alliun
then vnholdun the hiru genotas sint?

Die Forschung kann dem alten Sachsenvolke nicht Dank genug dafür wissen, daß es sich so hartnäckig lange gegen Karls des Großen Bekehrungseifer sträubte und Blut und

Leben für seine Freiheit und seinen Glauben, seine Götter einsetzte. Dadurch überkam noch mancher Brauch, mancher Zug den späteren Geschlechtern, die bei früher dem Christenthum bereits gewonnenen Völkern des Nordens schon unwiederbringlich hinweggewischt waren.

Das Christenthum trat aus seiner morgenländischen Wiege und begann seine stille, aber rastlose und siegreiche Wanderung über den Boden Europa's. In Rom gründete es sich den ewigen Burgwall auf dem Felsen Petri, und trug von da aus nach allen Landen seine wandelnden Altäre, geweiht mit dem Blute von tausend und aber tausend Martyrern. Der Kampf gegen das Heidenthum begann und war nach tausend Jahren kaum vollendet. Die Meilensteine seines Vorschreitens und Vordringens berechnen sich nach Jahrhunderten. Das erste Jahrhundert war nöthig, Griechenland und Italien zu gewinnen, das zweite, dritte und vierte ließ Gallien und Britannien, Gothen und Vandalen dem Christenthum zufallen. Schon im vierten Jahrhundert nach Christi Leben und Lehre war in seiner Kirche der erste große Zwist entbrannt, der die Christenheit in orthodoxe Katholiken und Arianer und noch viele andere Secten spaltete, und die Neubekehrten wurden bald der einen, bald der anderen Lehre gewonnen. Die Gothen, als sie das Christenthum annahmen, wurden Arianer, die Vandalen in Afrika ebenfalls; ebenso die Sueven in Spanien, die in der Mitte des sechsten Jahrhunderts dem orthodoxen Glauben wieder zugewandt wurden. Die zu Anfang des fünften Jahrhunderts dem Christenthum gewonnenen Burgunder wurden von der Mitte jenes bis gegen die des sechsten Jahrhunderts arianisch, bis die Franken sie aufs Neue bekehrten. Zu Franken, Alemannen und Longobarden war der Strahl des Heils am Ende des fünften und am Beginn des sechsten

Eintritt des Christenthums in das Heidenthum.

Jahrhunderts gedrungen, und im siebenten und achten wurden Baiern, Chatten, Thüringer und Friesen bekehrt. Erst gegen das neunte und im neunten Jahrhundert wurde den Sachsen das Christenthum aufgezwungen, und noch später, erst im zweiten Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung durchdrang Christi milde Lehre den scandinavischen Norden bis zum eisumwallten Insellande der ultima Thule, der übrigen Nordvölker Europa's nicht weiter zu gedenken.

Es konnte nicht anders sein, als daß unendlich viel vom alten Cult und alten Glauben im Volke, zumal im niedern, das zerstreut in Einzelgehöften die Lande bewohnte, zurückblieb, und wie ein Väterheiligthum sorglich und heimlich gepflegt und gehütet wurde. Einfälle und Ueberzüge heidnischer Völker noch in weit späterer Zeit mochten nicht wenig beitragen zur Erhaltung des religiösen Vätererbes, und so blieb durch späte Jahrhunderte noch das Heidenthum mit dem Christenthum im großen gewaltigen Kampfe, der den Mittelpunkt der schönsten und herrlichsten Nationalsagen und Sänge bildet — ja es ist noch bis heute nicht mit Bestimmtheit zu sagen, ob alles Volk in den Finn- und Lappmarken jenseit des nördlichen Polarkreises in Wahrheit sich Christen nennt, da bei den Finnländern und Litthauern die Einführung des Christenthums im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert noch nicht völlig gelungen und durchgedrungen war.

Es ist leicht zu denken und nachzufühlen, daß die Völker nicht gleich willig und gern die neue Lehre annahmen, wie rein und mild und herrlich diese auch war und ewig ist, denn die Träger dieser Lehre waren nicht immer die rechten auserwählten Sendboten, sie waren zumeist von einer fanatischen Begeisterung durchglüht, von einem Streben nach Martyrerglorien, und voll blinder Unterwürfigkeit

gegen den Stuhl Christi in Rom. Auf Alles, was ihnen heilig und theuer, lieb und werth war, sollten die neubekehrten Völker verzichten, und doch galt auch deren frühen Culturzuständen des Dichters schönes Wort:

„Alles wies den eingeweihten Blicken,
Alles eines Gottes Spur."

Seinen Göttern, seinen Gebräuchen, seinen Sagen und Liedern, seinem Recht und seinen Sitten sollte und mußte jedes neubekehrte Volk entsagen, und einen fremden Gott verehren lernen, der ihm in unbegreiflicher Dreieinigkeit gepredigt wurde, der eine jungfräuliche Mutter hatte und einen Hofhalt von Cherubim und Seraphim, Heiligen und Blutzeugen, dessen Verehrung und Opfer völlig verschieden von jener Verehrung und jenen Opfern waren, die den alten Landes- und Volksgöttern gebracht wurden. Dazu kam bei den germanischen Volksstämmen der Aufzwang einer fremden, der lateinischen Priestersprache, die Vernichtung götterheiliger Bäume, Haine, Quellen und Denkmale — die starr geforderte Absagung aller Sinnenfreude und naturwüchsiger Lebenslust — und endlich, wo sie in Güte nicht zu vollbringen war, die gewaltsame Einführung des Christenthums durch Schwert und Feuer.

Wie das Christenthum aus dem Judenthum hervorgegangen war, wie unzählige Stellen des alten und neuen Testamentes der Abgötter erwähnen und gegen sie und die Abgötterei eifern, so konnte naturgemäß das Christenthum in der heidnischen Götterwelt nur Abgötter erblicken, und war vollberechtigt zum Kampfe gegen dieselben. Es mußte den Heidenvölkern die Ohnmacht seiner Götzen zeigen, es mußte, obschon es unbewußt einen eigenen Bilderdienst im Schooße trug, den heidnischen Bilderdienst und Cult zerstören, wo es ihn irgend fand. Aber das war

keine leichte Arbeit, keine mühelose Wandlung. Mancher dornige Weg mußte betreten werden, manches Zugeständniß wurde laut oder auch stillschweigend gemacht, über manchen fortgeübten Gebrauch, manch heidnisches Fest ein Auge zugedrückt, daher es kam, daß Nachhall solcher Festbräuche noch in unserer Gegenwart fortklingt. Nicht immer gelang es, alle Abgötter zu christlichen Heiligen zu machen oder heidnischen Festfeiern christliche Färbung zu verleihen. In Jul- und Nothfeuern, im Sommergewinnen und Todaustreiben ist nichts Christliches zu erblicken.

Wie die Sprache der Völker in der germanischen Frühzeit ein und dieselbe war, und selbst bei später erfolgter Scheidung die getrennten Sprachen sich doch nahe genug verwandt blieben, so auch war der Mythus des hohen Nordens dem später germanischen nahe verwandt, nur daß der eine durch die Edda und andere nordische Saga's voll und reich in Schriftquellen erhalten blieb, vom urdeutschen aber nur sparsame Kunde wurde. Aber blieb nicht, nachdem die cumäische Sibylle Amalthea zweimal drei Bücher ihrer wundersamen Orakelsprüche verbrannt hatte, weil König Tarquinius Priscus zweimal den Preis, den sie erst für neun, dann für sechs Bücher gefordert, zu hoch fand, in der letzten Drei dieser Bücher, die nun doch um den gleichen hohen Preis gekauft wurden, eine Fülle sibyllinischer Weisheit erhalten, die durch Jahrhunderte, wenn nicht dem römischen Volke, doch seinen Lenkern, dem Senate, zu Gute kam?

So auch blieb uns Deutschen eine Fülle von volksthümlichen Götternamen, wie die Kunde von Gottheit- und Götterverehrung. Diese müssen theils einzeln erfaßt, theils in Gruppen zusammengestellt werden; vor Allem ist säubernde Sonderung nöthig, um einestheils nicht die Wege

jener urtheillosen deutschen Mythographen einzuschlagen, die ohne alle Prüfung ihrer Quellen gedankenlos aus alten Büchern abschreiben und sogenannte Mythologien und mythologische Handwörterbücher der deutschen, scandinavischen und slavischen Völkerschaften zusammenstoppeln, anderntheils nicht in jene Labyrinthe abzuirren, in denen die speculative Philosophie umhertaumelt, und statt sich am Ariadnefaden besonnener Forschung, die das, was sie findet, nicht beliebig mit Hülfe der Astronomie, Etymologie und anderer Logien deutet und deutelt, und mit dem Gespinnst selbsteigener Phantasie umwebt — zurecht zu finden, jenen Faden zu einem unauflöslichen Knäuel verwirrt. Solchen Leitern möchten wir nicht folgen und bedürfen ihrer nicht, denn Jakob Grimm hat sich den gerechtesten Anspruch auf den Namen eines Vaters und wissenschaftlichen Begründers einer deutschen Mythologie erworben, so daß ihm allein zu folgen genügt, und es auf dieser Bahn der Träumer und Zeichendeuter Gott lob nicht mehr bedarf. Bei dieser Nachfolge aber maßen wir uns nicht an mit fremdem Kalbe zu pflügen, mit fremden Federn uns zu schmücken, fremden Fleiß und fremde Gelehrsamkeit uns mühelos aneignen zu wollen. Grimms deutsche Mythologie auszuschreiben, wie so häufig geschieht und noch 1854 in mehreren Nummern einer sehr geachteten Zeitschrift geschah, ist keine Kunst. Gerade jenes Mannes tiefeindringende, tiefgründliche Gelehrsamkeit, besonders auf dem sprachlichen Gebiet, muß unserer Darstellung, die doch, der Aufgabe zu Folge, eine deutschvolksthümliche sein soll, fern bleiben. Dieser, der volksthümliche Standpunkt, und nicht der gelehrte, ist von jeher in unseren Bemühungen um die Stoffe, welche dieses Buch verarbeitet, von uns zu erreichen erstrebt worden, und manches von Andern noch nicht Gekannte und Mitgetheilte, was uns auf mancher

Sagenwanderung zu finden gelang, legen wir hier nieder, manches in früheren Schriften, namentlich in Vorreden zu Sagenbüchern nur flüchtig Berührte und Angedeutete ist uns nun in dieser Schrift weiter auszuführen vergönnt.

Gott, Gottheiten überhaupt. Das Wort Got als Bezeichnung eines höchsten Wesens ist ein allen deutschen Volksstämmen von jeher gemeinsames gewesen, wie auch die Schreibart sich im Laufe der Zeit ab- und umgewandelt habe. Jedenfalls stammt es aus einer Zeitenfrühe, die noch gar keine Schrift hatte. Ob es identisch zu erachten sei mit gut, das möge die Sprachforschung ermitteln und feststellen, nahe genug liegt aber diese Annahme, denn jedenfalls liegt im Gedanken an eine Gottheit der Begriff von Güte derselben näher, als der entgegengesetzte, und die vielen Epitheten in Anrufungen, Gebeten und gewöhnlicher Rede, wie guter Gott, reicher Gott, frommer Gott, lieber Gott, lieber Herre Gott, gütiger Gott u. s. w., deuten in ihrer Form, die sonach pleonastisch wäre, darauf hin. Nennt doch hie und da die Volkssprache noch immer die Hausgeisterlein Gütchen für Hütchen, das gute Volk heißen vorzugsweise die hülfreichen Zwerge und Heinzelmännlein der Sagen (das gute Volk von Plesse u. a.). Wort und Begriff Gott hat, als hohes und höchstes Wesen gedacht, keinen Artikel; der Gott, die Götter bezeichnen Gottheiten. Im Mittelhochdeutschen lautet die Form der Vielzahl auch in Bezug auf Götter nicht so, auch nicht Götzen, sondern einfach die goten. So in einem thüringischen Spiele von der heiligen Katharina, aus dem 14. Jahrhundert, darin Maxentius, der Kaiser, einen Boten entsendet, durch sein ganzes Reich die Insassen einzuladen:

daz wy den goten vnsir opher brengen.

worauf der Bote erwiedert:

gib mir here die gote seyn.
(Gieb mir Herr der Götter Segen!)

Maxentius erwiedert:

Geak dy muzen dyn alle phleyn.
(Geh', sie müssen dein alle pflegen.)

Mancherlei Gruß und Zuruf ward mit Gott in Verbindung gebracht. In Gottes Namen! Gott willkommen! Gott befohlen! Mit Gott! Grüß Gott! Gott Heil und Gut Heil! Gott helf! Gott weiß es! (Zweifel.) Weiß's Gott! (Schwur, Wahrheitbetheuerung.) Ach daß's Gott! (Verwunderung und Seufzer.) Im Mittelhochdeutschen kommt noch truhtin und trehtin (Herr) in dem Sinne, wie wir noch heute Herr Gott sagen, vor; so spricht im eben erwähnten Spiele die heilige Katharina zu ihrem Knecht Willekin:

Louf snel vn̄ balde
Daz dyn myn trehtin walde

d. h. mein Herre Gott walte Dein! (Gott mit Dir!) und später spricht der Teufel zu Maxentius:

Maxentius vil liber diner min
Ich bin din Got, und din truhtin

im gleichen Sinne.

Noch mehr Zusätze, mit dem Namen Gott verbunden, haben sich erhalten, gewiß aus früher Zeit, z. B. der alte Gott, in der Redensart: der alte Gott lebt noch, oder als Ausruf: Herr Gott von Mannheim! Herr Gott von Utrecht! Herr Gottle von Basel! letztere drei vielleicht von Salvatorbildern entnommen. So auch: er lebt wie Gott in Frankreich u. s. f.

Vor allen Beinamen Gottes tritt am bedeutsamsten der Vatername in den Vorgrund. Häufig ist noch in späteren Gebeten der Anruf: Herr Gott Vater! — Es lag dem kindlichen Bewußtsein aller Culturvölker so nahe, den Begriff des Familienhauptes auf das Wesen zu übertragen, Gott Vater, Allvater.

das sie waltend, sorgend, schirmend, aber auch gebietend, herrschend, zürnend, richtend und strafend über sich glaubten. Es war das kindliche, gehorsame, selbstverständliche Unterordnen unter den naturgemäßen, sittlichen Ursprung aller Herrschaft; ihm entsprangen bei dem hebräischen Volksstamme die Patriarchen, die Erzväter. Die Stammeshäupter herrschten, nicht die Söhne, nicht die Verwandten, noch weniger die Knechte. Auch bei Griechen und Römern trat zu den Namen mehrerer der oberen Götter der Vatername. Im Orient erhielt sich durch alle Zeiten die unbeschränkte monarchische Macht; in Rußland darf bis zur Stunde noch jeder Unterthan zu seinem Kaiser Väterchen sagen. Im Occident wurden theilweise andere Formen der Herrschaft gefunden, und besonders die Neuzeit stellte sich's zur Aufgabe, die schönen Begriffe: Landes-Vater, Landes-Mutter, Vater des Vaterlandes, die aus der Zeiten Ferne ächt und treu auf die Nachwelt gekommen sind, zur Seite zu drängen, wie sie sich auch mühte, aus Gott höchstens ein höchstes Wesen, eine Naturkraft, einen Weltgeist zu machen, uneingedenk jener Worte der Schrift: Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!

Die Wöluspa, das erste Gedicht der älteren Edda, erwähnt gleich in ihrem Beginn die Gottheit über allen Gottheiten:

Allen Edeln
Gebiet' ich Andacht,
Hohen und Niedern
Von Heimdalls Geschlecht;
Ich will Walvaters
Willen künden,
Die ältesten Sagen,
Der ich mich entsinne. (Nach Simrock.)

Und wenn es in den Strophen 22 und 23 der Wöluspa weiter lautet:

Meth trinkt Mimir
Jeden Morgen
Aus Walvaters Pfand,
Wißt ihr was das bedeutet?

Ihr gab Hervater
Halsband und Ringe,
Lieder voll Weisheit
Und spähenden Sinn:

so ist wol nicht dabei an den Vater eines Heeres zu denken, sondern es ist, wie es in der Urschrift geschrieben steht: herfadir und valfadir zu lesen, das erste (nach Grimm) vom altdeutschen heriro, das dem mittelhochdeutschen hêrre entspricht, in der Form, wie es allein von Gott gebraucht wird, als auf den Herrn und Vater aller Götter, Menschen und alles Erschaffenen bezüglich, mit einem Wort auf den Allvater.

An Göttinnen trat auch der Muttername bei Griechen, bei Römern, wie bei slavischen Volksstämmen heran; schon Tacitus bediente sich des noch heute sprachüblichen Ausdrucks: terra mater: Mutter Erde. Bei den alten Germanen scheint an dessen Statt mehr der Name Frau vorwaltend, nicht foemina oder uxor, sondern domina; so Frau Sonne, Frau Holda, Frau Berchta, Frau Venus, Frau Freke, Frau Harke u. a. Selbst der Name der Göttin Freia lautet auch Frouwa, d. i. Frau (mittelhochdeutsch und bis heute in Thüringen dialektisch erhalten vrouwe), demnach die Frau aller Frauen, die Allmutter; auch unter dem Namen Nerthus, Hertha verehrt; davon später ein Mehreres, wenn von den bestimmten Einzel-Gottheiten die Rede ist. Mutter, Frau.

Die älteste Art und Weise, Gott und Götter zu verehren, war jedenfalls der kindliche oder der scheue Aufblick, oder des Blickes Senken in schauernder Stille. Dort Hoff- Gottesverehrung.

nung, Bitte, Anrufung, Anflehen; hier Furcht, Demuth, unbedingte Unterwerfung vor dem geahneten höchsten Wesen. Dazu gesellte sich von selbst und unbewußt die Pantomime der Anbetung in mannichfacher Form, das Aufheben der Arme, das Zusammenlegen, das Ringen der Hände, das Falten der Finger, die Neigung und Senkung wie Entblößung des Hauptes, die Kniebeugung, das Knieen, die völlige Niederwerfung, und wie sonst der Mensch seinem inneren religiösen Gefühle allmälig Ausdruck zu geben lernte. Bete ist im Mittelhochdeutschen mit Bitte und Gebet identisch, die Bitte steigerte sich zum Flehen, dazu kam noch loben, preisen, danken. Ein Gebet des achten Jahrhunderts beginnt:

Thih cot lopêmês
thih truhtnan gehemês
thih êuuigan fater.

(Dich Gott wir loben,
Dich Herr wir preisen,
Dich ewigen Vater.)

Ein Lied des neunten Jahrhunderts hat die Stelle:

Pittemes den gotes trut.
(Bitten wir den Trauten Gottes — St. Petrus.)

Dies sind schon ausgebildete Formen innerer und äußerer Gottesverehrung; wie die uraltheidnischen waren, wissen wir nicht, jedenfalls urmenschlich, vielleicht selbst roh. Hierher bezüglich eine Sage aus Themar im Werrathale; dort lebte ein junger Hirte, der ohne alle Erziehung, ohne Kenntniß von Gott aufgewachsen war. Wenn er aber hüthete, und es kam ein Gewitter und blitzte und donnerte heftig, so warf er sich platt auf die Erde und rief: „Uäh! Uäh!“ Das war sein Gebet, das Niemand ihn gelehrt hatte.

Wie vor den himmlischen, so vor irdischen Herrschern

wurde die äußere Form der Anbetung, das Kniebeugen und Niederfallen, eingeführt, nicht minder das Emporheben der Hände vor Herrschern, Lehensherren und Richtern, wie die Bilderhandschriften alter Rechtsbücher zahlreich darthun. Das Christenthum brachte zu den äußeren Formen der Anbetung, die es im Heidenthum vielleicht vorfand, auch noch die Segnung durch Bekreuzen, wie die Stellung beim Gebet gen Osten, während die der Heiden nach Norden gerichtet war. Das Wort Opfer trugen die lateinischen Christen zuerst nach Germanien (offerre, Offertorium), die opfernde Handlung aber war jedenfalls bei den heidnischen Frühvölkern in Ausübung, ehe der christliche Cult den heidnischen verdrängte; blôtan soll das heidnische Wort für Begriff und Handlung der Opferdarbringung gelautet haben; sollten wir dabei, was J. Grimm verneint, blos der alten Schreibweise zu Liebe, wirklich nicht an Blut denken dürfen, obschon gewiß nicht alle Opfer blutige waren? J. Grimm führt an, daß jenes Wort in örtlichen Benennungen fortdauere, z. B. in Hessen Blotzgraben, Blotzgarten, blotzen, so viel als Geld geben, aufopfern, — dafür haben wir im Thüringischen blechen, ja sogar, bedeutsam genug, wirklich bluten, besonders in dem Sinne der Aufopferung mittelst Geld, also völlig metaphorisch gebraucht. Blotz hieß ferner nach Grimm im Hessischen ein altes Messer oder Schwert, wobei man wol an Opfermesser denken könnte, wenn nicht das letztere Wort vom mittelhochdeutschen blôz, bloß, z. B. die blanke Klinge, herzuleiten sein dürfte; es kann aber auch ebensogut das mittelhochdeutsche Wort vom althochdeutschen abstammen und der Begriff eines Opfermessers, das wahrscheinlich keine Scheide hatte, folglich bloß war, auf die nackte Dolch- oder Schwertklinge übergegangen sein.

Was unsere altgermanischen Vorfahren den Göttern opferten, wird wol mit den Opfern anderer Frühvölker in den meisten Dingen übereinstimmen, jedenfalls immer das ihnen Liebe, Vielgeltende, so daß das Opfer eine Entäußerung war und in der Darbringung ein Werth lag. Pflanzenopfer dürften (außer Früchten) nicht allzuviele vorgekommen sein, so lange ein Frühvolk kein ackerbauendes war.

Die Opfer.

Die Opfer zerfielen in Todten-, Dank- und Sühnopfer. Bei den ersteren scheinen die Mitgaben aus dem Pflanzenreiche wol die erste Stelle eingenommen zu haben. Nicht selten wurden in deutschen Grabhügeln Eicheln und Nüsse aufgefunden. In wie weit bei verstorbenen oder im Kampfe gefallenen Helden und Stammeshäuptern das Todtenopfer auch Thiere — Pferde — und selbst Menschen — Sclaven — erforderte, ist nicht festgestellt, aber mit hoher Wahrscheinlichkeit ist anzunehmen, daß Menschenopfer nur zur Sühne erzürnter Götter dargebracht wurden. Die Opfer, welche zu festlichen Zeiten geschahen, waren gewiß mehr schuldloser Art und finden später noch Erwähnung. Auf Kinderopfer im eigentlichen Germanien scheinen jene so häufigen späteren Sagen von eingemauerten Kindern in Wälle und Burgen hinzuweisen, denn häufig ist die Sage des Mittelalters nur eine Wiedergeburt der altheidnischen. Opfer der Erstgeburt, wie sie die hebräische Sage erwähnt (2. Moses Cap. 13, 2. Cap. 34, 20. 4. Moses 8, 17 ff.), mögen bei vielen Frühvölkern im Brauch gewesen sein, ob bei den alten Germanen, ist mit Bestimmtheit nicht nachweisbar. Hingegen erwähnt Tacitus ausdrücklich, daß die Deutschen dem Herakles und Mars Thiere geopfert haben, deren Fleisch indeß nicht die Götter, sondern die Opfernden selbst verspeisten. Diese Thiere waren hauptsächlich

Pferde, deren abgeschnittenes Haupt nicht mit verzehrt wurde, sondern dem Gotte geweiht blieb. Die christlichen Bekehrer eiferten mit aller Strenge gegen den Genuß des Pferdefleisches, der allgemein üblich war, und so blieb derselbe durch ganze Jahrhunderte in Deutschland ausgesetzt. Erst die Neuzeit versuchte hie und da Rückkehr zu jenem Genuß, der im Allgemeinen wohl noch lange keinen Eingang finden wird. Rinderopfer, wie die von Böcken finden Erwähnung. Eberopfer führte vorzugsweise das Julfest mit sich, und die Nordlandsmythe erwähnt ausdrücklich des goldborstigen Ebers des Gottes Freir. Franken und Alemannen sollen Frischlinge und junge Lämmer zur Osterzeit geopfert haben; von Widder-, Widderlämmer-, Böcke- und Ziegen-Opferung finden sich Spuren. Nicht alle durch besondere Veranlassung gebotene oder im Brauch befindliche Thiertödtung war geradezu Götteropfer; Zauber und Weissagung konnten jene erheischen, als Todtenmitgift konnten sie geschlachtet werden, als abschreckende Steigerung einer vollzogenen Todesstrafe erfolgen. Noch die spätere Zeit hing neben Verbrecher, welche die Todesstrafe erlitten, zum Schimpf Katzen, Hunde, Wölfe und andere unreine Thiere auf, wie es in der Mär vom Zornbraten heißt:

Wer ein bös Weib hat —
— — — — —
henk sie an ein Aestchen
und henk' dabei
zwei Wölf oder drei,
Wer sah dann ein'n Galgen
Mit böseren Balgen?
Es sei dann, daß wer den Teufel fing,
Und ihn auch dazwischen hing.

Wölfe zu henken, war bis in das 17. Jahrhundert im Frankenlande Brauch; noch 1685 wurde einer bei Onolz-

bach mit einem Schönbart, einer Perücke und in einem Röcklein von gewichster Leinwand an einem Schnellgalgen feierlich aufgehenkt.

Vom Geschlechte der Vögel mögen wol Falken, Habichte und Hähne auch geopfert worden sein; erstere vielleicht als Todtenmitgift, letztere behufs der Weissagung, da der Hahn als ein weissagendes Thier galt. Vielleicht läßt sich das bekannte grausame Spiel des Hahnenschlags auf uralte Vorzeit zurückführen.

Schwerlich hatten unsere heidnischen Vorfahren zum Gebrauch ihrer Opferungen geglättete Altäre; rohe Felsblöcke, oben abgeplattet, häufig mit eingehauenen Vertiefungen, bildeten Altar und Kessel, wie sich dergleichen auf dem Fichtelgebirge und an den Externsteinen finden. An der Disburg vor der Rhön, ein Berg, dessen Name so bedeutsam an den altheidnischen Namen der weiblichen Gottheiten, Disen, anklingt und der, so weit die urkundliche Zeit hinaufreicht, nie eine Burg trug, ruht ein solcher Block, und auf dem Gipfel steht ein riesiger Stein mit kesselartiger Vertiefung, neben welche wol eine jüngere Hand drei Löffel einmeiselte, woraus sich die Sage bildete, es hätten aus diesem Steinkessel die Beamten dreier dort an einander grenzenden Aemter zum öftern Suppe mit einander gegessen. Nicht selten mögen diese alten heidnischen Opferkessel, später auch besser ausgearbeitet, von den Heidenbekehrern in Taufkessel umgewandelt worden sein, und vielleicht giebt noch Manches davon, ohne daß es mit Gewißheit nachgewiesen werden kann, Zeugniß vom alten Heidenthum. Eine solche riesige steinerne Taufschaale liegt bei den Ruinen des Klosters Paulinzelle, eine andere dient als Brunnenkasten im Kloster Veßra; die Schwabenschüssel zu Speier hat sicher gleichen Ursprung, und das Teufels-

becken auf dem Markt zu Goslar, letzteres von Bronze, könnte wol nicht viel jüngeren Alters sein. Immer da, wo die Sage vom Heidenthum leise Ueberlieferungen fortspinnt, und dergleichen Alterthümer sich vorfinden, namentlich in Klosterresten und alten Domen, dürfen wir annehmen, daß durch lange Jahresreihen Reste des heidnischen Brauchs und Gebrauchs sich fortgepflanzt haben, hauptsächlich dann, wenn, wie bei dem Becken in Goslar, die Sage den Teufel mit ins Spiel bringt. Davon wird und muß noch öfter die Rede sein.

An die Opfer, welche den Feld- und Hausgöttern wie den Hausgeistern gebracht wurden, blieb vielfach Erinnerung in Bräuchen der späteren Zeit erhalten. Man ließ Aehren stehen, hing Kränze auf, setzte Brei an bestimmte Stellen für Hulda und Berchta, brachte gewisse Libationen nach römisch antikem Brauch, trank den Göttern und Verstorbenen Minne zu (poculum amoris), davon noch im Mittelalter der Scheidetrank der Johannes-Minne, Gertruden-Minne oder St. Johannes-Segen, wie Eduard Duller in seinem „Freund Hein" so schön singt:

Und es füllt der Wirth die Kannen. —
„Werther Gast! Ihr zieht von dannen,
Einen wüsten Weg hinaus.
Drum Johannissegen
Wahr' Euch allerwegen
Vor der Wand'rung Sturm und Graus."

Noch heute, so berichtet J. Grimm d. M. S. 55, weiht am 27. December (dem Tage Johannes des Evangelisten) zu Ottbergen, einem hildesheimischen Dorfe, der Priester einen Kelch voll Wein und reicht ihn dem versammelten Volke, nicht als Theil der Eucharistie, sondern als Johannissegen.

Den Hütchen, Heinzelmännern und ähnlichen Hausgeistern wurde an bestimmte Stellen Milch, wol auch Weck, hingestellt; wurde dies vom Gesinde vergessen, so gab es Unglück; ebenso wenn diese Milch auf irgend eine Weise verunreinigt ward. Was ist dieses anders, als ein Götteropfer? Denn die Hütchen und Heimchen verschmähten alle irdische Speise.

Heilige Haine, Tempelstätten. Wir können nach Tacitus' Zeugniß nicht von Tempeln reden, wenn wir der Orte gedenken, an denen die germanischen Frühvölker den Göttern dienten. Die Forschung hat mehrere Worte aufgefunden, welche solche Orte bezeichnen, aber unumstößlich fest steht, da die alten Uebersetzungen dieser Worte in die lateinische Sprache mannichfach von einander abweichend schwanken, noch in keiner Weise, daß eines dieser Worte geradezu einen Tempel im heutigen Sinne bedeute. Die Bekehrer übertrugen die heidnische Benennung nach ihren Begriffen. Es sind nach J. Grimm die Worte alhs (gothisch), in der Bedeutung von Tempel, Heiligthum, ala (althochdeutsch) in vielen Personen- und Ortsnamen nachklingend, davon vielleicht noch der Königspfalzort Alstätt (alahsteti) in der güldenen Aue, die an heiligen Salzquellen gelegenen beiden Allendorfe, eins in Hessen, eins bei Salzungen im Werrathale, letzteres vielleicht das aldaha einer Urkunde Heinrichs des Städtegründers von 933. Ein zweites Wort ist das althochdeutsche wih (gothisch veiha, die Wurzel unsers Wortes Weihe), ein Hain, ein geweihter Ort, den man ja kaum anders als im Walde denken kann, denn der unbewaldeten Stellen mag es im alten Germanien wol nur wenige gegeben haben. Ein drittes Wort ist (eigentlich sind es zwei) nach J. Grimm das althochdeutsche harue und paro, auch verschiedenfach, doch mit vorwaltender Bedeutung eines Walddickichts, eines

Hains, oder eines Baums übersetzt. Ob davon das altlateinische haruga und haruspex abzuleiten sei, bleibt der Sprachforschung zu bestimmen anheimgestellt.

Der Wald war der Urväter Tempel, wie er es noch heute jedem dichterischen und sinnigen Gemüthe ist. Das heilige Wipfelrauschen in tiefer Waldeinsamkeit ergreift die Seele mit ahnungsvollen Schauern; sie fühlt sich nicht allein, sie fühlt um sich das geisterhafte Wehen von etwas Unaussprechbarem, das Gefühl der Gottesgegenwart tritt ihr machtvoll nahe. Die Menschennatur ist, wie die körperliche Menschenbildung im Ganzen, ewig dieselbe. Auch der rohe Naturmensch hat Empfindung, hat Sinne, und mächtiger wirken auf ihn elementare Eindrücke ein, als auf den Zögling der Cultur. Der Wald war Tempel, die gewaltigen Stämme waren dessen Säulen, und eine spätere Zeit schuf mit frommem Sinn den Tempel zum Walde, und ließ aus den himmelanstrebenden Säulen die Verästungen der Gewölbrippen vielfach verzweigt die hohe Decke tragen.

Götterbilder waren in den Waldestempeln der eigentlichen Ur-Germanen nicht vorhanden, aber wol mochte in Mitten manches götterheiligen Haines ein Felsaltar, ein besonders alter und mächtiger Baum stehen, Schädel geopferter Thiere hingen an den Bäumen umher; der Hain war zugleich auch Malstätte, Ort der Volksversammlung und des Gerichts, und die Richter übten zugleich das Priesteramt. Bekannt wurde von den uraltheiligen Bäumen besonders einer: die Donnereiche bei Geismar in Hessen, an welche Bonifacius' Bekehrungseifer die fällende Axt legte. Als der heilige Baum fiel, und die Götter schwiegen, auf deren strafenden und rächenden Zorn das Volk gehofft hatte, fiel es ab von ihnen.

Heilige Haine und heilige Bäume waren in und über ganz Deutschland verbreitet, und der Namensnachhall der zahllosen Benennungen Heiligforst und heilige, Heiligen-Forst deutet sicherlich in das heidnische Alterthum hinauf, nicht nach den christlichen Heiligen; ebenso die Benennung Hain. Hain ist etwas ganz Besonderes, es ist nicht mit Forst, Wald, Gehölz identisch, es ist stets und überall nur ein kleiner, nicht umfangreicher Bezirk, meist an Kugelbergen, auf deren Gipfeln die spätere Zeit Burgen erbaute. Es wird wenige Burgruinen geben, in deren nächster Nähe nicht ein Hain, häufig verstümmelt vom Volke Han auch Hänchen genannt, sich findet. Auch die Ortsnamen Hainichen deuten dahin. Manche der erwähnten Burgen ragen selbst in die heidnische Frühzeit hinauf; von der Heldburg z. B. zwischen Hildburghausen und Coburg heißt ausdrücklich der älteste Theil: der Heidenbau, und auch dort ist ein Hain. Und in der Heldburg nächster Nähe erhebt sich ein runder Basaltberg mit einer uralten Burgtrümmer, die den Hainnamen geradezu und vorzugsweise trägt, sie heißt Straufhain, im Volksmund Strauchhan.

Im nördlichen Franken fand St. Amandus heilige Bäume; St. Kilian mag deren auch gefunden haben; noch überliefert eine Kilians-Eiche seinen eigenen Namen, sie steht auf erhabenem Berggipfel in dem nördlichen Vorgebirge der Rhön.

Noch immer finden sich hie und da heilige Eichen und Linden oder man kennt doch die Stätten noch, wo deren einst gestanden haben. St. Anselmus kam, wie die Sage kündet, zu der Eiche, die König Waidewut und sein Bruder Bruteno, der oberste Priester, selbst geheiligt hatten, und befahl einem Neubekehrten, die Axt an den geweihten

Baum zu legen. Dieß geschah, da sprang das Beil vom Schaft und fuhr jenem an den Kopf, daß er entseelt niedersank. Die Heiden frohlockten, aber St. Anselmus ließ den heiligen Baum niederbrennen. Von jenem Beil führt die ostpreußische Stadt Heiligenbeil noch ihren Namen und ihr Wappen. Weit berühmt war die heilige Eiche zu Romowe, unter der die Götterbilder der alten Preußen standen, sie maß 6 Ellen im Durchmesser, blieb im Sommer und Winter grün, und ihr Laubdach war so dicht, daß nicht Regen noch Schnee hindurchfiel. Eine andere heilige Eiche stand bei Wehlau, eine nahe dem frischen Haff, eine dritte bei Thorn; bei Labiau ohnweit Königsberg stand auch eine nahe dem Wasser; sie wurde später dem h. Jodocus geweiht. Sehr häufig weihten die Christenpriester die alten götterheiligen Bäume der Jungfrau Maria oder einzelnen Heiligen, und stellten oder hingen deren Bilder daran auf, daher die vielfachen wunderthätigen Gnadenbilder an Bäumen bis auf den heutigen Tag. Ein solches trug u. a. die 36 Fuß klafternde uralte Linde im Grünthal bei Meiningen, das dann Anlaß zu der im Mittelalter so berühmten Wallfahrt Grimmenthal wurde.

Spuren eigentlicher Tempel sind schwer nachweisbar. Das Heiligthum zu Romowe unter der erwähnten Eiche soll blos mit acht Ellen hohen Vorhängen umzogen gewesen sein, wodurch der Anblick der Göttergestalten dem Volke für gewöhnlich entzogen blieb. Wie das von Tacitus erwähnte Heiligthum der Erdmutter beschaffen war, in das die Priester deren Bildniß nach dem Umzug zurückführten, wissen wir nicht. Ebenso zweifelhaft bleibt die Beschaffenheit jenes Tanfana-Tempels des Tacitus, den Cäsar zerstört haben soll. Das fast verlorene Wort fanus, a,

um, hieß heilig, geheiligt, geweiht, daher brauchten die Römer wol fanum für templum, weil ein Tempel ein geheiligter Ort war, jedenfalls ist es aber besser mit Heiligthum, als mit Tempel zu übersetzen. Ob bei der Vorsylbe Tan an das altdeutsche Tan, Tann, ein Tannendickicht gedacht werden darf, steht dahin.

Hölzerne Umfriedigung solcher Götterheiligthümer mag jedenfalls der steinernen vorausgegangen sein, und eigentliche Ummauerung heiliger Stätten fällt gewiß erst in die spätere christliche Zeit. Gigantische Ringwälle von Steinen hingegen, wie sie da und dort noch in Deutschland vorkommen, z. B. der dreifache Basaltwall um den Gipfel des kleinen Gleichberges bei Römhild, unter dem sich zahlreiche Spuren eines dort seßhaft gewesenen Culturvolkes fanden, eine ähnliche Umwallung eines Berges in der Eifel und sonstige, mögen die erste Ummauerung heiliger Götterstätten vertreten haben. Wer mit eigenen Augen die erwähnten Basaltringe des Gleichbergs sieht, der überzeugt sich gewiß, daß hier kein Werk der Natur, sondern daß Wille und Kraft einer ganzen zahlreichen Bevölkerung dort thätig war, um mit Mühe und Ausdauer ein Gipfelheiligthum zu umschirmen, und ein Werk hervorzurufen, das die spätere Sage um so gewisser dem Teufel zuschrieb, als ja aller Göttercult der Frühzeit den bekehrten Völkern nur als Teufelsdienst und Teufelanbetung bezeichnet wurde.

Priester und Priesterinnen.

Wo der Opfer- und Tempelstätten eines Cults gedacht wird, ist auch seiner Priester zu gedenken, doch auch hier bleibt nur wenig zu melden vom Priesterthum der alten Germanen. Name und Bedeutung desselben schmolz zusammen mit der Wortbezeichnung eines Richters, oder nach römischem Sinne eines Tribuns, und sehr nahe liegt

es, begreiflich zu finden, daß im Alterthum der Kundige, der Weise Priester und Rechtsprecher in einer Person war. Eine Priesterkaste, wie sie bei andern Völkern des Alterthums im Morgen- und Abendlande sich, häufig sogar bis zur Theokratie, ausgebildet hatte, gab es im alten Germanien nicht; vom gallischen Druidenwesen drang wol wenig über den Rhein herüber, wie schon Cäsar bezeugte. Wir wissen nur, und dieses Wenige noch dürftig, daß die Priester den Wagen der Götter lenkten, deren Bilder hüteten, auch wol reinigten, daß sie Opfer darbrachten und vollzogen, und Recht sprachen. In den Edda-Sagen wird der Priester unter dem Namen godar bisweilen gedacht, Nominativ godi. Von der germanischen männlichen Priesterschaft wird nichts überliefert, wol aber ist von Seherinnen, Weissagerinnen (gidga, völva) die Rede, von einer Veleda, einer Aurinia (Alrune?), einer Ganna, Thiota, Jettha u. a. An den letztern Namen könnte wol auch Jecha erinnern, von der die Jechaburg bei Sondershausen den Namen trug, und aus der die Götter-Erfinder eine Göttin erschufen, deren kein urkundliches Zeugniß Erwähnung thut. Ob an eine Valheida zu glauben, deren Börner in seinen Sagen des Orlagaues aus dem Saalthale erwähnt, dürfte sehr die Frage sein, da er nur aus dem Namensklang einer Oertlichkeit seine Valheida mit der Veleda in Verbindung bringt, und wir uns nach einer Richtung hin auf dem Gebiete der Mythenforschung eben so sehr vor allzu willfähriger Leichtgläubigkeit und Selbsttäuschung, als nach der anderen hin vor Alles zersetzender Kritik, die auch hier in absoluter Gottes- und Götterläugnung sich gefällt, zu hüten haben. Wol aber macht die örtliche Sage in Saalfeld eine Frau Welle namhaft, die in einem Thurme auf der Hohenwart gewohnt

und geweissagt haben soll. Von den Dienern und Dienerinnen der Gottheiten lenkt sich naturgemäß der Blick auf letztere selbst, doch erwarten unsere Leser hier keine Mythologie. Des Ueberreichthums dieses Gebietes wurde schon oben gedacht, und später wird bei weiterer Erwähnung der Edda-Ueberlieferungen noch einmal der Götter des Nordens gedacht werden müssen. Hier haben wir nur die hervorragenden Gottheiten der deutschen Sage ins Auge zu fassen.

Bestimmte Gottheiten. Wuotan. Odin. Die höchste und oberste Gottheit der urgermanischen Volksstämme war Wuotan, dessen Name, vielfach verändert, noch lange in der Spätzeit fortklang. Es ist der Odin, Odhinn der scandinavischen Mythe; er hieß je nach der sprachlichen Wandlung der Volks-Mundarten auch Guodan, Gudan, Wode, Wude, Wute, daher von der zornigen und wilden Seite des Gottes genommen, das Wort Wuth, Wüthrich, und daher die Bezeichnungen des Wuotans-Heeres, Wudens-Heeres, wütheningen, wüthenden, wilden Heeres in vollkommen gleichbedeutendem Einklang. Wuotan ist Kriegs- und Schlachtengott, aber in anderer Weise als der römische Mars. Man thut überhaupt sehr wohl, bei der Betrachtung der scandinavischen und altgermanischen Mythengestalten die stets magere und dürftige Vergleichung derselben mit den Göttern von Hellas und Latium fallen zu lassen, denn alle Vergleiche hinken, und keine mehr als diese, und es ist nichts peinlicher, pedantischer und schulmeisterlicher, als zu sagen: Wodan ist Zeus, Tyr ist Mars, Freia ist Juno, Hulda ist Venus u. s. w. Das sind Abgeschmacktheiten früherer Zeit, die man längst überwunden glauben sollte, und die leider noch immer nicht überwunden sind. Vom Wuotan erwarteten und erflehten die germanischen Urvölker Siegverleihung und alle sonstige gute

Gaben, sie wünschten sich dieselben, und daher hieß der Gott auch selbst Wunsch, und von diesem Namen ab spielt manch Heidnischmythisches in die spätere Sage hinein. Der Wunsch wird Verwünschung, Verzauberung, Entrückung, so zur Tiefe, wie zur Ferne. Die Wünschelweiblein der Sage, die Wünschelfrauen, die Wünschelruthe mit ihrer Zauberkraft, Alles deutet dahin. Könnte nicht auch der die Zwerge und Elbe jagende wilde Wuote seinen eigenen Namen zu weiterer Verwandlung dargeliehen haben, könnte nicht aus Wut Hut — Hütchen geworden sein, aus Wunsch Wünschgen und Hünschgen? Mit letzterer Benennung läßt eine Orlagau-Sage einen Bauer aus Arnsgereuth den wilden Jäger anjauchzen und junge Bursche den ohne Kopf dem Saalufer entlang reitenden necken; der Lohn des Frevels war reicher Jagdantheil an stinkenden Moosweibelvierteln, und sonstigem scheuslichen Fleisch, das nur erst in der Sonnabend-Abendstunde weggebracht werden konnte.

Als Gott der Schlachten nahm Wuotan die gefallenen Kämpfer in seine Heerschaar auf, an deren Spitze er durch die Lüfte fuhr; in dieser einen Vorstellung ist das Heer noch ein seliges; die entgegengesetzte mag erst mit dem Christenthum entstanden sein, das Heer als eine ruhelose Schaar verdammter Geister zu denken. Zwei Wölfe und zwei Raben begleiten den Gott, erstere als Hunde, letztere als Bot- und Kundschafter, auf seinen Zügen. Doch ist Wuotan auch selbst Bote, Wanderer, Fährmann, der Sternenwagen am Himmel (große Bär) ist der seine, die Sternenstraße (Milchstraße) ist Wuotanes wec. Von ihm, wie vom Odin, trugen und tragen viele Berge und Orte ihre Namen, so Gudensberg in Hessen, in den die spätere verjüngte Sage Kaiser Karl V. mit seinem Heer sich hinein

bannen läßt. Grimm führt, d. M., eine ziemliche Zahl solcher Berg- und Ortsnamen an, wir können noch Wutha (1170 Watensberc) bei Eisenach, Gutendorf im Weimarischen, Ottinrode, jetzt Atterode, Wuntsch (Wunschütz), zwei Wüstungen im Meiningenschen, Guttenberg, Godeldorf und Godelhof, Ottendorf, Ottenhausen, und Wütschenhof im Königreich Baiern ergänzend nennen.

Wotan reitet, gleich Odin seinen Sleipnir, ein weißes Pferd, einen Schimmel; für Wodans Pferd ließ das Volk Aehren bei der Kornärnte stehen, und forderte ihn mit Reimen auf, sie zu holen, und dafür im nächsten Jahre vieles Korn zu bescheeren. Der in schwäbischen Sagen so häufig vorkommende Schimmelreiter ist Wotan, und manche der aller Orten verbreiteten Sagen von Reitern, häufig kopflosen, die den Kopf unterm Arme tragen, werden sich, wie verjüngt sie scheinen, doch auf Wotan zurückführen lassen, wie das vorhin erwähnte Scheltwort — wenn es eins sein sollte: Hünschgen auf den Gott unter dem Namen Wunsch. Als Reiter hatte Wode einen breitkrämpigen Hut auf, was nicht ohne Bedeutung ist. Möge man nun Wotan näher mit Mercur oder näher mit Jupiter zusammenstellen und vergleichen wollen, so viel ist längst erwiesen, daß er der erste und oberste Gott der alten Germanen war, abgesehen von aller Identität mit dem Odhinn der Edda, und auch abgesehen von allen Vergleichungen, die sich bis dahin verirrten, ihn mit Ulysses zu identificiren.

Frigga. Als die Gemahlin Wotans (Odins), des höchsten Gottes, wird Frigga, Frikka angenommen, die häufig mit Freia verwechselt wird, welche die Schwester des Gottes Frei ist; Friggs Cultus war weit verbreitet; in Niedersachsen hieß sie Frau Freke. Man will in ihr die Hulda erblicken. Sie ward auf einem Wagen fahrend gedacht;

Katzen zogen ihren Wagen und waren ihr heilig, vielleicht auch die Wiesel, die in Westphalen vorzugsweise Frauchen, Fräulein, Froiken heißen, anderwärts Mühmlein. Wie weit der Urväterglaube Frigga auch als Allmutter verehrte, ob und wie fern sie nach einer Richtung hin Isis, nach der andern Hertha war, darüber lassen sich keine Grenzlinien ziehen. Daß Friggs Name noch in zahlreichen Ortsnamen nachklingt, ist sicher. Ein Frecken- oder Frickenhorst liegt in Westphalen, ein Fricksleben ohnweit Magdeburg; ein Friedelshausen (im Volksmund stets Frickelshausen genannt), mit uralter Kirche und uraltem Centgericht, im Meiningenschen, ein Frickendorf und zwei Frickenhausen im bairischen Franken; das eine der letztern, urkundlich Frickinhusen, im Landgericht Obernburg, das zweite, mit einem von Sagen vielfach umklungenen See, im Landgericht Mellrichstedt; auch in Schwaben liegt ein sagenreiches Frickenhausen. Der Gürtel im Sternbild des Orion hieß im Norden Frigga's Rocken, später Maria's Rocken, wie denn auf die christliche Maria alles Liebliche, Schöne und Poetische übertragen ward, mit dem das Heidenthum seine weiblichen Götterwesen umkleidete.

Neben Wotan stellt die alte Mythe den Gott Donar, Thunar, Thorr. Er ist der Herrscher im Reich der Wolken und Lüfte, der die Keile der Blitze schleudernde, donnernde Gott. Seinen Wagen — er reitet nie, wie Wotan — ziehen Böcke. Vielen Bergen ward sein Name, der Name des Donners, beigelegt: Der Donnersberg in der Rheinpfalz, der Thunersberg in Westphalen, die Donnerkaute in Hessen, der Donnersberg bei Mannstedt im Weimarischen, der Donnershauk auf dem Thüringerwalde, und viele andere. Man dachte sich des Gottes Antlitz ernst, langbärtig, rothbärtig (die Feuerflamme des Blitzes), wenn

Donar.

er in seinen Bart blies, rollten Donner; ferner ward er gedacht, Donnerkeile schleudernd, für welche das Volk in den spätern Jahrhunderten die altheidnischen Streitwaffen der Kelten gläubig hielt, und Donnerhämmer, Donneräxte nannte, während man Belemniten (große versteinerte Echinitenstacheln) als Strahlsteine, Pfeile des Donnergottes nahm, und wohl erst spät die letzteren auch Teufelsfinger benannte. Ein Hammer war gleichsam Thorrs Attribut, wenn man so sagen darf; die Nordlandsmythe nannte diesen Miölnir, und verband mit ihm wichtige Mysterien. Es wohnte dem Hammer Thorrs eine weihende segnende Kraft bei; diese übertrug das Volk auf jene alten gefundenen metallenen und steinernen Donnerkeile (hamar bedeutet ursprünglich einen harten Stein) und bewahrte sie als schutzbringende Talismane. Sie sollten die Geburten erleichtern, wenn sie in das Bette der Wöchnerinnen gelegt wurden — der Blitz fuhr nie in ein Haus, darin ein Donnerkeil war, man schabte von ihrem Stoff ab und gab es ein gegen fallende Sucht und sonstige Krankheit. Der vom Himmel gefallene Stein mußte ja irdischer Hinfälligkeit steuern können. Der Donnerstag, Thorstag, Thurstig bewahrt des heidnischen Donnergottes Namen der Ewigkeit; hierin klingt Thorr auffallend mit dem römischen Donnergott Jupiter zusammen, da den Römern unser Donnerstag Dies Jovis hieß; auch legte das Volk dem Donnerstag besondere Heiligkeit bei. Die gelehrte Forschung bringt Thorr, wie mit Jupiter, so auch mit Zeus und Mars zusammen. Aus Zeus wird Dijovis, Tius,
Zio, Tyr. Deus, Tiu, Zio, Tyr, aus Tiu wird hinwiederum Tivisco, Tiusco, Tuisco u. s. w. ad libitum. Die Edda nennt Zio einen Sohn Odins. Er soll dem römischen Mars entsprechen, und der Dienstag, Distag nach ihm

heißen. Die Wortableitung wäre etwa einestheils der Stamm Zio, anderntheils Tyr, Tir, und Eo, Eor, Ear — Ares, Mars. Letzterer wurde nach Herodot unter dem Bilde eines alten eisernen Schwertes verehrt; Schwertträger heißt Saxnote, jener Gott der alten Absagungsformel, und so wäre jener Saxnote neben Wuotan und Thunaer etwa Zio oder Tyr, der einhändige Gott der Eddalieder, Odins und einer Riesin Sohn, wie Ares Sohn des Zeus und der gewaltigen Here.

Nicht minder wie Wuotan und Tunar stand der Gott Fro, altnordisch Freir, in hohem Ansehen; Viele mochten sogar in ihm das höchste göttliche Wesen erkennen und verehren. Er war hoher Gebieter, wie schon der Namensklang andeutet, der im spätern frone, Herr, wiederkehrt, daher Fronleichnam, des Herrn Leichnam, frohnen, fröhnen, dem Herrn oder im letztern einer Herr gewordenen Leidenschaft dienen. Anderseits blieb des Gottes Name uns im Worte froh rein erhalten. Fro ist der Gott des Frohsinns, der Freude, der Beglückende, und lieblich steht Freia's milde Erscheinung neben ihm. Ihm und ihr war, wie schon oben gesagt, der Eber geweiht. Da Freir ein gefeites Schwert trug, so könnte auch er unter dem Sahsnot oder Saxnote verstanden werden, und vielleicht mit noch mehr Sicherheit, als der unsicher festgestellte Ziu. Freirs Vater wird Niord, isl. Niördr genannt. Die Taciteïsche Nerthus, gothisch Nairdus, scheint auf ihn und seine Freia hinzudeuten; der Gott gebietet über Wind und Wellen, Regen und Sonnenschein. Streng läßt sich die Verwandtschaft nicht sondern; die sprachliche Brücke zu diesem schwer durchforschbaren Gebiet führt nicht immer an ein wirthliches Ufer. Wir können und müssen uns mit Andeutungen und Vermuthungen begnügen, da

Fro. Freir. Freia.

Niord.

wir mehr oder minder doch alle diese Götternamen nur den Ueberlieferungen der Edda danken, und der einzige Halt und Glaube, daß sie auch von den Germanen verehrt worden sind, sich in der sprachlichen Namenverwandtschaft, in alten Ortsbenennungen und in Resten heidnischer Bräuche findet.

Balder und Nanna. Ein anderer Gott, den der schönste Mythus wie ein strahlendes Gewand umfließt, ist Balder, Baldor, Baldur, Paltar. Sein Wesen und sein Reich ist der helle leuchtende Tag. J. Grimm weist nach, daß Balder auch den germanischen Namen Phol führte, und führt aus einem Merseburger Liederfunde eine Mythe an, wie Phol mit Wuotan ritt, und Phols Fohlen sich den Fuß verrenkte, den vier himmlische Göttinnen nicht wieder einzurenken vermochten, so sehr sie sich bemühten, nur Wuotan vermochte das durch seinen mächtigen Zauber. Ortsnamen deuten noch auf Phol hin, wenn wir auch Bedenken tragen müssen, Alles, was auf Pfahl oder auf Pfalz auslautet, auf Phol zu beziehen. Zu den vielen deutschen Ortsnamen, die a. a. O. mit Beziehung auf Balder und Paltar zusammengestellt sind, sei noch Pfulsborn (Pholesbrunnen, Pfolzborn 1362), Fölritz und Pöltschen auf der alten Klosterstätte Querfurth im S.-Weimarischen hinzugefügt, vielleicht wäre auch das Gehöft Polsambach, im Volksmund Polsemich, in der Nähe des Pleßberges (Polesberg?) im S.-Meiningischen Unterlande, hierher zu beziehen. Ganz in der Nähe liegt eine Wüstung des Namens Hain, im Volksmunde Haun. Ebenso die Orte Baldersheim im K. baierischen Landgericht Röttingen, und Pfohlbach im Herrschaftsgericht Miltenberg.

Forseti. Als Balders Sohn nennt die Mythe Forseti, Fosite, dem das alte Fositesland heilig war, und davon den

Namen Heleglant, Helgoland bekam. Man vermuthet in ihm einen Gott der Freundschaft und Eintracht.

In den Kreis der nordischgermanischen Götter von etwas geringerem Rang als Wuotan, Thorr und Fro tritt Heimdall, der Hüter der Himmelsbrücke (des Regenbogens), welcher Gott goldene Zähne und ein goldschopfiges Pferd hat. Auch führt er als Götter- und Himmelswächter ein mächtiges Schallhorn, das Giallarhorn, und bläst darauf, wann einst die Götterdämmerung einbricht, um die Götter zum großen Kampfe zusammenzurufen. Heimdal.

Dann Braga, der die Gabe der Dichtkunst und Wohlredenheit besitzt und verleiht, während seine Gemahlin Idunn, Idunna die Aepfel der Unsterblichkeit hütet. Braga wird der beste aller Skalden genannt, und die Poesie selbst heißt nach ihm Bragur. Man dachte diesen Gott und Sohn Odins alt und langbärtig, gleich dem Göttervater, der nach der Mythe selbst der Erfinder der Dichtkunst war. Braga und Idunna.

Oegir oder Aegir war ein Riese, keiner der höheren Götter (Asen), und gehörte mehr der Nacht- als der Lichtseite des nordischen Mythus an. Er vertrat das Element des Schauerlichen, das geheimnißvolle Grauen, wie es über den Meereswogen schwebt; so wurde er selbst zum Gotte des Meeres. Ran hieß seine Gemahlin, mit der er neun Töchter, die Wellenmädchen zeugte, die hinwiederum ebensoviele Sinnbilder elementarer Wirkungen waren. Wie weit Kunde und Verehrung Oegirs in das eigentliche Germanien gedrungen, ist nicht erweisbar. Ob auf ihn der alte Name Ecke der deutschen Heldensage zurückzuführen sei, und ob man im innern Germanien klare Begriffe vom Meere, den Beziehungen zu diesem durch die Ströme (welche wol Oegirs und der Ran Töchter heißen könnten) und Oegir u. Ran.

einen Meeresgott hatte, dürfte eher zu bezweifeln als anzunehmen sein.

Loki. Loki, verwandt vielleicht mit Logi, einem Sohne des Riesen Forniotr, war das böse Princip in der Asalehre; Logi's Brüder hießen Hlór und Kari. Loki war Feuergott, und es war nicht schwer, auf ihn alles Schlimme zu häufen und ihn völlig zum Teufel der christlichen Mythe umzustempeln. Die Asen hatten viele Noth mit ihm; er war der Vater des Wolfs Fenrir, in dem er sich verjüngte und stets neues Verderben brachte. Fenrir droht beständig den Mond zu verschlingen. Die Asen fesseln zwar den Wolf, müssen aber in der Furcht bleiben, daß er beim Beginn Ragnarökurs, der Götterdämmerung, loskommen und sie verderben würde. Dann wird, nach dem gemeinen Volksspruch, „der Teufel los sein." Loki bekämpft die Götter und geht mit ihnen unter. Neben Fenrir von der Riesin Aurboda hatte Loki mit seiner Frau Sigyn den Nori oder Nari erzeugt; außer Fenrir aber mit der erwähnten noch die große Weltschlange Jörmungandr, und eine Tochter Hel, Hela, welche die Beherrscherin Nistheims, der Unterwelt, war.

Sater. In wie weit Sater, nach dem der Satertag, der Sonnabend, genannt ward, mit dem Saturn der classischen Mythe zusammenhängt, nach welchem die Römer den letzten Tag der Woche dies Saturni nannten, und anderseits mit dem Krodo, Chrodo, jenem bekannten Harzidol, muß der tieferen Forschung überlassen bleiben; die Etymologie läßt hier so ziemlich im Stich.

Die Erde als Mutter, während der Himmel als Vater, analog dem antiken Paare Chronos und Kybele, erscheint, dürfen wir uns wohl in die germanischen Mythenkreise eintretend denken, wenn auch nicht überall deren

Verehrung als Göttin entgegenklingt. Als Odins, des Göttervaters Gemahlin heißt sie Jörde, Jertha, wie nahe liegt diesem Laute die rügische Hertha, dieser wieder die Nerthus (Nirdu), welche nach Tacitus von mehreren Völkerschaften germanischen Stammes verehrt wurde, wie nahe liegt selbst der einfache Wortlaut, der allein übrig blieb, Erde! Für den Begriff dieser Gottheit kommt auch in Westphalen die Benennung Frau Gaue vor, in den Marken Frau Gode, was sich aber auch auf Fro Wode, Gott den Herren, sprachlich zurückführen läßt. Die Heldensage hat eine Frau Erche, Hercha, Herkja, Helche, und das niedersächsische Volk erwähnt noch einer Frau Herke, die in den Marken Frau Harke heißt. Diese Harke ist ganz identisch mit Frau Hulda, die das thüringer Volk, und mit Frau Berchta (Perchta), die im Oster- und Voigtland in unzähligen Sagen lebt, und deren Spur sich bis in das baierische Hochgebirge und das österreichische Salzkammergut verfolgen läßt. Alle diese mythischen Frauen und Mütter haben gemeinsame Züge, deren hauptsächlichster der des Fahrens, Fliegens, Spinnens und Webens ist, was die Sagen tausendfach verändert immer aufs Neue zur Erscheinung bringen, daher dieser Gottheiten noch oft gedacht werden muß. Der Orts- und Personenname Herda, früher auch Hertha, ist in Deutschland noch heute gang und gäbe, ersteren führen adelige und bürgerliche Geschlechter. Ein Hof bei Ohrdruf, in dessen Nähe eine Moorwiese: „der heilige See" genannt, heißt Herda, und nahebei liegt ein Gehölz, die Harth, letzteres eine äußerst häufig wiederkehrende Benennung, bei der wir noch nicht einmal an den Harz denken wollen. Die Weiler Ober- und Unter-Herdathurm im k. baier. Herrschaftscommissariatsbezirk Tann dürften wol nach dem adeligen Geschlecht der Herren

Jertha. Hertha.

Frau Hulda.

von Herda heißen; ebenso das Herda, Freigut und Kemnate im S.-Weimarischen bei Gerstungen. Preußen hat drei Orte Namens Hertefeld und Herten in Westphalen; ein Herthen liegt in Baden, ein paar Dutzend anderer deutscher Ortsnamen beginnen mit dem Laute Hert. Man kann auch den sehr alten ritterlichen Namen Hartnied hierher beziehen, und noch vielmehr den heimischen Herd, den die germanische Erdmutter in ihrem besonderen Schutze hält, wie den römischen Herd Laren und Penaten beschirmten. Hier klingen tiefe sprachliche Verwandtschaft und ideelle Begriffe innig zusammen.

Hludana. Auf einer römischen Steinschrift, die am Niederrhein aufgefunden wurde, ist eine Dea Hludana genannt. So fremdartig und in keinen bekannten Mythenkreis gehörend dieser Name klingt, so leicht läßt er auf Hulda sich beziehen, das na ist römische Wortbeugeweise; die Römer waren in Bezug auf germanische Ursprache stets übel berathen und übel erfahren, sie modelten Alles nach ihren Begriffen, romanisirten alle Namen, und wo Begriffe für das Landübliche fehlten, stellte ein (römisches) Wort zu rechter Zeit sich ein. Es ist fast ein Verhältniß, als wenn uns ein in Paris oder London deutsch gedrucktes Buch vor die Augen kommt; man weiß nicht, ob man lachen oder weinen soll über den Unsinn wimmelnder Druckfehler. Eine anderweite Steinschrift nennt die schon oben erwähnte Tanfana oder Tannfana, und einige andere solcher Schriften die Göttin Nehalennia, über die man so wenig wie über die vorstehenden, etwas Gewisses weiß.

Wenn Tacitus vom Dienst der ägyptischen Isis berichtet, so darf das nicht wundern, nachdem er Mars, Mercur und Herkules als Gottheiten der alten Deutschen genannt. Es wurzelte dies in einer irrigen Vorstellung

des Römers und stützte sich vielleicht auf den wahrgenommenen Brauch eines Umzugs mit einem Wagen, auf dem die Erdmutter von Thieren oder Menschen durch das Land gefahren wurde, oder auf ein Schiff, das die Bewohner der Meeresküsten dem Wagen vorzogen und das, mit Rädern versehen, die Stelle eines Wagens vertrat. Solche Räderschiffe sind stets und zu allen Zeiten bei festlichen Gelegenheiten umher gefahren worden; dieser Brauch ist noch lebendig, und dem Römer war es zu verzeihen, wenn er in einem derartigen Umzug, wie seine Landsleute der Isis zu Ehren anstellten, ein deutsches Isidis navigium erblickte. Isis spielt in der deutschen Mythe kaum eine andere Rolle, als in Schikaneders Zauberflöte, wo ohne alle weitere Beziehung, ohne Zusammenhang und ohne Begründung durch den Inhalt des Stückes selbst, gesungen wird: O Isis und Osiris!

Zu den Wagen- und Schiffumzügen, welche jedenfalls zur Feier und zu Ehren einer Gottheit stattfanden, kam auch noch das Pflugziehen, und es dürften auf letzteres die mannichfaltigen Sagen von erworbenem Ländereibesitz mittelst Umpflügung eines großen Stück Landes in einem Tagewerk sich deuten lassen.

Daß aber jenes göttliche Wesen, in welchem alte Schriftsteller die Isis zu erblicken glaubten, die germanische Holda war, scheint uns unzweifelhaft zu sein, denn diese besitzt alle Eigenschaften, die jener beigelegt wurden. Das Wort hold, wie der Eigenname Hulda, blieb uns rein erhalten; Holda war eine gode, d. i. eine gute, eine Göttin — im Worte unhold, Unholden, liegt der Gegensatz ihres Wesens. Als Frau Holde, Frau Holle lebt sie fort und fort im Volksmund. „Frau Holle schüttelt ihr Federbett," rufen die Kinder in Thüringen, wenn es starke dichte Flocken schneit.

Frau Holle zerzaust faulen Spinnerinnen die Rocken und belohnet die fleißigen, sie ist demnach Schirmhüterin des Spinnens und Webens, aber entgegen diesen friedlichen häuslichen Beschäftigungen zieht sie auch in Winternächten, weil sie Wintergöttin, im Advent und in den Zwölften mit dem wüthenden Heer, die gode mit godens Heer. Sie fährt aber auch auf einem Wagen, und wie sie einerseits gut und hülfreich ist, schlägt sie gleichmäßig oft in ein schreckhaftes Wesen und in gräulichen Spuk um. Sie und die mit ihr ganz identische Berchta treten unter allen mythischen Wesen der germanischen Vorfahren am deutlichsten und ausgeprägtesten in den Vorgrund. Bis zum hohen skandinavischen Norden hinauf kannte und nannte man eine Hulda, eine Geliebte Odins, eine Hulla und Huldra. Spät nachhallend blieb ihr Name wie die Vorstellung von ihr in Deutschland unverändert erhalten. Luther erwähnt ihrer in seiner Auslegung der Episteln (Basel 1522) und nennt sie Fraw Hulde.

Ein prächtiges Bild von Hulda als Spinnefrau ist uns im „Glücksbuch" erhalten, in der Augsburger Ausgabe von 1539, Blatt VII. a in einem Holzschnitt H. Burgkmayrs. Da steht sie, ein uralt Weiblein mit mächtigem Rocken, vom frei flatternden Lockenhaar das gebeugte Haupt umwallt, in tiefer Waldeinsamkeit, vor ihr fahren Wetterstrahlen nieder, über ihr kreisen Mond und Sterne. Wie lebendig mußte im späten Mittelalter noch ihr Andenken im Volke sein, daß es einen Künstler zu so tiefsinnigem Bilde begeistern konnte! Der Text des zehnten Gesprächs oder Kapitels, von der Tugend, beginnt unter dem Bilde: Freud: Liebe schwester Frauw Hulda, liebe vernunfft, lastu mich nicht ein wenig daher paren und prangen u. s. w. Hier erscheint also Hulda als die nachdenkende, nachsinnende,

das Gewebe der Gedanken spinnende Vernunft, mit welcher durch das ganze Buch vom guten und bösen Glück Freude und Schmerz Gespräche führen. Gewiß ein bedeutsamer mythisch-allegorisirender Zug.

Mehr in schlimmer Bedeutung als in guter, doch sonst in gleicher Weise, tritt in den Gegenden, wo man Frau Hulda nicht nennt, Frau Berchta auf; nie werden beide als zwei Einzelwesen zusammen genannt. Auch Berchta ist vorzugsweise Spinnefrau, und jener alte Spruch: die Zeit ist hin, wo Bertha spann, ist nur Nachhall einer mythischen Erinnerung. Beide Wesen, Holla und Berchta, werden im Voigtland auch Werre und Welle (vgl. ob. S. 35) genannt, weil Beide, wenn ihr Unwillen erregt wird, den Flachs am Rocken verwirren. Werre ist Wirrniß, der Flußname Werra entstand schwerlich aus uisaraha, wie er urkundlich schon 933 und bis ins 13. Jahrhundert heißt, sondern vom verwirrten Lauf, aus mehreren brausenden Waldwassern zusammenströmend, mit raschem Fall, häufig überfluthend, neue Betten grabend, der angewiesenen spottend, und die Wiesen der Thalrinnen verderbend. Die Benennung wilde Werra kommt während des Laufs dieses Flusses in mehreren Distrieten vor, auch giebt es einen Wirrbach. Daher heißt auch das Wiesen, Gärten und Aeckern schädliche Thier, die Maulwurfsgrille, Gryllus Gryllotalpa, in vielen Gegenden Deutschlands Werre, Ackerwerre. Im Mittelhochdeutschen heißt werre Anstoß, Aergerniß, Zwietracht, Krieg, daher das wälsche guerre. Unser Wort Werg, das vom gerauften Flachs übrig bleibende Gewirr, enthält so recht eigentlich die Ideenverbindung des Wortes Werre mit dem Wesen der Bertha oder Hulda als Spinnefrau.

Frau Berchta, Frau Werra.

Berchta, Bertha, Perahta ist nicht stets in den Volks-

sagen als böse gedacht; sie ist auch gütig, sie ist dem Volke im Orlagau und im obern Saalthal die Heimchen-Königin (auch hier übertrug die alte Sage einen trauten Namen auf eine am heimischen Herde gern weilende Grillenart, das der wilden verderblichen Werre entgegengesetzte friedlichzirpende Heimchen, Gryllus domesticus). Die Heimchen aber sind ein Volk von Heinzelmännchen, deren wir noch oft erwähnen. Nach einer schönen Sage fuhr am Perchtenabend Frau Perchtha mit dem Volke ihrer Heimchen, die einen zerbrochenen Pflug schleppten, über den Saalstrom; der Fährmann mußte immer mehr Heimchen überholen, indeß Perchtha den Pflug wieder zurecht zimmerte und jenen mit den abgehauenen Spähnen lohnte, die sich in Gold verwandelten. Hier haben wir Schiff und Pflug, die Ackerbau und häusliche Künste des Spinnens und Webens schirmende mütterliche Göttin mit ihrem Kindervolke in einer Sage, und wer da mag, kann sie mit jener deutschen Isis zusammenstellen.

Die Nachtseite im Wesen der Frau Berchtha auffassend, schildert ein mittelhochdeutsches Gedicht sie als Stempe, Stempfe, d. h. Stampfe (Trampel), mit einer langen Nase; das ist wieder jene von Luther erwähnte Fraw Hulde mit der potznasen, und mit der Eigenschaft einer Potzimomel, welche diejenigen mit ihren plumpen schweren Füßen tritt, die nicht Alles rein aufessen. Noch heute ist Familienscherzrede: „esset rein auf, damit gutes Wetter werde!“

Der Ortsname Berchtesgaden zeigt, wie weit die Berchthenmären verbreitet waren; baierisches Hochland, Salzkammergut, Tirol und Schweiz führten in mannichfacher Beugung und Wandlung den Namen fort, und wie da und dort die wilde Berchtha begegnet, begegnet auch die milde.

Selbst der männliche Name Berchtolt, aus dem das neudeutsche Berthold geworden, hat in Berchtha's Namen Wurzel und Ursprung, und sie ist ebenso in ihrer milden Eigenschaft die lichthelle, gütige und weiße Frau, die so tausendfach in alten Schlössern und Burgtrümmern erscheinend, als Ahnfrau auftritt in mehr als hundert Schloß- und Geschlechtssagen. So tritt sie auch in altfranzösischer Sage auf, wo sie „Bertha au grand pied" heißt, das ist eben wieder jene Trampel des mittelhochdeutschen Volksliedes.

Sofern nun Berchtha oder Beratha häufig die erscheinende weiße Frau der Sagen ist, ist sie auch vorzugsweise die Erscheinung, und das Theophaniafest, der Tag der Erscheinung Christi, steht mit ihr in einem geheimnißvollen mythischen Zusammenhange, denn schon alte Schriften und Urkunden des Mittelalters bezeichnen den erwähnten Tag als den ihren. Dies begegnet in mannichfaltigster Schreibweise: althochdeutsch perahtanaht, perahtintac, Prehentag, Brechentag, Perchtag, Berchtentag, Perchtnachten (gleich Weihnachten gebildet), Perichtnachten. Die Bezeichnung Perchtnacht soll nicht, gleich andern nach der Nacht benannten Festen, die dem Tage vorhergehende Nacht bezeichnen, sondern, wie bei Weihnachten, den Tag, 6. Januar, Dreikönigstag selbst. (J. Helwig, Zeitrechnung zur Erörterung der Data in den Urkunden für Deutschland. Wien 1787 fol.)

Als Mitführerinnen des Heeres der wilden Jagd, seit man das Wuotans-Heer als Jagdheer dachte, lag es nahe, Hulda oder Berchtha als Jagdgöttinnen zu denken, und so darf es nicht verwundern, wenn alte Schriftsteller beide zu Dianen stempeln und sie mit der Herodias identificiren, Herodias.
die zur Strafe ihrer Uebelthat verdammt wurde, ruhelos in Lüften mit den Höllengeistern und dem wilden Heeres-

spuk umzufahren, wie die Sage den ewigen Juden auf Erden ruhelos wandern läßt. Die Italiener haben eine kinderschreckende Fee Befana als Nachtgespenst, die Niederländer eine Pharaildis, im Volksmund Vronelde, aus der sich wieder ziemlich ungesucht die Benennung Frau Hilde, Frau Hulde ableiten läßt. Blicken wir für die deutsche Hilde und Hulde nach Ortsnamen um, so läßt uns auch bei ihr die Topographie nicht im Stich, es begegnet die alte Hild- oder Heldburg, Hildburghausen, Römhild, Hollebórn, sämmtlich im S.-Meiningenschen; die Hildenburg an der Rhön, Hild- oder Hiltpoltstein, Hollenbrunn, Hollstadt in Baiern u. s. w. Die Milchstraße heißt im Mittelniederländischen Vroneldenstraet, Frau Hilden- oder Frau Heldenstraße. Diana hatte nach alten Nachrichten auf dem heutigen Marienberge über Würzburg einen Tempel; es ist sehr wahrscheinlich, daß in den ältesten Zeiten auf dieser herrlichen Höhe ein Hilden- oder Huldenheiligthum war, für das die in das Land kommenden römischen Bekehrer keine andere Gottheitbenennung finden konnten, als eben

Abundia. die römische Diana. Auch eine Göttin Abundia gesellt sich noch diesem Kreise, welche in Gallien verehrt worden sein soll als Dame Habonde, die ebenfalls als eine weißgekleidete Erscheinung und mütterlich gedacht wurde. Wenn nun Isis und Diana als Lichtfrauen, Jagdfrauen und Mütter in den Mythenkreis der germanischen Hulda und Berchta

Frau Venus. traten, so liegt es nahe genug, auch Frau Venus in denselben treten zu lassen, die im deutschen Mittelalter überaus häufig statt der Frau Hulda genannt wird. Der Name der römischen Liebesgöttin wurde so ganz deutsch, daß er sogar zum deutschen Familien-Eigennamen ward,*) und

---

*) Unter andern führt das Großherzoglich S. - Weimar-

nicht minder an Bergen und Gruben haften blieb. Daß der sagenreiche Hörseelenberg zwischen Gotha und Eisenach auch Frau Venusberg heißt, ist allbekannt. Ein zweiter Venusberg liegt auf dem thüringer Walde bei Reichmannsdorf, an den die Sage die Erscheinung einer weißen Frau knüpft. Auch in Schwaben, bei Lorch, im Remsthale, giebt es einen Venusberg, darauf ein Gehöft gleichen Namens, und dicht dabei ein zweites, genannt der Hollenhof. Ebenso liegt ein Hof Venusberg im schwäbischen Oberamte Waldsee, auf ziemlicher Berghöhe, und nahe dabei ist eine weitberufene heilende Quelle. Diese erinnert wieder an das Frau Hollenbad auf dem Meißnerberge in Hessen, welchen Namen eine Quelle und ein Teich führen. Frau Holle hat dort ihren Kindleinsbrunnen, und ihr Bad ist unfruchtbaren Frauen heilsam — wieder ein Zug der mütterlichen Seite der Göttin, sie ist hier — Diana = Hekate. Oft müssen wir ihrer noch gedenken. Ob nicht auf den heilkräftigen Holler (Sambucus) und den Holder (Viburnum) der Name von Frau Holle oder Holde ebenso übertragen ward, wie der des Venushaares auf das Adianthum nigrum? Heißt doch das Kraut Hydrocotile Venusnabel, ebenso das Cotyledon Umbilicus, und eine Kerbelart Venusstrahl. Kein antikheidnischer Göttername bürgerte sich so entschieden in die deutsche Sprache ein, wie jener der Venus.

Von einer deutschen Göttin Ostara suchte man den Festnamen Ostern herzuleiten, die bei den Angelsachsen Eostar hieß. Sie soll als die Göttin des Osten, die strahlende Morgenröthe gedacht worden sein, eine freudige, be- Ostara.

Eisenach'sche Staatshandbuch nicht weniger als sechs Beamte auf, die sämmtlich Venus heißen.

glückende Erscheinung. Jedenfalls feierten die alten Germanen, ehe sie vom christlichen Osterfest erfuhren, ein Frühlingsfest, mit freudigen Gebräuchen, Osterspielen, aus denen die späteren kirchlichen Osterspiele (Mysterien) hervorgingen, nicht minder das Ostermärchen, das Ostergelächter. Oster-Eier, -Fladen, -Kuchen (stuopha), Alles deutet darauf hin, und sollten die zahlreichen Ortsnamen, insonderheit die vielen Osterburgen alle erst nach dem christlichen Osterfest oder nach östlicher Lage als Ostburgen ihren Namen empfangen haben? Wir haben auf dem Harz und in der Harznähe Osterrode und Osterwieck, haben die preußische Stadt Osterburg und die badensche Osterburken, und noch eine Menge Orte, die mit Oster beginnen, der Burgen und Burgtrümmer mit gleichem Namen nicht zu gedenken.

Ziza. In Rhätien, besonders in Augsburg, wurde eine weibliche Gottheit, des Namens Cisa, Zisa, Ziza verehrt, die in alten Schriften und Gedichten Erwähnung findet. Es soll ihr Heiligthum auf einem Berg, dem Zisenberg, gestanden und Zisaris geheißen haben; vielleicht eine Erntegöttin, da ihr Fest mit dem des Erzengels Michael zusammenfiel. Ob der Vogelname Zeisig, der Familienname Zeiß, der Ortsname Zizelau in Oesterreich u. a. auf sie zu beziehen sind, steht dahin. Selbst Zeitz hätte hier den nächsten Anspruch zu machen, Zisar oder Ziesar in Preußen desgleichen, u. a. m.

Gerda, Sib, Gefion, Hel. Auch für die Asinnen Gerda, althochdeutsch Gerdr, nach der Edda die Geliebte des Gottes Frei, Sib, Sif (Siösna), Gefjon und Hel ließen sich Ortsnamen anziehen. Auf einem nicht großen Bezirke im alten Hennebergerland, schon auf fränkischem Boden, findet sich ein Gerthausen, ein Seba und ein Helba, lauter Dörfer, und eine Geba,

Berg nahe der alten Disenburg oder Disburg. Ohne ein allzugroßes und allzuernstes Gewicht auf dergleichen zu legen, denn allzugesuchte etymologische und topographische Ableitung führt leicht auf Irrpfade und wirkt dann hochkomisch, wird es immer nicht ganz unangemessen sein, auf solche Bezüge hinzuweisen, denn wir wissen noch nicht, wie wundersam tief alte Mythe und alte Namengebung einander gegenseitig durchdringen und in einander wurzeln.

Bei Hela, Hellia ist jedenfalls der Begriff und Urlaut des ungleich späteren Wortes Hölle zu suchen. Die Hel, die finstere Nachtgöttin, wurde zum hellen Scheine des lodernden strafenden Feuers; das Mittelalter sprach stets helle statt Hölle. Alte thüringische Chronikensagen nennen ausdrücklich als Fegefeuerort das Hellthal unter dem hintern Thurme des Schlosses Wartburg, wo Landgraf Friedrich der Ernste nach seines Vaters Friedrich des Freudigen Seele einen Zauberschüler forschen ließ. Diesem Hellthal blieb bis auf den heutigen Tag sein Name unentstellt und unverkümmert rein erhalten.

Weitere weibliche Götterwesen minder hohen Ranges kannte das heidnische Germanenthum ohne Zweifel noch in Menge. Frauenverehrung lag im Volkscharakter und ist urdeutsch; „durch" oder „um aller Frauen, aller Jungfrauen Ehre!" war eine vielfach wiederholte Redeform, eine Bittformel. Daher die weißen nicht nur, sondern auch die weisen Frauen, als übermenschliche Wesen Disen, Idisen geheißen. Itisburg erscheint als alter Frauenname, in der Rhön liegt ein Disbachshof, auch ein Dorf, Dittis im Volksmund geheißen, Dietges geschrieben. Von den Dispargen, über die der Streit nie enden wird, wollen wir hier ganz schweigen. Die alte Ausgangssilbe vieler weiblicher Namen, wie Alheidis, Bilhildis, Brunhildis, Gertru- Disen, Idisen.

dis, Luitcardis, Mechtildis, Adelgundis und andere, dürfte wol auch nicht ganz ohne hierher bezügliche Bedeutung sein.

Nornen. Wie tief die nordischen Nornen der Edda, Urdr, Verdandi, Skuld, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, in die germanische Mythe eindrangen, ist nicht nachzuweisen; sie wurden wol in ihr nur zu Alrunen, Alraunen, und allenfalls zu jenen Fatis, Feen, die auch wieder als weiße oder schwarze Frauen erschienen und mit der Hulda zusammenfielen. In schwäbischen Sagen kommen sie als Nachtfräulein, Nonnen (nicht etwa Nornen), aber mit der Spindel versehen, häufiger als in thüringischen in der Dreizahl vor, die unerläßlich ist, wenn ein Bezug auf die nordischen Nornen und antiken Parzen genommen werden soll, und die Feensage wurde hinwiederum in Frankreich mehr ausgebildet als in Deutschland. Die Schildjungfrauen der

Walküren. Nordlandsmythen, die Walküren, Todtenwählerinnen — von val, Niederlage der Leichen auf dem Schlachtfeld, daher Walstatt und nicht Wahlstatt, Valhalla — die Halle der in der Schlacht Gefallenen — von welchen Jungfrauen einige Hildr, Gunar und Trudr heißen, deuten zum Theil durch ihre Namen von selbst wieder auf die germanische Hilde, auf eine Gode — denn Gunar kann auch gudr heißen — und eine truhtin, eine Traute, Liebe, hin. Gleich der Hulda und Perchta haben sie die Gabe, durch die Luft zu schweben und zu fliegen, ebenso können sie schwimmen und Schwanengestalt annehmen. So werden sie zu den Schwanenjungfrauen der deutschen Sagen, deren in der Regel stets drei sind. Sie sind nun in solcher Verwandlung Wasserfeinen, Wasserminnen, Wünschelweiblein, Nixen. Wer ihre wunsch- und zauberkraftbegabten abgelegten Schwanringe, Schleier oder Hemden ergriff, bekam die Wasserholden in seine Gewalt, die sich aber häufig genug als Unholden

zeigten und die von ihren Reizen Bethörten in die feuchte Fluth und statt in ihre liebeheiße, in die kühle Wellenumarmung lockten und hinabzogen. Daher schlug schon ziemlich früh der holde Wortlaut truhtin, truhte in schlimmen Sinn um, und es wurden aus den Trautchen: Truten, Druden, Hexen. Ob der Name Truthina irgend vorgekommen, oder ein erfundener sei (das Buch die Vorzeit, 1. Bd. Erfurt 1817, tischt diesen Namen in einer Reihe gemachter Sagen auf), bleibe dahingestellt; mit Waldina scheint es gleicherweise beschaffen zu sein, daß Jemand ihn ersann (die Jäger nennen gern Dachshunde so).

Weit eher mag Frau Minne gelten, die nahe verwandt ist mit Frau Aventiure, sei es als allgemeine, oder als Wald-, als Fluß-, als Meerminne; doch scheint sie mehr allegorisch und dichterisch, als persönlich gedacht, wie auch Frau Saelde (Heil). In obigen Kreis gehören die „seligen Fräulein" einer tiroler Sage aus dem Oetzthal, und die Nachtfräulein, die mit der in den Kiffhäuser gebannten Prinzessin durch die Lüfte reiten, auf weißen Rossen und in weißen Kleidern, und andere, die sich allmälig zu jenen Wesen abstufen, die mehr in das Gebiet der eigentlichen Volkssage einschlagen, ja dieses recht hell und poetisch schön beleben, als in das der Göttersage, obschon es nicht schwer fällt, in der letzteren den Ursprung aller dieser immer mythisch bleibenden Wesen aufzufinden und abzuleiten. Es sind die Elbinnen, die kleinen zwerghaften Wasserfrauen, mit einem Wort die Dämonen der germanischen Mythenwelt, zu denen alles Volk der Elben und Alpe, der Wichte und Wichtlein, der Heinzchen, Heinchen und Heimchen, Heinzel- und Hinzelmänner, Gütchen und Hütchen, Schratte, Kielkröpfe und Wechselbälge, Kobolde und Tückebolde, Moosmännlein und Weiblein, Holzweibel und Seemunmeln,

Frau Minne.

Dämonen.

Witzen und Pilbzen, Kornschnitter und Kornmütter gehören. Nicht minder die Nissen, Nichus und Necken der Fischer, die Klabautermänner der Schiffersagen u. s. w.; ihre Schaar ist so unübersehbar, daß wir sie zu den Mittheilungen über die Volkssagen verweisen, sammt allen Zwergen und Querksen und ähnlichen Sippen.

Riesen. Nur der Riesen und gewaltigen Berggeister der deutschen Sagenwelt sei gleich hier gedacht, nicht jener Riesen der Eddalieder, der Jetten oder Jöten, sondern der in deutschen Gebirgen hausenden. Zu ihnen gehört der Rübezahl der Sudeten, mit proteïscher Natur begabt, halb boshafter, halb gutmüthiger Kobold, König Watzmann über Berchtesgaden, die Riesen und wilden Frauen des Untersberges, die Riesen Einheer, Heimb oder Heimo und Erkinger in Schwaben, die Heunen mit ihren Säulen auf dem Odenwald, der Riese mit dem goldenen Pantoffel bei Pößneck, die Riesen des Schwarzathales, die der Harzwaldsagen, die Hünen Westphalens mit all ihren Hünen-Betten, -Gräbern, -Burgen, -Kellern und -Steinen, die Riesen im Elsaß und endlich der grimme Dürst auf dem Pilatusberge in der Schweiz mit seinem Polsterli, der wilden Jagd- und Nachtfrau. Riesentöchter werden von der Sage oft erwähnt. Nicht selten sind die Sagen von Riesen, die in Stundenferne von einander sich Hämmer und Aexte zuwerfen, theils zum Gebrauch, theils zur Kurzweil, oder in gleiche Ferne hinaus Kegelkugeln von ungeheurer Größe schieben. Riesenfinger nennt die Sage hochragende Thürme, so den Fuchsthurm bei Jena, Riesenlöffel alte steinerne Monstranznischen auf dem Felde, so einer unterm Aarenberg nahe bei Arnstadt.

Teufel. Häufigst geht die Riesensage in die Teufelssage über, die letzte Wandlung des Mythus, und der Teufel verrichtet,

was die Riesen thaten und wozu übernatürliche Riesenkraft gehört; er schleudert Steine, schleppt Säulen über Land und Meer, selbst Sand, davon ein wenig aus dem Sack fällt und gleich eine Düne bildet; er baut Burgen, Mauern, Mühlen, Wehre und Dämme und ist mehr denn irgend Jemand zu harter Frone verdammt und arg geplagt. In allen Sagenkreisen ist der Teufel lebendig, wird oft betrogen, ist häufig ein dummer, häufig ein armer Teufel, muß Haare, Hörner und Klauen lassen, ja in einer von uns zuerst bekannt gemachten fränkischen Sage schneidet sogar ein Schneiderlein ihm mit der Scheere den Schwanz ab. So wird das schlimme und böse Princip, der grimme Löwe, der ärgste Feind der Menschheit, wie er aus der hebräischen in die christliche Mythe überging, zum humoristischen Träger mancher Sage, und dadurch selbst so überaus erträglich und großentheils von dem ihm anhaftenden Grauen entkleidet; so belebt er nicht nur die Sagen-, sondern auch die Märchen- und Fabelwelt, ist überall heimisch, kommt überall zum Vorschein, ist allenthalben los.

Einige durch Bücher überlieferte Namen vielleicht nur angeblicher deutscher Gottheiten hat die gelehrte Forschung theils beseitigt, theils ignorirt sie dieselben mit Absicht. Letzteres scheint uns nicht ganz wohlgethan. Wir dürfen nur bei Erwähnung solcher sogenannten „Götzen“ nicht gleich an eine plumpe Idolatrie unserer heidnischen Vorfahren denken, an ein Anbeten der überkommenen Bilder, und müssen von ihnen abscheiden, was offenbar als Rest des Römerthums erscheint. Des Krodo und seines bekannten Bildes auf der Harzburg wurde schon oben gedacht. Der zu Goslar noch vorhandene eherne Altar, auf dem dies häufig beschriebene Bild gestanden haben soll, gehört aber schon einer frühen Kunstperiode christlicher

Zweifelhafte Gottheiten.

Krodo.

Zeit an. Der Gott mag als Sater wohl Verehrung genossen haben, das Idol aber würde sich, wäre es noch vorhanden, jedenfalls als zu jung für das Heidenthum ausweisen, als viel zu sehr gekünstelt.

Stuffo. Stuffo, auch auf dem Harz, von dem noch der aussichtreiche Stuffenberg (Stubenberg) bei Gernrode den Namen tragen soll, wird nur von späteren Schriftstellern erwähnt. Bonifacius soll, nach Zerstörung der Donner-Eiche bei Geismar, aus Hessen nach dem Harz gezogen sein, wo auf dem Stuffenberge ein Orakelbild dieses Gottes gestanden habe. Der Heidenbekehrer habe dieß Bild zerstört, die Erde habe sich gespalten, und der Gott sei unter Dampf und Flammen in die entstandene Oeffnung hinabgefahren, die fortan das Stuffenloch benannt worden sei. Eines Orakelgottes Stuffo gedenken friesländische Sagen. Zu bemerken ist, daß es der Stuffoberge zwei giebt, an denen die gleiche Sage haftet; der eine ist der schon erwähnte am Nordrand des Harzes bei Gernrode, der andere liegt zwischen Eschwege und Heiligenstadt, und heißt jetzt Sankt Gehülfenberg. Der letztere liegt mithin Geismar ziemlich nahe, und ist noch immer ein sehr besuchter Wallfahrtort.

Beim Städtchen Hardegsen ohnweit Göttingen soll die Fortuna verehrt, und ihr Dienst von Bonifacius aufgehoben worden sein. An eine römische Fortuna ist nun wol ohnehin hier in keiner Weise zu denken, aber kann nicht irgend doch eine glück- und heilbringende Gottheit dort ein Heiligthum gehabt haben? Kann nicht Frau Freia, Frau Holda auch dort geehrt worden sein, zumal ihr Berg, der sagenreiche Meißner, nicht ferne?

So mißlich es um die eigentliche Fortuna steht, eben so mißlich steht es auch mit der angeblichen Astaroth

und (phönicischen oder assyrischen) Astarte, die nur allen- falls mit der Ostara zusammenklingen könnte, und so wollen wir auch für Jecha und Lara so wenig eine Lanze brechen, als für den alten weltbekannten Püsterich, über den so viele Tinte nutzlos verschrieben worden ist. Der Püsterich könnte, wäre er ein Götzenbild, nur ein slavisches sein, da die Slaven dergleichen Bilder aufstellten, ein germanisches war er auf keinen Fall. Es dürfte von gleich großem Ungeschmack zeugen, in diesem Werke sehr früher Erzgießekunst einen Gott, oder aber, wie Andere gethan, eine Branntweinsblase zu erblicken. Als Kunstalterthum aus der ältesten Zeit verdient das seltsame Geräth alle Beachtung.

Astarte.

Anders und wichtiger mag es sich immerhin mit dem Bil verhalten. Sein Name klingt aus so vielen Orten entgegen, daß er keine aus der Luft gegriffene Wesenheit sein kann. Ob er mit Balder zu vermengen, wohin Jac. Grimms Bealdor (d. M. 202) oder mit Phol, wohin (d. M. 208) das keltische Beal, Beul, Bel, Belenus — der slavische Licht- und Feuergott Belbog leiten könnte, ist noch die Frage. Oertliche Namen, die auf ihn zu beziehen, knüpfen sich allerdings meist an Höhen, doch Jac. Grimm sagt ausdrücklich in der Anmerkung zu S. 209 über Phol: den namen des harzischen götzen Biel (da Bielstein auf bilstein, beilstein führt) mag ich nicht heranziehen. Weshalb sollten alle Orte, die mit Bil oder Biel beginnen, mit dem Beile Namens-Zusammenhang haben? Der Harzwald hat eine Bielshöhe, hat den Bielstein bei Alfeld (es gab ein Grafengeschlecht, das sich nach ihm nannte), und seine bekannte Bielshöhle. Unwillkürlich mag Bielefeld an den Biel erinnern; ein Bielstätt liegt im Weimarischen; im Rhöngebirg liegt ein Gehöft Bilstein, ein

Bil.

schroffer Abhang des Gebaberges ohnweit Meiningen heißt ebenso, und Bil-, fälschlich auch Bildstein eine unmittelbar über dieser Stadt sich steil aufgipfelnde felsige Höhe. Das S.-Meiningensche Dorf Belrieth (um 933 Bilirioth, und 1330 castrum Bylrith) deutet auch dahin. Ein Schloß Bilstein im Würzburgischen ward im Bauernkriege zerstört. Eine Bils-Eiche steht bei Albertshofen im Forst, ohnweit Kitzingen in Franken, und die Sage geht, dort sei ein heidnischer Opferplatz gewesen.

Genau wissen wir nicht, wie weit keltischer Cult sich mit germanischem mischte, und so muß es unbenommen bleiben, im germanischen Bil einen geistigen Zusammenhang mit dem keltischen Beal mindestens zu ahnen.

Lollus. Die Mainuferbewohner um Schweinfurt sollen einen Gott Lollus verehrt haben; dessen Erzbild — ziemlich ähnlich dem eines römischen Vertumnus geschildert — habe das Volk Aehren und Trauben geopfert. Noch heiße ein Landstrich dort herum das Löhle (Löhlein), nach dem Gotte, dessen Bild die Bekehrer in den Main gestürzt hätten. Das ist nun freilich ein ganz irriger spät ersonnener Bezug, denn Loh und Löhlein heißen viele Waldstriche, weil lô, lôch mittelhochdeutsch Busch, lôchelin, Löhlein, Büschchen heißt; man braucht da noch gar nicht an die Eichenlohe zu denken, die ihre Wurzel im gleichen Worte hat. Anders aber verhält es sich mit dem noch in Franken gänge und gebe Schimpfwort Loll, eigentlich ein Laie, aber hier in der Bedeutung von dumm und unwissend, in Südbaiern noch üblich auch als Lalli, weiblich Lulln. (Ob die Lalenburger nicht auch dahin weisen?) Ein solches Lollbild stand, dem Orte sogar Namen gebend, in Groß-Lellenfeld (Bisthum Eichstädt) an einer Kirchhofmauer. Das Schweinfurter, wie das Lellenfelder Götzenbildniß

soll mit dem Daumen und Zeigefinger die Zunge gehalten haben. War es vielleicht ein Harpokrates? Schwerlich!

So lebt an sogenannte Götzen und Götzenbilder noch manche Erinnerung. Am hohen Wartthum der alten thüringischen Freiburg an der Unstrut zeigt sich ein verstümmeltes Steingebilde, das viele für einen Götzen ausgeben; gleiche Bewandtniß hat es mit dem am Nicolaithorthurm zu Eisenach, das man für das Bild Ludwigs des Bärtigen ausgiebt; andere haben ein Götzenbild darin erblicken wollen. In der Nähe von Weißenburg im bairischen Nordgau wird viel erzählt von einem auf einer nahen Berghöhe gestanden habenden Götzenbilde, Namens Metzlibeg, soll heißen Miphlezeth, d. i. die phönizische Aschera oder Astarte, dem örtlicher Weiberglaube phallische Natur beigemessen haben soll. Endlich wird auch eines Gottes Hesus gedacht, welcher Kriegsgott der Gallier war. Schwerlich stammen von ihm die Hessen her, deren Namensableitung: Chatten — Hatten : Hetten — Hessen, längst die Professorenweisheit feststellte. Vielleicht ist der Hesselberg im Anspachischen auf ihn zu beziehen.

So wäre der mythische Kreis durchwandert, doch dürfen wir noch lange nicht aus seinen gefeiten Grenzen scheiden. Zogen wir die Götter in Betracht, so müssen wir auch ihre Verehrung kennen lernen, die sich für die Nachwelt ungleich weniger in Ueberlieferungen der Opfergebräuche kund gab, als in Erinnerungen an die Feste des Jahreskreises, da an diesen gerade so mancher Nachhall im deutschen Volke lebendig blieb. Es ist die Betrachtung der Jahreszeitenfeste unserer altgermanischen Vorfahren ein Gegenstand, über den sich außerordentlich weitläuftig werden ließe; wir müssen indeß uns auch hier auf Andeutung des Nothwendigsten beschränken, wie ja auch durch beschränkte

Ansichten und Verordnungen fast allenthalben die alten Volksbräuche so beschränkt wurden, daß man bald von ihnen nur noch schreiben und lesen, aber im Leben nichts mehr von ihnen wird gewahren können. Denn wo rollen noch brennende Julräder? Wo lodern noch Oster- und Johannisfeuer? Wo ziehen noch fröhliche Kinderschaaren am Maibeginn zu festlichem Sommergewinnen aus mit Sang und Klang? Die Orte werden zu zählen sein, wo das geschieht.

Fassen wir nun Tag- und Jahreszeitfeiern der heidnischen Vorfahren näher ins Auge.

Nacht und Morgen. Es ist eine alte dichterische Vorstellung der Völker, daß die Nacht den Tag gebiert, daß er aus ihrem Schooße tritt, aus ihren Schleiern, den Morgennebeln, der frühen Dämmerung. Auch der Norden hatte, gleich dem classischen Alterthume, dem „in stiller Majestät Helios den goldnen Wagen lenkte", die Vorstellung, daß Tag und Nacht fuhren, daß vor ihre Wagen ein Pferd gespannt war. Ausritt der Tag auf dem Roß Skinfaxi mit der leuchtenden Mähne. Der Tag hieß „lieb", „heilig", die Nacht, auch Frau Nacht, wurde „edel" und ebenfalls „heilig" genannt, wobei noch nicht an christliches Heil und die christliche „heilige Nacht" zu denken ist. Die Sonne selbst ist ein Rad, deß feurigen Umschwung Jahresfeste versinnbildeten, ja sogar bildete dieses Rad ein Backwerk nach; das Krodobild, mochte es altheidnisch sein, oder späterer Zeit angehören, hielt ein Rad in der Hand. Die Sonne wurde gedacht als eine Frau, die den Himmel täglich überwanderte, sie erwachte, erhob sich, begann den Lauf; sie stand im Mittag, wie in der Sommermitte, ruhte gleichsam, ging weiter, wurde wegmüde, neigte sich zum Niedergange, begann zu sinken, suchte ihr Bettlein, ihr Kämmerlein; sie geht zu Rüste, zu Gnaden (Gnade im Sinne

von Herablassung, Ruhe — im höfischen geruhen noch trefflich ausgedrückt und der Sprache erhalten), um dann um so herrlicher wieder mit dem anbrechenden Tage hervorzugehen. Reiche poetische Bilderfülle verklärte in der Frühzeit, und auch in der deutschnordischen die einfachen Begriffe des Tagesanbruchs und des Sonnenaufgangs. Die Schauer der heiligen Frühe weckten ein Tönen, wie Memnonsklang im Morgenstrahl, die Natur erbebte gleichsam, der Tag brach an, wie die Nacht einbrach, die lächelnde Morgenröthe, der „Tagerod" (althochdeutsch) erschien, und wie uns noch heute der Personenname „Morgenroth" begegnet, so hatte die alte Zeit auch schon den Personennamen Dagharot und Tagaroth, die urkundlich eben so vorkommen, wie Abendroth, früher Apantrôd und Abentrôt. Nach der Abendröthe kam die „sinkende Nacht" — wie man noch heute sagt: aufbleiben, ausbleiben, schwärmen bis „in die sinkende Nacht", und wie man die Nacht einbrechend, einfallend, überfallend, gleich einem Dieb und Räuber, bezeichnete, so auch charakterisirte man sie, jenen Ausdrücken „stille, liebe, heilige Nacht" strict entgegengesetzt, als feindlich, selbst dämonisch, durch das Sprichwort: die Nacht ist keines Menschen Freund. Dennoch feierte das nordische Alterthum mehr Nacht- als Tagesfeste, und namentlich die Jahresfeierlichkeiten, auf die wir sogleich zu sprechen kommen, wurden mehr in den Nächten, als an den Tagen begangen.

Der Gang der Jahreszeiten konnte den alten Germanen sich noch nicht so kalendermäßig sondern, wie uns; gleich Tag und Nacht, wechselten ihnen stets nur Sommer und Winter; der morgenliche Lenz, der abendliche Herbst waren kurz, wie vor Sonnenaufgang und nach Sonnenuntergang die Dämmerung, doch stellten sich allmählich, wie schon Jahreszeiten.

Tacitus berichtet, drei Jahreszeiten fest, Winter, Frühling und Sommer. Der Herbst fehlte — aus naturgemäßen Gründen — es fehlte die Aernte der Baumfrüchte, der zweite Nachwuchs des Grases da, wo der Winter frühzeitig sich einstellte und gewiß rauher und kälter war, als jetzt. Daher zählte man im Norden lieber nach Wintern, als nach Sommern, dachte sich den Sommer mit dem Winter in stetem Streit, sich wechselseitig mit Krieg überziehend und überwindend, und schilderte das, wie auch des Lenzes, insonderheit des Maien Sieg und Lieblichkeit, später in unerschöpflichen schönen Bildern, die ihren Gipfelpunkt in den Liedern der Minnesinger fanden. Die Eindrücke, welche die Menschen von den Jahreszeiten empfingen, lenkten naturgemäß dahin, ihnen Feste zu weihen, zu begehen, ihr Nahen, ihre Kämpfe und Siege symbolisch zu feiern, sich einestheils für die gütige, segnende Kraft der Natur dankbar zu erzeigen, anderntheils ihr, wenn sie erstorben schien, wieder entgegenzuhoffen, und von jenen Naturkräften, die dem frühen Völkerleben als riesige und übermächtige Göttergewalten erschienen, neue Gnade, neuen Segen zu erflehen, ja durch dargebrachte Opfer diesen gleichsam zu bedingen und zu erzwingen. Gerade die Kunden, die uns von den Jahresfesten der altheidnischen Vorfahren überkommen sind, und deren vielfacher Nachhall in Volks- und Kinderfesten bis in die jüngste Zeit, bestätigen, was wir am Eingange dieser Betrachtungen aussprachen, daß Elementendienst, Elementarcult der älteste Götterdienst im germanischen Heidenthum war.

Das Jahr begann den meisten Frühvölkern mit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, mit ihr erwachten die Blumen, kamen die Störche, zogen die Kraniche, die wilden Gänse, schlugen alle Knospen zu Laub und Blüthen

auch, es war die schöne Primzeit des Jahres, dauernd von der Tag- und Nachtgleiche bis zum Ende des Mai, bis auch die Schwalben kamen und vollblühend der Sommer gefunden ward.

Zahllose Bräuche deuten auf der Frühlingsboten festlichen Empfang; gab es eine Göttin Ostara, so blieb im christlichen Osterfest deren Name erhalten, aber ihr Wesen ist mehr allegorisch als wirklich, mehr vermuthet und angenommen, als sicher und gewiß. Die Freudensprünge und Freudentänze, welche die Lenzeswiederkehr hervorrief, theilte nach dem Volksglauben, auch dem späteren christlichen, selbst die Sonne. Sie hüpft am Ostermorgen, in dessen vorhergehender Nacht alles Wasser geweiht ist, dreimal lustig empor. Wandelnde Jungfrauen zeigen sich in Osternächten sichtbar im reinen weißen Kleid. Der Mummenschanz unserer Fastnacht stammt ganz sicher aus dem Heidenthum, von dessen festlichen, vielleicht etwas orgiastischen Umzügen her, die mit der Hexenfahrt in der Walpurgisnacht ihren späteren Abschluß fanden. Aus dem Nachhall und aus den Gebilden und Festbräuchen, die noch haften blieben im Volksleben, aber mehr und mehr verschwinden, können und dürfen wir auf das Alte, früher Dagewesene schließen. Selbst Lieder, und wären es Kinderlieder, tönen noch der Frühzeit Brauch und Sitte nach. In mitteldeutschen und slavischen Ländern fand die Sitte des Todaustragens statt, unter Absingung von mancherlei Reimversen, unter Herumtragen von allerhand Bildern oder Gebilden, als Strohpuppen u. dgl. Es ist der Tod der Natur, der hier als dem Sommer weichend dargestellt wird, und der weichen muß, wenn er nicht will. Bis zum Umgang mit einem Sarge, in dem die Puppe lag, steigerte sich die Sitte des Todaustragens in der Gegend um Nürnberg; den

Feste.

Frühlings- u. Sommerfeste.

Kindern genügte als Bild des Todes ein grüner Zweig oder ein dürrer Stecken, auf dem ein Apfel, wol auch ein zum Todtenkopf ausgeschnittener und ausgehöhlter Kürbis stak. Nannte man diese Ceremonien in Meißen, im Voigtlande, in den Lausitzen und in Schlesien das Todaustreiben, so hieß es in Thüringen Sommergewinnen. Es wurde vornehmlich zu Eisenach am Todtensonntag (Lätare, stets der dritte Sonntag vor Ostern) begangen und ist noch nicht ganz abgekommen, und zwar in der Georgenvorstadt. Man trug sich mit grünen Tannenzweigen, versammelte sich zu Schmäußen, hielt offenen Markt, verkaufte bunte ausgeblasene Eier und bildete seltsame Vögel, Kukuke, von jeher Frühlingsverkünder, aus Binsenmark und vergoldetem bunten Federwerke, die dann an die Zimmerdecken schwebend aufgehangen wurden. Ein Strohmann wurde unter Liederstrophen herumgetragen und dann in das Wasser geworfen, und vom Mädelsteine herab ward ein brennendes Rad gerollt, das Sonnenbild, das nun wieder Kraft zu neuem Laufe gewann. Weit verzweigt war dieses symbolische Naturfest. Auf der Rhön und im Spessartwalde und von da zum Odenwalde hinüber über die Ufer des Mains bis zu jenen des Neckar herrschte dieser Festbrauch unter verschiedenen Formen, häufig mit jener der Laubeinkleidung. Dabei Errichtung hoher geschälter Tannen, Maibäume, Maien, nicht mit den an Himmelfahrt und Pfingsten vor Häuser, Kirchen und auf Brunnenstöcke gepflanzten frischgrünen Birken zu verwechseln, die auch Maien heißen, und um die Tannen hoch oben ein Rad, geschmückt mit Bändern und Kletterpreisen. Wieder spielt da das Rad seine Rolle. Jetzt ist diese letztere Sitte, mindestens in Thüringen, auf die Kirmsen verwiesen, die man den Landmann meist im Herbst feiern läßt, es giebt aber Dörfer genug, die ihre

Kirmsen im Frühling haben, die ihnen wegzunehmen, der da und dort übergroßen Bevormundung des Volkes noch nicht überall gelang. Auch werden trotz aller Verbote Birken dennoch geholt.*) Jenes uralte deutsche Backwerk: die Bretzel, ist nichts als eine Darstellung des Sonnenrades mit seinen Speichen; sie erscheint noch heute als großer Kuchen an Geburts-, Namens- und sonstigen Festtagen in vielen Ländern Deutschlands, und allgemein tritt sie als sogenannte Fastenbretzel vom Fastnachttage an bis Ostern, der alten Frühlingsfeierzeit, auf.

Zahllose Sagen und eine Fülle von Aberglauben deuten noch nach der heidnischen Frühlingsfeier hin, die sich in mannichfachen Verhüllungen gefiel; der Mummereien zur Tag- und Nachtgleiche wurde schon gedacht, die Blocksbergfahrten hatten gleichen Charakter, lange ehe die Welt von Hexen träumte; es war eine Nachtfeier bei lodernden Feuern auf den Höhen, und der lichte Tag sah da und dort wieder andere Freuden. Dahin gehört — gegenüber den winterlichen Strohpuppen, die der Vernichtung preisgegeben wurden, — die Laubeinkleidung. Auf dem Odenwalde bekämpften sich Sommer und Winter in solcher entsprechenden Verhüllung, der Winter in Stroh, der Sommer in Moos oder Epheu, am Lätare- oder auch am ersten März- Laubeinkleidung.

*) Selbst den Christbaum, dies uralte liebliche deutsche Symbol, sucht die staatsökonomische Kargheit dem Volke möglichst zu verkümmern; es dürfen an vielen Orten keine Bäumchen mehr geholt, sondern nur Zweige in eine Stange gesteckt werden, was geradezu bornirt ist, denn der junge Tannen- oder Fichtenstock, in den man nun die Zweige einbohrt, was war er denn? Doch wol auch ein Bäumchen, und keine Latte. Man regele das Abgeben der Christbäumchen aus den Forsten, aber man verbiete es nicht geradezu.

sonntage, den man dort den Sommertag nennt; der Winter muß unterliegen, und Lieder der Jugend, auch der Erwachsenen, feiern den Sieg des Sommers.

In Thüringen ist vielleicht heute noch an einigen Orten die Laubeinkleidung erhalten. Im Orte Groß-Vargula, bekannt durch die Sage, daß Karl der Große in ihm erzeugt worden sei, und durch jene, daß Bonifacius, der Apostel der thüringischen Heiden, dort die erste Kapelle erbaut habe, herrscht die Sitte, daß ein Bursche ganz in Laub von Pappeln eingebunden und bekränzt wird; auch der Kranz mahnt an das Sonnenrad, wie jener riesige Kranz auf der Burg Queste am Harz — Queste selbst heißt Kranz. Jener heißt nun der Graskönig und wird auf ein Pferd gehoben, Reiter im Putz mit weißen Stäben begleiten ihn, die Musik folgt ebenfalls beritten, und nun erfolgt ein Gaben heischender Umzug. Dann geht es hinauf zum Sonnenberge, zu den sieben Linden, dort wird das Laubgewand zum Auseinanderfallen aufgeschnitten, und Alles sucht solch einen Zweig zu erhaschen; dann auf ein Feld gesteckt, bringt er Segen und fröhliches Wachsthum. Auch in einigen erfurtischen Dörfern herrscht gleicher Brauch. Die katholische Palmenweihe hat ohne Zweifel gleich uralten Ursprung, war ein germanisch christliches Zugeständniß der nachsichtigen Mutter Kirche. Häufig begegnet der also eingemummte Graskönig anderorts unter dem Namen Maigraf, Sommergraf, Blumengraf.

Im thüringischen Flecken Ruhla wird das Laubmännchen geputzt, die Einkleidung besteht in frisch ausgesproßtem Buchenlaub; die oben über dem Kopfe zusammengebundenen Zweige bilden eine Krone. Die Mädchen tanzen mit dem Laubmännchen, nachdem sich der fröhliche, frühlinggewinnende Zug durch den ganzen, endlos langen Ort

bewegt hat. Anderwärts heißt ein solcher Eingekleideter der Lattichkönig. Auch in England schlug dieser alte deutsche Brauch Wurzel, dort hält am 1. Mai der Laubmann Jack im Grün seinen Umzug, und der Mairitt fand über Niederdeutschland, Norddeutschland, nach Dänemark, wie nach Frankreich seine Verbreitung.

Am ersten Mai feierte man sonst in Thüringen und Sachsen das Gregoriusfest, im nördlichen Franken Bischof genannt. Papst Gregor der Große soll es zuerst eingeführt haben (man sehe das schöne Kinderlied im Anhang zu des Knaben Wunderhorn), aber sicher hat es älteren Ursprung. Besonders glänzend wurde es in Mühlhausen in Thüringen begangen, mit mannichfacher Mummerei und Festlust. Umzüge mit Gesang, mit bänder= und blumengeschmückten Standarten waren überall sein Charakter. Meist gingen zwei Knaben, besonders aufgeputzt, voran, ja sie ritten wol auch. Alle Knaben trugen weiß= und grüne Stäbe von geschälten Weiden; zwei Knaben gingen dabei, Gaben einsammelnd, von Haus zu Haus, ein Kinderfest machte den Beschluß.

Ein anderer Brauch war das frühlingsübliche Einwerfen von Blumen in heilige Quellen. Jede Quelle an sich ist schon eine wundersame, dem kindlichen Menschenauge unerklärliche Erscheinung voll anziehender Lieblichkeit. Dies fort und fort Ergießen aus verborgener Urne, dies Rieseln, Wallen und Schäumen, wann begann es, wie lange währt es? Hier mußte Götterwirkung thätig sein! An den Quellen und Brunnen lassen sich, der Sage nach, verwünschte Jungfrauen sitzend, sinnend, Garn bleichend oder auch umwandelnd, erblicken. Schon die Römer hatten ihre Blumenfeste, Floralien, die alten Deutschen verbanden sie wol vielfach mit dem Cult der Gewässer. Das Poppenroder

Brunnenfest, das die Bevölkerung der Stadt Mühlhausen noch alljährlich begeht, scheint uns uralten Ursprunges. Ein Dorf Poppenrode giebt es längst nicht mehr, aber um ein herrliches großes und tiefes Quellbecken, das einst sicherlich in einem heiligen Haine lag und dessen Wasser der nahen Stadt von größtem Nutzen ist, wurden Gebäude aufgeführt, und an einem bestimmten Tage im Juni zieht die Jugend mit ihren Lehrern, wie auch die Behörden und das geistliche Ministerium, hinaus zu dem Brunnen, es werden geistliche Lieder gesungen, und dann nimmt die gesellige Freude ihren Thron ein. Die blumenbekränzte Jugend wirft, wie eine Opferdarbringung, in das reizende Wasserbecken ihre Kränze, daß es davon ganz bedeckt wird. In der Halle eines dicht an der Quelle erbauten Lustschlößchens war noch vor wenigen Jahren die sinnige Inschrift zu lesen, die leider mit ihren lieblichen Wortspielen nicht deutsch wiederzugeben ist:

Ut lymphae Nymphas nimbus coronat,
Ad fontem frontem fronde corones.

Dieses Junifest leitet nun schon der Johannisfeier, den Johannisfeuern näher, doch geht noch der bedeutsame Trinitatissonntag vorher. Dieser Sonntag und der Johannistag bezeichnen gemeinsam den Mittsommer, die Sommermitte, den Höhenstand der Sonne, die Sonnenwende, und sind am Tage wie zur Nacht allen mythischen Zaubers voll. Am goldenen Sonntage wie am Johannistage und in den ihnen vorhergehenden Nächten — denn die Nacht vom Sonnabend zum Sonntag ist die heilige, nicht die zum Montag — wandeln vorzugsweise sichtbar die Jungfrauen der Sage, und finden ihre an Bedingungen geknüpfte Erlösung; in Mittags- und Mitternachtstunden werden die Krystallgrotten voll Goldes und Geldes offen erblickt, die Schätze heben

sich in vollen Kesseln zu Tage, heilkräftige Kräuter grünen und blühen und müssen zu diesen benedeiten Stunden gepflückt werden, vor allen das Johannisblut. Weithin leuchteten die Johannisfeuer von den Höhen. Noch bis heute feiert die Stadt Schmalkalden mit ihren Vorstädten acht Tage lang ihre Kirmse zu Johanni, die Stadt Apolda hat auch eine Kirmesfeier in der Sommermitte, bei der früher der in Laub gekleidete Festgott den Namen Kornblumenmann führte. Bäder in der Johannisnacht, oft von Vielen gemeinsam genommen, galten für besonders heilkräftig, daher aber auch der vererbte Glaube, daß am Johannistage dieser oder jener See oder Fluß ein Menschenopfer verlange.

Ist Johannistag vorüber, dann schweigt die Festlust, dann nimmt Aerntevorbereitung wie die Aernte selbst volle Zeit in Anspruch, aber mit Michaelistag beginnt wieder eine freudige Zeit. Jedenfalls ersetzte die Christenbekehrung mit dem Erzengel Michael dem Volke einen Gott, der October ist da mit seiner Weinlese, seinem eigentlichen Herbst, denn in Weinländern bedeutet dieses Wort die Weinlese, nicht die Jahreszeit, und immer stellte das Christenthum an bedeutsame Zeitabschnitte bedeutsame Feste und Heilige, weil es solche Feste bereits vorfand. Bald kam im Jahreskreise die Zeit heran, wo das Todtenheer unter Wuotans Führung zog, auch die christliche Kirche legte nicht allzufern von dem Feste des Erzengels, dem die Seelen befohlen waren, ihr Aller-Seelenfest, und selbst die spätere protestantische Kirche feiert am letzten Sonntage des eigentlichen Kirchenjahres ihr allgemeines Todtenfest zu derselben Zeit, wo der Tod der Natur, der strenge Winter, seine mächtige Herrschaft beginnt. Nach altem Volksglauben zieht vornehmlich in der Adventzeit und in den zwölf Herbst- u. Winterfeste.

Nächten das wilde Heer, das Wuotansheer, und zur Weihnachtzeit feierten die alten Germanen das Wintersonnenwendefest. Wiederum begann schon vorher Verlarvung; die früh einbrechende Nacht mehrte die Schrecknisse; davon blieben der späteren Zeit die Butzemänner, Potzmommeln, Hullenpöpel, ihre Knecht Ruprecht, Pelzmärten, St. Nicolaus (Herrsche-Klas), der baierische Semper und welche Namen sonst diese Schreckgespenster und Kobolde führen mochten. Der scandinavische Norden feierte sein Jul- oder Juelfest, schlachtete dem Gotte Freir (althochdeutsch Fro), dem Gotte der Witterung und der durch sie im Jahreslaufe erzeugten Fruchtbarkeit, Schweine, buk ihm zu Ehren Kuchen in Gestalt seines heiligen Ebers. Die noch in Thüringen und Sachsen erhaltene Form der so beliebten Weihnachtstollen, Schritchen, Schüttchen, Schorren, der offenbare Gegensatz zu den Bretzeln, deutet dahin. Lange behauptete sich das Eberbild auch sonst als Helm- und Schildzeichen; bei Festmahlen erschien der geschmückte Eberkopf zunächst als Schaugericht, an anderen Orten wurde ein solcher feierlich umgetragen. Da anzunehmen ist, daß Fro jener Gott Sarnote in der Entsagungsformel von den drei alten Göttern ist, so liegt nahe, daß sein Cult auch im eigentlichen Deutschland festlich begangen wurde. Statt vieler Beispiele nur ein recht schlagendes aus Thüringen. Der Flecken Schweina bei Bad Liebenstein liegt dicht unter dem Felsen nahe dem Schlosse Altenstein, darauf, der Sage nach, Bonifacius innerhalb dieser Marken das Christenthum predigte. In ihm hat sich noch heute die Volkssitte erhalten, daß alljährlich in der Christnacht die jungen Bursche und Knaben mit brennenden, vorher zugerichteten großen Fackeln auf eine nahe Berghöhe, auf der schon zuvor eine Steinpyramide errichtet ist, gehen, dort mehrere Weihnachtlieder singen, die von

Musik begleitet werden, aber auch die Fackeln tüchtig schwingen und schwenken. Hierauf ziehen die Feiernden wieder in den Ort herab, um Mitternacht wird mit allen Glocken geläutet und auf dem Platze noch ein Lied gesungen, wobei Gesang und Geläute dreimal wechseln. Sicherlich ist dieser nächtliche Feuerdienst Nachklang an das altheidnische Julfest, trägt der Ort den Namen Schweina, urkundlich 933 Sueinaha, vom Eber Fro's. Die Bekehrer ließen klüglich dem Orte Namen und Festbrauch, verlegten letzteren aber in die Christnacht, und welchem Heiligen weihten sie den Ort? Dem heiligen Antonius Eremita, dem Patron der Schweine, dem Feuer-Antonius, dessen Reliquien gegen die furchtbare Krankheit des heiligen Feuers (eine peinigende Art von Flechten) Wunder wirkten. Der Berg, auf dem der Fackelbrand vollzogen wird, heißt der Antoniusberg, Döngels- oder Tungelsberg in der Volkssprache. Auch in Saalfeld feiert die Jugend ein solches Lichtfest am Weihnachtabend.

In der Stadt Eisfeld zwischen Hildburghausen und Sonneberg wird am Sonntag nach Neujahr „Frau Holle" verbrannt. Sicher Nachklang einer heidnischen, mit Feuer verbundenen Feier, die vielleicht das nun beginnende Weichen der Winter- und Schneegöttin zum Ziel und Zweck hatte. Die spätere Sage, die den altüberkommenen Brauch nicht zu deuten wußte, berichtet von einer Aebtissin, die Holle (Hulda), nach Anderen aber Juliane geheißen, sich vergangen, mit Zwillingen niedergekommen und demgemäß verbrannt worden sei. Das Haltlose dieser letzteren Sage erhellt schon daraus, daß Eisfeld nie ein Kloster hatte; aber es ist ein uralter Ort, hieß alturkundlich Asiveld, ein Name, der noch weiter als auf den des angeblichen Begründers Namens Asis schließen läßt, dessen die Ful-

daischen Annalen unterm Jahre 837 gedenken und der mit Gütern dieser Gegend das Bonifaciuskloster zu Fulda begabte. Viele ähnliche Hindeutungen, Beispiele und Bezüge wären noch zu geben in Hinsicht auf die Jahresfeste der alten Germanen und deren Feier, wäre uns nicht räumliche Beschränkung geboten.

Elemente. Aus den Jahreszeitenfesten der alten Germanen geht ziemlich deutlich die Bedeutung hervor, die sie den Elementen (im alten Sinne: Wasser, Feuer, Luft und Erde) beilegten. Wie sie sich der Welt, der Schöpfung und alles Sichtbaren Werden und Entstehen dachten, wissen wir nicht; nur was darüber aus Eddaliedern klingt, und diese sind von so ausschweifender Phantasie gezeugt, daß sie keinen Anhalt gewähren. Eine eigenthümliche germanische Kosmogonie dürfen wir nicht suchen. Waren deutliche und bewußte Vorstellungen einer solchen im Volke oder doch in dessen priesterlichen und richterlichen Oberhäuptern vorhanden, so konnten diese nur in aus dem Urlande Asien mitgebrachten dunkeln Ueberlieferungen aus Vätermunde wurzeln. Ob wol der indische Gottriese Manus, den eine Episode des Mahabharata feiert, zum deutschen Worte Man, Mann, den Laut lieh? — Das hat vor Allem hohe Wahrscheinlichkeit, daß auch die alten Germanen das erste Werden menschlicher Wesen sich unmittelbar und ursprünglich dachten, ein Hervorgehen, Heraustreten aus Felsen oder aus riesigen Bäumen, wie die deutsche Sage so manche ihrer großen Helden zum letzten Scheiden auch nicht auf gewöhnliche Weise sterben, sondern in Fels- und Bergesgeklüfte oder tiefe Brunnen sich einschließen und in ihnen verharren läßt bis zum jüngsten Tage, so Wittekind, Karl der Große, Friedrich Barbarossa, Karl V. und andere.

Aber die Sage von einer mythischen Erschaffung aus

Steinen ging durch alle Völker der alten Welt nicht minder wie die großen Fluthsagen, die sich im indischen Mythus, im griechischen wie im biblischen begegnen, und von denen, ganz unabhängig vom Begriff einer Sühnfluth, wie die Bibel die uralte Weltmythe auffaßt und wiedergiebt, uns auch mitten in Deutschland noch so mancher Nachhall in alten Sagen begegnet. Dahin gehört jene thüringische Sage vom Glücksschiffe, das ein Frankenkönig durch Teufels-Beistand gewonnen hatte, das in 24 Stunden die Welt umfuhr und ihm von allen Enden Kunde brachte. Zwölf Johannesse waren darauf, alle Jahre wurde einer von ihnen der Fluth (dem Teufel) zum Opfer, den letzten ließ der Teufel auf den Petersberg bei Erfurt fallen, wo ringsum ein schiffreiches Wasser war. Diese große Fluth, die alles flache Land bedeckte, gewann endlich bei der Sachsenburg, d. h. bei dem Berge, darauf diese in späterer Zeit erbaut ward, einen Durchbruch und Abfluß, indem Riesen den Damm, der dort die Fluth aufhielt, abgruben. Sollte auf dunkle Ueberlieferung solcher Fluthsagen nicht auch der Name Inselberg, der gerade einer der höchsten und der hervorragendsten aller Berge des Thüringerwaldes ist, daher er auch lange Zeit für den höchsten galt, hinweisen? Jenes Schiff des mythischen Frankenkönigs, deutet es nicht nach dem Schiffe Noahs der biblischen, nicht nach dem Schiffe des Sisuthros der assyrischen, nicht nach dem Schiffe des Manus der indischen Fluthsage hin? In den deutschen Sagen der Brüder Grimm sind Theil 1 die Nummern 45, vom rettenden Zwerg am Thunersee, 111, vom geretteten Menschenpaar bei Entstehung des Arendsees, 131, vom Seeburger See, 239, vom Frauensand, hieher zu beziehen. Ein Ort Frauensee liegt am Thüringerwalde. Nicht minder, wie Sagen

Wasser.

mit Erinnerungen an die vergangene Fluth, gehören in diesen Kreis jene von der zukünftigen. Viele Berge bezeichnet die Sage als solche, deren Schoos wasserschwanger sei, und einst werde dieses Wasser hervorbrechen und alles Land ertränken; daher werden die Dome genannt, in denen alljährlich für den Berg gebetet werde, daß er sich nicht aufthue. So u. A. der thüringische Schneekopf, für den im Erfurter Dom gebetet wird. In anderen Bergen hört man das Rauschen fallender Wasser im Inneren, so beim Hörseelenberg. Lebte Furcht vor dem nassen Elemente im Herzen des Volkes, so war der Schritt zur Ehrfurcht vor ihm nicht weit; nur vor der Uebermacht des Elementes bebte man scheu zurück, den freundlichen Quellborn, den rieselnden Murmelbach, den trauten Heimathfluß, der eine Nährquelle für seine Bewohner lieferte, lernte man schätzen und lieben. Wie zahlreich sind die Sagen von wunderbaren Brunnen, die bald auch mit gütigen Wasserfeen bevölkert wurden, und auch hier wandelte häufig das Christenthum den dem Urvolke heiligen Born zu einem Gnadenort. So hat das Rhöndorf Urspringen einen herrlichen, unmittelbar mächtigen Quell, und in seiner alten abgebrannten Kirche stand ein uraltes wunderthätiges Marienbild. Der Quell gab immer Heil, der Fluß nicht immer; Flüsse, Ströme und Seen fordern Opfer, Menschenopfer, alljährlich, am gewissen Tage, „der Fluß, der See, will sein Opfer haben", ist übliche Rede bis auf den heutigen Tag. Die Itzquelle war wunderbar heilkräftig, sie springt herrlich in einem kleinen ehrwürdigen Haine hoch am Pleßberge. Alle Lahmen hingen an die Bäume ihre Stelzen (Krücken) zum Danke auf, und gingen ohne sie nach Hause. Davon bekam das Dorf, das an der Quelle sich anbaute, den Namen Stelzen. Da

kam der Bewohner finanzmännische Habsucht auf den Gedanken, sich von den Kranken das heilende Wasser bezahlen zu lassen — aus und alle war es mit der Wunderkraft, und die Plusmacher des Dorfes, die von der Quelle tranken, bekamen nun Kröpfe davon, so groß wie ein Schwartenmagen.

Vielfach hing sich der spätere Aberglaube an Wassergebrauch, Wasserholen und -schöpfen in heiligen Nächten, zumal in der Osternacht, oder am Ostermorgen, vor Sonnenaufgang. Der Wassercult trat bedeutend vor jedem anderen in den Vorgrund; bis in die Sprichwörter hinein flüchtete sich der Nachhall der Bedeutsamkeit, die auf das Wasser gelegt war. „Stille Wasser sind tief" — „er (sie) ist mit allen Wassern gewaschen" — „es muß noch viel Wasser den und den Fluß hinabfließen, ehe das und das geschieht" u. a. — Frühzeitig wurde der Heilquellen Werth erkannt, und man gab ihnen gern den gebührenden Namen Heilbronn, Heilsbronn, bis man Anlaß bekam sie christlichen Heiligen zu weihen und sie Heiligenbrunnen zu nennen. Lange waren die alten Bäder allem Volke gemeinsam, man badete ohne Scheu und Geschlechtssonderung; Dürers und Burgkmayrs Holzschnittblätter deutscher Bäder geben Anschau der harmlosen Unbefangenheit noch der Badenden ihrer Zeit, die für den, der das Volksleben studiert, eben so anziehend ist, als der Prüderie abschreckend. Hie und da fanden solche gemeinsame Bäder zur Feier gewisser Zeiten, z. B. zum Andenken St. Johannis des Täufers, selbst Nachts statt, und die kirchlichen Eiferer erblickten darin einen Ueberrest heidnischen Brauches. Ein anderer Zug ist das Regenerbitten durch festliche Umzüge, mit besonderen Gebräuchen auch in nichtdeutschen Ländern, in Griechenland und Serbien mit Laubeinklei-

bung und Brunnenübergießung eines nackten Mädchens, wohin der bairische „Wasservogel“ weist, der nichts als ein in Laub gemummter und in einen Teich geworfener junger Bursche ist.

Wie häufig die Sage Brunnen, Quellbecken und feuchte Grotten mit mythischen Wesen bevölkert, wurde schon angedeutet; es wurde des Bades der Frau Hulda erwähnt; fast jedem See und stillen Weiher legt die Sage in dessen Tiefe wohnende Nixen bei. Seen soll man nicht messen wollen, es erzürnt deren Bewohner. Als ein Herzog von Würtemberg den Mummelsee wollte messen lassen, fand er nimmer den Boden und das Floß drohete sammt den Messern zu sinken. Als jene Fluth, die den See bei Arend-See bildete, zur Ruhe gekommen war, und Vorwitzige des neuen Sees Tiefe zu messen versuchten, kam ein Schriftzettel aus der Tiefe am Faden in die Höhe, mit ernsten warnenden Worten.

Auf Rügen war Hertha's heiliger, geheimnißvoller See, auf dem Pilatusberge der See, der, wenn etwas in ihn geworfen ward, aufbrauste und überschwoll. Jener See bei Aachen wurde durch Fastrada's Liebeszauber berühmt. Wo nicht Göttinnen und Feinen badeten, badete der Teufel; ein Bad hat derselbe auf dem Schneekopf, eins im Riesengebirge, eins auf dem Fichtelberge, worin er als Nachtjäger puddelt, eins auf dem Brocken, so daß er überall als der Mann erscheinen kann, der sich gewaschen hat. Alle mythische Sage findet in ihm ihren Endpunkt.

Feuer. Feuercult, wie die Parsen und wol noch andere Ostvölker hatten, kannten die Germanen schwerlich, aber sie ehrten und fürchteten das Feuer gleich dem Wasser; war es doch, wie dieses, ebenso ein freundliches, wie ein feindliches Element, und viel mythischer Stoff wurde mit ihm

in Verbindung gebracht, nur konnte das nicht so häufig geschehen, wie beim Wasser, da die vulkanische Macht des Feuers ohne Zweifel in Deutschland schon erstorben war, als es seine ersten Bewohner empfing, während neue Seebildung durch Erdfälle, Erdrisse oder plötzliche Ueberfluthung noch häufig vor sich ging.

Die elementaren Erscheinungen, Blitze und Donner, St. Elmsflammen, Meteorsteinfall, Feuerkugeln, Sternschnuppen, Feuermänner, Irrlichter ꝛc. mußten wol den Sinn des Urvolkes dahin lenken, daß es noch ganz andere Feuer gebe, als das, welches dem menschlichen Bedürfniß friedlich diente, und nur verwahrlost sich als gefährlich und vernichtend erwies. Daher die nächste Wirkung Furcht, eine Furcht, die unaustilgbar fortlebt im Landvolke. Der ungreifbare und so recht unbegreifliche Irrwisch flößt ihm heute noch ein Grauen ein; in manchen nördlichen Gegenden Deutschlands, und in Dänemark allgemein, erblickt man in den Irrwischen die Seelen ungetaufter Kinder. Die blitzblaue Flamme des Irr- oder Heerwisches wurde in Verbindung gebracht mit blitzblauen Flecken und der Annahme, daß geneckte Heerwische den ihrer Spottenden mit letzteren zeichneten. Im wandelnden Feuer der einsamen Haide sah man Strafe abgeschiedener Seelen für sündhaften Wandel auf Erden — vielleicht früher schon, bevor die kirchliche Lehre vom Fegefeuer dem Volksaberglauben zu Hülfe kam und ihn durch Jahrhunderte nähren und bestärken half. Wer Anderen Land abpflügte, wer das Land zum Schaden Einzelner falsch vermaß, wer die Grenzsteine falsch setzte, oder heimlich verrückte, der mußte nach seinem Tode als Feuermann geisten, doch ward insgemein eine Zeit der Erlösung gesetzt, deren Eintritt aber wieder an manche schier unerfüllbare Bedingung sich geknüpft

findet. Kleine Feuer an heimlichen Stätten, glimmende Kohlen, zeigten Schätze an; wer diese heben wollte, mußte schweigend etwas von seinem Eigenthum darauf werfen — also dem Hort etwas opfern — die glühende Gluth und das rothe Gold waren in nahe sinnige Verbindung gebracht. Sagen von gewaltsamen Feuerausbrüchen sind begreiflicher Weise in Deutschland sehr selten. Eine westfriesische Sage läßt zu Kaiser Titus Zeiten einen Feuer-Pütz ausbrechen, der drei Tage lang loderte und große Furcht erregte. Zuletzt flog ein Drache aus der Feuerhöhle und wieder in sie zurück, worauf das Feuer erlosch. Nach hundert und funfzig Jahren brach der Feuer-Pütz abermals aus, und wieder nach fast ebenso langer Zeit zum dritten Male und loderte eilf Tage lang, bis das Orakel gebot, durch einen gewappneten Ritter drei Krüge Salzwasser aus der Nordsee in die Gluth gießen zu lassen. Wem fiele bei diesem Ritter nicht der Römer Curtius ein, der aber nicht Salzwasser, sondern sich selbst zum Opfer in den flammenden Feuerschlund warf? Zwei weit von einander entlegene Sagen, so zeitlich als räumlich weit, und doch eine eigenthümliche Verwandtschaft!

Ein Feuerberg liegt im Halberstädtischen, in den die Sage den Teufel bannt. Darin sitzt ein Graf auf glühendem Stuhle und leidet brennende Pein. Um den Hörseelenberg brannten, nach der Sage, oft meteorische Feuer; einmal brannten ihrer drei zugleich und fuhren dann in seine Höhle stracks hinein. In ihm war Fegefeuergluth, in der des eisernen Landgrafen Seele büßend befunden ward. In gleicher Weise fuhren einmal in einer Wetternacht drei Feuerstrahlen vom Himmel und entzündeten die drei Gleichenburgen mit einem Male.

Das Feuer darf man nicht schelten, noch weniger ihm

fluchen. Letzteres that ein reicher Mann zu Arnstadt beim Auspichen einer Dachrinne; da wurde das Feuer bös, brannte über und legte die Hälfte der Stadt oder mehr in Asche; zum Gedächtniß solchen Unglückes wird noch alljährlich dort die sogenannte „Brandpredigt" gehalten.

Vom Notfeuer, auch Nodfeuer, ist viel geschrieben worden. Es ist die uralte urvölkerliche Feuergewinnung durch Aufeinanderreiben von hartem und weichem Holz zu besonderen Zwecken, z. B. auf Dörfern gegen Viehseuchen. Da darf aber zuvor in keinem Hause des Ortes ein anderes Licht oder Feuer brennen, sonst ist das Notfeuer wirkungslos. Dann wird unter besonderen Bräuchen das Feuer gewonnen und das Vieh wird hindurch gejagt. Vom Feuer aber trägt jeder Hausvater oder jeder Viehbesitzer einen Brand mit nach Hause, löscht ihn im Spülfaß und legt ihn eine Zeitlang in die Krippe, aus der sein Vieh frißt. Die Art und Weise, wie das Notfeuer hervorgebracht wird, ist nach der Landesart an verschiedenen Orten verschieden. Hie und da heißt es zum Gegensatz vom friedsamen häuslichen Herd- und Ofenfeuer das wilde Feuer, eine Benennung, die man auch Krankheiten gab, namentlich der Lepra, der Syphilis und manchen Arten der Flechte. Schutzheilige gegen letztere waren St. Antonius, daher auch Feuer-Antonius genannt, ganz verschieden von dem Beschirmer gegen Feuersbrünste, St. Florian — und ein „heiliger Beichtiger St. Minus", wie ein altes xylographisches Blatt ihn nennt, das ihn mit einer gezahnten Sichel in der Hand abgebildet zeigt.

Der verschiedenen Jahreszeitenfeuer wurde schon gedacht. Julfeuer (Wintersonnenwendfeuer), Osterfeuer, Maifeuer (Brocken), noch im Voigtlande erhalten, Johannisfeuer (Sommersonnenwendfeuer), Herbstfeuer waren in verschiede-

nen deutschen Gauen üblich, nicht überall dieselben und nicht allenthalben mit gleichen Gebräuchen, aber bis in das späte Mittelalter und zum Theil bis zur Neuzeit fortbestehend, auch über deutsche Grenzen hinaus verbreitet. Und war es nicht ein geheimer Zug urdeutschen Wesens, der die Erinnerung an des deutschen Volkes Befreiung von der französischen Knechtschaft 1813 durch lodernde Flammen von den deutschen Bergen forderte und in das Leben treten ließ? Flammen, die Gott Lob noch nicht überall erloschen sind, wie auch die Zeit eine andere geworden, und die Völker deutscher Stämme manche herbe Täuschung erfuhren, so daß mancher ihnen Angehörige Herz und Auge wieder hinüberwandte und in den einstigen Unterdrückern künftige Befreier ersehnte, wahnbethört von dem stets wiederholten alten fränkisch-wälschen Sirenenlied, das schon zur Zeit des deutschen Krieges Deutschland Freiheit zu bringen verhieß, ihm aber nie das mindeste Gute brachte.

Feuerbesprechung wird noch an andern Orten erwähnt werden.

Luft, Wind. Luft und Wind, das dritte der vier Elemente, hat nicht minder, wie Wasser und Feuer, im Volksleben wie in der Sage manche mythische Beziehung, zumal die enge Verwandtschaft mit dem Wetter, die ja so häufig sprachüblich als „Wind und Wetter" neben einander auftritt. Besonders tritt die Kunde von dem Wetterzauber in den Vorgrund, wenn auch nicht so stark und lebendig, wie bei Finnen, Lappen und Esthen. Aber aller Glaube daran warf sich auf die Hexen; eine „verdammte Wetterhexe" war kein eben seltenes Schimpfwort; das Bekenntniß des Wettermachens geht fast durch alle späteren Hexenprocesse, und vielfach finden die Mittel sich beschrieben, durch die übles oder Unwetter hervorgezaubert wurde. Ebenso stand

die Luftfahrt, der Gabel- und Besenritt, der Ritt auf Böcken u. s. w. mit dem Hexenwesen im engen Zusammenhange, Alles Nachhall früheren Cults und Glaubens. Allen höheren Zauberern, deren ganzes Wesen sich in der Persönlichkeit des deutschen Doctor Faust zusammendrängte, ward auch die Kunst des Mantelfahrens durch die Lüfte beigelegt, und Donnerwetter hervorzubringen war ihnen ein Leichtes. Das Wuotans-Heer fuhr, meist von Frau Holle begleitet, durch die Lüfte, ebenso das jenem nicht unähnliche Heer, das vom Rodenstein zum Schnellert und von da zurück zieht. An der oben S. 62 erwähnten Bils-Eiche in Franken lärmt und pfeift es oft grauenvoll in den Lüften, doch ohne sichtbaren Spuk. Auch die Tut-Osel ist ein recht eigentliches Luftgespenst, und jene gespenstigen Mäher, die man 1559 in der Nähe von Berlin (Köln an der Spree) erblickte, gehören in dasselbe Bereich (Deutsches Sagenbuch 358).*) Luftgeist scheint auch jene in manchen Städten und in der Lüneburger Heide umirrend geglaubte Wehklage, die nur in Sturmnächten erscheint und vernommen wird (D. Sagenb. 303), und das Wafeln solcher Menschen, Schiffe oder sogar ganzer Orte und Städte, denen der nahe Untergang bevorsteht, gehört als eine feurige Lufterscheinung in dasselbe Gebiet, wie jenes wabernde Flammenschloß in Tirol (D. S. der Brr. Grimm I. Nr. 280 und 281).

Der Erde und ihren Hervorbringungen wurde mancherlei Verehrung gezollt, manche Kraft beigelegt. „Kraut Erde.

---

*) Wir werden auf unser Deutsches Sagenbuch, Leipzig 1853, häufig verweisen und dies mit der einfachen Bezeichnung D. Sagenb. thun. Die beigefügte Zahl ist dann jedesmal die der Sage, nicht der Blattseite.

und Gras" paart uralte Redensart, ja selbst die Bibel zusammen, der grasbewachsene Rasen diente im Rechtsbrauch slavischer Völker bei Eidschwüren. Den Todten legte man und legt häufig noch ein Stück Rasen unter das Kinn, wirft ihnen drei Schollen auf den eingesenkten Sarg nach — sit illis terra levis! Während nach der Bibel das Gras ein Bild der Fülle und des Wachsthums ist, erachten es die Juden doch für die stärkste Verwünschung, wenn sie rufen: „Gras soll wachsen vor deiner Thür!" Das mythische Verhältniß von Gras und Kräutern, Sträuchen und Bäumen, das im Volksaberglauben sich von uralten Zeiten her offenbart, muß besonders erörtert werden, ebenso auch, was davon an Steinen und Metallen haftet. Hier sei nur noch des Rasenzaubers gedacht, der geübt wird, indem Jemand den im Thau sichtbar werdenden Fußtritt eines Andern ausschneidet, in den Rasen sticht, oder letzteren in den Rauch hängt, Jenen zu quälen. Es ist das auch ein Weidmannsstücklein, mit dem man macht, daß der Erste nichts trifft. Wie lieb den Deutschen von Alters her ihre Berge und Felsen waren, beweisen die tausend und aber tausend Ortsbenennungen, die auf Stein und auf Berg enden, die vielen Liebenstein, Altenstein, wie auch die sprüchwörtlichen Redensarten vom „Steinerbarmen" u. dgl., die vielen Steine, welche die Sage als vom Himmel gefallene erklärt, obschon es nur selten Meteorsteine sind, weit häufiger erratische Blöcke oder von Fluthungen zurückgebliebene Basalte.

In den deutschen Ortsnamen sind die Elemente ebenfalls vertreten, das Feuer noch am wenigsten, obschon Feuerberg, Feuerbach, Feuerthal u. a. nicht mangeln; der vielen Donnersberge wurde schon gedacht; auch mit Blitz, Strahl und andern feurigen elementarischen Erscheinungen zusammengesetzte Ortsnamen lassen sich auffinden, so gut wie jene

noch zahlreicheren des feuchten Elementes. Die Städtenamen Wasserburg, Regensburg, Wassertrüdingen u. a. zeugen dafür, und die Luft ist mindestens durch Windsbach, Windsfeld, Windsheim u. a. angedeutet.

Die elementaren und kosmischen Erscheinungen am Himmelsgewölbe mußten auf die Frühvölker einen mächtigeren Eindruck machen, wie auf die über alle Stufen der fortschreitenden Cultur gewanderten späteren; ihnen lebte die ganze Natur, ihnen war Alles nahe; dicht hinter den Wolken wandelten ihnen Sonne, Mond und Sterne. Der Regenbogen, in Baiern Himmelring, schon dem scandinavischen Mythus die Götterbrücke vom Himmel zur Erde, auf welcher der Himmelswächter Heimdal thront, gab mancherlei Vorstellungen auch den südlicheren Völkerschaften, denen die Eddamythe fremd blieb. Jene Sage und abergläubische Meinung, daß da, wo die Enden des Regenbogens aufstehen, ein goldenes Schüsselchen niederfalle oder zu finden sei, lebt heute noch im Landvolke des mittleren Deutschlands, doch kann sie kaum früher entstanden sein, als bis solche Schüsselchen wirklich gefunden wurden. Die Regenbogenschüsselchen, Himmelringschüsselchen, sind kleine, dicke, roh geprägte Goldmünzen, nach innen hohl, also in der That schüsselförmig, mit wenigen Figuren, Sternen u. dgl. innen gestempelt. Die erhabene Außenseite ist meist glatt, oder mit dem Bilde eines großen Kopfes im Profil versehen. Es sind keltische, wo nicht phönizische Münzen, und da ihr Vorkommen kein allzuseltenes ist, so zeugen sie von einem Verkehr in der germanischen Frühzeit, der sicher bedeutender war als wir ahnen. Lateinisch nannte man sie später Sperma Solis aut Iridis, und das Volk nannte sie wol auch Sternschossen, glaubend, es seien vom Himmel gefallene Sternschnuppen. Die spätere Gelehr-

Himmel.

sanskrit zerklügelte sich an diesen Münzen, schrieb sie Gothen und Vandalen zu, auch den Siculern, den Dänen u. s. w. — Man soll nicht auf den Regenbogen mit Fingern deuten, wie überhaupt nicht nach dem Himmel, ist alte Kinderlehre; man sticht sonst die Engelchen ins Auge. Wie nach der biblischen Mythe der Regenbogen Gottes Bundeszeichen mit der entsühnten Menschheit wurde, so zeigte sich nach einer böhmischen Sage ein Regenbogen, noch dazu ein gekreuzter, über Verurtheilten zum Zeichen der Gnade (D. S. der Brr. Grimm I. Nr. 359); und wie nach der nordischen Mythe einst der Regenbogen beim Götteruntergange brechen wird, so wird nach der im deutschen Volke lebenden einst beim Weltgerichte Gott auf dem Regenbogen richtend thronen, wie es in einem späteren Gedichte heißt:

Wann der jüngste Tag will werden,
Da fallen die Sternlein auf die Erden,
Da kommt der liebe Gott gezogen
Auf seinem schönen Regenbogen.

Schon auf byzantinischen und altmittelalterlichen Handzeichnungen und Miniaturen erscheint Christus als Weltrichter ebenfalls auf dem Regenbogen thronend, oder er ist ganz von demselben umgeben; das ist dann die meist dreifarbig, von außen nach innen roth, gelb und grün gemalte Mandorle.

Sternschnuppen waren unsern Vorfahren stets nur fallende Sterne, gleichsam ausgestoßene oder, nach einem äußerst trivialen Bilde, gleichsam ausgeschneuzte, ausgenieste. „Der Himmel schneuzt sich“, spricht der gemeine Mann. Dies hat aber einen ganz natürlichen Zusammenhang damit, daß derselbe gemeine Mann die Erdgallerte (Tremella Nostoch), die sich nach Gewitterregen an steinigen Geländen häufig findet, für eine ausgestoßene Effluvie

des Himmels, für Sternschnuppenmaterie hielt und noch bis heute hält. Ein Volksaberglaube ist es, daß der Wunsch sich erfülle, der in dem Augenblicke gethan wird, in welchem man eine Sternschnuppe erblickt. Es liegt ein tiefer Sinn darin, der an des Glückes Flüchtigkeit erinnert, und daß man es beim Schopfe fassen müsse, denn welcher günstige Moment könnte flüchtiger sein, als eine Sternschnuppe? Die größeren und glänzenderen feurigen Himmelserscheinungen, die Feuerbalken und Feuerkugeln, nennt das Volk geradezu feurige Drachen, und aller frühere Mythus darüber verkroch sich in den Hexenglauben. Der feurige Drache ist da jedesmal der Teufel, der in die Häuser seiner Lieblinge fährt oder aus diesen heraus, nachdem er ihnen gebracht hat, was sie wünschen. Da giebt es Butter-, Milch- und Gelddrachen, und Niemand anders als solch ein Höllendrache ist gemeint im Stoßseufzer der alten Kinderfibel beim T: „Vor'm Trachen uns behüte Gott!“

Sonderliche Gestirnkunde dürfen wir bei unsern heidnischen Vorfahren nicht voraussetzen, die liebe Frau Sonne, der gute Herr Man, der Mond, wurden nach Gebühr verehrt, waren aber nicht in so hohem Grade mythisch gefeiert und verklärt wie bei anderen Urvölkern. Der Mond war indeß, wie auch bei Griechen und Römern, dem Zauber hülfreich, sein Ab- und Zunehmen regelt den Gebrauch sympathetischer Mittel bis auf den heutigen Tag. Der Mann im Monde lieferte Stoff zu manchem anmuthigen Kindermärchen; davon später. Als Himmelswagen kannte das Volk den großen Bären und gab ihm auch einen Reiter oder Fuhrmann. Als Morgen- und als Abendstern — wie es sich gesondert denkt — gilt dem Volke die Venus. Es kennt die Milchstraße, ohne zu wissen, daß die Alten

sie Irmin- und Iringweg, Iringstraße nannten, und nennt die drei Gürtelsterne im Orion theils Marienrocken, theils Jakobsstab, oder auch Petersstab. Allbekannt ist noch dem Volke als das Siebengestirn, als die Gluckhenne mit sieben Küchlein: die Plejadengruppe, und es erzählt von ihr ein sinniges Märchen.

Naturreiche. Wie wundersam der germanische Mythus durch seine letzte Incarnation, den Aberglauben, sich an die Reiche der Natur, an Steine und Metalle, an Pflanzen und Kräuter, Sträucher und Bäume, wie an die Thierwelt dauernd heftete, soll jetzt in gedrängter Kürze näher dargelegt werden. Innig mischte sich hier der Glaube der Urvölker mit dem der Römer, denn auch das hellenische und griechische Alterthum kannte und pflegte diesen Aberglauben, von welchem mancher Zug um so später zu unsern Vorvätern gelangte, als sie von Hellas, Latium und aus dem Orient herüber erst eine große Zahl Naturstoffe kennen lernten; doch nahm das früheste Mittelalter, obschon bereits christlich, alles von dort überkommene Heidnische willig an, und machte es sich zum Eigenthume, glaubte an dessen mystische Eigenschaften und hielt es um so höher, je seltener dasselbe zu erwerben und zu erlangen war. Hauptstütze solchen Glaubens und Aberglaubens war die Heilkunde, sie zog Alles in ihren Bereich, was irgend als kräftig wirkend erkannt und erforscht war, forschte und probte selbst rastlos weiter und häufte, indem sie den Arzeneischatz vermehrte, ihren Jüngern Schätze und Reichthum in Fülle.

Steinreich. Das Steinreich ragte am wenigsten in den eigentlichen altnordischen und altgermanischen Mythus hinein; zunächst nur durch die schon erwähnten Donnersteine, obschon letztere theils versteinerte Reste vorsündfluthlicher Thiere, theils künstlich gefertigte Streitkeile und Schabmesser

waren. Hier haftete nicht am Stein, sondern am Stoff der Glaube segenbringender Hülfe. Uralt und älter als die Karfunkelmythe erscheint die in Minnesingerliedern nachhallende Ueberlieferung von dem wunderbaren weißen Stein, der auch der Waise, lateinisch orphanus heißt, vielleicht derselbe, den die Edda iarknasteinn nennt, althochdeutsch erchanstein, entweder milchweißer Opal, oder Diamant. Die Benennung Waise läßt sich leicht auf allein, vereinsamt stehend, daher einzig, zurückführen, ein Stein sonder Gleichen (solitaire), vom Wort Waise aber auch pupillus, pupilla, Augapfel gleichsam, d. h. theils aus dem Auge entsprungen, der Pupille ähnlich, theils wie ein Augapfel werth und zu hüten. Daher die beziehungsreiche Stelle in einem Liede des Minnesingers Otto von Botenlauben:

Karfunkel ist ein stein genannt
von dem saget man, wie liehte er schîne
Derst min und ist daz wol bewant:
zu Loche lît er in dem Rîne.
Der künic alsô den weisen hat,
Daz ime den nieman schînen lat.

Sonach steht nicht fest, welchen Stein die alte Mythe unter dem Waisen versteht und meinet. Ebenso kennt sie noch andere Steine, die eigentlich keine sind, aus und in Thieren, deren bei diesen selbst zu gedenken ist. Der Magnetstein war den Alten früh bekannt, da er auch in Deutschland gefunden wurde, und sie glaubten, wenn er gelegt werde unter ein Frauenhaupt, so offenbare sich ein Zeichen von des Weibes Keuschheit, lege man ihn aber in die vier Winkel des Hauses, so müßten alle darin Schlafenden daraus entweichen. Die Märe vom Magnetenberge im alten Gedichte: Herzog Ernst, hat ohne

Zweifel morgenländischen Ursprung, verbreitete sich aber schnell in Deutschland, nachdem sie von Schiffern mitgebracht worden war.

Der indische oder arabische Onyx sollte Traurigkeit im Gemüthe derer wecken, die ihn trugen, im Schlafe aber grausame Phantasei erregen. Topas sollte siedendes Wasser überlaufen machen, wenn er in dasselbe gehalten würde, und trocken wieder herausgenommen werden. Asbest wurde früh als Docht zu ewigen Lichtern verwendet, und hatte bei den Alten den hochpoetischen Namen: Salamanderfeder. Er hieß auch Isthmos und weißer Karfunkel. Den Diamant sollte nur Bocksblut aufzulösen vermögen; an der linken Seite getragen, war er gut gegen jeglichen feindlichen Angriff von Menschen oder Thieren, gegen Gift und Krankheitphantasei. Achat oder Gagat war herzstärkend dem, der ihn trug, half Liebe und Neigung erwecken, Widerwärtiges entfernen und Gegner überwinden. Amethyst brachte richtiges Verständniß hervor, hemmte Berauschung, lehrte Maß halten in allen Dingen. Beryll sollte siegreich machen und die Feinde seines Trägers mild und friedsam. Chrysolith vertrieb Narrheit und verlieh Weisheit. Heliotrop hieß den Nigromanten Gemma babilonica und diente zu Wetterzauber in Verbindung mit dem gleichnamigen Kraute. Schon die antikheidnischen Priester hätten seiner sich bedient bei Götterfesten, sagt uns Albertus Magnus. Er verleiht auch ruhmreiches, langes und gesundes Leben. Chalcedon verscheuchte Trug und Täuschung und erhielt den Leib männlich. Lapislazuli vertrieb Melancholie und Quartanfieber. Smaragd schärfte die Vernunft wie das Gedächtniß, und lehrte in die Zukunft schauen; gefunden ward er im Neste der Greifen. Wer ihn unter die Zunge legte,

vermochte alsbald zu weissagen. Der Adlerstein, auch Echites genannt, der einen andern Stein in sich schließt, erregt, an dem linken Arme getragen, zwischen Mann und Weib geschlechtliche Liebe, ist Schwangern heilsam und stillt fallende Sucht. In giftige oder für giftig gehaltene Speisen gelegt, verhindert er deren Verschluckwerden. Hyacinth verleiht Pilgern und Wanderern Sicherheit des Weges und macht sie den Wirthen willkommen. Saphir verursacht Frieden und Eintracht, beruhigt das Gemüth und weckt Inbrunst und Gottandacht in der Menschenseele. Selenites (Mondstein, Marienglas) lehrte ebenfalls Blicke in die Zukunft thun, wenn er unter die Zunge genommen wurde.

Das Alles sind bekannte Steine, doch werden noch eine Menge Steinenamen von geheimnißvoller und heilender Kraft genannt, die uns ganz verschollen sind.

Ein Stein Ophthalmios (Augenstein) sollte dem, der ihn bei sich trug, Unsichtbarkeit verleihen — diesen läßt die deutsche Sage im Nest des Spechtes finden —, der Stein Memphites sollte unempfindlich gegen alle Schmerzen machen, Esmondes half wilde Thiere überwinden, Tebrites verlieh Wohlredenheit, Geratites Gunst und Gnade, Epistrites wirkte Aufruhr stillend; selbst das siedende Wasser, in das er gesenkt ward, wallte nicht mehr auf, und erkaltete schnell.

Mehr als andere Dinge wurden Steine als Amulette getragen bis in die späteste Zeit, und Mancher trug sie unbewußt der Kraft, welche die Vorfahren ihnen zuschrieben. Meist in edle Metalle gefaßt und in mancherlei Formen geschnitten, dienten sie in Ringen und als Anhängsel, feindliche Wirkung abzuwehren, Heilung zu unterstützen, und Segen zu bringen.

Pflanzenreich.

Und was von Steinen galt, galt auch von Kr… darum die wichtige Stelle im Freydank:

Krut steine vnde wort*
hant an kräften grozen hort

und der Zwergenkönig Goldemar soll gesagt … das Wort (der Segensspruch, im noch höheren … logos) hauptsächlich den Christen heilig und zau… gelte, den Juden die edeln Steine, den Heid… Kräuter. An das Pflanzenreich knüpft sich die rei… Sagen- und Aberglaubenfülle, und ungleich mehr als a… die todten Steine band sich Brauch und Glaube des germanischen Heidenthums an diese lebendige Welt. Viele Pflanzen tragen, wie auch bei Griechen und Römern, Götternamen, selbst noch scandinavische — es sei hier nur an die Donner-Nelke, -Wurz und -Rebe, wie auch an Venushaar rc. erinnert. Gottesgabe heißt das große Schöllkraut, Chelidonium majus, Gottesgnade und Gotteshülfe das Gnadenkraut, Gratiola. Gottvergessen hieß der weiße Andorn oder Dorant, Marrubium album. Nach Maria und der Frau sind eine Menge Pflanzen und Blumen benannt, sicher hallen hier auch altgermanische Benennungen nach, aus der heidnischen Frikka, Freia und Frouwa wurde die christliche göttlich verehrte Frau, die ewige Jungfrau. So finden wir Marien-, Magd- und Frauenblume, -Kraut, -Distel, -Flachs, -Gras, -Mantel, -Münze, -Nessel, -Röschen, -Schuh, -Thränen, -Veilchen — auch Frauenfingerkraut, Frauennabel, Frauensalbei und Frauenspiegel. In diesen Kreis ist auch Frau Venus gezogen, nicht minder Frau Holde, wie schon oben beim Holder erwähnt. Es giebt auch ein Unholdenkraut, das Epilobium.

Dieses Gebiet ist so groß, so anziehend und für unseren Zweck so wichtig, daß wir gern in dasselbe uns weiter

vertiefen und ... en und Fenster gelegt, wandten bös-
und Sage aus dem ... r besteckte man damit die Zäune,
Ohr leihen wollen. Die ... Abwehr durch ihre Stacheln.
keine Rücksicht mehr auf ... rpyllum) haftete der Glaube,
sie hat den sogenannten „... ichen Wirkungen, als ein
so recht gründlich „ausgefegt", ... agen, Kopfschmerz und
nicht rechten, dafür rechte sie ... ner der Gichtwurz
nicht nach ihren Systemen, sondern ... das Alpdrücken
mythischen Kräuterschatz betrachten. Halsanhängsel die

Garthan, Gertwurz, Stabwurz ... rt hieß auch
Ebrich, die Eberraute, Artemisia Abrotanum ... e Bedeutung.
ein ihm ähnliches Kraut, die Santolina, sein ... ten Pflan-
Heiligenpflanze. Dürfen wir bei ihrem Namen ... gemeint,
nordische Gerta und an ihres Freir Eber denken ... von
Kraut der Stabwurz, unter die Kissen gelegt, sollte S... en,
lust wecken und dem Nestelzauber entgegenwirken. — ...
schattenliebende düsterblühende Haselwurz (Asarum), trug
sie vielleicht den Asen-Namen? Mancherlei Heilkraft
wurde ihr zugeschrieben. Die Drachenwurz (gelbe Teich-Iris) führt den Namen von einem mythischen Thiere. Gauchheil (Anagallis) hingen die heidnischen Deutschen an die Pfosten der Vorhöfe, zur Abwehr schädlicher Gauche und Gespenster. Die rothblühende nannten sie das Männlein, die seltenere, schönere, mit einem herrlichen Purpurblau blühende das Weiblein. Es war ein sinniger deutscher Zug, Geschlecht und Namen des Weiblichen meist der schöneren Pflanze zu geben.

Heilwurz vorzugsweise hieß schon nach dem griechischen Wort Althaia, die wilde Malve, Althea; der deutsche Name ist Eibisch, nicht mit Eibe zu verwechseln. Die Hauswurz heißt Donnerkraut, Donnerbart, Donnerblume, und es ging der Glaube, daß, wo sie auf Dächern und den Mauern der Gehöfte,

ihren liebsten Standorten, wachse und blühe, da schlage kein Gewitter ein. Dem Wegerich (Plantago) wurden mancherlei heilkräftige Wirkungen beigelegt, auch die sympathetische, daß seine Wurzel, an den Hals gehängt, die Kröpfe vertreibe. Der Beifuß galt für besonders heilig, er hieß St. Johannes-Gürtel und Sonnenwendgürtel, weil sich die Alten beim Sonnenwendfeuer damit gürteten, und ihn unter Zaubersprüchen in die Flammen warfen. Wer Beifuß und Rainfarrn, den die Alten für eine Art des Beifußes hielten, bei sich trug, dem schadete weder ein giftiges Thier, noch sonst ein Unfall. Fußwanderern vertrieb er die Müdigkeit, daher der beziehungreiche Name. Seine Wurzel wurde gegen allerlei Uebel über die Thore gehangen.

Die Mariendistel, auch Frauendistel, sollte allem Gift sympathetisch widerstehen. Holder und Attich waren allverehrt; der Rauch der Blätter des letzteren (Sambucus Ebulus) sollte Ottern und Nattern vertreiben, wie der Dampf seiner Beertrauben die Wanzen vertreibt.

Der Elsbeerbaum (Crataegus torminalis) wird Drachenbaum genannt, weil da, wo seine Zweige Walpurgis über die Haus- oder Flurthüren gehängt werden, der Drache nicht einfährt. Frauenhaar machte Haare wachsen und Kröpfe schwinden. Die Goldwurz (Lilium Martagon), Heidenblume, Heidnische Lilie geheißen, wirkte heilkräftig gegen den Schlangenbiß; man buk das Mehl ihrer Wurzel ohne Schaden unter Brot. Die Engelwurz oder Heiligegeistwurz (Angelica) bewahrte den, der sie bei sich trug, gegen Gift und allerlei schädlichen Zauber. Gleiche Eigenschaft wohnte der Schwalbenwurz (Asclepias) bei, daher deren alter Apothekername Vincetoxicum. Dasselbe galt von der Stachelbeere, Kraußbeere (Uva crispa);

ihre Aeste, vor Thüren und Fenster gelegt, wandten bös- lichen Zauber ab, daher besteckte man damit die Zäune, nicht blos zur materiellen Abwehr durch ihre Stacheln.

Am Poley (Thymus serpyllum) haftete der Glaube, daß er, neben anderen arzneilichen Wirkungen, als ein Kränzlein auf dem Haupte getragen, Kopfschmerz und Schwindel vertreibe. Die Samenkörner der Gichtwurz (Paeonia) sollten, innerlich genommen, das Alpdrücken abtreiben, und die Wurzel heilte als Halsanhängsel die fallende Sucht. Eine Storchschnabelart hieß auch Gottes Gnade, gewiß nicht ohne mythische Bedeutung. Dem Schlangenkraut — ein Name, der vielen Pflanzen gemein ist, hier aber ist Arum Dracunculus gemeint, — wurde die Eigenschaft zugeschrieben, daß Trank von Blättern und Wurzeln, oder auch nur deren Beisichtragen, die Schlangen vertreibe.

Flachsknoten dörren (flengen) häufig die weißen Jungfrauen der Sage; dem, der einige mitnimmt, oder dem sie in die Schuhe fallen, wandeln sie sich in Gold.

Die Heide (Erica vulgaris) galt für bedeutsam, wenn sie weißblühend gefunden wurde, und es knüpften sich dann Sagen an dieselbe. Ein Sprichwort sagt:

Dosten, Hartheu, weiße Heid'
Thun dem Teufel alles Leid.

Warum wol die alten Apotheker die Mannstreu Iring nannten? Sollte das blos deutsche Nachbildung des lateinischen Namens Eryngium sein, oder eine Hindeutung auf jenen treulosen Mann Iring, der seinen Herrn, den Thüringerkönig Irminfried erschlug, wo es recht hieß: Untreue schlägt ihren eigenen Herrn? Ob die Saturei an Sater oder ob sie an Saturn erinnert? Ein Kränzlein von ihr,

den von Schlafsucht Befallenen aufs Haupt gesetzt, sollte ihr Uebel heilen.

Die Mistel, bekannt als die Pflanze, die in der scandinavischen Mythe aus Höders Hand die Ursache zu Balders Tode wurde, bekannt als ein den keltischen Druiden heiliges Kraut, war auch den germanischen Völkern wunderbar. Nie von Menschenhand gesäet oder gepflanzt, aus Samen entstanden, der erst einmal durch den Leib einer Drossel gegangen sein mußte, auf irdischem Boden nicht wachsend und nie gefunden, sondern nur auf heiligen Eichen oder auf Birnbäumen — endlich auch im Winter grünend, nur im Winter blühend, und stets in die Form eines runischen Y aussprossend, einer Wünschelgerte ähnlich — mußte diese Pflanze eine mythische Bedeutung erhalten, man nannte auch sie, gleich dem Viburum Opulus: Affholder — vielleicht After-Holder, Unhold — wie sie sich der scandinavischen Mythe nach bewiesen. An Affen möchten wir bei diesem Namen nicht denken, denn diese Thiere wurden doch wohl erst ziemlich spät in Deutschland bekannt, und ihre Benennung konnte nur bei fremdländischen Pflanzen Einfluß auf deutsche Namen üben.

Die Haselnußstaude lieferte vornehmlich die Wünschelruthe, die unter besonderen Bräuchen gebrochen und gebildet wurde. Ihr Alter mag hoch hinaufreichen. Wunsch hatte althochdeutsch den Begriff von Glück und Heil, das von Wuotan ausging. Wer die Wünschelgerte besaß, der wurde Glückes und Heiles theilhaft. Die Wünschelruthe mußte als Zwiesel einer Haselstrauchsommerlatte genommen werden, an einem Neusonntage, Morgens, zwischen 3 und 4, vor Sonnenaufgang; schweigend nahte der Ruthengänger dem Strauche, neigte sich vor ihm, grüßte die Gerte mit Segensformeln, brach sie mit reiner Hand oder schnitt

sie ab mit reinem Messer, das noch zu keinem anderen Gebrauch gedient hatte. Sie wurde hie und da auch von Metalldrath gefertigt und unter besonderen Ceremonien getauft. Sonst war die Haselnußstaude auch außerdem heilkräftig. Wer früh nüchtern die Nuß mit Raute einnahm, dem schadete den Tag über kein giftiges Thier noch sonstiges Gift. Die Schale der Nuß, gepulvert und mit Oel vermischt, sollte, als Salbe aufgestrichen, graue Augen der Kinder in schwarze verwandeln.

Die Pflanze Madelger ist weder Basilikum noch Kreuzwurz (Senecio), sondern die Gentiana cruciata. Sie führt den Namen eines mythischen Gezwerges, der ein Schmied und Sohn einer Meerminne war. Sie heißt auch Speerenstich, und deshalb Kreuzwurz, weil die Wurzel in der Mitte kreuzweis wie von einem Speer durchstochen erscheint. Sie ist sehr heilkräftig, und mit schönen Namen beglückt, wie u. a. Himmelsstengel, Sibyllenwurzel, Heil aller Schaden. Grimm führt von ihr den Spruch an: Madelgeer ist aller Wurzel ein Ehr'. Man brauchte die Pflanze auch zu Liebeszauber. Wer weiß, ob das herrliche Blau ihrer ein Kreuz bildenden Blüthe nicht sie zur Wunderblume stempelte?

Verrufen war die Erdwurz (Cyclamen). Schwangere Frauen durften nicht über sie hinwegschreiten, sonst brachten sie das Kind nicht an die Statt. Daher als Anhängsel schnelle Geburt fördernd. Der Wurzel Saft sollte die Kröpfe verzehren.

Mohn, Magsamen, diente, nach einer thüringischen Sage, zur Uebung rachesüchtigen Zaubers. Die Mutter eines Bergknappen in Reichmannsdorf bei Saalfeld sah ihren geliebten Sohn fälschlich des Golddiebstahls beschuldigt, angeklagt und hingerichtet. Da füllte sie ein Nösel mit Mohnsamen, ging zu des Ortes reichen Goldgruben

und warf allen Samen unter der Verwünschung hinein, daß alle Stollen und Gruben zum Erliegen kommen sollten, und so viele Jahre beutelos und unergiebig bleiben, als Körnlein Mohnes im Gefäße waren. Alsbald ertranken die Gruben in wilden Wassern, und der durch den Bergbau vorher so blühende Stand des Ortes nahm ein schnelles Ende.

Das wichtigste Zauberkraut neben der Wünschelruthe und dem Farrnkraut war der Alraun, Alrune, ursprünglich mit mythischem Namen begabt, doch nur im südlichen Deutschland wachsend (Atropa Mandragora), wenn man nicht im nördlichen den sogenannten wilden Alraun, der auf Gebirgswiesen häufig wächst, den Allermannsharnisch, für ihn nahm. Man glaubte, daß der ächte unter dem Galgen aus der Sperma der Gehenkten wachse, und sich zur Pflanze mit einer Wurzel bilde, die Menschengestalt habe. Nur Freitags vor Sonnenaufgang konnte die Wurzel der Erde entzogen werden, wo sie kläglich schrie und ächzte; auch konnte dieses Ausziehen nur dadurch geschehen, daß die Pflanze an den Schweif eines schwarzen Hundes gebunden wurde, der sie nun herauszuziehen gezwungen ward, ohne allen Zweifel in das Geschrei der Wurzel einstimmte, und nach vollbrachtem Werk todt hinfiel. Nun wurde der so gewonnene Alraun in Rothwein gebadet, bekam ein reines Hemdlein an, wurde in weiße und rothe Seide gewickelt, in ein Schächtelein gelegt, und alle Freitage frisch gebadet; auch wechselte man jeden Neumond sein Hemdchen mit einem frischen. Solch eine Art Galgenmännlein und Spiritus familiaris offenbarte dann seinem Eigenthümer Heimlichkeiten, gab Glück und Gedeihen, Ehesegen u. s. w. und über Nacht verdoppelte sich jedes zu ihm gelegte Geldstück.

Wolgemuth, Dosten, Origanum vulgare, und Dorant, Marrubium album, vertrieben, angehängt oder unter-

gelegt, die Hexen, und machten Hexenwerke zu nichte. Nixen und Wichteln fliehen vor ihnen. Wolgemuth allein verjagt die Nattern, wo er untergestreut wird. Das Eisenkraut, Verbena officinalis, galt als ein Friedens- und Freundschaftszeichen, Herolde schmückten deshalb ihr Haupt mit Kränzen von ihm; auch den Druiden wie der Isis soll es heilig gewesen sein. Gespenster und zauberische Unholden mußten ihm weichen; besonders wirksam war es im Zeichen des Widders gebrochen. Buhlern verlieh es Kräfte zu Liebeswerken, Kindern Lernliebe und Gedächtniß, Häusern brachte es Gedeihen und reichliches Aus- und Einkommen, Aeckern und Feldern guten Ertrag.

Der Schlafapfel an Rosensträuchern, Kunz, wie der Gallapfel auf Eichen, deren Entstehung durch Wespen den Alten unbekannt war, mußten ihnen als wunderbare Pflanzengebilde erscheinen. Der Schlafapfel, unter das Kopfkissen gelegt, sollte Schlaf hervorbringen, der Gallapfel, am Küchengebälk aufgehangen, das Haus sichern. Ersterer aber durfte, wenn er wirken sollte, über kein Wasser getragen werden, wie die am kalten Fieber Kranken über solches nicht ohne Rückfall schreiten dürfen. Der Gallapfel an Eichen bedeutet, wenn er innen eine Fliege enthält, — Krieg, einen Wurm — theure Zeit, eine Spinne — pestartige Seuchen. Wegwarte, auch Sonnenwende, Cichorium, Wegerich, Plantago, Wegtritt — dessen Name 5 verschiedenen Pflanzen eigen — sind zum Theil von mythischem Anklang. So auch Nachtschatten, Solanum nigrum, den man für eine dritte Art Alraunwurz hielt.

Der Eselsgurke, Momordica Elaterium, ward die seltsam-sympathetische Eigenschaft beigelegt, daß, wenn man die Wurzel der Weinreben mit ihr bestriche, die Vögel dann von diesen Reben keine Beeren naschten. Der Teu-

Zweifel morgenländischen Ursprung, verbreitete sich aber schnell in Deutschland, nachdem sie von Schiffern mitgebracht worden war.

Der indische oder arabische Onyx sollte Traurigkeit im Gemüthe derer wecken, die ihn trugen, im Schlafe aber grausame Phantasei erregen. Topas sollte siedendes Wasser überlaufen machen, wenn er in dasselbe gehalten würde, und trocken wieder herausgenommen werden. Asbest wurde früh als Docht zu ewigen Lichtern verwendet, und hatte bei den Alten den hochpoetischen Namen: Salamanderfeder. Er hieß auch Isthmos und weißer Karfunkel. Den Diamant sollte nur Bocksblut aufzulösen vermögen; an der linken Seite getragen, war er gut gegen jeglichen feindlichen Angriff von Menschen oder Thieren, gegen Gift und Krankheitphantasei. Achat oder Gagat war herzstärkend dem, der ihn trug, half Liebe und Neigung erwecken, Widerwärtiges entfernen und Gegner überwinden. Amethyst brachte richtiges Verständniß hervor, hemmte Berauschung, lehrte Maß halten in allen Dingen. Beryll sollte siegreich machen und die Feinde seines Trägers mild und friedsam. Chrysolith vertrieb Narrheit und verlieh Weisheit. Heliotrop hieß den Nigromanten Gemma babilonica und diente zu Wetterzauber in Verbindung mit dem gleichnamigen Kraute. Schon die antikheidnischen Priester hätten seiner sich bedient bei Götterfesten, sagt uns Albertus Magnus. Er verleiht auch ruhmreiches, langes und gesundes Leben. Chalcedon verscheuchte Trug und Täuschung und erhielt den Leib männlich. Lapislazuli vertrieb Melancholie und Quartanfieber. Smaragd schärfte die Vernunft wie das Gedächtniß, und lehrte in die Zukunft schauen; gefunden ward er im Neste der Greifen. Wer ihn unter die Zunge legte,

vermochte alsbald zu weissagen. Der Adlerstein, auch Echites genannt, der einen andern Stein in sich schließt, erregt, an dem linken Arme getragen, zwischen Mann und Weib geschlechtliche Liebe, ist Schwangern heilsam und stillt fallende Sucht. In giftige oder für giftig gehaltene Speisen gelegt, verhindert er deren Verschlucktwerden. Hyacinth verleiht Pilgern und Wanderern Sicherheit des Weges und macht sie den Wirthen willkommen. Saphir verursacht Frieden und Eintracht, beruhigt das Gemüth und weckt Inbrunst und Gottandacht in der Menschenseele. Selenites (Mondstein, Marienglas) lehrte ebenfalls Blicke in die Zukunft thun, wenn er unter die Zunge genommen wurde.

Das Alles sind bekannte Steine, doch werden noch eine Menge Steinenamen von geheimnißvoller und heilender Kraft genannt, die uns ganz verschollen sind.

Ein Stein Ophthalmios (Augenstein) sollte dem, der ihn bei sich trug, Unsichtbarkeit verleihen — diesen läßt die deutsche Sage im Nest des Spechtes finden —, der Stein Memphites sollte unempfindlich gegen alle Schmerzen machen, Esmondes half wilde Thiere überwinden, Tebrites verlieh Wohlredenheit, Geratites Gunst und Gnade, Epistrites wirkte Aufruhr stillend; selbst das siedende Wasser, in das er gesenkt ward, wallte nicht mehr auf, und erkaltete schnell.

Mehr als andere Dinge wurden Steine als Amulette getragen bis in die späteste Zeit, und Mancher trug sie unbewußt der Kraft, welche die Vorfahren ihnen zuschrieben. Meist in edle Metalle gefaßt und in mancherlei Formen geschnitten, dienten sie in Ringen und als Anhängsel, feindliche Wirkung abzuwehren, Heilung zu unterstützen, und Segen zu bringen.

Pflanzenreich. Und was von Steinen galt, galt auch von Kräutern, darum die wichtige Stelle im Freydank:

Krut steine vnde wort*
hant an kräften grozen hort —

und der Zwergenkönig Goldemar soll gesagt haben, daß das Wort (der Segensspruch, im noch höheren Sinne der logos) hauptsächlich den Christen heilig und zauberkräftig gelte, den Juden die edeln Steine, den Heiden die Kräuter. An das Pflanzenreich knüpft sich die reichste Sagen- und Aberglaubenfülle, und ungleich mehr als an die todten Steine band sich Brauch und Glaube des germanischen Heidenthums an diese lebendige Welt. Viele Pflanzen tragen, wie auch bei Griechen und Römern, Götternamen, selbst noch scandinavische — es sei hier nur an die Donner-Nelke, -Wurz und -Rebe, wie auch an Venushaar ꝛc. erinnert. Gottesgabe heißt das große Schöllkraut, Chelidonium majus, Gottesgnade und Gotteshülfe das Gnadenkraut, Gratiola. Gottvergessen hieß der weiße Andorn oder Dorant, Marrubium album. Nach Maria und der Frau sind eine Menge Pflanzen und Blumen benannt, sicher hallen hier auch altgermanische Benennungen nach, aus der heidnischen Frikka, Freia und Frouwa wurde die christliche göttlich verehrte Frau, die ewige Jungfrau. So finden wir Marien-, Magd- und Frauenblume, -Kraut, -Distel, -Flachs, -Gras, -Mantel, -Münze, -Nessel, -Röschen, -Schuh, -Thränen, -Veilchen — auch Frauenfingerkraut, Frauennabel, Frauensalbei und Frauenspiegel. In diesen Kreis ist auch Frau Venus gezogen, nicht minder Frau Holde, wie schon oben beim Holder erwähnt. Es giebt auch ein Unholdenkraut, das Epilobium.

Dieses Gebiet ist so groß, so anziehend und für unseren Zweck so wichtig, daß wir gern in dasselbe uns weiter

vertiefen und den An= und Nachklängen deutscher Mythe und Sage aus dem Reiche der Pflanzenwelt ein geneigtes Ohr leihen wollen. Die neue Naturforschung nimmt längst keine Rücksicht mehr auf der Väter Brauch und Glauben, sie hat den sogenannten „Wust des alten Aberglaubens" so recht gründlich „ausgefegt", und wir dürfen mit ihr nicht rechten, dafür rechte sie nicht mit uns, wenn wir nicht nach ihren Systemen, sondern in bunter Reihe unsern mythischen Kräuterschatz betrachten.

Garthan, Gertwurz, Stabwurz hieß den Alten der Ebrich, die Eberraute, Artemisia Abrotanum; sie nannten ein ihm ähnliches Kraut, die Santolina, sein Weiblein, und Heiligenpflanze. Dürfen wir bei ihrem Namen an die nordische Gerta und an ihres Freir Eber denken? Das Kraut der Stabwurz, unter die Kissen gelegt, sollte Sinnenlust wecken und dem Nestelzauber entgegenwirken. — Die schattenliebende düsterblühende Haselwurz (Asarum), trägt sie vielleicht den Asen=Namen? Mancherlei Heilkraft wurde ihr zugeschrieben. Die Drachenwurz (gelbe Teich-Iris) führt den Namen von einem mythischen Thiere. Gauchheil (Anagallis) hingen die heidnischen Deutschen an die Pfosten der Vorhöfe, zur Abwehr schädlicher Gauche und Gespenster. Die rothblühende nannten sie das Männlein, die seltenere, schönere, mit einem herrlichen Purpurblau blühende das Weiblein. Es war ein sinniger deutscher Zug, Geschlecht und Namen des Weiblichen meist der schöneren Pflanze zu geben.

Heilwurz vorzugsweise hieß schon nach dem griechischen Wort Althaia, die wilde Malve, Althea; der deutsche Name ist Eibisch, nicht mit Eibe zu verwechseln. Die Hauswurz heißt Donnerkraut, Donnerbart, Donnerblume; und es ging der Glaube, daß, wo sie auf Dächern und den Mauern der Gehöfte,

Schon der Schatten des Eibenbaumes wurde für schädlich erachtet.

Das Hexenkraut, Circaea Lutetiana, heißt auch Irrkraut; wer darauf tritt, verirrt sich im Walde. Schnell die Schuhe ausziehen und sie wechseln, hilft dagegen. Es heißt auch Stephanskraut; ob wol dabei an den Spitznamen des Teufels: Steppchen, zu denken ist? Hexenkraut heißt übrigens auch die große wilde Resede, der Wau, und nicht minder das schon erwähnte Johanniskraut, das noch den eigenthümlich sagenhaften Namen Jagenteufel führt. Sagenkenner wissen, daß Hans Jageteufel ein Jägergespenst in der Nähe von Dresden war (D. Sagenb. 629), nun fragt sich, wie kommt die schuldlose Pflanze zu diesem Namen? Jedenfalls soll es heißen: Jag' den Teufel.

Das Fünffingerkraut, Potentilla, und dessen Wurzel, am Johannistage vor Sonnenaufgang gesammelt und gegraben, ist mancherlei nütz, und erweckt Zuneigung.

Der gemeine Ehrenpreis wurde, gleich anderen Pflanzen, sonst gegen die Hexen und bösen Geister in Gärten gepflanzt. Das Allgut, der gute oder stolze Heinrich, Chenopodium bonus Henricus, Roth-Heinrich, erinnert an Gut, Gütchen, Hütchen, Heinzchen, die dem Kraute wol seine ihm zugeschriebene Heilkraft verliehen. Dem guten Heinrich steht ein böser gegenüber, es ist der Erdenwürger, Orobanche major.

Ob die Asche, Aesche, Esche — Asenbaum war? Mindestens nennt die scandinavische Mythe vor allen Bäumen gerade sie als den Weltbaum, unter dem die Nornen wohnten, und so dürfte ihr alter Name Asc, mittelhochdeutsch Asch, wol in frühes Alterthum hinaufreichen. Aschnitz heißt der Frauenmantel, Alchemilla, in mancher Ge-

gend. Aspe und Espe dürften gleiche Wurzel haben. Eine Nachtschatten-Art, das Bittersüß, heißt Hynsch-kraut; sollte dies vielleicht nach jenem Schimpfwort deuten, mit dem ein Bauernbursche im Saalthale den wilden Jäger anschrie? „Hünschchen, Hünschchen!
Hast schöne rothe Strümpfchen."
(D. Sagenb. 542 u. ob. S. 37.) Es heißt dieses Gewächs auch Alfranken, wobei sich wol an Alraunken denken ließe. Das Mondkraut, Osmunda Lunaria, galt ebenfalls für heil- und zauberkräftig, selbst die Alchymisten nutzten dasselbe zu ihren abenteuerlichen Mischungen. Auch der goldene Widertod, Polytrichon und Adianthum, galt und gilt noch immer, wie schon sein Name besagt, als ein heilsames und wunderbares Medicamen, und ward vielfach als Zaubermittel gebraucht. Die alte richtige Lesart ist nach Jac. Grimm widertan, D. M. 1164. Indeß sind Widerton und Widertod nicht zu verwechseln. Einmal ist Widerton die Goldwurz, Affodill, Asphodelus ramosus, dann die Zaunlilie, Anthericum ramosum, Widertod aber ist der Abton, Asplenium Trichomanoides, rothe Steinfeder, Steinfarrn, dann zugleich das Goldhaar, Polytrichum commune, welches die neueren Naturforscher noch in mehrere Abarten theilen. Ein anderes Moos, der Bärlapp, heißt Neunheil, Johannesgürtel, Drudenfuß, lauter Namen voll mythischer Beziehung. Die Erdgallerte, Tremella Nostoch, galt für Sternschnuppen-überrest. Endlich ist noch des wichtigsten Kryptogams zu gedenken, des Farrnkrauts und seines Samens. Die Alten unterschieden ein Farrnkrautmännlein und ein Farrnkrautweiblein; das erste ist das Engelsüß, Polypodium, das zweite, größer und schöner, ist der Saumfarrn, die Adlerwurz, Pteris aquilina, deren Wurzel, schräg durch-

schnitten, Figuren zeigt, die einen Doppeladler (bei lebhafter Phantasie) erblicken lassen. Noch heutiges Tages schneiden betrügerische Wurzelgräber ein Stück der schuppigen Wurzel so, daß die Reste von fünf Blattstielen, die schwarz und glänzend sind, als Finger daran bleiben; so ähnelt das Ding lebhaft einer kleinen Teufelskralle, jene aber nennen es St. Johannishand, und abergläubische Landleute hängen es um Kindersegen über ihre Ehebetten an Fäden auf, oder binden es an Dornhecken ihrer Ackerraine, wo es die Felder vor Gewittern und Hagelschlag bewahren soll. Vom Farrnkrautsamen, Fahrsamen, giebt es viele Sagen. Er macht seinen Träger unsichtbar, aber es ist Fahr bei seiner Gewinnung. Daher der zweite Name. Früh galt der Farrn für ein dem Teufel zuwidres Kraut; selten weilte der Böse an Stätten, wo jener wuchs, und mied die Häuser, darin Farrn aufbewahrt wurde. auch schlug der Blitz in solche nicht ein. Blühendes Farrnkraut wurde über die Hausthüren geheftet, dann ging Alles gut, so weit der Peitschenschlag reichte. Der Farrnsame reift nur in der Mitternachtstunde der Johannisnacht oder der Dreifaltigkeitsnacht. Leute, denen er von ohngefähr in die Schuhe fiel, machte er unsichtbar. (D. Sagenbuch 753.) Zu Venshausen auf dem Thüringer Walde spukt noch ein Jäger, der absichtlich Fahrsamen gewann, indem er zur Sonnenwendzeit in die Sonne schoß. (D. Sagenb. 500.) Solchen bringt der Same Glück im Spiel, wie in der Liebe, sie fehlen auf kein Wild, was sie wünschen, erfüllt sich — darum hieß schon vor Alters und in Minneliedern der Farrnsame Wünschelsame. Daß das Farrnkraut im Thüringerwalde auch Irrkraut heiße, und Atterkräutig, Otterkraut, wie Jac. Grimm, D. M. 1161, anführt, ist uns nicht kund geworden. Was in unserem

fränkischen Sagenschatz S. 269 und 286 darüber beigebracht ist, bezieht sich Alles auf die Circaea. Otterkraut oder vielmehr Otterzunge ist das Kryptogam Ophioglossum; Otterwurzel oder Schlangenkraut, Drachenwurz ist eine Art des Knöterig: Polygonum Bistorta. Natterwurz ist Echium vulgare, und Scorzonera humilis. Welche Pflanze die in Sagen und Liedern gefeierte Glücks- oder Wunderblume sei, ist noch nicht festgestellt. Bringt die Sage sie mit erscheinenden Jungfrauen und Zwergen auf Burgbergen in Verbindung, deren verschlossene Kellerthüren sichtbar werden, dann ists insgemein die Schlüsselblume, welche golden ist, und zum Schlüssel wird oder zur Springwurz. Ob die blaue das Bergvergißmeinnicht ist, weil meist der Ruf: Vergiß das Beste nicht! in des glücklichen Schatzfinders Ohr tönt, steht noch dahin. Reizend und stolz blühet auf den Berghöhen die große Waldglocke, auch Riesenglocke genannt, Campanula latifolia, mit herrlichen blauen Glockenblumen; sie scheint die Wunderblume der Sage zu sein, wenn ihre Farbe und der Glocken Anzahl mit Bestimmtheit von der Sage genannt wird. Eigen ist es, daß der Volksmund eine bestimmte Blume als Wunderblume nicht kennt und nicht nennt, denn die Wunderblume der Botaniker, Mirabilis Jalappa, ist ausländisches Gartenziergewächs. Besser ist man im Betreff der Springwurz daran, man weiß, welchem Pflanzengeschlechte der Specht sie entnimmt, der da kommt, mit ihr sein verkeiltes Nest wieder zu öffnen. Ein alter Schriftsteller, der von ihr erzählt, nennt sie Bömheckelkraut, und den Vogel Merops, zu deutsch Bömheckel (Baumhacker), was wieder auf den Specht hinausläuft. Es ist eine Wolfsmilchart, Euphorbia Lathyris, die das Volk geradezu Springwurzel, Springkraut,

Springkörner, Treibkörner nennt. Die Pflanze wuchs ursprünglich gar nicht im mittleren und nördlichen Deutschland, darum mußte nach der Sage der Specht weit fort fliegen, sie zu holen; erst später zog sie sich nördlicher und kommt jetzt in Thüringen verwildert vor, wo die Landleute sie als ein Präservativ gegen Viehkrankheiten schätzen und daher selbst anbauen. Die arzneiliche Kraft ihrer Samenkörner ist purgirend, daher Treibkörner.

Die Weisheit der Alten weihte auch den sieben Planeten gewisse Kräuter, davon gehörten hauptsächlich dem Saturn Mistel (das im Winter grünende Kraut), Zwiebel und Raute, dem Jupiter Bohnen, Rosen und Lorbeer, dem Mars Wolfsmilch, Senf und Rettig, dem Sol Rosmarin, Korn und Gerste, der Venus Lilie, Zeitlose und Safran, dem Merkur das Bingelkraut (Mercurialis perennis und annua), Petersilie und die mystische Haselstaude, aus welcher der Merkurstab, wie die Wünschelgerte, die wol eine mythische Beziehung zu einander haben, bestand. Der Luna waren das Mondkraut (Lunaria), die Gurken und Kürbisse geweiht. Von den Planetenmetallen und deren magischer Wirkung konnte naturgemäß bei den alten Germanen nicht die Rede sein; doch wurde Gold und Silber, Eisen und Kupfer schon in frühen Zeiten hoch geschätzt und gewürdigt, Drachen hüteten diesen und jenen Goldhort. Chemische Untersuchung germanischer und keltischer Bronzewaffen hat dargethan, daß in sehr frühe Zeit hinauf die Benutzung des Kupfers und Zinnes reicht, selbst der weniger bekannte Spießglanz wurde jenen Metallmischungen für goldblinkenden Schmuck und für helle Waffen zugesellt. Wie weit von nachstehenden Wunderkräutern, von deren Kraft Albertus magnus berichtet, Bezug zu nehmen ist auf den Glauben der germanischen Frühzeit, vermögen wir nicht

zu entscheiden, jedenfalls verdienen sie aufgeführt zu werden, und zwar schon deshalb, weil sie uns nun zur mythischen Thierwelt leiten. Heliotrop in ein Lorbeerblatt gewickelt, einen Wolfszahn dazu gethan und bei sich getragen, erweckt nur friedsame Rede gegen den Träger, der auch jeden Räuber erkennt und manch sonstiges Wunderwerk damit zu üben vermag. Hier ist aber nicht das Heliotrop der Kunstgärtner gemeint, sondern entweder die Sonnenblume, oder die Wegwarte, oder die Ringelblume, welche alle drei noch heute im Volksmund Sonnenwende heißen. Die Brennnessel, mit Schafgarbe zugleich in der Hand gehalten, sichert vor aller Furcht und trüben Einbildung. Mit Saft der Hauswurz gemischt und die Hand damit gesalbt und das Uebrige in das Wasser gelegt, läßt Fische leichtlich mit Händen fangen. Das Täschelkraut, Hirtentasche, Alyssum, mit Mandragora gemischt und einem Hunde gegeben, läßt den Hund ein Thier gebären. Von diesem Thier einen Backenzahn Anderen in Speisen oder Trank gelegt, macht sie gegen einander hadern und kriegen. (Mythischer Nachhall von der Zähnesaat des Kadmos?) Soll der Krieg sich stillen, so gieb Saft vom Baldrian. Fast möchte man geneigt sein zu glauben, dieses milde Element der Pflanze deute nach dem mildesten Gott der scandinavischen Mythe, dem sanften Balder hin, nach dem im Norden die hellweißblumige Matricaria Baldersbrà genannt ward — wenn es wohlgethan wäre, allzuviel zu vermuthen. Die Schöllwurz zu einem Maulwurfherzen gesellt macht siegreich, und auf eines Kranken Haupt gelegt, lehrt sie erkennen, ob er leben bleibe oder sterbe. Stirbt er, so singt er mit heller freudiger Stimme, lebt er fort, so weint er. Wie tief, wie ernst und sinnig ist dieser Zauber!

Singrün mit dem Erdwurm (Regenwurm) und mit Hauswurz verwickelt, und von Mann und Frau verspeist, verschaffte gegenseitige Liebe; wird aber zu dieser etwas seltsamen Mischung ein wenig Schwefel gethan, und sie in das Wasser gelegt, so ersterben alle Fische. In eines Büffels Maul gethan, borst der Büffel voneinander. Das Kraut Nepten, die Katzennessel, weißer Dorant, Nepeta Cataria, mit dem Stein vermischt, der in des Widehopfs Neste gefunden wird, und damit eines Thieres Bauch bestrichen, macht das Thier trächtig, und davon kommt dann ein ganz schwarzes Thier zur Welt, das seltsame Wirkung hervorbringt. Wird die benannte Mischung in einen Bienenkorb gelegt, so entfliegen die Immen nimmer, und wo es zu erstorbenen Bienen gelegt wird, werden sie wieder lebendig. Zur Hundszunge, Cynoglossum, ein Froschherz gethan, und das in eine Straße gelegt, versammelt alle Hunde. Beides an die große Zehe gebunden, macht alle Hunde bellend; an eines Hundes Hals gehängt, läuft der Hund stätig im Kreise um, bis er für todt niederfällt. Das Bilsenkraut mit Hermodactylen (Wurzeln der syrischen Zeitlose, Colchicum Illyricum, nach Tournefort aber die der Iris tuberosa) und Realgar (rother Arsenik) gemischt und einem wüthenden Hunde gegeben, so vergeht er alsbald, was freilich einem gesunden auch geschehen würde. Aber mit diesen Dingen den Saft des Bilsenkrautes in einen silbernen Becher gethan, bricht den Becher in kleine Stücke. Werden aber diese drei Dinge noch mit dem Blute eines jungen Hahnes gemischt, und dann in einen Hasenbalg genäht, so locken sie darin alle Hasen an einen Ort zusammen. Die weiße Lilie und ihr Kraut im Zeichen des Löwen gesammelt, mit dem Saft von Lorbeeren gemischt und ein Jahr lang in Mist gelegt, wie die

oben erwähnte Salbei, gebiert Würmer; diese zu Pulver gebrannt und um den Hals oder in Kleider gelegt, vertreiben allen Schlaf, und wer sie bewußt oder unbewußt bei sich trägt, vermag nimmer zu schlafen. Mistel und Martagon oder auch Silphium (was darunter gemeint ist, wissen wir nicht, denn das Silphium Linné's ist eine außereuropäische Pflanze) gemischt, thut alle Schlösser auf, wäre also die wahre Springwurz. In den Mund genommen und dabei gedacht, ob dies und das geschehen solle, fällt es dem Fragenden in sein Herz, wo nicht, so geht es hinter sich. Wenn diese Mischung an einen Baum gehängt wird mit einem Schwalbenfittig, so versammeln sich alle Vögel eine Meile breit im Umkreis. Das Tausendgüldenkraut, mit dem Blute eines Wiedehopfweibleins gemischt und dann mit Oel in eine Ampel gethan, ursacht, daß sich Alle, die um die brennende Ampel stehen, für himmelhohe Riesen halten, und wer etwan davon schnupft, den kommt alsbald eine Furcht an, daß er sich eilend von dannen hebt. Aus dem Eisenkraut, wenn es über sieben Wochen in fettes Erdreich gelegt wird, entstehen kleine Würmlein, wen die berühren oder stechen, der muß alsbald sterben. Zwischen Liebende geworfen, ursacht es Krieg und Hader. Taube Nesseln, weißblühende, mit Cypressensaft bereitet und in ein Haus gelegt, läßt dies Haus voller Würmer erscheinen, macht auch die, so es bei sich tragen, reich an Genuß und Gnaden. Rosensamen und Senfkörner und eines Wieselchens Fuß zusammen in ein Netz oder eine Reusse gehängt, versammelt die Fische.

Es mag mit diesen Proben bewenden; sie zeigen nur eine Abirrung des Verstandes in das Gebiet des Sinnlosen, das sich im germanischen Cult und Glauben in solcher Weise nicht findet.

Thier-reich. Wenden wir uns zur Thierwelt, so begegnen wir in ihr dem altheidnischen und späteren Mythus in zwei Gruppen, in der der Fabelthiere und der der wirklichen. Es dürfte schwer zu ermitteln sein, wie weit und in wie fern den alten Germanen Kunde innegewohnt habe von den Fabelthieren, von denen aus der antiken Welt und dem Orient den deutschen Völkern erst Kenntniß geworden. Sie leben und weben ungleich mehr im Mittelalter, als in den Nordlandsmythen, wenn wir die Weltschlange Yormungandur, den Feuerwolf Fenrir und die Drachen ausnehmen, die durch die Mythenkreise aller Völker der Erde ziehen. Der deutsche Mythus kannte keine Flügelpferde, keine Sphinxe, Harpyen, Stymphaliden, Chimären, Hydren, Pythonen und fischschwänzige Seerosse. Wie alt die Sage vom Basilisk, der beim Hahn zu erwähnen ist, hinaufreicht, scheint noch nicht völlig erforscht; uns scheint wahrscheinlich, daß die byzantinische Kunst und Architektur zuerst die Basiliskengestalt, einer antiken Stymphalide nachgebildet, in Deutschland einführte, und sonach die Mythe sich später ausbildete. Gleiches dürfte mit den Greifen der Fall gewesen sein; die Mären und Mythen von ihnen treten erst im Mittelalter auf. Wichtiger tritt der Drache und Lintwurm in den Vorgrund, und beide sind als Fabelthiere von der einfachen Schlange zu sondern, denn geflügelte Schlangen hat und hatte die Naturgeschichte niemals aufzuweisen; jedenfalls gaben vorweltliche Reptile mit Hautflügeln, Saurier und andere Ungethüme, den Glauben an Drachensagen frühzeitig in die Hand. Der Lint-, nicht Lind-Wurm (Glanzwurm) lag auf dem Golde, davon er leuchtend ward; auch er war, obschon ungeflügelt, nicht simple Schlange, sondern mythisches Geschöpf höherer Art. In der Edda ist's der Riese Fafnir, der als Lintwurm über dem Gold-

Hort hütend liegt, daher sind Drachen geizig und haben das Schimpfwort Geizdrache hervorgerufen; dieser Begriff steigerte sich stufenweise noch höher bis zum Gift, zum Geifer, zum Feuerausspeien. Der höchste Zorn speit Feuer und Flamme, Gift und Galle. Götter und Helden hatten die Aufgabe, die Drachen zu besiegen. Des Drachen Herz verspeist, ließ die Sprache der Thiere verstehen; sein flüssiges Fett auf die nackte Haut gestrichen, machte diese hörnen, wie der Drache selbst war, daher der hörnene Siegfried, nicht der gehörnte. Die christliche Mythe trug den apokalyptischen Drachen, den der Erzengel bewältigte, zur heidnischen und wußte beide zu vereinigen, wie sie schon die hebräische Drachenmythe willig angenommen hatte. Es würde zu weit führen, hier den Nachweis zu versuchen, an welchen der zahlreichen Schriftstellen das alte Testament unter dem Ausdruck Drachen blos Schlangen verstand. Oft übersetzte Luther auch Drache, was im Grundtext und in der Vulgata nicht Drakon und Draco heißt, z. B. Klagelieder Jeremiä 3, 4: „Die Drachen reichen die Brüste den Jungen, und säugen sie.“ Hier hat die Vulgata Lamiae, was ganz im Dunkel läßt. Selten werden sich die Alten die Drachen als Säugethiere gedacht haben. Die Offenbarung nennt nun den großen Drachen, die alte Schlange, die da heißet der Teufel und Satanas. Schon zu Jerusalem war vor einem Thore ein Drachenbrunnen, wie wir deren in Deutschland noch zahlreiche haben, z. B. bei Meiningen gleich Drachenberg, Drachenbrunnen und Drachengraben bei einander, Drachenfels am Rhein, Drachenhöhlen in Ungarn u. a. m. Im Drachenhaupte wurde der Stein Draconites gefunden, der allem Gifte widerstehen und alle Feinde dem überwinden half, der den Stein dem noch lebenden Drachen nahm.

Lenken wir von den mythischen und Fabelthieren den Blick dem zum Theil noch fortlebenden Thieraberglauben zu, so tritt dessen eine reiche Fülle entgegen, zusammengeflossen aus Orient und Occident, doch des Einheimischen ungleich mehr als des Fremdländischen. Man darf wol annehmen, daß kaum ein anderes Volk so tiefe Blicke in die Geheimnisse der Thierwelt gethan, als das deutsche, weil ihm eben ein sinniges Einleben in die Natur überhaupt eigen ist. Und wenn auch viel vom scandinavischen Mythus verhallte, wenn im Bewußtsein unsers Volkes außer dem, was Schrift und Lehre aufs Neue davon hineinzutragen bemüht ist, fast keine Erinnerung mehr lebt an den Wolf Fenrir, an den Wolf Odins und seine Raben, an die Hirsche und Eichhörnchen, die durch die Aeste und das Gezweig der Esche Ygdrasil jagen, an Odins Roß Sleipnir u. s. w., so ist doch Vieles noch lebendig, was nach der Zeiten Frühe weit hinauf deutet. Auch hier war die Heilkunde nicht ohne Einfluß; vieler Glaube an wunderbar arzneiliche oder sympathetische Wirkung von Stoffen aus der Thierwelt ging von ihr aus. Ein Becher aus dem Horne des Rhinozeros entfernte alles Gift, das möglicherweise dem Weine beigemischt sein konnte. Das Einhorn, der Stoßzahn des Narwalls, den Alten aber das Horn jenes mythischen Thieres, das als Keuschheitsymbol galt, ward außerordentlich hoch geschätzt; Fürsten und Fürstinnen machten es einander zum werthen Geschenk, es galt als Specificum gegen alles Gebrest und Wehthum; ebenso diente die geraspelte und gepulverte Klaue des Elchs, Elenns, gegen die fallende Sucht; der Zahn eines unbekannten Thieres, Gena geheißen, unter die Zunge genommen, verlieh die Gabe der Weissagung. Versteinerte Haifischzähne wurden in Gold oder Silber gefaßt und als Amulette und

Schutzmittel getragen; sie hießen häufig Teufelszähne, und der Teufel konnte auf den keinen Zahn haben, der schon einen Zahn von ihm, in eherne Bande geschlagen, bei sich trug. Junge Fohlenzähne wurden auch gefaßt und umgehängt, ebenso Hirschzähne, und als Amulette getragen.

Pferde, der ganzen Nation lieb und werth, die edelsten, schönsten und kräftigsten Thiere neben den Hirschen, wurden frühzeitig den Göttern, Geistern und Helden zugesellt. Auf weißen Rossen reiten die Prinzessin Tochter des Rothbart und ihre dienenden Fräulein Nachts um den Kiffhäuser; weiße und schwarze Rosse spuken mit und ohne Reiter an unzähligen unheimlichen Stellen, darunter viele dreibeinige, die dann dem Teufel gehören. Auf schwarzen Rossen braust der wilde Heereszug durch die Nacht. Der Wode reitet nach verschiedenen Sagen auf einem großen weißen (dem heiligen) Pferde, 24 Hunde folgen ihm. König Abel reitet auf kleinem Pferde um das Danewerk, ihm folgen zehn weiße Hunde (D. Sagenb. 177. 178). Schwäbische Sagen wissen viel von Schimmelreitern zu erzählen (a. a. O. 915. 916), und Schimmel ziehen auch den großen Heerwagen des „Wuota" (das. 918). Auch einen Schutzpatron haben die Pferde, es ist St. Coloman, der heilige Martyrer (das. 954). In Sagen treten vielfach Pferde auf; eine Kölner und eine Schweinfurter Sage lassen Männer, deren Frauen aus dem Grabe lebend zurückkehren, an dieser Kunde zweifeln. „So wenig die Pferde aus dem Boden schauen, so wenig" &c. Da trabt und trampelt es die Treppen hinauf, und die Pferde schauen von oben nieder (D. Sagenb. 117. 818). Aus einem Pfuhl bei Dassel kam ein gespenstiges Pferd hervor (das. 298); dagegen mußte ein Bauer des Teufels feuerschnaubendes Pferd halten, als jener sein Bad auf dem Schnee-

kopf besuchte (a. a. O. 492). Dem Pferde des Grafen von Klettenberg (das. 397) entfallen beim frevlen Ritt in das Gotteshaus die vier Eisen von den Hufen, und werden noch lange nachher gezeigt. Des kühnen Eppelein von Geilingen Pferd läßt beim gewaltigen Sprunge mit seinem Reiter von der Nürnberger Feste die Hufspur im Mauerkranze der Burg zurück, wie jenes Pferd der Riesentochter die namengebende Roßtrappe. An diese Sprungsagen reiht sich die vom Giebichenstein, da heißt des kühnen Springers schneeweißes Roß der Schwan, und trägt ihn treu nach der sichern Ferne. Auch Eppelein von Geilingen springt sammt dem Roß zu Geilnau bei Rothenburg am Main sich rettend in den Strom, und wird seinen Verfolgern von dem unschätzbaren Roß enttragen, das dieser endlich mit Schmerzen tödten muß, wie in der burgundischen Sage Held Reinold seinen treuen Bayard, der auch bei Lüttich ein Hufeszeichen in den Fels trat und im Ardennerwalde annoch spukend erscheint und am Johannistage wiehert. Nahm doch das Dorf Berthem das nämliche Roß in sein Wappenschild, wie die alten Sassen das Roß ihres unsterblichen Wittekind auf Schilde malten. Das Aufstecken von Rosseshäuptern auf Häuser und die Form geschnitzter vorragender Giebelbreter an Gehöften Norddeutschlands scheint auch auf alten Mythus hinzudeuten. Auch der Berggeist Rübezahl liebte die Pferde und pflegte sechsspännig mit stattlichen Schimmeln zu fahren (D. Sagenb. 643). Immer waltet das weiße Pferd vor, und es ist ein nicht unbedeutender Zug einer Schildsage, daß das alte Sachsenroß als Heerschild vor Wittekinds Taufe schwarz gewesen, dann aber in ein weißes umgewandelt worden sei. Heidenthum Nacht-, Christenthum Tagfarbe.

Rinderverehrung tritt von Seiten unserer heidnischen

Vorfahren etwas minder in den Vorgrund; im scandinavischen Norden brachte schon die Edda die Kuh Audhumla in die Kosmogonie, und schwedische Sagen gedenken heiliger Kühe. Auch vor den Wagen der rügischen Herda (Nerthus) waren Kühe gespannt, die ihn zogen. Die Milch von kohlschwarzen Kühen gilt für zauberkräftig. Den Ochsen nahm der christliche Mythus als apokalyptisches Thier auf und gesellte ihn auf Bildnissen, als Attribut gleichsam, dem Evangelisten Lucas. Von spukenden Kühen melden deutsche Sagen kaum, wol aber von Eseln, vier- und dreibeinigen, unter denen der sogenannte Vieresel hervorragt, der, der antiken Empusa gleich, den Leuten sich aufhockt und sich von ihnen eine Strecke tragen läßt, bis sie umsinken. Da wird dann Mancher liegend funden, und Keiner weiß, daß der Vieresel schuld ist, der ihn geritten. Die vielen örtlichen Sagen von Hirschsprüngen mögen wol alle in Jägerüberlieferungen wurzeln, doch hat unter andern der goldene Hirsch, den die Sage in einer Bergwand beim Dorfe Goldlauter stehen und der Erlösung harren läßt (D. Sagenb. 494), poetisch mythischen Anklang, und ebenso jener Hirsch in der Legende von St. Hubertus, wie der, welcher dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg auf der Köpenicker Heide erschien (D. Sagenb. 359). Hasen werden auch häufig als Spukthiere genannt, ebenfalls am liebsten dreibeinige, wo nicht achtbeinige, die sich auf die vier oberen Beine werfen, wenn die vier unteren sich müde gelaufen haben. Wem früh nüchtern ein Hase über den Weg läuft, hat kein Glück. Wer Hasenfüße mit Hasenschmalz bestreicht und zum Kopf einer Drossel thut, wird von Kühnheit bewegt, aller Todesfurcht bar, — und hängt er das an seinen linken Arm, so kann er getrost zur Schlacht ziehen, er kommt unversehrt wieder. Wird

aber zu diesen beiden noch ein Wieselherz gethan, und alles Dreies einem Hunde gegeben, der bellt seine Lebtage nicht mehr, auch dann nicht, wenn er geschlagen würde. Wer ein noch zuckendes Wieselherz verschlingt, der wird kundig künftiger Dinge und kann sie offenbaren. Ein Hund aber, der vom Wiesel Herz, Augen und Zunge frißt, verliert ebenfalls die Stimme. Hunde spuken häufig, besonders schwarze, und letztere sind insgemein höllische Diener der Teufelsbündner. Nach allbekannten Sagen hatten Doctor Faust, Cornelius Agrippa, Jan von Nivelle und andere Magier ihre Zauberhunde, verkappte Höllengeister. Oft auch läßt die Sage Gotteslâugner, solche Teufelsbündner oder tyrannische Menschenquäler in Hunde verwandeln. Hunde können Geister sehen. Wer junge Hunde und Katzen zum Ersäufen fortträgt und ersäuft, verträgt sich sein Glück — ein ethischer Zug des Volksglaubens. Mit Katzen war Freia's Wagen bespannt; Katzen und Wiesel soll man nicht tödten. Die Sympathie und das Mitleid für erstere geht beim schönen Geschlecht erstaunlich weit; es ist uns selbst begegnet, daß zur Schonung der Singvögel in Fallen gefangene Katzen heimlich durch Weibsleute befreit wurden, ehe das unerbittliche Verhängniß, statt ihrer Opfer selbst geopfert zu werden, sie traf. Daß Hexen sich in Katzen verwandeln, ist allbekannt. Katzen halten am Tage und des Nachts besondere Tänze (D. Sagenb. 421 u. 571). Das Ohr einer schwarzen Katze in der Milch einer schwarzen Kuh gesotten, und dann als Däumling an den Finger gesteckt, macht unsichtbar.

Der Löwe konnte naturgemäß erst spät in deutsche Sagenkreise eintreten, that es aber in der Mär von Heinrich dem Löwen gleich in sehr bedeutsamer Weise. Man hielt überall den König der Thiere hoch, pflegte sein im

Thiergärten und abgesperrten Höfen, und wandte Theile von ihm zu sympathetischem Gebrauche an. Gürtel aus Löwenhaut geschnitten begabten mit Furchtlosigkeit; Löwenfleisch oder Urin befreiten vom viertägigen oder vom kalten Fieber. Wer ein Löwenauge unter der Achsel trug, vor dem flohen alle Thiere mit zur Erde gesenktem Haupt weit von dannen. Vom Bären, der den alten Deutschen vor dem Löwen als der Thiere König galt, blieb wenig Mythisches haften; doch lassen Sage und Märe Prinzen und Prinzessinnen in Bären und Bärinnen verwandelt werden. Desto länger blieb des Bären Fett officinell und wird vom Volke in den Apotheken noch heute verlangt, wie das Fett des Dachses. Wer Dachsfüße bei sich trägt, bleibt von Jedermann unbekümmert, vielmehr geehrt und gefürchtet. Des Dachses rechtes Auge in eines Wolfes Haut gewickelt und bei sich getragen, oder auch Leder von der Dachshaut, erregt dem Träger Wohlgefallen und gnadenreiche Gunst bei Hohen und Niederen. Eine Sage (D. Sagenb. 633) läßt Bären so mit dem Teufel anbinden, daß er ihnen weichen muß und den Müller, in dessen Stall er hauste, und der jene aufgenommen, fragte: ob die großen wilden Katzen noch im Stalle wären? Ja. — So sei er ausgebissen.

Der Wolf hat manche Betheiligung bei Mythe, Märe und Sage, wie ihn sammt dem Fuchs auch die Thierfabel gern in ihr Bereich zieht, und das Kindermärchen viel Grauelndes von ihm und über ihn beibringt. Durch beider Thiere sagenhafte Auffassung blicken viele humoristische Züge, daher konnten die großen Bücher über Renard und unser treffliches deutsches Thierepos Reinecke Fuchs entstehen, in welchem ja der Wolf mit eine Hauptrolle spielt. Wir kommen bei der Thiersage ausführlicher auf beide Thiere zurück. Schaurig mischt sich zum Wolfsnamen der Wer- oder

Wärwolf, der in einen Wolf sich verwandelnde mordsüchtige Mensch. Wie sehr die Sage, einmal zum Mittel der Verwandlung greifend, auf dieser fortbaute, zeigt recht lebhaft ein Beispiel im D. Sagenb. 320, wo der verfolgte Wärwolf wieder Menschengestalt annimmt, um Schonung fleht, dann in einen Dornstrauch sich verkehrt, und wieder zum Menschen, und zuletzt wieder zum Wolfe wird, und wo ein „Wärwolfstein" als Sagenzeuge an ihn erinnert.

Der Eber, einst dem nordischen Gotte Freir heilig, lieferte der alten Heilkunde auch sein Fett in ihren Arzneischatz; sein Name blieb dauernd an Kräutern und Wurzeln haften, was immer nach dem Alterthume hindeutet und gar eine eigene Verbindung vor Augen legt, in welche die Vorfahren die Pflanzenwelt mit der Thierwelt und umgekehrt brachten. Dasselbe gilt auch vom Bock. Thors Wagen war mit Böcken bespannt; auf Böcken und Wölfen ritten die Hexen zu ihren Tänzen und nächtlichen Orgien. Ein Holzschnitt eines der ältesten Bücher über die Hexen: De lamiis et phitonicis mulieribus, zeigt eine auf einem Wolf reitende Hexe, eine zweite fährt auf der Gabel mit einem Eselshaupt, dem Galan auf dem Schooße sitzend, der einen Geier- oder Hahnenkopf rücklings nach einem jungen Dirnlein wendet, das mit einem Hundskopf sich an seinen Gürtel und an die Gabel klammert. Vom Bocksblut wurde viel fabulirt; mit Essig gemischt sollte es Glas erweichen. Man tränkte Böcke mit starkem Steinwein, um ein Mittel gegen die Steinkrankheit zu gewinnen.

Schweine, welche Reisenden begegnen, prophezeihen ungastliche Aufnahme, oder Verdruß und Streit im Verfolg der Reise, Schafe dagegen gastliche und Vergnügen.

Vom Eichhörnchen oder Eichkätzchen die Klaue sammt Nägeln gebrannt und einem Pferde davon gegeben,

macht, daß das Pferd ganzer drei Tage nicht frißt. Wenn man Eichhörnchenblut in Wasser tropfen läßt, entsteht eine Zeitlang ein grausamer Donner.

Des Maulwurfs Füße in ein Lorbeerblatt gewickelt und in eines Pferdes Ohr gelegt, treibt das Pferd zu furchtsamer Flucht. In ein Vogelnest mit Eiern es gethan, ursacht, daß Vögel verschiedener Art aus den Eiern schlüpfen. Ein Maulwurfsfuß, abgebissen und dem Kinde angehängt, macht es bald reden lernen.

Die Maus, das kleinste Säugethier, erscheint nicht selten in Sagen und Märchen. Sehr unheimlicher Art ist die Sage vom rothen Mäuselein (D. Sagenb. 537), die an jene Stelle in Goethe's Faust erinnert:

„Ach mitten im Gesange sprang
Ein rothes Mäuschen ihr aus dem Munde.“

Traulicher erscheint die Sage von der Goldmaus (a. a. O. 669), die einen armen Krämer reich machte. Das rechte Auge einer Fledermaus unter dem rechten Fuße getragen, verleiht Unsichtbarkeit.

Mehr Vorliebe noch als zu den Säugethieren hatten die Alten zu den Vögeln, vor Allem war es deren Flugkraft und zum Theil melodische Stimme. Achteten doch ihrer schon die Römer in ihren Augurien. Man fütterte sie da und dort, wie man noch heute gern thut, im Freien; schon Mechtild, Kaiser Otto's I. Gemahlin, soll dies gethan haben; allbekannt ist des Minnesingers Walter von der Vogelweide letztwillige Bestimmung; auch wurden im Lob und Preis der „vogelin“ die Minnesinger nimmer müde. Verwandlung in Vögel erwähnt die Sage nicht selten; man denke an die Schwanjungfrauen, deren Hemden und Schleier; ein mystischer Schwan zog den Schwanritter an den Uferbord Nimwegens.

Der Adler, schon den Alten und auch den hebräischen Dichtern ein gefeierter Vogel, trug die Adlersteine in sein Nest. Adlerhirn mit dem Saft eines gewissen Krautes gemischt und genossen, sollte Streitsucht wecken. An Adlerfedern geht keine Motte. Adlerklauen und Schnäbel werden in nordischen Gegenden als Amulette getragen. Der Gabelweihe, Falco Milvus, wurden die Eigenschaften beigelegt, daß ihr Kopf, auf der Brust getragen, Liebe, Gunst und Gnade verleihe. Man findet auch einen Stein in ihm; wenn dieser in eine Speise gethan wird, von der zwei Feinde essen, so erweckt er ihre Versöhnung.

Der Sperber genoß bei den alten Böhmen fast göttlicher Verehrung. Die Eule ist schon als Nachtthier von mythischem Anhauch umweht. Wer der Eule rechten Fuß und ihr Herz einem Schlafenden auflegt, wird von diesem auf jede Frage Antwort erhalten und alle seine Heimlichkeiten erfahren. Wer das Eulenherz unter der Achsel trägt, den bellt kein Hund an; wo aber Herz und Fuß zusammen an einen Baum gehängt wird, da sammeln sich alle Vögel, als säße die Eule leibhaftig selber darauf. In Eulengestalt fliegt die Tud-Osel der Sage mit dem wilden Heere, in eine Eule wurde diese alte garstige Plärr-Nonne verwandelt (D. Sagenb. 317). Die Schleiereule ist der schaurige Vogel Kreideweiß; ihr Erscheinen bedeutet nichts Gutes, aber den Kalmücken ist sie heilig. Der kleine Kauz, Stryx passerina, ist Todtenhuhn, Leichenhuhn; sein weinerliches widerwärtiges Geschrei setzt oft Abergläubische in Furcht und Schrecken.

Vor vielen andern Vögeln hat der Specht mythische Beziehung. Seiner schönen Begabung, die Springwurz aufzufinden und beizutragen, wurde schon gedacht. Er war bereits den Völkern des classischen Alterthums ein heiliger

Vogel, war dem Mars geweiht, weissagte, trug für Romulus und Remus Speise herbei, als die Wölfin sie beide entwöhnt hatte, und war eigentlich ein in den Vogel verwandelter Abkömmling Saturns. Er heißt Bienenwolf, weil er den Bienen gern nachstellt und viele vertilgt. Man nennt ihn auch Gertrudsvogel und hat eine legendenartige Märe über ihn, die in eine Metamorphose ausläuft. Da der Specht Picus, die Elster Pica hieß, so nannte man sie seine Schwester, und die Sage legte ihr mindestens eine verwandtschaftliche Eigenschaft bei; wie der Specht die schätzebringende Springwurz beiträgt, so macht das Auge der Elster den, der es bei sich trägt, unsichtbar; der darf daher nur hingehen und nehmen, wo es etwas zuzulangen giebt. Das deutet nun wieder nach dem Wiedehopf hin; dieser hat in seinem Neste einen Stein, der heißt Quirini, der auch wieder die Eigenschaft hat, daß, wenn er unter das Haupt eines Schlafenden gelegt wird, dieser Alles ausplaudern muß, und angeben, wo er seinen Schatz verborgen hält. Wiedehopfaugen bei sich getragen, verleihen Gunst und sichertreffende Schützengabe. Vor Gericht damit getreten, das Wiedehopfauge auf der Brust, macht Processe gewinnen und alle Feinde friedlichem Vergleiche geneigt. Ein Wiedehopfkopf im Säckel getragen, hemmt allen Betrug von Kaufleuten. Bei Herzweh das Herz des Wiedehopfs warm gegessen, heilt jenes; Wiedehopffedern in einem Tüchlein auf den Kopf gebunden, heilen den Kopfschmerz; sein Blut, auf den Puls gelegt, macht angenehme Träume. Kann man mehr von einem Wiedehopf verlangen? Und zum Dank für diese trefflichen Gaben wird der gute Vogel Kukukslakei, Kukuksküster gescholten, und Claudius-Asmus singt von ihm, daß er mit dem Kukuk, vulgo dem Teufel, auf dem Blocksberg die Kreuz und Quer tanze. Der

Kukuk, obschon vorzugsweise beliebter Frühlingsprophet, ist doch als „schlimmer Gauch" verrufen. Sein erster Ruf prophezeit den Fragenden ihre noch zurückzulegenden Lebensjahre; wer ihn zum ersten Male hört, muß in seiner Tasche das Geld schütteln, daß es klingelt, so hat er Geld das ganze Jahr. Hat er kein Geld bei sich, so leidet er Mangel daran, bis der Kukuk aufs Neue schreit. Ein hübsches Thiermärchen zeigt ihn als geizigen Bäcker, der den Armen den Brodteig bezupft, und läßt jenen in den Vogel verwandelt werden. Ruft der Kukuk noch nach Johannis, so soll es Theuerung zu bedeuten haben. Man sagt, der Kukuk könne nicht eher rufen, bis er ein Vogelei gefressen habe, eine Eigenschaft, die er mit vielen menschlichen Sängern theilt, indeß machen seine Eierangelegenheiten ihm vor allen andern Vögeln den schlimmsten Ruf; sein Erscheinen bedeutet wenig Gutes, er ist der privilegirte Hanreimacher; er ist nicht immer Kukuk, er ist bisweilen Raubvogel, der unliebe Nebenbuhler heißt in Deutschland wie in der Schweiz Kukuk, Gugsch; schon sein alter Name Gauch hat übelanrüchigen Klang. Man nennt ihn, wie Claudius im Liede, sogar statt des Teufels, um nur diesen nicht selbst zu nennen; man möchte zum Kukuk fahren, des Kukuks werden, weiß der Kukuk, hole dich der Kukuk! Wo hat dich der Kukuk? Wo zum Kukuk bleibst du? Der Cicadenschaum, der auch Hexenspeichel heißt, wird nicht minder Kukuksspeichel genannt, was nicht schmeichelhaft für den Vogel ist; mehr als ein Dutzend Pflanzen heißen nach ihm.

Ein ungleich beliebterer Frühlingsprophet ist der Pfingstvogel, der Wituwal, Weihrauch, Pirol. Wenn er sich zeigt und sein jauchzendes Wülo! Wülo! Hidaheia! in die Frühlingslüfte flötet, soll kein Frost mehr kommen.

Der Rabe, der uns gleich an die Raben Odins, Hu-

ginn und Muninn, mahnt und durch schöne Gestalt, nachtdunkle Farbe, erstaunlich hohes Alter und endlich sogar Redegabe sich auszeichnet, mußte früh des Volkes Aufmerksamkeit sich zulenken. In einem Kindermärchen deuten Raben dem Blinden das Mittel an, wieder sehend zu werden. Seltsam klingt die Kunde, daß, wenn eines Raben Ei gekocht und dann wieder zu den andern Eiern gelegt würde, der Rabe nach einer Insel des rothen Meeres fliege und von dort einen Stein hole, mit dem er das gekochte Ei berühre, davon werde es wieder roh und lauter. Wer nun diesen Stein erlangen konnte, der mußte ihn in einen Ring fassen und in ein Lorbeerblatt wickeln. Wer damit berührt wurde, wenn er in Ketten saß, dem sprangen die Bande und fielen ab von ihm, und eine verschlossene Thüre damit berührt, die sprang auf. Hier ist nahe Verwandtschaft zur Springwurz, und Manches deutet nach dem Oriente und dem Schamir Salomo's hin. Wer diesen Stein in den Mund nahm, verstand die Sprache der Vögel gleich Jenem, der von der weißen Schlange aß. Um die Prophetengabe des Raben zu erlangen, wurden sein Herz und seine Eingeweide gegessen.

Der Heher führt die menschlichen Eigennamen Markolfus und Markward, gewiß nicht ohne eigenthümliche Beziehungen, die uns aber zur Zeit noch dunkel sind.

Der Wendehals spielt nur als Iynx der antiken Mythe seine Rolle, in Deutschland heißt er Natterwindel, weil die Verdrehungen und Beugungen seines langen Halses äußerst an die einer Schlange mahnen.

Das Blut der Spechtmeise, Sitta europaea, soll so giftig sein, daß Pfeile, deren Spitzen in dasselbe getaucht sind, jedes Thier tödten. Die Meisen überhaupt galten in alten Zeiten für unverletzlich, auf ihre Tödtung war harte Buße gelegt. Im Spanischen heißt die Meise Cid, Herr.

Der Eisvogel, dessen Gefieder mongolischen Völkern als Liebeszauber dient, wird in deutschen Gegenden todt an Fäden aufgehangen, und aus seinem Drehen prophezeit man dann das Wetter. Kreuzschnäbel werden in den Zug gehängt, und ziehen dadurch sympathetisch das meist vom Zug entstandene Rheuma der Menschen an, selbst Gicht und Podagra. Lieblich klingt die spätere Mythe, daß dieser Vogel sich bemüht habe, mit seinem schwachen Schnabel die Nägel aus Christi Kreuz zu ziehen, davon sei ihm der Schnabel so krumm geworden, und zum Gedächtniß dessen sei nun stets der Schnabel gekreuzt geblieben.

Mit dem Unrath des Sperlings wurde Jägerzauber geübt. Er mußte unter den ausgeschnittenen Rasen des Fußtrittes gelegt werden, wenn der Schütze nichts treffen sollte.

Vom Flachsfink, Fringilla linaria, geht die wunderliche Mär, daß er nur im Sommer Vogel sei, Winters aber sich in eine Maus verwandle. Das Nest des Zeisigs soll unsichtbar sein, auch soll nach der Sage der Alten eine Antipathie bestehen zwischen dem Geschlecht der Zeisige und dem der Esel; aus welchen Gründen, ist dunkel. Staarenfleisch galt für heilkräftig, nach dem Fette des Wasserstaars strebten die Jäger zu magischem Gebrauch, auch sollte es die beste Frostsalbe abgeben, doch liefern Wasserstaare des Fettes ungemein wenig.

Drosseln waren dem Glauben der Alten wichtig. Nur der in ihrem Leibe getragene Mistelsame erwuchs aufs Neue zu jenem mystischen Gewächse. Die Federn vom rechten Flügel einer Drossel an einem neuen noch ungebrauchten rothen Faden mitten in das Haus gehängt, hält alle Bewohner selbst wider deren Willen wach. Diese Federn in Wasser getaucht, dann mit dem Blute eines Wiedehopfs bethaut und die Schläfe damit bestrichen, kann

Jemand bis auf den Tod erkranken machen. Das hübsche Kindermärchen vom verwunschenen Prinzen Drosselbart knüpft sich an die Steindrossel, Turdus saxatilis.

Einer Nachtigal Herz und Zunge unter dem rechten Fuße getragen, macht unsichtbar.

Das Rothkehlchen ist von Mythe und Sage gefeit und geweiht. Wer dessen Nest zerstört, hat zu gewärtigen, daß das Wetter in sein Haus schlage und es zerstöre. Möglich, daß Rothkehlchen und Rothschwänzchen, die vorzugsweise gern in Gärten und letztere auch in Häuser bauen, wegen ihrer rothen Farbe dem Donnergotte heilig waren. Wer des Hausröthleins Nest ausnimmt, deß Kühe bekommen das Blutharnen oder geben rothe Milch. Rothkehlchen tragen, nach alter Märe, Erschlagenen Blumen auf das Angesicht, damit der Menschen grause Schuld zuzudecken.

Bachstelzen wurden zu Asche verbrannt, und diese Asche sollte, mit Wein getrunken, vom Stein befreien.

Vom Zaunkönig haben wir das bekannte hübsche Thiermärchen von der Vogelrepublik, in der man gefunden hatte, daß es mit dem Republikwesen ein Unsinn und ein Unding sei, und ein tüchtiger Herrscher an die Spitze eines Volkes und Staates gehöre; also wollten die Vögel sich einen König wählen, und der am höchsten fliege, sollte dieser König sein. Da ließ sich der kleinste Vogel auf den Schwingen des Reihers nieder, der zuhöchst emporflog, und hob sich dann noch hoch über diesen. Das ärgerte die geflügelten Republikaner, daß so ein winziges Kerlchen ihr König sein wolle, und da schrien sie einstimmig: Nein, der am tiefsten fällt, soll unser König werden. Da fiel Alles nieder, und der Zaunkönig fiel in ein tiefes Mauseloch, und piepte heraus, daß er König sei. Das ärgerte die Vögel abermals sehr und sie beriefen die Eule, am

Mausloch Wache zu halten, welches die Eule auch gern that. Aber da sie so saß und wachte, litt sie so viele Langeweile, daß sie einschlief, worauf der kleine Vogel ausschlüpfte, und lustig sein Königthum vom Zaune herab verkündete. Darüber ärgerte sich die Eule schrecklich, und schämte sich, ließ sich nicht mehr am Tage vor den anderen Vögeln sehen, und wachte nun jede Nacht, und fraß jede Maus, die aus dem Loche schlüpfte. Der kleine Vogel aber wurde fortan spöttlich Zaunkönig geheißen und der Adler wurde König.

Vom Geschlechte der Hühner hat vor allen der Haushahn mythische Bedeutung. Das Feuer heißt der rothe Hahn; Einem den rothen Hahn aufs Dach setzen, war und ist die bildliche Redensart für den Mordbrand. Der Hahn, da er vorzugsweise als Wächter und Wetterverkündiger durch sein Krähen galt, wurde auch bildlich Wetterhahn und — sei es auch nur als Windfahne — durch ganz Deutschland und in allen Nachbarländern auf Thurmspitzen oder Giebeln durch den Wind leicht drehbar angebracht. Im Haupte des verschnittenen Hahns (Kapauns) findet sich nach vier Jahren ein Stein, der ist Alectorius geheißen, und weiß und durchscheinend wie Krystall. Je älter aber der Hahn, je besser der Stein, und wird einer Bohne groß. Wer diesen Stein besitzt und bei sich trägt, dem kann Niemand eine Bitte abschlagen, auch kein Liebeswerk. Er macht gar angenehm und standhaft. Unter die Zunge genommen, löscht er den Durst. Daher gilt überhaupt der Hahn für ein Symbol der Männlichkeit, wie die Redensart kund giebt: „der ist ein Haupthahn.“ Wenn der Hahn sieben Jahre alt wird, legt er ein Ei, welches eine Kröte ausbrütet, daraus kriecht dann ein schädlicher Unk, der wird auf griechisch Basiliskus (Königlein) genannt. Wer ihn

ansieht, muß sterben. Sieht aber der Basilisk in einem Spiegel sich selbst, dann zerplatzt er. Das Huhn erscheint in Hexensagen als unheimlich, Teufelseier legend.

Der Storch ist als heiliger Vogel bekannt, wie als Lenzprophet. In vielen Orten wird ihm feierlicher Empfang zu Theil. Uralter Kinderglaube ist, daß er es sei, der die kleinen Geschwister unverhofft und unvermerkt ins Haus bringe, wo die Kinder nicht glauben, daß jene aus Brunnenstuben geholt werden.

Kraniche und Schneegänse treten nur durch ihr Ziehen prophetisch auf. Was die Kraniche des Ibicus antiker Sage bewirkten, Entdeckung einer Mordthat, thut in einer deutschen Märe das Rebhuhn und in einer Sage thun es Enten (D. Sagenb. 200).

Der Pelican dient der religiösen Mythe als ein schönes Symbol der Selbstaufopferung; ja die Alten glaubten, daß, wenn auch seine Jungen schon todt seien und nur ihr Herz ungebrochen, und sein warmes Blut in der jungen Vögel Schnabel gethan würde, so würden sie wieder lebend wie zuvor. Pelicanblut an eines andern Vogels Hals gehängt, macht ihn so lange fliegen, bis er todt niederfällt. Des Pelicans rechter Fuß in warmen Mist drei Monate lang gelegt, erzeugt aus der Wärme einen neuen lebendigen Pelican. Hier streift die Phantasie nahe an die Phönixmythe, da sich der Phönix in gleicher Weise in der warmen Asche, in der er nach seiner Verbrennung nur als ein rothes Würmlein gefunden wird, verjüngt.

Die Heerschnepfe, Himmelsziege, heißt auch Donnervogel, Wettervogel, Donnerbock, und könnte mit Thorrs Böcken in Verbindung gebracht werden.

Die Schwalbe darf man nicht verfolgen oder tödten, sonst regnet es vier Wochen lang. Ihr Nestanbau an ein

Haus ist glückbringend, daher bringt Zerstörung solcher Nester Unheil. Im Leibe der Schwalben findet sich der rothe Schwalbenstein, Chelidonius. Diesen in ein reines Linnentuch oder Kalbsleder gewickelt und unter der Achsel getragen, hilft gegen langes und beschwerliches Siechthum, gegen Irrsein, auch gegen die Schlafsucht. Auch macht der Schwalbenstein wohlredend, und bei allen Leuten angenehm. Außer dem rothen wird auch noch ein schwarzer Schwalbenstein gefunden, der bewältigt großen Zorn und hilft begonnene schwere Werke leichtlich vollbringen. Wenn man den Chelidonius in die Blätter des Chelidonium (Schöllkraut, Schwalbenkraut) wickelt, so verblendet er Andern das Gesicht. Im August soll die geeignetste Zeit sein, den Stein zu finden, und sollen gewöhnlich der schwarze und der rothe in einer Schwalbe beisammen sein.

Tauben, und insonderheit Lach- und Turteltauben, sind nicht ohne mythische Beziehung, wie sie dieselbe ja selbst im biblischen Mythus behaupten. Lachtauben ziehen, nach dem Volksglauben, gleich den Kreuzschnäbeln, Rothlauf und Flüsse an sich. In Sagen zeigen Tauben Schätze an, oder den Feind, oder auch den Tod, wie ein Grabstein zu Arnheim verkündet. (D. Sagenb. 77.) Als die Deutschordensritter die Schlösser Wartenberg und Gerdauen gründeten, flogen weiße Haus-Tauben herzu, und ließen sich, die ersten in jener Gegend, dort nieder. Turtel-Taubenherz in Wolfshaut galt als Schutzmittel gegen Unkeuschheit. Eben solches Herz zu Asche gebrannt, und diese auf die Eier anderer Vögel gestreut, macht, daß diese nicht auskriechen; Turteltauben-Füße an einen Baum gehängt, machen diesen unfruchtbar; ihr Blut mit dem Wasser gemischt, darin ein Maulwurf gesotten, ist gut, schwarze Haare, wo man diese entfernen will, auszutilgen, und

weiße dafür wachsen zu lassen. Gut für die Tauben, daß sich's mit diesem Mittel nicht umgekehrt verhält, vorausgesetzt, es beruhe auf Wahrheit, sonst wäre, schwarzen Schnurrbärten zu Liebe, keine Turteltaube mehr ihres Lebens sicher.

Von den Amphibien hat ohnstreitig die **Schlange** die meiste mythische Beziehung. In Schlangengestalt erscheinen verzauberte Prinzessinnen und Jungfrauen, die in Schlössern und Burgen auf Erlösung hoffen. Schlangenbilder mögen wol zur Verehrung aufgehängt worden sein; häufig malte man sie auf Schilde, häufig waren sie in Verbindung mit Drachen Zierrath am Schmuck wie an Gebäuden. In allen Mythen und in zahllosen Mären und Sagen spielen Schlangen eine Rolle; Aufzählung aller oder auch nur der meisten könnte ein Buch füllen. Von der Weltschlange der Nordlandsmythe bis zur kleinen Blindschleiche herab lassen sich Mythen, Sagen und Mären, nicht minder auch Fabeln von Schlangen in Menge aufführen. In Deutschland ist es besonders die **Ringelnatter**, unsere größte Schlange, die vielleicht zu den Lintwurmsagen Anlaß gab; sie ist der Unk, die Hausunke, und vielfach verehrt. Neben ihr hat die Sage eine **weiße** Schlange, deren Fleisch gekocht und verspeist, die Augen öffnet, daß sie die brennenden Schätze in der Tiefe erblicken, und Ohren und Sinne, daß ihnen die Sprache der Vögel verständlich wird. Dazu kommt noch der **Schlangenkönig**, der sein goldenes Krönlein ablegt, wenn er badet, und den, der es ihm raubt, in hastiger Wuth verfolgt. Schlangen essen mit schuldlosen Kindern Milch aus einer Schüssel, verschmähen aber die Brocken, und vernehmen aus Kindesmund die im jemaligen Dialekt gegebene Mahnung: Iß nicht nur Brühe, iß auch Brocken! Bisweilen bringen solche Schlangen Krönlein mit, legen sie ab und

vergessen sie. Einer Frau, die ein zu stillendes Kind hatte, kroch eine Schlange an die Brust, saugte sich fest, und schwoll unglaublich an; endlich löste ein Schlangenbändiger das Ungethüm von dem Frauenbusen los. Später zeigte sich die Schlange dankbar, indem sie das einsam im Walde weilende Kind gegen Ueberfälle wilder Thiere beschützte, was sie nicht vermocht hätte, wenn sie nicht durch die Milch der Frau zu so übergewöhnlicher Größe und Stärke gelangt gewesen wäre. Schlangen tragen heilbringende Steine im Haupte, dieser oder auch ihr Krönlein, machten deren Besitzer nach Belieben unsichtbar.

Daß auch die Kröte einen wunderwirkenden und zauberkräftigen Stein im Haupte tragen soll, ist bekannt. Wie weit ihr Name mit dem des Krodo zusammenhängt, ist nicht gut nachweisbar. Des Thieres häßliche Gestalt mag die Schimpfnamen Teufelskröte und Krötenteufel auch ohne Beziehung zum angeblichen Harzgott hervorgerufen haben. Eher spielten Kröten in der Hexenwelt eine Rolle. Der Teufel erschien als Kröte oder sandte in ihrer Gestalt seine dienstbaren Geister. Schaurig ist eine Sage aus der Nähe von Köln, wo eine Hexe ein Huhn hat, das eigentlich nur eine große Kröte ist, und fort und fort, so lange sie mit einer Gerte gestupft wird, Hühnereier legt. — Zweien Knaben, die ihren Vater mißhandeln, von ihm verflucht werden und ihm wieder fluchen wollen, werden die Zungen zu giftigen Kröten. (D. Sagenb. 617.) Eigenthümlich ist die Sage vom Krötenberg bei Landshut, der zu gewissen Zeiten Kröten in einer Ueberzahl gebiert, die dann einen nahen Weiher ganz erfüllen, und eine kommende reiche Aernte voraussagen. Der Laubfrosch ist Wetterprophet. Der Molch, Salamander, heißt auch Unk, ist Hausgeist und -Gast, von Manchen gern gesehen, von Anderen gefürchtet.

Das Reich der Fische bietet wenig mythische Anhaltspunkte, aber doch einige. Der Schlammbeißer, Cobitis fossilis, ist ebenfalls Wetterprophet. Im Haupte des Hechtes findet man Christi Marterwerkzeuge, Kreuz und Speer und Lanze, Hammer und Nägel; der Aal, der lange und Vielen als Schlange galt, bot sich auch zu dunklen Künsten. Seinem Fette wurden arzneiliche Tugenden beigelegt. Warum die Meerbutte, Pleuronectes Hippoglossus, Heiligenbutte heißt, ist uns nicht bekannt. Den Schleihen wurde Heilkraft, besonders gegen Gelbsucht zugeschrieben.

Die Insectenwelt gewährt manche Hindeutung auf früheren Cult und Glauben, abgesehen vom Scarabäendienst der alten Aegyptier, die absonderlich den Mistkäfer verehrten und zahllos ab-, auch in Stein und Thon nachbildeten. Der Hirschkäfer, Hirschschröter, Baumschröter, vorzüglich an Eichen wohnend, heißt in süddeutschen Gegenden nach J. Grimm, d. M. 167 und 656, Donnergugge, Donnerpuppe; er könnte durch Namen und Wohnung und durch den Glauben, daß er in seinen Hörnern glühende Kohlen trage, daher Feuerschröter, wohl in naher Beziehung zu Thorr, dem Donnergotte, stehen. Der Maikäfer wurde und wird vielleicht noch da und dort als Frühlingsbote begrüßt; dem Maiwurmkäfer soll große arzneiliche Kraft innewohnen. Der Roßkäfer gilt als Wetteranzeiger, er und der Goldkäfer treten in Sagen auf, Kinder finden sie in Menge, nehmen nur einige davon mit, und diese wenigen sind dann in Gold verwandelt, gleich den so häufigen Flachsknotten der Volkssagen, die allenthalben in Deutschland heimisch sind. Des Goldkäfers Larve, die sich bisweilen in Ameisenhaufen findet, heißt Ameisenkönig, und gilt als Heckemännchen gleich dem Alraun. Unter die Krippen vergraben, hält er das Vieh gesund.

Vielleicht war diese Puppe das, was die Alten den Stein Radianus nannten, welcher entstehen sollte, wenn man den Kopf eines Hahnes in einen Ameisenhaufen vergrübe. Später fände er sich dann wieder in des Hahnen Kopf. Durch ihn sei die Erfüllung jeder Bitte sicher zu erlangen.

Die punktirten Sonnenkäfer (coccionella) führen den Namen Gotteskühlein, Marienkühlein, und dienen Kindern zu scherzhaften Orakeln.

Die Todtenuhr, eine Speckkäferart, Dermestes domesticus, war dem Aberglauben lange Zeit so wichtig, und ist es wol in manchen Gegenden noch, daß man sie förmlich zu vererben trachtete, oder auch verkaufte; die gleiche Eigenschaft, angebliche Todtenuhr zu sein, hat auch der Holzbohrer, Ptinus pertinax. Manche schreiben auch den Heimchen Vorhersagung von Sterbefällen zu, wenn sie ihr Gezirp in Häusern hören lassen; doch sinnig gab man diesen, gern an Herdstätten traulich wohnenden Thierchen den trauten Namen, den im Voigtlande und im Orlagau und Saalthale auch die Heimchen, die Schutzkinder der Heimchenkönigin Perchta führen. Unheimlich dagegen im hohen Grade tritt, wie ob. S. 50 schon erwähnt, die häßliche Verwandte dieses zarten Thiergeschlechts, die Werre, der Ackerkrebs, die Maulwurfsgrille auf. Auf den Flügeln der Zug-Heuschrecken las man Strafen drohende Schriften, im räthselhaften Schaum der kleinsten Cicaden ward Kukuks- und Hexenspeichel erblickt. Von Schmetterlingen erscheinen zumeist Todtenkopf und Trauermantel schreckhaft; der Todtenkopf insonderheit soll Sterben anzeigen. Er soll nur alle sieben Jahre vorkommen — wiederum die mythische, so häufig wiederkehrende Siebenzahl. Bienen galten immer für heilig, alte Mythen schon feiern sie, lassen sie dem Paradies entstammen; an wen im Schlafe eine Biene anfliegt,

der ist ein Glückskind; Bienenschwarmanflug an ein Haus wird für gute Vorbedeutung erachtet. Bienen lieben die Esche und den süßen Honigthau ihrer Blätter — und schon der Esche Ygdrasill enttränft derselbe. Reizend ist die Sage von der Immenkapelle (D. Sagenb. 110) im Kloster Altenberge in der ehemaligen Grafschaft Berg, wo ein geistig beschränkter Klosterbruder, um Honig und Wachs zu mehren, eine geweihte Hostie in das Bienenhaus legt. Da fliegen Bienen herbei und bauen über sie von Wachs das zierlichste gothische Sacramenthäuslein, und die Thiere des Feldes nahen, und erweisen dem Sacrament ihre Ehrfurcht.

Nicht unwichtig im Bezug auf Mythus und Aberglauben ist der auf mitteldeutschen und scandinavischen Gebirgskämmen heimische, nur selten zum Vorschein kommende und der Beobachtung sich darbietende Heerwurm, ein viele, ja zwanzig bis sechzig Fuß weit die Erde übergleitendes Larvenheer in Gestalt einer grauen Schlange. Die Larven gehören einer kleinen Mücke aus der Gattung Sciara an, und hängen in einer wunderbaren Weise aneinander, doch vermögen sie sich auch vom Zuge abzusondern. Der Aberglaube erblickte im Ziehen dieser Larven eine Vorbedeutung: zieht der Heerwurm aufwärts, so bedeutet es Krieg, zieht er abwärts, Friede. Andere prophezeien aus den verschiedenen Zügen theure oder wohlfeile Zeit. Auf dem Thüringerwalde, wie auch in Schweden und Norwegen, werden dem Heerwurmzuge Kleider, Schürzen und Gürtel in den Weg gelegt, und es gilt für ein gutes Zeichen, wenn er den Weg über dieselben hinnimmt. So muß hier die Larve einer kleinen Mücke nach dem kriegverkündenden Auszug jenes Heeres deuten, das vom Rodenstein zum Schnellert, und erst dann wieder

zurückzieht, wenn es Friede werden will, und so schleicht sich der von gar wenigen Menschen mit eigenen Augen gesehene Heerwurm in den deutschen Mythenkreis ein, während wir Viele hörten, die gar nicht an sein wirkliches Vorhandensein glauben wollten, sondern die ganze Erscheinung für eine Sage hielten, welche Erscheinung doch naturgeschichtlich vom höchsten Interesse ist.*)

In Krebssteinen, beim Volke fälschlich Krebsaugen genannt, erblickt gläubige Phantasie das Bild der Jungfrau Maria sammt dem Kindlein. Spinnen-Begegnung am Morgen gilt für Glück bringend, am Abend das Gegentheil, Andere glauben, daß es umgekehrt sich also verhalte. Ob aus der antiken Arachne-Mythe etwas im deutschen Mythus haften geblieben? Wie sinnig eint die deutsche Sprache des Thieres Namen mit seinem Thun, auf die Menschenkunst übertragen, und die deutsche Mythe nahm den Faden auf und bildete ihre Spinnefrau, die Holde-Bertha, die „liebe Vernunft" gleich der griechischen Pallas. Waldschnecken, aber blos die schwarzen, heilen Kröpfe, wenn diese mit ihnen sympathetisch und schweigend im abnehmenden Mond bestrichen werden. In einer indischen Schnecke soll ein Stein wachsen, den die Alten Siloytes oder Selenites nannten, welcher Liebe entzündet und Weissagungsgabe verleiht. Er muß am ersten Tage des Monats unter die Zunge gelegt werden, da erfährt der Mensch von ihm, ob seine Wünsche sich erfüllen oder nicht, auf eine wunderbare Weise. Eine andere Schnecke, Lunaca genannt, soll einen weißen Stein im Haupte tra-

*) Das Weitere kann man in unserer Abhandlung: „Der Heerwurm, sein Erscheinen, seine Naturgeschichte und seine Poesie. Ein monographischer Versuch. Mit 1 Tafel Abbildungen. Nürnberg, Fr. Korn. 1851" nachlesen.

gen; von großer arzneilicher Kraft, und das ganze Thier soll an sich genossen, oder sammt dem Gehäuse zu Asche gebrannt, und dann äußerlich gebraucht, sich in vielen Uebeln hülfreich erweisen.

Die rothe, weiße und schwarze Koralle, die den Alten, ebenso wie der Bernstein, als Steine galten, wurde hoch geschätzt. Wurde letzterem besonders herzstärkende Kraft zugeschrieben, so waren dagegen die Korallen Ungewitter stillend, Blut stillend, Narrheit vertreibend, Weisheit verleihend, daher wurden Korallen häufig gefaßt und als Amulette getragen; Seefahrende sollten sie gegen Stürme und Untergang schirmen.

So lebten den Alten die Reiche der Natur, so nutzten sie ihre Gaben gläubig und dankbar, wenn auch häufig irrend, Kindern gleich, dafür aber auch mit kindlichem Gemüthe. Thiernamen in Fülle wurden Pflanzen zugetheilt. Wer gab den Pflanzen diese Namen? Auf jeden Fall entstand durch das Volk diese Namengebung, ging aus ihm hervor, wurde nicht durch Gelehrte in dasselbe getragen. Die Gelehrten der alten Zeit kannten wenige deutsche Namen. Als die frühesten Kräuter- und Thierbücher mit ihren oft verworrenen, zum Theil aus arabischen, griechischen und lateinischen Namen wunderlich verderbten Benennungen im Druck erschienen, konnte die Masse des Volkes sie noch nicht fassen, und sein sicherer Takt und Sinn war es fast ausschließlich, dem wir diese Namenfülle verdanken, in welcher Thier- und Pflanzenwelt so innig sich ineinander schlingen. Was wir nachstehend als Beispiele anführen, schließt alle und jede Benennung irgend einer Pflanze nach außerdeutschen Thieren aus, die sämmtlich erst späteren Ursprunges sind.

Wir finden Adlerholz, -Kraut und -Wurz, Amsel-

beere und Drosselbeere, Bärenfenchel, -Fuß und -Klau, auch Bärentatze, -Lauch, -Röhrlein und -Traube, Bärwurz, Bärlapp, Bärklee u. s. w. Bockskraut, -Bart, -Dorn, -Beere, -Bohnen u. s. w., auch eine Bockspetersilie, Pimpinella saxifraga. Dachskraut heißt die Hirtentasche, Thlaspi Bursa pastoris.

Bienenhütel, -Klee und Bienensaug sind honigreiche Kräuter; Drachenblut heißen fünf verschiedene deutsche Pflanzen, Drachenwurz deren drei, und dann haben wir immer noch den Drachenschwanz, die Calla palustris, und den Drachenbaum, die Espe. Es giebt eine dürre Henne und eine fette Henne, und Esels-distel, -Gurke, -Kerbel, -Milch, -Möhre, -Ohren und -Petersilie. Der Eselskerbel heißt auch Kuhpeterlein und Esels-Peterlein. Wir haben Fischkörner, -Melde und -Wurz. Fliegenblume und Fliegenschwamm. Flohkraut, -Pfeffer und -Samen, letzterer, Plantago Psyllium, nur im südlichen Deutschland verwildert, und Spinnenkraut, Anthericum. Es giebt Froschbiß, -Distel, -Eppig, -Kraut, -Lattich, -Löffel, -Pfeffer, -Wegerich und naturgemäß auch ein Frosch-Peterlein, oder zwei; das Sium latifolium und auch das Phellandrium aquaticum heißen so im Volksmund. Weiter findet sich Gänseampfer, -Blume, -Distel, -Fuß, -Grün, -Kohl, -Kraut (sechs verschiedene Pflanzen), -Kropf, -Milch, -Pappeln und -Zunge, und auch mehr als ein Gänserich. Reich ist der Vogel Kukuk im Pflanzenreiche vertreten; wir finden Gauch-Ampfer, -Bart, -Blume (drei Mal), -Hafer, Gauchheil (drei Mal) und -Nelke, nicht minder blaue Kukuks ohne Zusatz zwei Mal, Ajuga und Orchis, und Kukuksblume. Geiß- und Ziegen-Bart, Geiß-Blatt, -Fuß, -Klee, -Raute, -Dill, -Tod, -Wedel u. s. w. Gemswurz, Habichtblume und -Kraut, letzteres sechs

Mal verschieden, deuten nach Berge bewohnenden Thieren. Dem häuslichen Hühnergeschlecht danken Hahnenfuß, -Kamm, -Kopf, -Sporn, Hennenkraut (Saxifraga tridactylides, von der Form des Blattes), wie Hühnerbiß, -Dorn, -Kohl, -Kraut, -Milch, -Raute, -Schwarm, -Tod und -Wurz ihre Namen. Hahnebutten und Hahneglöckchen stammen von Hahn, Hagen, Hain ab. Der scharfe Sauerampfer, Rumex acutus, führt den seltsamen Thiernamen Halbpferd. Das scheue Hasengeschlecht findet meist zu seiner Nahrung Hasen-Brod, -Heil, -Klee, -Kohl, -Lattich, -Löffel, -Oehrlein, -Pappel, -Pfötchen, -Riedgras, und als Leckerbissen den Hasenstrauch oder Berglattich, Prenanthes purpurea, dieselbe Pflanze, die auch dürre Henne heißt. Nach Hindinnen heißen Hinde-Beeren (Rubus Idaeus), Hindey (Hypochaeris), Hindläufte (Cichorium) und Hindfuß (Aegopodium), und der Hirsch findet seinen Namen in Hirsch-Brunst, -Dorn, -Günsel, -Heil, -Holder, -Hollunder, -Klee, -Kolben, -Kohl, -Kraut, -Mangold, -Melde, -Möhren, -Petersilie, -Trüffel, -Wurz, -Zunge u. a. wieder. Nach dem Hunde heißen Hunds-Veilchen, -Beeren, -Gras, -Kamille, -Knoblauch, -Kohl, -Melde (vier Sorten), -Raute, -Rose, -Rübe und viele andere Kräuter; es fehlt auch nicht das unvermeidliche Hunds-Peterlein (Aethusa Cynapium); Hundszagel und Hunds-Zunge, Hunds-Tod und Hunds-Würger sind vorhanden. Reichlich ist für Vertretung des nützlichen Rindviehes in der Botanik gesorgt. Wir finden Rinds-Auge, Ochsen-Auge, Ochsenbrech, -Waizen und -Zunge; desgleichen Kuh-Blumen, dreierlei, -Bohnen, -Pilz, -Dille, -Kraut, -Schoten, -Waizen, -Wurz, und auch ein Kuh-Peterlein; ferner: Kalbs-Auge, -Fuß und -Nase. Es giebt Pflanzen, welche Katzen-Eier, -Gesicht, -Käse, -Klee (dreierlei), -Korn,

-Kraut, -Leiter, -Münze, -Nessel, -Pfötchen, -Sterz, -Traube, -Wedel, -Wurzel, -Zahl, -Zagel und -Zügel heißen. Daß auch ein Katzen-Peterlein nicht fehlt, ist selbstverständlich, es ist wieder Aethusa Cynapium; Kibitz-Blume und Kibitz-Ei ist Zierpflanze, doch in Oesterreich heimisch, das Kibitzfeit aber wächst auf schattigen und feuchten Gebirgswiesen, es ist die niedliche Pinguicula vulgaris. Kranich-Beere, -Kraut und -Schnabel (drei Mal), Storch-Blume und -Schnabel vertreten die hochbeinigen Sumpfvögel.

Nach den Kröten heißen mehr Pflanzen, als wir anführen möchten, es seien nur Kröten-Balsam, -Biß, -Nessel und -Schwamm genannt; das Kröten-Peterlein wird auch genannt. Läuse-Gras, -Holz, -Körner, -Samen und -Kraut (vier Mal) neben der Bettler-Laus und Wandläusekraut; Wanzen-Kraut und Same erinnern an sehr unholde Thiergeschlechter; ebenso Mäuse-Brod, -Dorn, -Hafer, -Holz, -Oehrlein, -Schwanz und -Schwänzchen, einschließlich des Rattenschwanzes, Ophrys ovata. Das Schlangengeschlecht verschaffte die zahlreichen Namen, die mit Natter zusammengesetzt sind, mindestens zehn, mit Otter vier, mit Viper zwei, und mit Schlange weit über ein Dutzend.

Es giebt Pferde-Ampfer, -Linsen, -Bohnen, -Gras, -Hufschote, -Münze, -Polei, -Samen, -Schwanz, -Schweif und -Wurz, nicht minder Roß-Balsam, -Beere, -Farrn, -Fenchel, -Klette, -Kümmel, -Rippe, -Rübe, -Veilchen und -Wicken, und zwei Arten Schimmelkraut, ohne den eigentlichen Schimmel. Man kennt Rebhühnerkraut, Parietaria officinalis, Rehbinden, Clematis Vitalba, und Rehheide; ebenso Reiher-Gras und -Schnabel. Das Schweinegeschlecht findet Eberich, Eber-Esche, -Kraut, -Raute und -Wurz, ingleichen Sau-Auge, -Balg, -Blume,

-Bohne, -Brod und -Distel, ferner noch Schweine-Pilz, -Melde, -Rüssel und -Salat. Schade, daß kein Sau-Peterlein dabei ist! Es giebt Schaf-Ampfer, -Garbe, -Kerbel, -Kraut, -Linsen, -Müller, -Rapunzel, -Rippe, -Scabiose, -Schwingel, -Weide und -Zunge. Schwalbenkraut und Schwalbenwurz leiten uns wieder zum Geschlecht der Vögel; es giebt Sperlingskraut und Vogel-Beere, Vogel-Fuß, -Heu, -Hirse, -Kirsche, -Meier, -Miere, -Milch, -Nest, -Wicke (fünferlei), -Wurz, -Zunge und -Tod. Vogelkraut heißen sieben verschiedene Pflanzen. Auch ein Wiesenkukuk ist noch aufzuführen, die Orchis latifolia. Zuletzt kommt noch der Wolf erst unmittelbar, denn die Nardus stricta heißt so, dann noch mit Wolfs-Bart, -Bast, -Beere, -Bohne, -Dorn, -Fuß, -Gerste, -Gift, -Klauen, -Kraut, -Milch, -Schote, -Trapp und -Wurz, letztere vier Mal, und die Ziege, welche der Wolf zu fressen liebt, macht mit Ziegen-Bein, -Dill, -Holz und -Tod, Aconitum Napellus, den Beschluß.

Wir dürfen indeß den ganzen naturhistorischen Mythenkreis in Gedanken nochmals durchgehen, so finden wir die Mythe in den Pflanzennamen am meisten mit vertreten; neben den oben angeführten heidnischen Nachklängen finden wir Gott, Christus, Maria, Engel, wie biblische und Heiligennamen in Fülle mit der Pflanzenwelt verbunden, finden auch Pfaffen, Mönche und Nonnen mit ihr gesellt; Druden und Hexen, Tag und Nacht, Jahreszeiten und Elemente begegnen da. Wir finden Gottesgabe, -Hülfe und -Gnade (zwei Mal), finden eine Jehovablume, eine Jesus Christwurzel, Christauge, -Blume, -Dorn und -Thränen; auch eine Dreifaltigkeitsblume und Heiligegeistwurz. Nach Maria heißen mindestens achtzehn verschiedene Blumen und Pflanzen, und ebensoviel

sind mit dem Worte Frauen verbunden. Unser Frauen-Weihrauch, -Schwarzrauch, -Bettstroh und -Handschuh kommen vor, Engel begegnen in Engel-Blumen, -Kraut, -Süß und -Wurz. Namen aus der Bibel und von Heiligen tragen nur von deutschen Pflanzen, Sträuchen und Bäumen Aronsstab und -Wurz, Josephsblume und -Stift, Judasohr (Peziza Auricula), Angelica, Antonskraut, Scrophularia aquatica, und Antoniuskraut, Epilobium angustifolium, auch Feuerkraut nicht ohne Beziehung zu St. Antonius geheißen, und der Gauchheil, Prunella vulgaris, führt denselben Namen. Weiter giebt es ein Cäcilienkraut, Hypericum Androsaemum, ein Christophskraut zwei Mal, eine Franzbohne, Jacobs-Blume, -Stab und -Lilie. Von Johannes tragen gegen zwanzig deutsche Blumen und Kräuter den Namen — der vor allen am höchsten steht, wie die Sonne zur Zeit ihrer Sommerwende. Weiter haben wir eine Katharinenblume, zwei Margarethenblümchen, Stephanskraut, die ehrengepriesene Veronica u. andere. — Nach dem Hain heißen Hainbuche und Hainstern, nach dem Wald unzählige Pflanzen, Heil und Heilig ist zahlreich in pflanzlichen Namenverbindungen vertreten; der Pfaffen-Blümlein, -Käppchen, -Hütlein, -Schühlein, -Röhrlein u. s. w. sind viele, so giebt es auch Mönchs-Kappe, -Kopf, -Platte, -Pfeffer und -Rhabarber, welches der Rumex Patientia ist. Nonnenkleppel heißt die blaue Adlerscabiose. Drudenmehl wird der Same des Bärlappmooses genannt, die Pflanze selbst auch Drudenfuß; Hexenkraut kommt mehrfach unter verschiedenen anderen Namen vor. Ziemlich breit macht sich auch auf diesem Gebiet der Teufel: Teufels-Abbiß, -Augen, -Beeren, -Dorn, -Flucht, -Kirschen, -Klau, -Marter, -Mettern (Cornus sanguinea), -Milch, -Zwirn u. s. w.

bietet die deutsche Flora von ihm dar. Von Elementen haben wir bezüglich der Luft nur die Luftpflanzen an sich, wol aber Wind-Blume, -Hafer, -Halm und -Röschen, und die Wetterdistel wie die Wetterrose. Feuer begegnet in Feuerkraut, -Lilien, -Nelken, -Röslein und -Bohnen; die immergrüne Mispel wie der rothblühende Haindorn heißt feuriger Busch. Nach Wasser wie nach Erde sind fast unzählige Pflanzen geheißen. Die überirdische Welt ermangelt nicht, in Blumen und Kräutern zu erscheinen. Wir finden Himmels-Schlüssel, -Kerze, -Korn, -Rose, -Schwertel, -Stengel u. a. Sonnen-Blumen, -Rosen, -Günsel, -Wedel, auch Sonnen-Thau und Sonnen-Wende, drei, Sonnenwirbel vier verschiedene Pflanzen. Der Mond hat -Kraut, -Raute, -Same und -Veilchen; Morgenstern heißen ebenfalls drei verschiedene Pflanzen, die Malva Alcea, der bei uns längst eingebürgerte Hibiscus Trionum (die Stundenblume) und der wilde Bocksbart, Tragopogon pratense. Stern aus Bethlehem heißt das Ornithogallum luteum, außerdem giebt es Sternblümchen und -Blumen vier Sorten, Stern-Busch, -Distel, -Hyacinthe, -Klee, Sternkraut sieben Arten, Stern-Miere, -Scabiose, -Moos, und -Leberkraut. —

Wie der Aberglaube sich der drei Reiche der Natur bemächtigt hat und nach allen Seiten hin thätig und wirkend war und noch ist, kann nie erschöpfend geschildert werden. Seine mythische Fülle und Ueberfülle strömt überschwellend zu, wie das Wasser um Goethes Zauberlehrling. Darüber giebt Jac. Grimm, D. M. erste Ausgabe Anhang XXIX—CLXII, treffliche Mittheilungen. Wir können nicht auf alles Einzelne eingehen, wir können nur übersichtlich in skizzenhafter Weise die Formen und Gestaltungen erwähnen, in welchen dieser ewige Proteus sich birgt und Aberglaube.

erscheint, wie er das ganze Menschenleben von der Wiege, ja noch vor der Geburt, bis zum Grabe umfaßt, wie er um Verstorbene noch sich müht, wie er aus Brunnen und Bächen Orakel schöpft, aus Gruß und Begegnung Zauberwirkung ahnen läßt. Alles Zauberwerk hat mythischen Boden, wurzelt im Uebernatürlichen, daher an dasselbe die unaustilgbare Kraft der Gläubigkeit, daher das Festhalten der Menschen an ihm von einem Jahrhundert in das andere und nicht etwa blos in den sogenannten „blinden katholischen" Ländern — o nein, diese Blindheit theilen die Protestanten redlich mit ihren christlichen Brüdern katholischen Glaubens — das religiöse Bekenntniß hat über den Aberglauben wenig Macht. Die vornehme, sogenannte intelligente Welt freilich behandelt den Aberglauben — und übt ihn so — als Scherz — spricht scherzhaft von ihm, und im Stillen glaubt sie ihn und pflegt sie ihn, der Menschheit uraltes Schooskind, trotz dem Dienstboten, dem geringen Bürger, dem verstandesbeschränkten Landmann. Oder werden in den erleuchteten Kreisen Träume nicht mehr erzählt und gedeutet? Werden nicht mehr Karten geschlagen? wird aus dem Kaffeesatz oder der Hand nicht geweissagt? Wird nicht punktirt, nicht Sympathie geübt, nicht in Krankheitsfällen heimlich zum weisen Mann, zur weisen Frau gesendet, werden Krankheiten nicht mehr versprochen, wird nicht ängstlich vermieden, sich zu dreizehn an den Tisch zu setzen? Es braucht nur ein Jeder, der irgend ein offenes Auge für das Volksleben hat, in seinem Kreise umherzublicken, und er wird sehen, wird hören. Er braucht nur mit einer Hebamme sich zu unterhalten, mit einem Gartenarbeiter, mit einem Todtengräber.

Geheimkünste. Nach übernatürlichen Künsten drängte es von jeher die Menschen hin; der stille Wunsch nach größerer Macht, als

Natur und Glück ihm verliehen, lebt in eines Jeden Seele, er ist der Nerv alles Strebens. Wo aber das gewöhnliche Streben nicht ausreichte, sollte Zauberhülfe in Anspruch genommen werden, und diese wurde allmälig zu einem umfangreichen Systeme ausgebildet, dem der sogenannten natürlichen oder auch weißen Magie, im Gegensatz zur schwarzen Magie, der eigentlichen „Negromanzie", der Beschwörungskunst, Dienstbarmachung und Bannkraft dämonischer Mächte. Man dachte sich den Menschen als eine Welt im Kleinen, den Mikrokosmos, die alle Elemente der umgebenden großen Welt, des Makrokosmos, in sich trage. Die Gestirne regierten ihn, die Planeten beherrschten seine inneren Körpertheile, die Thierkreiszeichen seine äußeren und die Glieder. Die Wissenschaft der Astrologie las glücklichen oder unglücklichen Gestirnstand schon bei der Geburt eines Menschen, und daraus das ganze künftige Loos. Da Zukunfterforschung das Wichtigste schien, wurden für dieselbe noch andere mannichfaltige Künste erfunden, die alle dem Aberglauben dienten. Während die Astrologie aus der Geburt unter diesem oder jenem Planeten, in diesem oder jenem Thierkreiszeichen, ja nach Tageszeiten und Stunden für jedes Geschlecht besondere Zukunftorakel sprach, auch jedem Einzel-Planeten für jede Stunde des Tages oder der Nacht besondere Wirksamkeit zuertheilte, leitete sie unmittelbar zur abergläubischen Tagewählerei und zum Kalenderaberglauben hin, den in manchen Ländern die Kalender mit ihren sinnlosen Wetterprophezeihungen stets noch nähren. Als alle inneren und äußeren Körpertheile des Menschen unter Planetenstand und -Einfluß gestellt waren, ging man weiter, und erfand die Physiomantie, eine Kunst, welche lehrte, der Menschen Charakter und Sinnesart, Stern und Unstern, aus

Stirne, Augen, Nase, Mund, Lippen, Wangen, Kinn und Bart zu lesen; in ihr hatte jeder Zug, jede Falte Bedeutung. Der Physiomantie folgte in gleicher Weise die Chiromantie, Handweissagung. Die innere Hand und die Finger waren der Thronsitz dieser geheimen Wissenschaft, über die man viele Bücher schrieb, welche lehrten, wie aus den mannichfaltigen Linien der Hände, die nie bei einem Menschen genau so, wie bei einem andern gefunden werden, die Eigenschaften und die Zukunft des Einzelnen zu erkennen und vorherzusagen seien. Auf die Glieder des Menschen gründete dann auch die Oneiromantie, Traumdeutekunst — ihre Stütze. Die rechte Seite des Menschen vertrat das männliche, die linke das weibliche Geschlecht. Das Haupt bedeutete Aeltern, Lehrer, Obrigkeiten, und so ging es abwärts. Man gab allem Erdenkbaren, was in Träumen vorkommen konnte, eine Auslegung, unterschied auch die Träume nach der Nachtzeit, und begründete eine ganz unaustilgbare Fülle von Aberglauben, oder vielmehr man erneute sie auf dem Fundamente der Bibel, die nicht genug von Jakobs, Labans, Josephs, Pharao's, Daniels, Salomo's, Nebucadnezars und Anderer Träumen erzählen kann, und deren weise Lehren: Narren verlassen sich auf Träume — Wer auf Träume hält, der greift nach dem Schatten — Träume sind nichts Anderes, denn Bilder ohne Wesen — Träume betrügen viele Leute, und fehlet denen, die darauf bauen — für Millionen Menschen in den Wind gesprochen waren. Der Traumglaube liegt tief in des Menschen Seele begründet; ist doch das Reich der Träume uns Allen immer noch trotz aller Physiologie, Psychologie und Philosophie ein undurchforschtes Land. Wir wissen nicht, warum wir schlafend träumen. Daß die Traumdeutungen, wie sie die zahlreichen und noch heute

hochgehaltenen Traumbücher geben, sammt und sonders auf Willkür beruhten, bedarf kaum der Erwähnung. Der Trieb nach Zukunfterforschung ließ sich aber an Physiomantie, Chiromantie und Oneiromantie noch nicht genügen, er erfand noch die Geomantie, die Punktirkunst, durch die aus durch ungezählte Striche gewonnenen Figuren Weissagung des Künftigen und Kundmachung des Verborgenen geschöpft wurde. Aehnlicher Künste gab es noch mehr, so die Onomantie, Prophezeihung aus den Namen, die Pyromantie, Weissagung aus dem Feuer, Hydromantie, jene aus dem Wasser u. s. w.; allen wohnten mythische Elemente inne, daher sie hier mindestens erwähnt werden mußten.

In denselben Wunderkreis gehört auch die Lehre von der Sympathie und Antipathie belebter und unbelebter Naturkörper, die in der Heilkunde einestheils, im Leben der Menschen-, Thier- und Pflanzenwelt anderntheils ihren Boden fand, und die mannichfaltigste Pflege, aber auch eine Fülle des grassesten Unsinnes und Aberwitzes gebar, den schon Plinius und andere ältere Schriftsteller auf das Fleißigste angebahnt hatten; denn kein Volk war mehr in Aberglauben versunken, wie die Römer, oder wäre es anders, wenn die trefflichsten Dichter, wie z. B. Virgil und Ovid, schreiben konnten, Ersterer, daß aus einem in einem Gemache verfaulenden Ochsen Bienen würden, der Andere, daß aus den abgebrochenen und faulenden Scheeren eines Krebses Scorpionen entstünden?*) — Zahllos sind die sympathetischen Mittel, und wenn Bücher, wie „Das Buch der Geheimnisse, Ilmenau 1824" und ferner, Magische Heilkunst: Sympathie.

*) Concava littoreo si donas brachia Cancro
Caetera supponas terrae, de parte sepulta
Scorpius exhibit, caudaque minabitur unca.

immer noch in zahlreichen Auflagen erscheinen und gekauft werden, so ist das doch der schlagendste Beweis, daß der Glaube an sympathetische Kraft und Kunst immer noch fortlebt, und sogar lebendiger und mächtiger ist, als der religiöse, der solche Künste verwirft und zu bannen strebt. Die tausend und aber tausend sympathetisch heilkräftigen Segen- und Zaubersprüche, die noch im Volke von Mund zu Munde gehen, selbst diese mit der besonderen Regel, daß nur ein Mann dem Weibe, und umgekehrt ein Weib dem Manne, sie lehren könne und dürfe, nicht der Mann dem Manne ꝛc., wie z. B. das Blutstillen, das Zahnwehversprechen u. a., geben hinlänglichen Beweis vom Fortwuchern eines unaustilgbaren Heidenthums mitten im Schooſe des Christenthums, und wenn hundertmal in Zaubersegen Gott, Christus, die heilige Dreifaltigkeit, Maria und Joseph und die zwölf Apostel genannt werden.

Von der weißen zur schwarzen Magie war nur ein Schritt. Diese führt uns nun vollends in „die Traum- und Zaubersphäre", die in so vielen Sagen und Mären uns entgegentritt; da begegnen wir dem Leben, den Thaten und Höllenfahrten berufener Zauberer, begegnen dem gesammten Herenthum, mit allen Arten mythischen Zaubers und durch alle dämonischen Kreise. Aber bevor wir nach jenen Regionen weiterschreiten, müssen wir zuvor noch einige Blicke in die vielverschlungenen labyrinthischen Schlangenwege des Aberglaubens werfen, die Tagewählerei und den Kalenderaberglauben näher in das Auge fassen, die Arten des Segensprechens mindestens andeutend kennen lernen, und dürfen selbst der Rockenphilosophie, dem Kinder- und Wochenstubenaberglauben nicht ganz vorbeigehen und ihn zur Seite liegen lassen.

Waren schon den heidnischen Vorfahren ihre Festtage

werth und wichtig, so sorgte die neue Kirche, die sich dieser Verblendeten auf das Mütterlichste annahm, durch eine Fülle anderweiter bedeutungsvoller Tage für noch größere Andacht, bis der Kalender allmählich ganz voll und übervoll derselben wurde, und fast an jeden knüpfte sich nach und nach eine Erinnerung, eine Voraussagung, ein Brauch oder Mißbrauch. Vor allen waren die Marientage bedeutungsvoll und die heidnischen Vorfahren nahmen deren Cult um so williger an, als sie ihn mit dem alten Freiaglauben in Verbindung brachten. Das milde, edelhohe, weibliche Element im Wesen der Gottesmutter mußte die Herzen eines Naturvolkes rühren und ergreifen, das ohnehin die Frauen hoch hielt, sie nicht, gleich den Ostvölkern, zu niederem Sclavendienste entwürdigte. Daß neben dem mancherlei Aberglauben, der sich an gewisse Tage knüpfte, auch die Wetterverkündigung und die Voraussagung reicher oder karger Aernten mit einander Hand in Hand gingen, lag in der Natur der Sache, und es ist in der That nicht unanziehend, von diesem Gesichtspunkt aus einmal den Kalender zu überblicken, wenn es auch unmöglich ist, alles dahin Bezügliche anzuführen und mitzutheilen. Kalenderaberglaube.

Schon der Mondwechsel erschien bedeutsam, Zunahme und Abnahme des ewigen Erdsatelliten galt für einflußreich auf irdisches Vornehmen und Handeln, was wol neben der bekannten sexuellen Regel auch sonst noch in einer tiefbegründeten Ahnung oder in uralten Wahrnehmungen wurzelte. War es doch der Mondeinfluß, dem man durch alle Jahrhunderte den Wechsel von Ebbe und Fluth zuschrieb, fällt doch noch immerwährend Witterungswechsel sehr häufig mit dem Mondwechsel zusammen. Abgesehen vom geglaubten Einfluß der Sonne und aller übrigen Planeten auf das Menschenleben dürfen wir wol annehmen, daß der Mondwechsel.

Glaube an den Einfluß des Mondes der älteste ist. Er galt als der siebente, letzte, der Erde nächste Planet, wurde abgebildet als nackter Mann (Man), auf dessen Kopf eine Elster saß. Man eignete ihm die Herrschaft über alles Feuchte zu, es war in seinen Stunden gut baden, schröpfen, auch gut Tränke und Trünke zu nehmen. Die in seinem Zeichen Geborenen wurden gern Schifffahrer und Fischer u. s. w. Sympathetische Heilungen von Geschwülsten, Kröpfen u. dgl. mußten im abnehmenden Monde vorgenommen werden, im zunehmenden hingegen solche über beschrieene abnehmende Kinder, und gegen das Abnehmen. Formeln dagegen mußten mit gegen den abnehmenden Mond gewendetem Gesicht gesprochen werden. Eine Formel dieser Art ist:

Was ich sehe mehre sich,
Was ich verzehre verzehre sich,

und dabei muß etwas Brod genossen werden. Im Neumond ist gut, sein Geld zu zählen, es mangelt dann nicht im Laufe des Monats; so auch wird Wohnungswechsel vornehmlich im Neumond angerathen, weil dann die Nahrung zuzunehmen beginnt, wie der Mond. Auch muß im zunehmenden oder im Vollmond Brod und Salz in eine neue Wohnung oder in ein neu zu beziehendes Haus getragen werden, dann wird kein Mangel eintreten. Federn aber darf man nicht im zunehmenden Mond in Betten füllen, sonst bleiben sie nicht darinnen, sondern suchen wieder heraus zu kommen. Vielfache Rücksicht wird beim Säen und Pflanzen auf den Mondwechsel genommen, und die Gärtner sind von ihren alten Regeln nicht abzubringen, so wenig wie die Landleute, und es ist auch gar kein Unglück, wenn sie dabei bleiben.

Tage. Die Tageszeiten und die Wochentage sind nicht

minder bedeutsam und manche Regel bezieht sich auf dieselben; so bringt, um von ersteren nur ein Beispiel anzuführen, der Morgen die Regel, daß, wer an ihm niest, und zwar nüchtern, entweder etwas geschenkt, oder etwas gezänkt bekommt, also Freude oder Verdruß. Der prophetischen Spinnenerblickung am Morgen wie am Abend wurde schon oben gedacht. Findet Einer des Morgens nüchtern Geld, so muß er Holz darunter legen, sonst bringt es Unheil.

Der Sonntag wird sehr bedeutsam erachtet, Sonntagskinder haben Glück, können Geister sehen, finden leichter als die an anderen Tagen geborenen die blühenden Wunderblumen, sehen die Schätze brennen; doch kann es kommen, daß, wer die Geister eher als Andere sieht, sie dann auch hockeln muß, und das wäre eine Schattenseite des Sonntagskindseins. Funde an Sonntagen bringen mehr Glück, als die an Tagen der Woche; z. B. wer Sonntags den Zahn (das Eisen) einer Egge findet und einsteckt, der sieht in der Kirche auf dem Kopfe jeder Hexe einen Kübel, hat aber Eile, sich herauszubegeben, ehe zum Vater Unser geläutet wird (was freilich in den meisten Orten nicht mehr üblich), sonst ergeht es ihm schlecht genug.

Dies „mit Kübeln auf dem Kopfe der Hexen sehen" wird auch noch anderen bestimmten Tagen beigelegt.

Montag, der Beginn der Arbeitwoche, soll nicht mit Reisen begonnen werden, man soll an ihm nichts ausleihen, die Strümpfe nicht verkehrt anziehen, sonst geht die Woche Alles verkehrt; man soll nicht mit dem linken Fuße zuerst aus dem Bette steigen, und kauft man etwas, soll man es nicht schuldig bleiben, sonst borgt man die ganze Woche. Wir sehen hier, wie viele gute, praktische und

nützliche Lehren der so sehr verrufene und verketzerte Volksaberglaube ertheilt. Was Montags begonnen wird, wird nicht wochenalt, d. h. es erlebt nicht das Ende der Woche, man beharrt nicht dabei; lange dauernde Arbeit soll daher Montags nicht angefangen werden (man sollte meinen, diese Regel haben die Blau-Montägler ersonnen). Uebler Vorbedeutung ist es, wenn Montags ein Fremder, ohne einzutreten, in die Stube schaut, denn dann kann es kommen, daß in selber Woche der Mann die Frau prügelt, zumal dann, wenn besagter Fremder zur Frau, und nicht zum Manne will, etwa ein Handelsjude oder dergleichen. Montagskinder der Sonnenwendezeit, also am ersten Montag nach dem Sommersolstitium geboren, und zwar drei Stunden nach Sonnenaufgang, haben auch die Gabe des Geistersehens und mögen wol Umgang mit Geistern pflegen.

Dienstag ist der Tag der Freuden und Hochgezeiten. In einem großen Theile Deutschlands finden in der Regel alle Trauungen am Dienstage statt. Dies kommt daher, weil in den meisten Orten der Dienstag ein Kirchentag war, und mindestens Betstunde an ihm stattfand, und jede große Hochzeit der Landleute fast eine Woche dauerte. Sonntag war das Hirselesen (zum Hochzeitbrei) und eine Art Polterabend, Montag war Fegetag, da wurde Alles vorbereitet, Dienstag, Mittwoch und Donnerstag dauerten die Hochzeitgelage, und der Freitag hieß Trolltag, an diesem bekamen die Gäste die Trollsuppe und trollten sich dann, meist unter festlichem Geleite, sammt ihrem Kuchensacke nach Hause. Dies beiläufig. Ein Volkssprichwort sagt: Wer am Dienstag lacht, muß am Freitag weinen. Wer weiß, ob dieser Spruch sich nicht unmittelbar auf Vorstehendes beziehen läßt: am Dienstag die Freude glücklicher Vermählung geliebter Kinder und Geschwister von

Seiten der Angehörigen, am Freitag der Schmerz der Trennung.

Mittwoch ist ein unguter Tag; Mittwochs darf man sich nicht trauen lassen. Kinder, die am Mittwoch zur Schule geführt werden, lernen nichts; Mägde, die Mittwochs einen neuen Dienst antreten, bleiben nicht; junges Vieh, besonders Ferkel, Mittwochs zum ersten Male ausgetrieben, verläuft sich und kehrt nicht zurück u. s. w. In Ostfranken ist Mittwoch der Beginn der Kirmse.

Des Donnerstages wurde schon oben bei den Donnergöttern der Germanen, wie der Römer gedacht. Er ist Thorrs Tag und Dies Jovis. Auf ihn verlegte das Christenthum zwei seiner wichtigsten Feste, die Einsetzung des Nachtmahls und den Tag von Christi Himmelfahrt, des Heilands Testament und seinen verklärten Abschied.

Freitag gilt als Herentag — ob man die Freia den Unholden für günstig hielt? Daß der Freitag im Allgemeinen ungleich mehr für unheilvoll als heilbringend gehalten ward, überkam jedenfalls erst durch Annahme des Christenthums, da des Heilands Todestag, ein Freitag, nicht anders als verhängnißvoll erscheinen konnte. Freitags soll man nicht Reisen antreten, es bringt Unglück, soll Kinder nicht baden, soll nicht schröpfen, nicht zur Ader lassen. Frauen sollen am Freiatag ihr Haar nicht strählen, sonst mehrt sich denen, die dessen bereits besitzen, jenes Ungeziefer, das man nicht gerne nennt. Wer am Freitag zu viel lacht, muß am Sonntag viel weinen. Nach dem Freitagwetter gestaltet sich das des Sonntags, was häufig zutrifft. Freitags muß man die Nägel schneiden, das bringt Glück, wer aber seine Nägel am Dienstag und Freitag stillschweigend kreuzweise schneidet, d. h. erst die der rechten Hand und die des linken Fußes, dann die der

linken Hand und des rechten Fußes — bleibt die ganze Woche über frei von Zahnschmerzen. Dies einfache sympathetische Mittel hilft auch gegen Kopfgicht.

Am Sonnabend soll der Rocken rein abgesponnen sein, besonders am Christ- und Neujahrsabend, sonst zerzaust ihn Frau Holle oder Frau Perchtha; und wer noch am Abende dieses Tages spinnt, muß nach dem Tode umher geisten. Flachs oder Werg, Sonnabends am Rocken bleibend und später abgesponnen, giebt kein gutes Garn, bleicht sich auch, wenn es zu Tuch gewebt ist, niemals weiß. In diesem Allen liegt eine gute haushälterische Regel der Ordnung nicht verborgen, sondern klar am Tage. Am Sonntagabend soll keine Magd etwas in irgend einem Nachbarhause borgen, es ist nicht gut. Wir erinnern uns aus Jugendtagen einer darauf bezüglichen Scene. Ein Hausherr in einer thüringischen Stadt gebot einer Magd, die eben im Hofe fegte, eine Schaufel zu nehmen und einigen Unrath hinwegzuschaffen; es war aber die Schaufel nicht zur Hand, sondern im Garten vor der Stadt. Der Herr gebot, die Dienerin solle in ein ganz nahe gelegenes Gasthaus gehen, und eine Schaufel leihen. Es war Sonnabend und die Magd war des erwähnten Aberglaubens eingedenk, an den der Herr nicht dachte, und weigerte sich geradezu, dem Befehle zu gehorchen. Da wurde der Herr böse, riß der Magd den Besen aus der Hand, stäupte ihr den Rücken und jagte sie selben Tages Knall und Fall aus dem Hause. Sonnabends tritt keine neue Magd den Dienst an, schon Freitags sehr ungern. Ebenso tritt keine gern an, wenn die vorige noch im Hause ist; sie nennen das „einander die Schuhe austreten."

Das Hauptsächlichste des Tagewählens und Kalenderaberglaubens drängen wir in nachstehende Mittheilungen

zusammen; es ließe sich ungemein vermehren, aber dann würde allein daraus ein Buch für sich.

Der Neujahrstag, 1. Januar, ist der Tag der Glückwünsche, hoffnungreicher Jahresbeginn und -Antritt. Man tritt gleichsam verjüngt aus alter Zeit in eine neue, und wer am Neujahrstage zum Biere geht, wird roth und blühend. Träume der Neujahrsnacht treffen ein, gleich denen, die der träumt, der zum ersten Mal in einem ihm fremden Hause schläft.

Der Dreikönigstag, Brechentag, Berchtentag, ist kirchlich, wie mythisch wichtig, auch das hohe oder große Neujahr geheißen. Mit ihm enden die bedeutsamen Zwölften, Berchta hält an seinem Vorabend noch die letzte Umfahrt. Der Ausdruck Prechtentag wird sogar in Urkunden des Mittelalters geradezu als Datirung gebraucht, namentlich in Oesterreich.

Auch die Wettervorhersagung, welche mit den zwölf Nächten und Tagen von Christabend bis Dreikönigsabend auf die nächstkommenden Monate gilt, endet nun, und als erster bedeutungsvoller Tag tritt der 20. Januar, Fabian Sebastian in den Jahreskreis. An ihm nämlich tritt nach allgemeinem Glauben der Saft wieder in die Bäume, der allererste stumme Frühlingsbote; unter der Schneedecke regt sich schon geheimnißvoll die schaffende thätige Naturkraft, wie im Fasse der Wein, wann des Rebstocks Blüthezeit anhebt. Darauf bezüglich naht am 22. Vincenz, der, wenn an ihm die Sonne mild und gütig scheint, mag der Winterfrost auch noch so stark sein, den Fässern Weines Fülle verheißt.

Am 23. ist schon der erste Frauentag, Mariä Vermählung, und wenn auch nicht von jedem der zahlreichen Marienfesttage Besonderes für unseren Zweck zu melden ist,

so sind diese Tage schon an sich wichtig, indem sie einen förmlichen Cyclus bilden, auf dem ein mythischer und mystischer Abglanz zugleich ruht, wie oft über eine hell vom Sonnengolde begläuzte Gegend des Regenbogens-Wunderfarbenbrücke sich ausspannt.

Am 25. Januar fällt Pauli Bekehrung; scheint an diesem Tage die Sonne, so gerathen Korn und Wein.

Das Fest von Mariä Lichtmesse oder auch Mariä Reinigung ist im Bezug auf den Kalenderaberglauben und auch sonst dem Volke von mannichfacher Bedeutung. Selbst der Volkswitz umspielt dasselbe mit Scherzreden, z. B.

Mariä Lichtmessen
Muß man die große Wurst essen.

Oder

Mariä Lichtmessen
Müssen die Herren bei Tag essen.

Gutes frühlingsähnliches Wetter an diesem Tage, dem 2. Februar, verkündet Schneeostern, gleich den „schwarzen Weihnachten", die „weiße Ostern" prophezeihen. Hingegen geräth bei hellem Lichtmeßtage der Flachs, und da haben wir wieder die selbst auf die heilige Jungfrau übertragene altheidnische Idee der Spinnefrau, der Beschirmerin des Flachses, wie jenes im Frühling und Herbst schwebende fliegende Spinnengewebe — der fliehende Sommer, gegenüber dem im Frühling gewonnenen — auch Marienfäden genannt wird. Der Dorotheentag, der auf den 6. Februar fällt, soll insgemein den meisten Schnee bringen, und das ist gut für die Gärten, denn das Sprichwort behauptet: „Der Schnee düngt" und Dorothea ist die Garten- und Blumenheilige. So hoch überhaupt im Winter der Schnee, so hoch im Sommer der Graswuchs.

Der Valentinstag, 14. Februar, ist in England durch allerlei scherzhafte Volkslustbarkeit gefeiert, in Deutsch-

land nicht; desto mehr tritt in vielen deutschen Ländern Petri Stuhlfeier, der 22. Februar in den Vorgrund. An ihm pflegt, namentlich im östlichen Franken, das Gesinde an- und abzuziehen, welches letztere „scherzen" heißt. Vielen könnte dies Wort sinnlos scheinen, da ein so wichtiger, oft auf die ganze Zukunft einflußreicher Wechsel eine nichts weniger als scherzhafte Sache ist, allein das Wort ist in seiner mittelhochdeutschen Auffassung zu nehmen, in welcher scherzen so viel bedeutet, als wiehern, viehisch jauchzen, wie z. B. der Esel, und solches Geschrei vollführt noch immer das abziehende Gesinde häufigst, und feiert gern wo möglich den wichtigen Tag mit Gelagen. Kälte am Tage von Petri Stuhlfeier stellt deren noch längere Dauer in Aussicht; überhaupt ist in der Natur wie im Volksglauben das Ende des Hornungs für die kommende Witterung wichtig. Vom Matthiastage, dem 24. Februar, geht der Spruch:

„Nach Matheis
Geht kein Fuchs mehr über's Eis";

welcher Spruch aber nur bedingungsweise zutrifft, denn ein anderer Spruch sagt zwar auch:

„Sanct Matheis
Bricht das Eis";

fügt aber auch hinzu:

„Find't er keins
So macht er eins."

Ebenso gilt heller und klarer Himmel am St. Romanustage, den 28. Februar, für eine günstige Vorbedeutung auf die ganze nachfolgende Jahreswitterung.

Die früher oder später in den Monat Februar fallende Fastnacht, deren Beginn nach dem wandelbaren Osterfeste sich richtet, ist sammt dem Aschermittwochtage,

ebenfalls wetterverkündigend. In der Nacht vom Fastnachtdienstag auf den Aschermittwoch viele Sterne zeigt viele Hühnereier an, ein Beweis, daß man in solcher sternenhellen Nacht ein Vorzeichen baldigen und sonnigen Frühjahrs erblickte. Ebenso geräth das Korn, wenn Fastnachtsonnenschein den Tag verklärt. Ist der Tag trocken, so wird das Jahr fruchtbar. Werden Obstbäume Fastnacht beschnitten, so schaden ihnen keine Raupen. Wer am Fastnachttage Milch ißt, dem brennt die Sonne das Gesicht nicht braun, u. s. w. Das Aschermittwochwetter bestimmt das der ganzen sechswöchentlichen Fastenzeit im Voraus. An diesem Tage jagt der wilde Jäger oder der Teufel die Holzweibel.

Der März als eigentlicher Frühlingsmonat zeigt sich noch ungleich wichtiger, wie sein Vorgänger, im Bezug auf Wettervoraussagung. Jeder Märzennebel bringt nach hundert Tagen ein Gewitter. Insgemein trifft das zu, aber noch kein Forscher hat erklügelt, warum gerade die volle Hundertzahl der Erdentage und Erdennächte diese physikalische Erscheinung bewirkt, da doch das Erdenjahr seine wichtigen Abschnitte keineswegs nach dem Hundert zählt. Märzenregen soll magere Aernte voraussagen, dagegen heißt es: „Märzenstaub ist Goldes werth.“ Märzdonner sollen Fruchtbarkeit des Jahres vorbedeuten, ebenso Märzwinde. Märzenschneewasser, glaubt man, habe besonders reinigende Kraft, mache weiche Haut und schön, halte sich auch länger wie jedes andere Wasser. Dies begründet sich in der Annahme, daß Märzenschnee fresse, während Aprilschnee dünge. Der Gregoriustag, 14. März, ladet ein, die Saat zu beginnen, und bannt, wenn an ihm schönes Wetter ist, den Fuchs noch 14 Tage in seinem Bau; ist es grob und unfreundlich, dann geht er heraus.

Die Lust am edlen Weidwerk überhaupt hat manche Kalenderregel geschaffen. Um diese Jahreszeit fallen die bekannten Schnepfensonntage, nach dem alten Reim:

Oculi — da kommen sie.
Judica — sind sie da.
Palmarum — lirum larum.

d. h. da sind sie von dannen — eine Regel, die nur selten vollkommen zutrifft.

Am 25. März fällt Mariä Verkündigung; vor diesem Tage dürfen die Reben nicht aufgezogen werden, später soll kein Frost mehr schaden. Auch um diese Regel steht es mißlich. — In Bezug auf Leben und Sterben kranker Personen sagt ein Sprichwort: Wen der März nicht will, den nimmt der April. Den April wünscht der Bauer schnee- und regenreich, denn „trockner April ist nicht der Bauern Will'."

Am 23. April fällt St. Georgs Tag; an ihm „geht die Wiese ins Heu", d. h. nun beginnt das Sprossen von Gras und Kräutern, daher muß nun auch die Wiesenweide aufhören. Am 25. ist St. Marcustag; beide Heilige vereint sind drohende Wetterpropheten: „Sanct Görg und Sanct Marc's drohen viel Arg's," sagt das Bauernsprichwort. In St. Marcusnacht kann, wer sich an die Kirchthüre stellt, die Schatten derer sehen, die an seinem Ort in diesem Jahre sterben.

Wichtig ist, wievielfach schon erwähnt, die in den März oder April fallende Osterwoche. Ist der Palmsonntag trocken, soll es ein nasses, ist er naß, ein trockenes Jahr voraus verkündigen. Am Gründonnerstag Fastenbretzeln gegessen, schirmen das ganze Jahr gegen das Fieber; ein Gleiches bewirkt das Essen von neunerlei Kraut. Wer das letztere nicht ißt, wird Martini zum Esel. An-

derwärts heißt es, wer am Gründonnerstag nicht Honig ißt, wird ein Esel — daher die vielen Esel in der Welt! Am Charfreitag darf durchaus keine Arbeit vorgenommen werden. Kleider an diesem Tage an die Sonne gehängt, hält ihnen das ganze Jahr die Motten fern. Charfreitags-Sonnenschein, der auf den Altar fällt, läßt den Flachs gerathen. Wer an diesem Tage Durst leidet, dem schadet kein Trunk im ganzen Jahre.

Der Mai, der holde Wonnemond, tritt gleich mit seinem verrufenen Walpurgistag nebst vorhergehender Nacht an. Reift es am ersten Maimorgen, so ist es ein gutes Zeichen für das Gerathen der Kornfrucht. Außerdem wird der Mai kühl und naß gewünscht, dann füllt er Scheuer und Faß. Der Schlehendorn muß im April abgeblüht haben; je länger er noch in den Mai hinein blüht, um so mißlicher wird die Aernteaussicht in Bezug auf Korn und Heu. Ueber die Felder soll man Walpurgis mit Röhren schießen, dann können die Hexen der Saat nicht schaden. Diese kann der erkennen, der mit einem Gundermannskranze am Walpurgistage zur Kirche geht.

Die Grasmücke muß vor dem Aussprossen des Weinstockes singen, dann wird das Jahr wohlgethan. Die Tage der Heiligen Pancratius, Servatius und Mammertus sind bekannt und gefürchtet genug. In der Regel sind sie kalt bis zum Frostreif. Sind sie vorüber, so komme kein Reif mehr, war der alte Gärtnerglaube — neuerer Zeit hat manches Jahr ihn schmerzlich Lügen gestraft.

St. Urbanstag, 25. Mai, ist bezüglich der grünenden Saat ein Mittelpunkt; bis zu ihm kann man weder sagen, daß sie gerathe, noch daß es um sie mißlich stehe.

In den Mai oder in den Juni fallen Himmelfahrt und Pfingsten. Am Himmelfahrttage soll Niemand

nähen oder stricken, überhaupt trachtet nach Allem, woran an diesem Tage gearbeitet wird, ein Gewitter.

Der hohen Bedeutung, die dem Dreifaltigkeitssonntag und der ihm vorhergehenden Nacht beigelegt wird, wurde schon gedacht, sie verschmilzt ganz mit der der Johannisnacht und des Johannistages. Ein Messer, das am goldenen Sonntag gewetzt wird, verwundet unheilbar. Regen am Johannistag verdirbt die Nüsse. An diesem Tage die Zwiebeln im Beet umgetreten (nicht umgedreht), macht, daß sie groß werden.

Am 11. Juni ist der Fronleichnamstag; an diesem eine blaue Kornblume mit der Wurzel ausgerissen, stillt das Nasenbluten. Regen an demselben stellt der Kornärnte ein übles Prognostikon. „St. Vit bringt Regen mit,“ lautet die Wetterregel auf den 15. Juni. Vor Johannistag soll man die Gerste nicht loben, auch nicht um Regen bitten, da dessen insgemein nach Johanni mehr kommt, als erwünscht ist. Der leidige Siebenschläfertag, 27. Juni, steht mit St. Vit in engster Verbindung, denn regnet es an ihm, so regnet es sieben Wochen lang an jedem Tage, und sollten es auch nur wenige Tröpflein sein. Am Tage Petri und Pauli, 29. Juni, müssen die Hennen angesetzt werden, so werden sie viele Eier legen. Nässe im Brachmonat ist schädlich und gefürchtet; sie entleeret die Scheunen und Fässer, während, wie schon gesagt, kühler und nasser Mai sie füllt.

Der 2. Juli ist der Tag von Mariä Heimsuchung. Wie, das heißt mit welchem Wetter Maria über das Gebirge geht, mit solchem kommt sie auch wieder zurück. Andere sagen: geht sie naß hinüber, so geht sie trocken herüber.

Sonst ist im Juli der Jacobitag, der 25., haupt-

sächlich kalenderprophetisch. „Warmer Jacobi, kalte Weihnachten.“ Regen an diesem Tage mindert die Krautärnte; drei Tage vor Jacobi schönes Wetter giebt dem Korne guten Bestand. Unkraut am Tage Abdon, 30. Juli, ausgerottet, kommt nicht wieder.

Heißer Augustbeginn prophezeit lange anhaltenden Winterschnee; Sonnenschein um den Laurentiitag, 10. August, sagt ein gutes Weinjahr voraus. Flachs, am Laurentiitag gekauft, verbrennt. Hier schmilzt die Idee vom Rösten des Heiligen durch Feuer und vom Rösten des Flachses im Wasser und an der Sonne wie eine dunkle Ahnung zusammen.

Mariä Himmelfahrt, 15. August, Sonnenschein, guter Wein. Nicht minder verheißt heller Bartholomäustag, 24. August, gute Aussicht auf gesegnete Weinärnte. An demselben Tage soll man die Krautäcker nicht betreten, denn an ihm trägt St. Bartholomäus die Häupter in dasselbe. An Johannis Enthauptung, 29. August, darf man in keinen Baum hauen, er verdorrt sonst.

Dem 1. September, Egiditag, haftet die alte Wetter- und Jägerregel an: „Wie der Hirsch in die Brunft geht, so geht er wieder heraus;“ d. h. wie das Wetter am ersten September ist, bleibt es bis zum letzten. Wie sich die Erfüllung solcher Regel aber da gestaltet, wo kein Hirsch mehr in die Brunft geht, weil das Edelwild durch die bäuerliche Aasjägerei ausgerottet wurde, läßt sich nicht sagen, nur so viel steht fest, daß man allgemein wahrnimmt, wie die sogenannten Bauernregeln gar nicht mehr recht zutreffen wollen, was wol daher kommen mag, daß sich die Bauern jetzt mehr um Regeln und Maßregeln des Staatslebens kümmern, als um die der Witterung und Oekonomie. Am Tage St.

Mauritii, 22. September, darf kein Winterwaizen gesäet werden, sonst wird er brandig.

Der Tag des Erzengels St. Michael, 29. September, darf nicht durch Gewitterregen gestört werden, wenn ein gelinder Winter folgen soll. Regnet es an ihm gar nicht, so wird das künftige Frühjahr gut und trocken. So schlingt sich Glied in Glied der ewigen Kette von einem Jahre in das andere, von einer Jahreszeit in die andere. Nord- und Ostwind am Michaelistage prophezeihen ebenfalls mildes Winterwetter.

Im October sind weniger einzelne Tage bedeutsam, als der Monat überhaupt und einzelne Erscheinungen in ihm es sind. Fällt das Laub in ihm zeitig ab, wird der nahende Winter gelind, sitzt es fest, wird er hart. Sind die Eicheln gut gerathen, so fällt Weihnachten viel Schnee. Um Burkhartstag, 14. October, wird in Meiningen ein Jahrmarkt gehalten, welcher der Zwickmarkt heißt; ein längliches Backwerk, Zwick (verdorben nach Burkhartsweck), wird nur an ihm gebacken; man zwickt (kneipt) sich im Scherz, und der Gezwickte muß sich mit einem gebackenen Zwick lösen. Vielleicht Nachhall altgermanischer Herbstfestlichkeit in Franken, an die Julbackwerke und Frühlingsbrezeln erinnernd?

Wichtig ist St. Nicasius, denn an dessen Vorabend an die Häuser den Namen dieses Heiligen mit Kreide angeschrieben, hält die Mäuse fern; St. Galli Tag, 16. October, beendet die Viehweide, wie die Obstärnte.

Der November mit seinen Martinstagen, der früher Reif- und Wintermonat hieß, führt den Winter ein; die Brustbeine der gebratenen Martinsgänse werden zu seinen Propheten. Sind sie weiß, giebt es viel Schnee, sind sie braun, viele Kälte. Ist Martinstag, der 10. und 11. No-

vember, hell, so wird der Winter hart, ist er bewölkt, gelinde. Auch der Tag der heil. Katharina, 25. Novbr., kündet einen Winter voll Schlackerwetter an, wenn er regnerisch und vielleicht mit Schnee gemischt ist. Schnee am Andreastage, den 30. November, schadet der Wintersaat. Die Mägde gießen Blei in der Andreasnacht durch Erbschlüssel, und erfahren dadurch das Handwerkszeug ihres Zukünftigen.

Die Decemberwitterung soll schon fruchtbares oder unfruchtbares Wetter des nächsten Jahres verkünden, kalt und schneereich ist besser, als das Gegentheil. Wenn der Weinstock im December trocknet und einfriert, lernt er mehr Kälte vertragen, als ein Fichtenbaum. Die Weihnachtwitterung des alten Jahres kündet die der Osterzeit des neuen schon an. „Schwarze Weihnachten, weiße Ostern“ oder

„Weihnacht im Klee,
Ostern im Schnee.“

Der kürzeste Tag zeigt durch Kälte oder Gelindigkeit Fallen oder Steigen des Kornes an.

Der Christnachtaberglaube ist tausendfach; über ihn allein ließen sich Bücher füllen. In ihr ist das Wasser Wein, reden die Thiere u. s. w. Mit dem Weihnachtvorabend endet die bedeutungsvolle Adventszeit, in welcher allen Unholden, Feuermännern, dem wilden Heere und sonstigen Geistergelichter zu spuken vergönnt ist; aber es beginnen mit ihm die sogenannten Zwölften oder 12 Nächte, vom ersten Weihnachttage bis zur Epiphanie, dem großen Neujahr, 6. Januar, in deren Nächten der Spuk sich fortsetzt, wie ein, obschon neueres, Kirchenlied so sinnig andeutet:

„Christus erschien,
Nächte verschwanden durch ihn,
Die auch den Weisen verwirrten.“

Aber auch in Beziehung auf Wettervorhersagung sind diese Zwölften wichtig: ihre Tageswitterung vom ersten Weihnachttage an bis zum Feste der Erscheinung Christi sagt das Wetter der nächsten zwölf Monate voraus, und indem sie vom alten Jahre in das neue hinüberreichen und schreiten, schließen und beginnen sie stets aufs Neue den großen Jahresring als wichtiges Kettenglied. Der dritte Weihnachttag ist der Tag der unschuldigen Kinder — man schlägt sich scherzhaft mit Ruthen, und der zuerst Geschlagene muß sich mit einer Gabe lösen; auch schlägt man an diesem Tage die Bäume mit Ruthen, da werden sie gut tragbar.

Der Silvestertag mit seiner vielfachen Feier zum Jahresbeschluß und Jahresbeginn hat manchen eigenthümlichen Brauch. Man muß an ihm Häringe essen, so hat man das ganze kommende Jahr Geld, aber es müssen Notabene Rogner (Weibchen) sein, weil der Rogen (die Eier) das Geld bedeutet. Dasselbe ist mit Linsen der Fall, deren Gestalt noch mehr geldsymbolisch erscheint. Vielfach wird Blei gegossen, es werden, zumal in der letzten Stunde, Karten geschlagen und sonstige Orakelspiele, halb im Scherz, halb im Ernst, vorgenommen, bis die Glocke der Mitternachtstunde ausholt, ein lautes „Prosit Neujahr!" Alles unterbricht und des Glückwünschens, Anstoßens und Umarmens kein Ende ist.

Das Segensprechen, d. i. das Hersagen alter, häufig unverständlicher oder selbst sinnloser Formeln zur Heilung von körperlichen Leiden und Uebeln, oder zur Fernhaltung solcher bildet eine wichtige Abtheilung des Volksaberglaubens. Der Formeln giebt es eine unübersehbare Menge, immer neue werden entdeckt, und diejenigen würden sehr irren, welche glauben möchten, daß sie nicht noch heute Segensprechen.

zum größeren Theil in allerlei Volkskreisen in Schwang und Brauch wären. Zwar gebietet kein Herzog Ernst der Fromme mehr durch förmliche Verordnung, bei entstehendem Brand einen Zettel mit diesem Zeichen: A G L A d. i. Allmächtiger Gott Lösch Aus — in die Gluth zu werfen, aber dennoch giebt es noch Zettel anderer Art, die, mit kabbalistischen Zeichen beschrieben, Mancher heimlich bei sich trägt — wie ja eine in neuerer Zeit vor wenigen Jahren Aufsehen genug erregende Duellgeschichte bekundet hat. Man fand bei dem Gefallenen einen Zettel mit kabbalistischen Worten. Ungleich mehr, als Haus und Hof, Acker und Wiese zu schützen, bemüht sich die Formel der Segenssprüche um den Menschen unmittelbar; alle Schmerzen, alle Flüsse, alles Gebrest und Wehthum heilt aus uralter Zeit, und ganz sicher aus heidnischer, die magische Formel, die Besprechung, die Beschwörung. Die Kirche selbst heiligte gewissermaßen diese Seite des heidnischen Aberglaubens, indem auch sie die Formel anwandte zu segnen, zu fluchen, zu beschwören und zu bannen. Die Taufformel bannte den Teufel, die Weihe von Salz und Wasser, noch heute in der katholischen Kirche üblich, was ist sie anders, als ein Exorcismus — „ad effugandam omnem potestatem inimici“ — im Namen der heiligen Dreieinigkeit. Man segnete zur Reise, wie zur Heerfahrt, man beschwor alle und jede Krankheit, auch die des Viehes, natürliche so gut wie jene, die man übernatürlicher Ursache, d. i. der Bezauberung zuschrieb; man fühlte eine Zaubermacht in sich selbst, die Kraft und Macht des Segens, das Rüstzeug gegen die Anfechtung böser Geister und Gespenster, bei Tag und bei Nacht, daheim und auf der Wanderung, oder im Kriege, bei dem sich in späterer Zeit

die Passauer Zettel großen Ruf erwarben. J. Grimms d. M. enthält eine Menge Beschwörungen und Segensformeln, nicht minder sind deren gesammelt in fast allen Zeitblättern und Sammelwerken, die sich mit alt- und mittelhochdeutscher Literatur beschäftigen; wir wollen sie nicht ausschreiben. Sie erstrecken sich durch alle Kreise der Dämonenwelt, gegen Alb und Elbe, auf alle Menschenverhältnisse bis gegen Mäuse und Läuse. Ein Albsegen ist im Werrathale üblich, der vielleicht in die mythische Frühzeit deutet:

„Das Wallallal (Walhalla?)
Alle Berge durchschwall,
Alle Blättle abblatt't, (abbrach?)
Unterdessen wirds Tag."

Der Charakter der späteren christlichen Segens- und Bannformeln ist eigenthümlich; insgemein heißt es darin: es ging — oder gingen an diesem oder jenem Tage Christus mit seiner Mutter, oder Christus, Maria und Joseph, oder diese und jene Apostel — mit einander über Land oder durch Stadt und Dorf, Wald oder Feld; nun reden sie mit einander, dann kommt im Namen Gottes des Vaters und Sohnes und heiligen Geistes die Formel, die bisweilen ihren Gegenstand namhaft macht. Schauriger Art ist der Aberglaube, daß Jemand Einen zu Tode beten könne, und gräulich der, Anderen die eigene Krankheit anzuzaubern. Ersteres geschieht durch Abbeten des 109. Psalms; dieser muß jeden Tag vollständig eine Reihe von Wochen gebetet werden, den Feind stets im Gedanken; davon verzehrt sich dieser und stirbt. Vergißt aber der Beter seinen Psalm ein einziges Mal, oder fehlt er eines Verses, so stirbt er, und der Feind bleibt am Leben. Zum zweiten, dem Krankheitanmachen, giebt es mancherlei Mittel;

sie sind nicht appetitlich, eins anzuführen, wird genügen. Wer starken Schnupfen hat, schneuze sich in ein Papier, wickle einen neuen Pfennig hinein und werfe es auf die Straße; wer es findet, hat ihn — wenn nicht den Schnupfen, doch etwas davon und den Pfennig auf alle Fälle. Man nennt dies sehr naiv: den Schnupfen verkaufen. In dieses Gebiet gehört auch das Einhauchen eines Wehthums, so wie das Verbohren von Zahnweh und anderen Gebresten in Bäume; am liebsten wird dazu die Birke ausersehen, daher sehen gewöhnliche Gärtner sie nicht gern in Anlagen angepflanzt, und es ist uns selbst begegnet, daß ein solcher von Birkenanpflanzung in ein Bosket wohlmeinend und allen Ernstes abrieth. So mächtig ist noch der Glaube an Bezauberung und was dahin einschlägt im Volke. Unser Holzspalter curirt Zahnweh durch Sympathie und nicht blos bei gemeinen Leuten — er bespricht das Abnehmen und vertreibt Brustübel. Bei solchen Heilkünsten ist Bedingung, daß der Tags vorher bestellte Mann oder die weise Frau am andern Morgen früh schweigend kommt, nicht grüßt, nicht Zeit bietet, die Formel murmelt, meist nur unhörbar, die Kreuze schlägt — und schweigend wieder geht. Auch darf man diese Leute nicht fragen, was man schuldig sei, und sie dürfen nichts fordern — das Alles würde sogleich den Zauber lösen, man giebt ihnen ungeheischt, was recht ist. Alte Hexen suchen bisweilen, um Macht über junge Leute zu üben, diesen das Ja abzugewinnen, was nur früh nüchtern geschehen kann. „Haben Sie gut geschlafen?“ — „„Ja““ — so ist das Ja gewonnen. Oder: „Wir haben heute recht schönes Wetter, nicht wahr?“ — „„Ja wohl!““ — gewonnen ist's. Wird aber geantwortet: „Ganz wohl!“ oder „recht schönes Wetter!“ — so ärgert sich die Hexe und pfaucht, und macht

daß sie fortkommt. Leute, besonders Gartendiebe, bannen zu können, was das Volk „stehend machen“ nennt, ist eine von vielen noch immer geglaubte Kunst, welche besonders den Scharfrichtern zugeschrieben wurde. Sie sicherte, mochte ein solcher sie üben oder nicht, deren Gärten vor Frevel. Der Scharfrichter überhaupt galt stets und aller Orten als ein geheimnißvoller und außergewöhnlicher Mann. Fast jeder war als Heilkünstler in Ruf; jeder curirte, hatte heilsamen Schnupftabak, schnell heilendes Pflaster und wußte manchen guten Rath zu ertheilen. Trat ein Dieb in seine Stube, so zitterte das Richtschwert; ein künftiger Mörder, so erklang es mit leisem Dröhnen und regte sich im Schranke. Aber das Schwert heilte auch gegen den Tod durchs Schwert, einestheils durch den Schwertsegen, anderntheils, daß der, dem es die Haut durch leise Berührung ritzte, sodaß Blut kam, es durch dieses Blut sühnte und frei blieb von Mord und Unthat sein Leben lang. Diebstahlsentdeckung war ebenfalls Scharfrichterkunst, außerdem wurde sie durch Erbschlüssel und Sieb oft versucht. Der Diebesdaumen, in ein Bierfaß gehängt, mehrte das Bier; einen solchen Daumen in Gold oder Silber gefaßt und bei sich getragen, ward für glückbringend erachtet.

Der Anhängsel-Aberglaube überhaupt war und ist zum Theil noch ungemein groß, und verdient besonderer Erwähnung, obschon seiner verschiedentlich bei einzelnen Kräutern und Steinen schon gedacht wurde. Ob er urthümlich germanisch oder frühzeitig aus dem Orient überkommen, wissen wir nicht, wol aber, daß er über alle Länder der Erde verbreitet ist. Alle Völker des Alterthums kannten und trugen Amulette und Talismane; an den Zaubertrommeln der Lappen und Schamanen hängen in Leder gefaßte Amulette.

Wurzeln an Riemen, die mit Bleidrath umwunden sind, und in Gräberpyramiden Tenochtitlans und Anahuaks fanden sich Talismane von gebranntem Thon. Der Fetischismus der Südvölker liefert zahllose Formen solcher Anhängsel, denen eine schützende oder Uebel abwendende Kraft zugeschrieben wird. Doch so weitum braucht der suchende Blick nicht zu irren; die alten Culturvölker, Aegypter, Perser, Araber, Chaldäer, Babylonier, Hebräer, Inder, Chinesen, Griechen, Römer, — alle trugen Talismane. Das Aelteste, was dahin bei den germanischen Frühvölkern deutet, scheint uns kaum über die christliche Zeit hinauszugehen; es sind kleine, 1 bis 1½ Zoll hohe Thonbildchen von meist roher Kindergestalt, also vielleicht das Christkind — wenn nicht Bildchen von Elben als Schutz gegen Elbe? — denn nach der Sage zeigte sich der Hinzelmann als geopfertes Kind (D. Sagenb. 275), und erschien auch in leiblicher Kindesgestalt, wenn er sich sichtbar zeigte. Der vielfache Schmuck, den die germanischen Grabhügel außerdem liefern, darf nicht, obschon manches Stück räthselhaft erscheint, für talismanisches Anhängsel gehalten werden. Wol aber liegt hinwiederum in manchem Schmuckstück eine mythische Symbolik; zahllose Broncenadeln deutscher Gräberfunde haben am Knopfende die Radform, wieder nach dem Sonnenrade deutend. Bildeten doch auch die unkeuschen Römer manches Kleiderheft als Phallus. Später machte man sich mehr und mehr die Reiche der Natur talismanisch dienstbar.

Von Säugethieren wurden Zähne, Klauen und Horn in Metall gefaßt und getragen; noch heute werden Ringe aus Gemsenhorn gefertigt, die man gegen Rheuma und als Gichtableiter trägt. Auch der so lange als heilkräftig erachtete Bezoarstein gehört in diese Reihe; man vergoldete ihn, verkaufte ihn ungemein theuer und trug

ihm in seidenen Beutelchen bei sich, damit er gegen den Stein schütze. Similia similibus curantur. Der Hirsch lieferte einen kleinen Knochen, welcher hoch geschätzt war, und gern getragen wurde. Von Vögeln wurden Zungen, Augen, selbst Excremente, meist zu Jägerkünsten eingenäht, und dienten talismanisch; auch von der Fledermaus, die lange als Vogel galt, mußten Haare und Augen herhalten. Das Reich der Amphibien lieferte Schildkrot, Krötenköpfe, Eidechsklauen — und den kostbaren Stinz, der, heimlich getragen, Mannheit verleihen sollte. Noch heute ist im Landvolk vieler deutscher Gegenden der Glaube an die arzneiliche Kraft der Lacerta Stincus unerschütterlich, und sie begehren sie in den Apotheken — für das Vieh. Mit Schlangenhaut überzog man manche Geräthe. Krebsaugen sollten die Kraft haben, etwas in das Auge Gefallenes anzuziehen und herauszubringen, man mußte sie zu diesem Ende in das Auge drücken. Krebsscheeren wurden gefaßt und getragen — gegen den Krebs. Von Fischen wurden, wie oben erwähnt, fossile Zähne angehängt. Das Reich der Zoophyten gab Korallen — die für sehr heilkräftig galten, auch als äußerlich wirkend; von Conchylien waren es hauptsächlich die Perlenmuscheln, welche Perlmutter und Perlen theils als Anhängsel — letztere doch zumeist zum Schmuck — theils als Arzneimittel lieferten. Der Pflanzenanhängsel wurde schon oben gedacht, und nicht minder jener des Steinreichs, zu denen noch die verschiedenartigen Siegelerden hinzugefügt werden müssen, die mit mancherlei Zeichen und Stempeln versehen in hohes Alterthum hinaufreichen.

Der Gebrauch talismanischer Ringe ist uralt — es sei nur an Salomons Ring erinnert — und geht bis in unsre Zeit; das bedeutsame Zeichen IHS begegnet vielfach

auf Ringen. Talismanische Metallplatten gab es mannichfach, man grub Feuersegen auf dieselben und befestigte sie an Kellerthüren, man trug sie bei sich zum Behuf des Schatzgrabens, man hing sie an gegen Bezauberung — beim ersten Auftreten der Cholera in Deutschland formte man Platten von Herzform aus Kupfer als Anhängsel, die Krankheit beherzigte aber diese Abwehr keineswegs. Zu den älteren magischen Platten erfand Theophrastus Paracelsus neue, planetarisch astrologische, in Form von Medaillen, zumal man im Mittelalter schon Horoskope in Metall grub und bei sich trug. Einer der merkwürdigsten späteren Talismane dieser Art ist Wallensteins Horoskop (beschrieben und abgebildet in Vulpius Curiositäten, Bd. 5). Platten und Medaillen erhielten sich bis in die neueste Zeit, und letztere besonders begünstigte vorzüglich die katholische Kirche, welche messingene und kupferne Anhängsel dieser Art mit Bildern bestimmter Heiligen förmlich weiht. An die Stelle der Theophrastischen Planetenbilder traten nun Anhängsel mit dem Bildnisse Christi, der heiligen Jungfrau, St. Josephs und vieler Heiligen. Von letzteren sind die bekannten Benedictenpfennige die häufigsten. Sie zeigen auf der einen Seite den heiligen Benedict, auf der andern ein mystisches Kreuz mit Schriftcharakteren. Dann hat man herzförmige und ovale Medaillen, auf deren Avers Maria und Joseph mit Christus als Knaben wandernd dargestellt sind, und deren Revers betende und opfernde Geistliche zeigt, über denen das Bild des Benedictenpfennigs schwebt. Außerdem begegnen auf solchen Schutzmedaillen Christus am Kreuz, daneben Maria und Johannes; auf der Kehrseite heilige Männer, dann noch St. Dominik, St. Franziskus, St. Ignatius Loiola, St. Franz Xaver, St. Nepomuk, St. Bernardus, St. Anto-

nius, St. Augustin, St. Georg, der Erzengel Michael und andere. Besonders ist es Italien, das seine Heiligen-Medaillen nach Deutschland sendet, wie einst die Ablaßbriefe; es hat auch mancher Mirakelort seine besondern Andenken in Form von Mirakelmünzen, so unter andern in Deutschland Altenötting, das dergleichen in einer schwarzen Masse ausgeprägt spendet, weil die Altenöttinger Maria eine schwarze ist. Lärm genug machte in neuerer Zeit die Münchner Medaille von der unbefleckten Empfängniß Mariä, die uns in 3 verschiedenen Größen nagelneu ausgeprägt vorliegt, da wir auf den Gedanken gekommen sind, eine Sammlung abergläubischer Anhängsel anzulegen. Die heilige Jungfrau steht auf einer Weltkugel, um die sich eine Schlange windet, ihren Händen entströmen Strahlenbüschel. Die Rückseite zeigt über 2 Herzen in einem Sternenkranze das mystische Monogramm .

Aehnlicher Art ist die heilige Rock-Medaille, 1844 in Trier ausgegangen und genugsam beschrien. Dasselbe Bild der h. Jungfrau, nur ohne die Kugel, und auf der Rückseite der Rock. Auch Aachen pflegt an seinen Reliquienjubelfesten ähnliche Medaillen, aber auch größere und künstlerisch schöne auszutheilen. Das ist freilich auch ein bedeutsames Hereinragen einer Geisterwelt in unsere Gegenwart; aber es ist das Hereinragen des Heidenthums, des heidnischen Aberglaubensgeistes in unser Christenthum. In Italien geht man noch weiter, man verkauft in Mantua kleine Papierconvolute, in denen ein Atom Baumwolle, „Bombace su cui riposa il preziosissimo Sangue di N. S. Gesu Cristo, que si adora nella Chiesa Collegiata di S. Andrea di Mantova — zum Schutz gegen alle Uebel. Als vor mehreren Jahren sich die Schweiz durch allerlei frie-

gerische Bewegungen in ihrem Innern hervorthat, wurden die seltsamsten Anhängsel an die Jesuitenkrieger verkauft, welche vor den Kugeln der Feinde schützen sollten, leider aber nicht schützten. Leinwandstückchen, mit dem IHS bedruckt, und andere mit MR auf Wachstuch genäht wurden an rothen Bändchen über Brust und Rücken gehängt; ein Bild der Maria mit dem Kinde und der Unterschrift MATER CARMEL, auf Linnen gedruckt, wurde an hellblauen Bändchen auf der Brust getragen. Das Kloster St. Urban im Kanton Lucern vertheilte kleine figurirte Bleiplatten, die ein Marienbild auf Pappendeckel einschlossen. Das Kloster Eschenbach gab ein Amulet mit zwölf Bildnissen, nebst einigen geweihten Kräutern, die in das Evangelium Johannis und in das „glückselige Heilskreuz" eingeschlagen sind. Dieses Heilskreuz ähnelt alten dreihundertjährigen Ablaßbriefbildern, zeigt Jesu Herz, Hände und Füße mit den Nägelmalen, und innen unverständliche Buchstaben; es ist von 9 Heiligenbildern noch extra umgeben. Wie viel Geld für solche werthlose Anhängsel genommen wurde, wissen wir nicht, aber soviel erhellt daraus, daß in vielen deutschen Gauen der Aberglaube noch in allerhöchster Blüthe steht.

Wir würden nicht enden, wollten wir fortfahren in ausführlicher Schilderung von dergleichen; unermeßlich dehnt sich das Gebiet des Aberglaubens bei Geburten, Taufen, Wochenbetten, Verlöbnissen, Hochzeiten, Sterbefällen und Leichenbegängnissen aus; auch ist durchaus nicht zu sondern, was rein deutscher Aberglaube ist, denn der scandinavische Norden mischte Vieles ein, die Slavenvölker trugen eine Fülle ihres Aberglaubens nach Deutschland; wie Italien und Rom wirkte, haben wir eben gezeigt, und auch die westlichen Nachbarländer blieben, mindestens in

den Rheinprovinzen, nicht ganz ohne allen Einfluß; sicher findet sich von druidischen geheimen Bräuchen noch mancher Nachhall. Rechnen wir noch zu den neu-römischen Errungenschaften die Maße der Leibeslänge des Heilandes, die Fußsohlenmaße desselben und seiner Mutter, und die Millionen Bildchen, die alljährlich zur Verehrung vertheilt werden, so wird es uns wahrhaftig ergehen, wie dem Schüler in Goethes Faust, welcher sagt:

Mir wird von alledem so dumm,
Als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum.

Ein Sohlenmaß der h. Jungfrau zeigt unter einer Krone das Monogramm MRA, dann folgt Schrift:

Dis ist die mas Lengte und breitte des fuss der hochgebenedeiten mutter gottes Maria.
Johannes der II pabst gibt und verleihet allen glaubigen menschen die aus andacht diese mas kussen und betten 3 Ave Maria 3 hundert Jahr Ablas.

Dies sind Schattenseiten des religiösen Aberglaubens — doch ist nicht aller und jeder Aberglaube Schatten — in manchem liegt eine Fülle der Warnung, der Lehre, der praktischen Vernunft und jener Pietät, die mehr und mehr auszusterben droht. Zu letzterem rechnen wir manchen Brauch, der bei Verstorbenen beobachtet, mindestens empfohlen wird. Man soll sie nicht anschreien und rufen, nicht ihr Angesicht mit Thränen netzen, sie nicht endlos beweinen, um ihnen nicht die ewige Ruhe zu rauben. Rührend und erschütternd ist die Sagemäre vom verstorbenen Kinde, das seiner Mutter mit dem übervollen Thränenkrüglein und im Todtenhemde erschien und sprach: Mütterlein, das sind deine Thränen, die du all um mich geweint hast. Noch eine Thräne und das Krüglein fließt über, und ich finde die Ruhe und Seligkeit nimmermehr.

Da weinte die Mutter keine Thräne mehr um ihr so heiß geliebtes Kind.

Rocken-philosophie. Die abergläubischen Regeln, welche Schwangeren zu beobachten vorgeschrieben sind, gründen sich meist auf gesunde Einsicht in die Natur dieses wichtigen Zustandes. Eine Schwangere soll nicht unter einem Zaun durchkriechen — jede widernatürliche Bewegung kann Schaden nach sich ziehen — sie soll sich auf keinen Kasten setzen, der zuklappen kann — weil dieses Zuklappen mit heftiger Erschütterung und mit Schreck verbunden ist. Wenn eine Schwangere in ihrem Gelüst von Früchten ißt, die nicht ihr eigen sind — lernt ihr Kind stehlen. Hier giebt offenbar der Aberglaube eine versteckte gute Lehre.

Wird ein Kind in der Glückshaut geboren (d. h. bringt es das Amnium mit zur Welt), so muß diese aufbewahrt werden, es hat dann Glück; ebenso reichen Hebammen gern zur Aufbewahrung dem Vater die abgebundene Nabelschnur, und empfangen ein Geschenk dafür. Dem neugeborenen Kinde darf man, wie der Wöchnerin, die Ruhe nicht nehmen, was dadurch geschieht, wenn man in die Wochenstube tritt, und sie verläßt, ohne sich, sei es nur auf einen Augenblick, niedergesetzt zu haben; dieser Aberglaube erstreckt sich selbst über die Wochenstube hinaus. Man darf das Kind nicht loben, ohne dazu zu setzen, „Gott behüt' es!" sonst beschreit man dasselbe, daß es unruhig wird und selbst schreit. Man darf es nicht mit Verkleinerungsnamen nennen, wie Kerlchen, Püppchen, altes Weibchen oder Männchen, sonst bleibt es im Wachsthum zurück und verputtet. Gegen das Beschreien und Beschrieenwerden giebt es zahlreiche abergläubische Mittel. Die ersten Nägel darf man dem Kinde nicht abschneiden, sondern die Mütter beißen dieselben ab, sonst lernt das Kind stehlen.

Wenn das Kind nicht in der Wiege liegt, soll man die Wiege nicht schaukeln, sonst kommt das Kind um seine Ruhe. Es liegt in diesem Aberglauben eine sehr artige Warnung vor unnützem Thun. Unter einem Jahre soll man kein Kind in den Spiegel sehen lassen, sonst wird es stolz und eitel, es nicht in den Keller tragen, sonst lernt es, sich zu fürchten, nicht beregnen lassen, sonst bekömmt es Sommersprossen. Man soll Kindern den ersten Brei nicht blasen, so verbrennen sie sich künftig nicht den Mund; man soll nicht über ein am Boden sitzendes oder liegendes Kind hinwegschreiten, sonst bleibt es klein. Kinder verschiedenen Geschlechtes sollen einander unter einem Jahre nicht küssen, sonst treiben sie später böse Dinge miteinander. — Diese Regeln gehen schier in das Unendliche, und nicht weniger giebt es deren für Kindbetterinnen und Sechswöchnerinnen; es ist, als ob die Wochenstubenwärme und nach ihr die Spinnstubenluft vor allem Anderen die geeignetste Temperatur für Ausbrütung aller Arten des Volksaberglaubens sein und bleiben sollten.

Eine besondere Art des Aberglaubens ist die beim Geben und Schenken. Freunde und Liebende sollen einander nichts Spitziges schenken, — es zersticht die Liebe oder die Freundschaft, nichts Scharfes — es zerschneidet sie, kein Buch — es zerblättert sie. Daß Letzteres zutrifft, erfahren Autoren nicht selten, die für Anderen von ihnen geschenkte Bücher schlechten oder gar keinen Dank ärnten. Eine Gabe, dem weisen Manne oder der weisen Frau für geleistete Hülfe geweiht, muß ohne Dank empfangen werden, sonst löst sich der Zauber wieder und das besprochene Uebel kehrt zurück.

Selbst kleine Aeußerungen des Nervenlebens im menschlichen Organismus haben dem Aberglauben Stoffe gegeben,

z. B. das Ohrenklingen. Klingt es im rechten Ohr, so wird man gelobt, im linken, getadelt. Man denkt reiheum, von wem dies kommen könnte. So wie der Gedanke die rechte Person trifft, hört das Klingen auf. Schießt Jemandem ein Bläschen auf der Zunge auf, so wird er belogen; schauert Jemand unwillkürlich zusammen, über dessen künftiges Grab schreitet so eben der Tod. Des nüchternen Nießens wurde schon gedacht. Sticht sich Jemand einen Splitter ein, und zieht ihn aus, so muß er den Splitter kauen, so wird die kleine Wunde nicht schwürig; sticht sich die Näherin eines Hemdes oft in den Finger, so wird dessen künftiger Träger viel darin geküßt u. s. w.

Essen und Trinken und Mahlzeiten haben ihre Regeln. Man lege kein Brod auf den Rücken, d. h. nicht mit der harten Rinde nach oben, sonst giebt es Verdruß, auch nicht so, daß das angeschnittene vom Tische wegwärts schaue; ebenso kein Messer auf den Rücken, daß die Schneide aufwärts gerichtet sei. Letzteres ist eine der vernünftigsten Aberglaubensregeln, so wie auch die, daß man nie Brod unter den Tisch fallen lassen soll, und es dadurch der Gefahr aussetzen, mit Füßen getreten zu werden. Uralter Volksglaube verleiht dem Brode eine gewisse Heiligkeit, und nicht ohne tiefen Grund und Sinn weihte der Heiland es selbst zum heiligsten aller Symbole. Beim Trinken soll man dem Nachbar den Deckelkrug oder Humpen nicht offen reichen. Die Teller soll man bei Tische nicht umwenden, sonst verleiht man den Hexen Macht.

Bis in hohe und höchste Kreise hinauf ist der bekannte Aberglaube verbreitet, daß von dreizehn zusammen zu Tische Sitzenden in demselben Jahre einer sterben muß, und man wird insgemein finden, daß jeder Gastgeber zu

vermeiden sucht, 13 Personen an einer Tafel zu vereinen. Ein höchst geachteter, höchst intelligenter Freiherr kam in eigener Person zu uns, und lud zur Theilnahme an seiner Tafel zu ganz später, sonst unschicklicher Zeit, und dies entschuldigend ein, damit er nur nicht zu dreizehn speisen müsse. Kann sich so die in Bildung und Einbildung hoch stehende und weit vorgeschrittene vornehme Welt des tiefgewurzelten Volksaberglaubens nicht entschlagen, wie können wir dieses Entschlagen und Entsagen vom Volke verlangen? Wie können wir uns rühmen, Gegner und Feinde des Aberglaubens zu sein? Wie dürfen wir den Wahn nähren, unser bischen Aufklärung, die nicht weiter reicht als die Ringe, die ein fallender Stein in einem meilenweiten und -breiten See verursacht, werde den Aberglauben beseitigen? Wie wenig tief dringt wahre Bildung in die Massen des Volkes ein! Nicht tiefer als ein Stecknadelstich in einen Globus, oder das tiefste Bergwerk in die Rinde der Erdkugel. Wir holen aus den wundertief geglaubten Schachten unseres besseren Wissens und unserer Einsicht die Goldkörner der Wahrheit mit äußerster Mühe, aber so wunderselten ein Goldstück in des gemeinen Mannes Hand gelangt, so selten nimmt des Volkes rauhe Hand und sein gegen alles bessere Wissen störriger und von vorn herein feindlicher und verschlossener Sinn das Wahrheitgold für gültig an. Nur der Lüge, der Bethörung, dem Trug und dem Schwindel leiht es willig Ohr und Glauben, der Pfuscherei in der Medicin, der Pfuscherei in der Politik, der Pfuscherei im Gebiete des Religiösen und Uebersinnlichen. Wie könnten sonst solche Secten entstehen, wie unter andern die der Mormonen? Wie könnten vernunftbegabte Menschen an religiös-überspanntes Gallimathias glauben?

Trübe Wahrnehmungen! Ewige Bestätigung der Wahr-

heit des ewig alten und ewig neubewährten: Mundus vult decipi, ergo decipiatur. —

Hexenwesen. Das grauen- und grausenvöllste aller Aberglaubensgebiete ist das Hexenthum, das Hexenwesen. Millionen Federn hat es in Bewegung gesetzt, Milliarden Thränen hat es der bethörten Menschheit abgepreßt; eine bändereiche Literatur hat es hervorgerufen; von Predigerkanzeln, wie von Schulmeister-Lehrstühlen ist es nunmehr durch zwei Jahrhunderte befehdet worden — und dennoch glauben in tausend und abertausend deutschen Städten und Dörfern (ohne der außerdeutschen zu gedenken) noch Millionen an Hexenkünste, Hexenwerke, und um so fester, weil nicht mehr der Dampf der Scheiterhaufen durch die Lande qualmt, weil nicht mehr die Justiz in wahnsinniger Verblendung alte rothäugige Frauen zu Tode quält und martert. Die Hexenbrände und Hexenverfolgungen haben aufgehört, sie mühten sich vergebens ab — ihre Kraft erschöpfte sich, der Hexenglaube lebt noch im Volke. Wir haben Frauen auf Dörfern gekannt, die als Hexen berüchtigt und bezüchtigt waren, wir kennen Frauen, die noch gläubig von jenen reden und erzählen. Manches Mittelalterliche freilich schwand dahin, verwischte, verflachte sich, aber vieles blieb und lebt ein unsterbliches Leben im Schoose, im Glauben des Volkes. Unbedingt glaubt dies noch fast in allen deutschen Gauen an Zauberei, an Bezauberung. Wenn wir sagen des Volkes, so meinen wir freilich nicht populus, sondern plebs, nicht die höheren, sondern die niederen Schichten, aus denen aber doch immer noch ein Anruch durch die höheren duftet, wenn sie das auch nicht Wortes haben und eingestehen mögen, und die infernalischen Miasmen von sich abzuwehren versuchen, wie bei Kindern das Scharlachfieber durch angehängte Säckchen

voll Campher und — von Scharlachtuch. Auch letzteres ist doch offenbar wieder nichts Anderes, als abergläubische Talismanie, das Abwehrmittel eingehüllt in einen mit der Krankheiterscheinung äußerlich in der Farbe harmonirenden Lappen.

Zauberkunst üben zu können, schrieben alle Urvölker ihren Göttern zu, es war eine mehr zum Bösen als zum Guten hinneigende Allmacht, die zuletzt jeder Mensch sich bisweilen zu besitzen wünscht. Von den Göttern übertrug man diese Kunst auf dämonische Wesen und dann auf besonders begabte, bevorzugte Menschen, und aus dem Heidenthum bildete sich allmählich das Hexenthum aus, das dann die Stelle der Götter- und Dämoneneinwirkung auf die Menschenwelt vertrat. Nur der Hauptdämon, der Teufel, blieb in diesen Kreis gebannt, ja er wurde sein hauptsächlichster Träger. Die Zauberübung theilte sich in Weissagung, unmittelbar oder mittelbar durch die oben schon angeführten Geheimkünste der Geomantie, Chiromantie u. a. geübt, und in eigentlich magische That, mehr dem weiblichen Geschlecht, als dem männlichen zugeschrieben und für eigen gehalten. Die weise Frau, die Drude, die Alrune war eine saga (lateinisch), hagr (altn.), hag (englisch), hagscte (alamannisch — daraus wurde hägesse (angelsächsisch) und hechs, hexe in deutschen Mundarten. Die Hexe war vorzugsweise die Unholde, die Drude, der Plagegeist, wie im Englischen verb adjectiv hag auch quälen heißt. Die nächtlichen Opferfeiern der altgermanischen Vorfahren übertrugen sich durch heimlich fortgeübten Brauch auf die spätere deutsche Hexenwelt. Die Hexen kochten ihre Zaubertränke, ihre Salben, ihre Giftwasser zum Besprengen, sie brauten Wetter, wie man Meth und Bier zu brauen pflegte, in Kesseln, sie schmausten,

sie tanzten; zum Tanze bedurften sie der Spielleute, mindestens eines Spielmannes, die fast in allen Hexenprocessen mit Namen, oder doch nach den Wohnorten angeführt werden. Das oben schon angeführte älteste Hexenbuch zeigt in seinen Incunabelholzschnitten zwei Hexen, die in eine hohe Urne, welche über Feuer steht und aus der Flammen schlagen, einen Hahn und eine Schlange (beides Opferthiere) einwerfen. Offenbar brauen sie ein Wetter, denn über ihnen ist eine Wolke dargestellt, aus welcher Strahlen und zackiger Hagel niederfahren. Die Zeiten der Hexenversammlungen waren neben Walpurgis meist Ostern, Pfingsten und Weihnachten (altheidnische Frühlings-, Sommer- und Winterfeste). Die Orte waren nicht blos der Brocken oder Blocksberg, der darin zufällig eine unverdiente Berühmtheit erlangt hat, sondern zahllose Höhen; jedes Dorf fast hat seine eigenen, und wo Höhen fehlten, Wiesen, verrufene Plätze unter alten — vielleicht heiligen — Bäumen, ja selbst Gerichtsstätten und Richtplätze. Wo sich indeß vorzugsweise der Name Hexenberg oder Hexenrasen vorfindet, zeigt dies minder den Ort der Hexenfahrten an als jenen, wo die Hexen verbrannt wurden. Der Teufel wurde allmählich der späteren Hexensage zugesellt, durch buhlerischen Liebeszauber und Umgang mit ihm den Hexen der Stempel des größten unsühnbaren Verbrechens aufgedrückt, und um dasselbe begehen zu können, die Abschwörung von dem Erlöser erfunden. Der Begriff der Vermischung von Menschen mit Dämonen tritt uns schon in der Sagenwelt entschieden entgegen. Chlodowigs des Frankenkönigs Gemahlin erzeugte mit einem männlichen Meerwunder den Merowig; Theudelinden, der Longobardenkönigin, widerfuhr ein Gleiches, daß ein Meerwunder sie bewältigte; ebenso Elberich, der Mutter Otnits; Melusina

umstrickte ihren Ritter, Nixen zogen Fischer in ihre und der Wellen Umarmung. Der Teufel trägt in den Hexenbuhlschaften die mannichfaltigsten Namen, am häufigsten Junker Hans, Hinz, Kunz, Steppchen, Flederwisch, auch Namen, die noch heute als Familiennamen fortbestehen, wie Schwarzburg, Grünewald, Macheleid; meist erschien er im grünen Jagdkleid oder im Stutzergewand mit dem Hut voll wehender prunkender Federn, oder doch einer rothen Hahnenfeder. Der Buhlschaft ging die Mißtaufe voraus, der Lohn war gering oder trügerisch, der Genuß kein schöner und rechter, der Hexenmahlzeit fehlte das Beste, was stets als heilig erachtet ward, daher dem Teufel und seinen Gesippen unantastbar: Brod und Salz. Die Hexen blieben arm und elend, wurden geschmäht, der Buhle verließ sie treulos und ließ sie rettungslos umkommen. Dies geht aus allen zahllosen Hexenprocessen hervor, welche, vielfach übereinlautend, die Archive füllen. Selten begegnen besondere Züge. Wir haben deren eine kleine Reihe in unsern Hexengeschichten, die bis auf eine Proceßacten entnommen sind, zusammengestellt.*)

Was den Hexen Alles an Uebelthun und an Schädigungen bei Menschen und Vieh zugeschrieben wurde, geht über alle Begriffe. Aus Handtüchern molken sie Milch vom Vieh ihrer Nachbarn, aus Seilen Getreide von deren Aeckern, aus ungetauften Kindern und todten Juden kochten sie ihre Schmieren und Gabelfahrsalben, brannten auch aus Kinderleichen ihre tödtenden Pulver. Noch heißt eine Krankheit der Hexenschuß. Die Hexe schießt nach ihrem Feind einen verkehrt mit der Spitze nach sich gerichteten Pfeil vom Bogen, und hat jenen dabei in Gedanken, den

*) Hexengeschichten. Halle, Pfeffer. 1854.

alsbald Wehthum befällt, ein Glied erlahmt oder sonst ein Uebel heimsucht. Das Verkehrte ist ein wesentlicher Zug im Hexenthum; die Hexen tanzen verkehrt miteinander, ihre Pupille zeigt die Gestalten verkehrt, die sie abspiegelt, wie ein biconvexes Glas. Hexen hassen und meiden in verkehrter Weise, was andere Menschen erfreut, so den Klang der Glocken, so die edlen Würz- und Heilkräuter, das Gebet, den Namen Gottes und seine Zeichen — wie auch das Zeichen des Pentalpha's, den sogenannten Drudenfuß. Nie wenden sie ihre Macht zum Guten an, nur zum Schaden; sie machen Bilder von Wachs und Holz (einen Atzmann), was sie dieser Puppe unter Zauberformeln anthun, widerfährt ihrem Feind, der darunter schrecklich leidet; sie konnten beliebig Thiergestalt annehmen, und in dieser auf die Schlafenden fallen, welche sie haßten, und sie furchtbar peinigen. Das ist das eigentliche Thun der Druden und Nachtmaren, Nachtfahrerinnen, sie wurden dadurch selbst Elbe, Albe (sprich Alpe). Am liebsten wandelten und schlichen die Hexen in Katzengestalt umher; das überall heimische und doch unheimliche, bösartige nachtliebende Thier erfreute sich vorzugsweise der Hexengunst. Die Hexen konnten Mäuse und Läuse, Spinnen und Raupen hervorbringen, auch sonstiges, den Feldfrüchten schädliches Ungeziefer u. s. w. Wir werden bei den Hexensagen auf die wichtigsten der den Hexen zugeschriebenen Künste zurückkommen.

Weit weniger als weibliche Unholdinnen und Zauberinnen kommen männliche Zauberer, sogenannte Hexenmeister, vor; man erachtete stets das weibliche Element dem geheimnißvollen Wirken zugethan, daher wissen wir auch wohl etwas von Alrunen und Veleden, aber nichts aus so früher heidnischer Zeit von Priestern oder Weissagern.

Ein Weib entstieg der Lechfluth und warnte Attila, ein Weib warnte Drusus, drei Wasserweiber warnen im Nibelungenliede den tapfern Helden. Erst ziemlich spät nennt die Sage männliche Teufelsbündner, und umgiebt sie im Gegensatz zu den armen Hexen mit Reichthum, Macht, Glanz und Glück, selbst mit langem Leben, bis endlich der Pact zu Ende läuft, und der Teufel für jahrelange ärgste Plage der Zauberer armselige Seele gewinnt.

Vielfach glaubt das Volk noch an Hexen, an Zauberkünste, an Schatzgraben, an den Teufel, und wie sollte es nicht an solchem Afterglauben hangen, da ja die orthodoxe Kirche selbst den Teufel nicht aufgibt? Der Aberglaube ist und bleibt unsterblich, weil er, wie der Grund aller Sage, ebenfalls Mythus ist.

Sagen aus Schriftquellen.

Stammsagen. Aeltere und jüngere Edda. Deutsche Heldensagen und Sagenkreise.

Unmerkbar und leise rinnen vor unserm Blick in die Geschichte die Völkerströme der germanischen Frühzeit, wie stark und mächtig auch vordem ihre Bewegung gewesen sein mag. Auch sie umschleiert der Mythus mit dichten Flören. Der alte Streit wird kaum enden, ob nach Tacitus' Zeugniß die Germanen Autochthonen, ein Urvolk, gewesen, das seinen Ursprung von den Göttern, gleich anderen Völkern, unmittelbar abgeleitet, oder ob sie Einwanderer aus dem fernen Osten waren. Die dunkle Stammsage der Herkunft von einem aus Erde geborenen Gotte oder Gottmenschen, Namens Tuisko, und dessen Sohne Mannus erinnert um so lebhafter an Ursprung aus dem Orient, als wir, wie oben S. 76 und 77 bereits erwähnt, in der indischen Mythe einem Manus, dem Sohne Wiwaswa's begegnen, der, durch lange Buße geprüft und geläutert, durch Wischnu der allgemeinen Sühnfluth entrissen, der Vater neuer Bevölkerung wurde, und als wir, außer noch andern Sagen, nach der hebräischen Mythe den Adam finden, den Gott sich ähnlich geschaffen („nach seinem Bilde,

zum Bilde Gottes schuf er ihn"). Adam ist wie Man der erste Mensch, der mythische Begründer nachmaliger Völkerschaften.

An die Entstehung des deutschen Wortes Mensch aus dem lateinischen Worte mens zu glauben, weil der Mensch Verstand hat, mindestens haben soll, kommt uns etwas schwer an.

Wir können der Einwanderungen deutscher Völker nicht ohne jene gedenken, welche über das ganze Europa sich verbreiteten, in Zeiten, für welche uns kein Jahrzahlen-Anhalt geboten ist. Ehe Völker von Völkern sich sondern konnten, mußten sie durcheinander wogend — nicht wohnend — vorhanden sein. Ohne Zweifel wurden die milden und blühenden Gefilde Italiens und Griechenlands zuerst von Einwanderern aus dem Osten eingenommen. Die Griechen kamen aus Kleinasien herüber und breiteten sich in den Länderstrecken Macedoniens und Thessaliens, wie im Halbinselreiche des Peloponnesos aus, gründeten dort die Sitze ihrer vorleuchtenden Cultur und gelangten später zur Stufe hoher Bildung, namentlich auf die Stufe höchster Kunstblüthe in idealer Formenschönheit. Die Frühvölker Italiens mögen wol einestheils aus Sicilien nordwärts mehr und mehr sich verbreitet haben, anderntheils von rhätischen und illyrischen Alpenlanden nieder in die Gefilde Oberitaliens gestiegen sein. Lange war das Land bewohnt, ehe die Wiege der künftigen Weltbeherrscherin Roma gegründet wurde, und in diesem langen Zeitraume drang der Völkerstrom westwärts weiter und weiter, und setzte sich in Gallien dauernd fest, von da aus Strecken des heutigen Deutschlands, Oberitaliens und Spaniens erst überfluthend, dann beherrschend, manch nachwallendes Volk auch zum Theil wieder zurück, oder in andere Richtungen drängend.

Von Gallien aus wurde Iberien mit Einwanderern versehen, während von Germanien aus der europäische Norden Bevölkerung empfing. Dunkel sind die meisten Stammsagen, und kaum im Volke lebendig, nur in Büchern aufbehalten, und doch ist es ebenso wichtig als nothwendig, daß auch dieser unser Volk sich bewußt werde. Es ist aber unmöglich, unfehlbare Kunde davon zu geben, und schwer, Licht in ihr Dunkel zu tragen. Es ist in ihnen nichts fest Gegliedertes, nichts Haltbares. Wie die Völker der Frühe ringend und drängend durch einander wogten, und erst in späterer Zeit in sichere — doch oft genug überschrittene Grenzen sich einfriedeten, so lassen sich auch ihre geflügelten Ursagen nicht durch Pfahlhecken abgrenzen und an Meilensteine fesseln. Die meisten der ältesten deutschen Ursagen lebten in Liedern, die leider fast bis auf den letzten Laut verklungen sind, und nur im matten, nebensonnengleichen Spiegelbild der Prosa erblicken wir im duftigschleiernden Gewölk der Frühe ihren Wiederschein. Anders ist es der Fall mit den Nordlandsliedern der Edda; von der eisumwallten äußersten Thule, dem fernen Island, tönt uns der Wiederhall ächt germanischer Frühzeitsage in herrlicher gebundener Rede, in der machtvollen Stabreimweise, die dem heimischen Volke verloren ging. Nach Island flüchtete sich im neunten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung germanisches Recht, germanische Sitte und Sage, germanische Dichtung; sie nahm die Erinnerung mit an alle Götter- und Heldengestalten, und ließ diese durch das später dorthin getragene Christenthum nicht verwischen und vernichten; ja christliche Religionslehrer selbst waren es dort, die, des Schreibens kundig, mit treuen Händen aufzeichneten, was noch in alten Liedern im Munde greiser Sänger lebte, vielleicht auch theilweise in Runen-

schriften schon vorhanden war, während in Deutschland die Religionslehrer alle Ueberlieferung zu vernichten strebten. So war und blieb für immer ein köstliches und unschätzbares Vätergut auch für uns gerettet und wurde später uns wiedergegeben.

Der Völker Europa's, welche während und durch mehrere Jahrhunderte nach dem Beginne der christlichen Zeitrechnung mitunter auch Theile Germaniens inne hatten, oder dasselbe wandernd und heerend überzogen, waren viele. Die Stammsagen dieser Völker, und was sonst noch aus ihrer Frühzeit Sagenhaftes haften blieb an ihrer Geschichte, lassen sich bis zu den Zeiten Karls des Großen und bis zu denen der Heidenbekehrer in Germanien ab- und niederleiten, der karlingische Sagenkreis aber ist, da viel von ihm zur eigentlichen Volkssage verklang, bei dieser später in Betrachtung zu ziehen.

Diese Völker Europa's waren Gothen, Gepiden, Kimbern, Teutonen, Astiver, Friesen, Angeln, Sueven, Semnonen, Alamannen, Lithauer, Wenden, Bojer, Sachsen, Cherusker, Chatten, Hermunduren, Heruler, Markomannen, Thüringer, Fosen, Avionen, Uspier, Longobarden und andere, deren Sitze die geographisch-historische Forschung zwar festgestellt und auf Landkarten in farbige Grenzen eingezäunt hat, aber nur in wenigen Fällen Gewähr für die Linien leisten kann, wo ein Volk endete und ein anderes begann. Nur Ströme und Gebirgskämme sind die wahren und ewigen Länderscheiden, zu denen die später eingedrungenen Römer ihren Grenzwall, die Pfahlhecke in einer riesigen Ausdehnung fügten. Wir können die hauptsächlichsten Stammsagen nur übersichtlich andeuten, und wollen uns dabei an die geographische Lage und Richtung um so weniger binden, als die Sage nur selten in den Fall kommt, von der Geographie Gebrauch zu machen.

Stamm-sagen. Die Stammsage der Angelsachsen läßt Britannien bereits bevölkert sein, aber als das einwohnende Volk heimgesucht war von schweren Krankheiten und Hungersnöthen, wie auch durch die Einbrüche fremder Völker, suchte es auswärts Hülfe und rief fremde Völker zu seinem Beistand Angeln. Sachsen. Jüten. in das eigene Land. Diese Völker waren Angeln, Sachsen und Jüten, denen nun Boden eingeräumt ward, und die alsbald, nachdem sie Wohnsitze im neuen Lande genommen hatten, ihren Löwentheil festhielten, ihre Landsleute in Schaaren nachkommen ließen und über das Land Britannien sich breiteten. Groß war der Ruhm der Sachsenführer Hengist und Horsa, die sich der unmittelbaren Abkunft von Woden oder Wuotan, der alten Sachsen Held und Gott, rühmten. Der Angeln Land soll gelegen gewesen sein zwischen dem der Sachsen und Jüten, an Friesen. Norddeutschlands Meeresküste, an der auch der Friesen Volk seßhaft war, und sollte das Land vordem einer Völkerschaft, Usipier. die Usipier genannt, gehört haben. Gegen die Friesen drängte ein anderes Volk unter seinem Führer Bojocal Ansivaren. an, das sich Ansivaren nannte und mit den Römern harte Kämpfe hatte, zumal es sich mit Nachbarvölkern, den Bructerern und Teucterern verband; allein sowol die Ansivaren, als die Usipier wurden allmählich aufgerieben und die Namen ihres Stammes verklangen. Während lange nachhaltig Völkerkampf auf Kampf im Norden wogte Avaren. Hunnen. und währte, drängte von Osten her der Avaren oder Hunnen Volk in das Land der Winiler und erschlug Winiler. Longobarden. dieses Volkes eine Ueberzahl; auch vermählte sich der Hunnenkönig Cacan mit der schönen und liebebrünstigen Romhild, der Frau des erschlagenen Winilerköniges Gisulf, doch nur auf eine Nacht, dann gab er sie seinen Heerführern Preis und ließ sie qualvollen Todes sterben. Der Hunnen

Geschlecht soll aus der Vermischung von Fanmännern oder Waldleuten und Alrunen entstanden sein und ursprünglich in den mäotischen Sümpfen gehaust haben, daher war es von Gestalt klein und häßlich. Andere sagten, das Hunnenvolk stamme von einem bösen Zauberer und einer Wölfin ab. Später hatten die Hunnen über sich einen König, den gewaltigen Etzel (Attila), der ein Schrecken aller Völker war und sich selbst die Geisel Gottes nannte. Sein Name lebt in Sagen und Liedern vielfach gefeiert. Die Winiler wohnten in dem dänischen Inselreiche; als ihr Land von Hunger und Seuchen befallen war, beschlossen sie Auswanderung eines Theiles ihres Volkes zu Land und zur See. An der Auswanderer Spitze standen zwei Brüder, die hießen Ibor und Aio, und beide hatten eine Mutter, welche eine weise Frau war und Gambara hieß. Auf ihrem Zuge hatten die Winiler Kämpfe zu bestehen mit dem Volke der Wandalen, und letztere erflehten über sie den Sieg vom Wodan, ihrem Gott. Wodan sprach: ich will denen den Sieg geben, die beim Sonnenaufgang mein Auge zuerst erblickt. Gambara aber flehte Wodans Gemahlin Frea (Freia) an, ihren Söhnen zum Siege zu verhelfen. Da rieth Frea, es möchten die Frauen der Winiler ihr Langhaar in Barteswelse unter dem Kinne abwallen lassen, und am Morgen vor Sonnenaufgang mit ihren Männern sich Wodan darstellen. Als dieses nun geschah, erblickte Wodan jene und rief: „Wer sind diese Langbarte?" Darauf rief Frea: „Da du ihnen Namen giebst, mußt du ihnen auch Sieg geben!" und darauf verlieh Wodan den Winilern den Sieg, und ihr Stamm behielt den Namen Langbarte, daraus dann verstümmelt und verwälscht Longobarden und Lampatten wurde. Dies Volk wohnte in verschiedenen Landen, bis es endlich in Ober-

Wandalen.

italien festen Wohnsitz sich begründete, nachdem es mit dem Volke der Heruler und manchem andern schwere Kämpfe Heruler. bestanden hatte. Die Heruler wurden von den Longobarden ganz vernichtet. Viele und mannichfaltige Sagen gehen von den Longobarden und deren Königen, ihrem Auszug und ihren Heereszügen und Siegen, Brautwerbungen und Vermählungen, die hier unberührt bleiben müssen. Gleich dem Volke der Longobarden bestand auch das der Gothen gewaltige Kämpfe und mannichfache Wanderung Gothen. und Wandlung. Die Gothen brachen aus einem Insellande des Namens Scanzia gleich Bienenschwärmen hervor, und fuhren mit drei Schiffen über Meer. Diese sagenhafte Meerfahrt mit drei Schiffen findet sich auch in der Stammsage der Angelsachsen und in einigen anderen wieder, wie denn die Dreizahl nicht nur in altgermanischen Völkerwanderungsagen bedeutsam auftritt, sondern auch in denen des Orients, von welchen nur an die dreifache Völkerscheidung der biblischen Mythe, der Semiten, Hamiten und Japhetiden erinnert werden mag. Eines der drei Gothenschiffe hieß Gepanta, das der späteren Völkerschaft Gepiden. der Gepiden den Namen verlieh. Außerdem theilte der Gothen Volk sich in Ost- und Westgothen, überbreitete das Sarmatenland, brach in Scythien ein, wie auch in Griechenland, und bekämpfte die Römer. Darauf heerten die Gothen durch ganz Südeuropa, zogen gegen die Wandalen, die sich an den Nordküsten Afrika's seßhaft gemacht, und nahmen Spanien ein. Hochberühmt waren die Gothenkönige Fridigern, Alarich, Athaulf, Gelimer und Theoderich.

Nicht minder zahlreich, groß und mächtig, auch kampfgeprüft gleich Longobarden und Gothen, war das Volk der Franken. Franken, dessen Ursprung die alten Geschichtschreiber

aus Troja ableiteten. Der erste Frankenheld und König soll Franko geheißen, seinem Volke den eigenen Namen verliehen und eine Stadt Troja begründet haben — auch den ihr vorbeirinnenden Fluß Santen genannt — das habe an den Xanthus der alten Heimath erinnern sollen, und jenes Troja sei das heutige Troyes. Bald theilte sich das Land, das jener Volksstamm sich unterwarf und innehielt, in Ost- und Westfranken; das erstere war im eigentlichen Germanien gelegen und hieß später Frankenland, das zweite war ungleich größer und wurde Frankreich genannt. Lange beherrschten die Frankenkönige beide Reiche zugleich, bis unter Kaiser Karl dem Großen diese Herrschaft ihren Gipfelpunkt der Macht und Größe erreichte. Die Urgeschichte der Herrscher des Frankenreiches ist fast ganz in mythische Schleier gehüllt. Als erster dieser Herrscher wird Pharamund genannt, dessen Sohn hieß Chlodio. Chlodio's Gemahlin wurde im Bade von einem Meerwunder umarmt, welcher Umarmung ein Sohn des Namens Merwich oder Merowig entsproßte, der auf dem Rücken borstig war, eine Eigenschaft, die auf dessen Nachkommen, den Stamm der Merovinger, vererbte. Merowigs Sohn hieß Childerich, den wegen übeln Lebenswandels die Franken absetzten und verjagten, worauf er bei dem Könige der Thüringer, Bisinus, Schutz und Aufenthalt suchte. Das Volk der Thüringer war weit ausgebreitet. Es hatte schon mit den Sachsen, an deren Gebiet es grenzte, große Kämpfe gehabt, war auch zum Theil diesen unterlegen. Die Sachsen sollten ihren Namen von großen Messern, die in ihrer Sprache ebenso hießen, führen. Andere leiten den Namen von Stein oder Fels, Saxa, ab und meinten, das Volk sei aus den Felsen entsprungen, mindestens die streitbaren Männer, die Frauen und Jungfrauen aber aus

Thüringer und Sachsen.

Bäumen, wie noch der heutige Scherzreim, der doch zuletzt nur Nachhall altmythischer Ueberlieferung ist, verkündet und lautet:

— — Land Sachsen,
wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen.

Nach meist verbreiteter Sage aber kamen auch die Sachsen auf Schiffen an der Ostseeküste an, und breiteten sich im Lande Hadeln aus.

Hermunduren. Chatten. An das Gebiet des Thüringerlandes grenzte das der Hermunduren und Chatten, welche gegenseitig sich um die Salzquellen befehdeten, die auf den Angrenzungen lagen. Die Gelehrten haben oft und viel und heftig darüber gestritten, welcher der bekannten Saalorte und Saalflüsse der rechte sei, wo diese Völkerkämpfe um das heilige und unentbehrliche Salz stattgefunden, als ob nicht natürlich, daß solche Kämpfe um so wichtigen Besitz aller Orten ausgebrochen, wo Salzquellen aus dem Boden der mütterlichen Erde brachen. Schon die überall gleiche, oder doch eng verwandte Lautbenennung der wichtigsten aller Würzen deutet auf die gleiche Werthschätzung hin. Da man als Chattensitz das heutige Hessenland annimmt, Thüringen aber seine Grenzen weit nach Ostfrankens Ostmarken hinerstreckte, so können die Salzquellen bei Salzungen und dem dieser Stadt nahegelegenen Allendorf, ebenso wie jene bei dem heutigen Hessen-Allendorf (das al der Vorsilbe deutet doch wieder auf den Urlaut hal und sal hin), ebenso wie die ohnweit der Salzburg an der fränkischen Saale, Völkerzankapfel gewesen sein, und gewiß blieben auch die Soolquellen des thüringischen Hal- und Sal-Ortes, des heutigen Halle an der Saale, von jenen Kämpfen nicht unberührt.

Childerich, der bei dem Thüringer Könige Basinus oder Bisinus Asyl gefunden hatte und bei diesem eines Zeichens

harrte, in sein Reich zurückzukehren, lohnte dem gütigen Gastfreund damit, daß er ihm sein Weib verführte und verlockte, so daß sie ihren Mann verließ und dem Franken nachzog, der sie zur Ehe nahm. Darüber entstanden zum Theil hernach jene blutigen Heerfahrten und Kriege, in deren Folge durch der Franken und Sachsen vereinte Macht und zugleich durch schändlichen Verrath das Königthum und Königreich der Thüringer blutig unterging.

Ein anderer deutscher Volksstamm war jener der Avionen, in deren Lande das Heiligthum der Hertha lag, auf einem friedevollen Eilande, und im tiefen schattigen Walde, bei einem schwarzen unergründlichen See. Einen ebenso götterheiligen Wald hatte das Volk der Semnonen, ein Suevenstamm, inne. Von den Sueven wird der heutige Name der Schwaben abgeleitet, die auch in Kriege mit den Sachsen verwickelt waren. Man sagte, daß sie als Einwanderer weit her über Meer gekommen seien, gleichwie die Bojen, Bojaren oder hernachmals Baiern, die aus Armenien einwanderten und die Stadt Regensburg als ihren Hauptsitz gründeten, die in alten Liedern noch heißt Reginsburg die märe, das ist: die weitgenannte, berühmte.

Avionen. Sueven. Semnonen. Bojen.

Noch einmal ist des oben bereits flüchtig erwähnten Volkes der Friesen, ächt germanischen Stammes, gleich den späteren Holsten und Ditmarschen, zu gedenken, weil die Sage geht, sie seien in Gemeinschaft mit Dänen und Schweden aus ihrem Lande auswandernd südwärts gezogen, und hätten nach großem Schmerz der Trennung von der nordischen Heimath unter drei Führern eine weite Wanderschaft vollbracht. Sie zogen immer dem Laufe des Rheins entgegen, und war allein der Friesen Volk zwölfhundert an der Zahl, und ihre Führer hießen Switer, Swei

Friesen.

und Hasius. Manchen Kampf bestanden sie siegreich und bereicherten sich, schlugen sich auch tapfer durch, wo andere Völker sie auf ihrem Zuge aufzuhalten gedachten. Endlich gewannen sie ein günstiges Land, allwo sie sich niederthaten, das nannten sie nach ihren Führern Switer und Swet die Switz und die Sweitz, und von Hasius empfing der Hasligäu seinen Namen. Merkwürdig ist dabei, daß nach gewissen Nachrichten diese Einwanderer die uralte Tellensage schon aus Dänemark, wo sie längst gelebt, mitbrachten, die in schweizerischer Auffassung, doch in weit späterer Zeit, sich so verjüngte, daß man sie wol unsterblich nennen mag, so tief drang sie in Sinn und Blut des Schweizervolkes ein, und lebte fortan in Liedern, in Chroniken und im Munde des Volkes allverbreitet ein ganz unaustilgbares und unvergängliches Leben.

Um Sagen aufzuzeichnen, welcher Art dieselben und ihre Formen auch sein mochten, mußten die Frühvölker Schriftzeichen haben und diese feststellen, wie heftig und kriegerisch bewegt auch jener Völker Zeit war. Die Runenschrift des scandinavischen Nordens als älteste Schrift reichte, dies dürfen wir annehmen, nicht tief nach Deutschland herein, da alle in Norddeutschland aufgefundenen eigentlich germanischen Alterthümer deren Kennzeichen entbehren. Eine Urverwandtschaft sprachlicher Laute war allen Frühvölkern gemeinsam, ob sie aber die sichtbaren Zeichen der Sprache, die Schrift, und namentlich die Buchstabenschrift, mitgebracht bei der ersten Einwanderung, ist wol nur von den Gothen erweisbar. Von ihnen aus gingen, mancher Wandlung anheimfallend, die Strahlen der Sprachen auseinander, es bildete sich die angelsächsische, die althochdeutsche Sprache, von der wandalischen blieben nur Personennamen erhalten, von anderen nur Namen der

Stämme, wol auch Orte. Da aber die Völker des eigentlichen Germaniens feste Wohnsitze noch nicht behaupteten, sondern von einem Landstriche in den anderen hinein sich schoben oder geschoben wurden, so mußte es lange dauern, bevor ihre Culturzustände zum Höhenpunkte der Schriftsprache sich aufschwangen, und die zahllosen Völkernamen, die auf die Nachwelt gekommen sind, geben Zeugniß davon, wie schwer es sei, festbestimmende Sonderung eintreten zu lassen. Neben dem allgemeinen Stammnamen der Germanen stellte sich der der Sueven auf lange fest, als der eines ächt deutschen Stammes, dem Semnonen, Longobarden und Alamannen angehörten. Die Bojen, später Baiern, waren ein keltischer Stamm, aus Bojohem (Böhmen) hinweggedrängt; aus ihnen entsprang der Stamm der Markomannen. Aus dem Sueven- und dem Bojenstamme sproßte deutsche Sprache und Poesie zuerst hervor; die Franken blieben dann nicht zurück; Thüringer, zwei große Stämme, einer im Gebiete des heutigen Belgiens, der zweite im heutigen (Ost-) Thüringen seßhaft, und Hessen vererbten freilich von ältesten Schriftdenkmalen nur leise Spuren. Von den Saxen überkam in alten Liedern manche Kunde, und ihres Gottes Saxnote (Seaxnéat), Wodens Sohn, wurde schon oben gedacht. Aus dem Cheruskerstamm ging Arminius hervor; sicher feierten ihn Liedersagen, die aber verloren gingen. Verfuhr doch das Geschick so feindlich gegen die urgermanische Sagendichtung, daß nicht einmal jene Heldenlieder, die Karl der Große zu sammeln befahl, erhalten blieben. Aber fanden denn die Sammler diese Lieder? Der Befehl zum Sammeln ist leicht gegeben; wären sie gefunden worden, wie konnten sie verloren gehen? Gingen doch die ältesten Urkunden

der karlingischen Zeit, die leges Francorum, die Capitularien und was dahin einschlägt, nicht verloren.

Kaum zwei bis drei überkommene Schriftzeugnisse deuten auf das germanische Heidenthum, alles Uebrige, dessen Besitzes aus ältester Zeit wir uns erfreuen, hat christlichen Gehalt; so Gebetesformeln, Beschwörungen, Heldenlieder, so das altsächsische Gedicht Heliand, das die größte Würdigung verdient.

Die scandinavischen Lande, zu deren Gesammtverband wir Jütland, Seeland, Fühnen, Dänemark, Schweden und Norwegen nebst Island zählen, wurden wol ohne Zweifel größtentheils von Gothen bevölkert. Klingt doch der alte Stammname in den Ländern Ost- und Westgothland noch bis heute unverfälscht fort. Länger haftete in diesen weiten Länderstrecken das Heidenthum; Sprache und Sage bildeten sich in fester gesicherter Gliederung aus und begründeten ihren Reichthum, zeugten aus ihrem Schoose die zum Theil unvergleichlichen Eddalieder.

Edda. In Norwegen hatte sich ein Volksthum von urgermanischem Kerne gebildet, mit freier Stammverfassung, ohne einen Alleinherrscher, deren Gewalt, mochten sie Könige oder Herzöge heißen, in den südlichen eigentlich deutschen Ländern mehr oder minder bereits Oberhand zu gewinnen begonnen hatte. Allein die Weltgeschichte thut unumstößlich dar, daß Idee und Grundsatz des Freistaates nie und nirgends auf eine lange Reihe von Jahrhunderten durchzuführen ist, und daß jenes homerische: Einer gebiete eine ewige Geltung und Begründung hat, die zumal dann sich trefflich bewährt für der Völker und Länder Glück und Wohlstand, wenn der Macht, die in des Einen Hände gelegt ist, Weisheit lenkend zur Seite steht, und nicht Willkür sie leitet. Auch in Norwegen überwand

und beseitigte ein kräftiger Held, Harald Schönhaar, die freistaatliche Verfassung und schwang sich zum Alleinherrscher auf. Da entwichen die freien Norweger, die sich Harald nicht unterwerfen wollten, zu Schiffe aus ihrem unterjochten Lande, siedelten sich auf der noch nicht lange entdeckten Insel Island an, und richteten dort sich nach der gewohnten, ihnen über Alles gehenden freien Verfassung wieder ein. Alle ihre Rechte, ihre Bräuche, ihre Sitten, ihren Glauben, ihre Sage und Sprache flüchteten sie mit hinüber in jene fernste Ferne des europäischen Welttheils, und hüteten ihrer dort als eines Hortes, der so viel Werth und weltgeschichtliche Bedeutung, insonderheit aber für das gesammte Germanenthum hat, daß wir in ihm in der That einen Nibelungenhort urgermanischer Dichtung verehren dürfen.

In den Eddaliedern wie aus den prosaischen Ueberresten der altnordischen Götter= und Heldenlieder, die wol alle zum bei Weitem größten Theil dem Heidenthume noch angehören, ist der Götterglaube der Frühvölker germanischer Abstammung rein erhalten und kindlich abgespiegelt. Götter= und Heldensagen klingen in ihnen durcheinander, der Name Edda, das ist Urgroßmutter, wurde der älteren Sammlung dieser Dichtungen nicht ursprünglich beigelegt, sondern erst später, erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts gegeben. Wer ihre Dichter waren? danach wird fruchtlos die Frage erhoben. Jene würdigen Männer, Sämund Sigfusson der Gelehrte, geb. 1056, † 1133, und Snorri Sturluson, geb. 1178, † 1241, welcher letztere das berühmte Gedicht Heimskringla (Weltkreis, Kreis der Heimath) verfaßte, waren nur die Sammler. Daß die stabgereimten Lieder älter sind, als die in Prosa geschriebenen Dichtungen, erscheint naturgemäß, denn

in letztere wurden erst Stellen aus den alten Liedern eingewebt, aber auch in der metrischen Sammlung sind hin und wieder Prosastellen eingestreut, einige Stücke sind ganz in Prosa verfaßt. Dabei zeigt sich die sogenannte jüngere Edda als eine theilweise Erklärerin der sogenannten älteren. Wir können uns indeß der Bezeichnung ältere und jüngere Edda nicht entschlagen, um verständlich zu bleiben, und folgen im Uebrigen, wenn wir nun versuchen, nur in schwachen Abrissen die reiche Bilder- und Gestaltenfülle dieser Dichtungen zu entrollen, bezüglich der so ungemein schwierigen und schwankenden Rechtschreibung dem Beispiele K. Simrocks, des hochbegabten und kundigen Uebersetzers der Edda, der einfachen, wortlautgemäßen, unserem guten Deutsch sich am besten anpassenden Schreibweise.

Aeltere Edda. Göttersagen. Die ältere Edda ist die Göttersage der germanischen Frühzeit und ihrer Frühvölker; unsere Göttersage zog sich höher und höher zum Norden empor — ließ nur sparsame Reste ihrer Herrlichkeit und Fülle im eigentlichen Deutschland zurück, und nun erst strahlt uns, was erst Sonne war, immer noch von vielen nicht geschätzt, ja — weil sie schlafen, nicht gesehen, als aurora borealis in meteorischer Schöne am hohen Nordlandshimmel, als der niedergegangenen tiefen Sonne wunderbarer Abglanz. —

Skalda. An die Eddalieder reiht sich noch eine kleine Sammlung, Skalda geheißen, unmittelbar an, von der die Stücke Gylfaginning (Gylfes Verblendung), Bragaröder (Braga's Gespräche) und zum Theil auch Skaldskaparnal (die Kunst der Skalden) zur Edda gehörig betrachtet werden können.

Wöluspa. In der älteren Edda, welche in Göttersage und Heldensage zerfällt, tritt die Wöluspa voran, eine großartige Kosmogonie und Theogonie, deren Ueberschrift

so viel sagen will, als „Offenbarung der Seherin." Sie ist es, die Walvaters Willen künden will, die das Entstehen von Himmel und Erde, das sie von den urgeborenen Riesen erfuhr, schildert.

Einst war das Alter,
Da Ymir lebte,
Da war nicht Sand, nicht See,
Nicht sanfte Wellen,
Nicht Erde fand sich,
Noch Ueberhimmel:
Gähnender Abgrund
Und Gras nirgend.
— — —
— — —
Sonne wußte nicht
Wo sie Sitz hätte,
Mond wußte nicht
Was er Macht hätte,
Die Sterne wußten nicht
Wo sie Stätte hätten.

Weiter wird berichtet, wie die Asen, die Götter, sich einten und unschuldvoll spielten, drei reichmächtige Thursentöchter aus Riesenheim zu ihnen kamen, wie sie das Geschlecht der Zwerge aus dem Blute des Meerriesen und dessen schwarzem Gebein schufen, wie sie Ask und Embla fanden, sinn-, seelen-, blut- und bewegungslos, und ihnen alles Mangelnde verliehen. Von der Esche Ygdrasil singt die Wöle, wo an Urda's Brunnen die drei Nornen wohnen. Odin kommt zu ihr, die Wöle kennt und nennt alle Götter, sie sieht die Walküren die Welt durchreiten, und sieht mit kundigem Auge der Welt Untergang und der Asen Fall voraus, mit erschütternden Worten ihn verkündend.

„Schwarz wird die Sonne,
Die Erde sinkt ins Meer,

Vom Himmel fallen
Die heitern Sterne.
Gluthwirbel wühlen
Den allnährenden Weltbaum,
Die heiße Lohe
Beleckt den Himmel."

Aber aufs Neue taucht die Erde aus dem Wasser, die Fluren grünen wieder, die Asen einen sich wieder auf dem Idafelde und finden die goldenen Scheiben wieder, mit denen sie in Urzeittagen kindlich spielten.

Grimnismal. Der Wöluspa folgt Grimnismal („das Lied von Grimnir"). Dieses Lied macht näher mit der Asalehre bekannt, nennt der Asen herrliche Wohnsitze in dem Lande, das Asen und Alfen nahe liegt. Odin selbst singt die poetische Hälfte dieser Dichtung, der unter dem Namen Grimnir zu König Geirröd gekommen ist.

Wafthrudhnismal. Wafthrudhnismal („das Lied von Wafthrudhnir") ist das dritte der Eddalieder. Odin fährt zu dem Joten Wafthrudhnir, und indem er sich diesem unter dem Namen Gangrodr vorstellt, beginnt er mit ihm ein Wechselgespräch. Der Riese fragt und der weiseste der Asen antwortet, dann als der Jote seines Gastes Weisheit erkennt, wetten sie Haupt gegen Haupt, wer an weiserer Kunde den andern übertreffe, und nun fragt Gangrodr und Wafthrudhnir antwortet. Ein goldner Strom der Mythe fließt aus diesem Gedichte und bereichert die Kunde von der Asenlehre mit den schönsten Bildern. Am Ende des Streites bekennt Wafthrudhnir sich überwunden, da er des Gastes letzte Frage:

Was sagte Odin
Ins Ohr dem Sohn (Baldr)
Eh er die Scheitern bestieg?

nicht zu beantworten vermag. Wafthrudhnir erwiedert:

Nicht Einer weiß
Was in der Urzeit du
Sagtest dem Sohn ins Ohr.
Den Tod auf dem Munde
Meld' ich Schicksalsworte
Von der Asen Ausgang.
Mit Odin kämpft' ich
In klugen Reden:
Du wirst immer der weiseste sein. —

Das vierte Eddalied heißt Skirnisför („Skirnirs Fahrt"). Es schildert in anziehender Weise den Brautritt und die Werbung Skirnirs, eines Dieners des Gottes Freir, der von seinem Hochsitz Hlidskialf die Welt überschaute, und in dem Riesenlande, Jotunheim, die Tochter des Reifriesen Gymir erblickte, nach der sein Herz in heißem Liebesweh sehnsuchtsvoll verlangt. Niördr, Freir's Vater, und Skadi, dessen Mutter, bewegten Skirnir, den schweigenden Sohn zum Reden zu bringen, und da sich nun Freir dem Diener und Jugendgespielen entdeckt, bittet Skirnir, ihm sein rasches Roß zu leihen und sein von selbst in kühner Hand sich schwingendes Schwert. Skirnir dringt nach Ueberwindung mancher Hindernisse mit des Schwertes und des Rosses Hülfe bis zu Gerda, und bietet ihr 11 goldene Aepfel, daß sie Freir lieben solle. Gerda verschmäht die Gabe und weist Freir's Werbung weit ab. Skirnir bietet ihr einen Goldring, dem jede Nacht acht gleiche Ringe entträufeln — Gerda erwiedert, ihr Vater sammle ihr des Goldes genug. Skirnir droht ihr mit dem Schwerte den Hals abzuhauen, Gerda beruft sich auf ihres Vaters Schutz. Skirnir droht, ihr auch den Vater zu erschlagen, mit einer Zaubergerte sie zu bannen, und mit furchtbaren Qualen sie zu martern; er häuft Fluch und Drohung und Zauberübung in so heftiger Weise, daß

Skirnisför.

sie endlich erschüttert und bangend nachgiebt, und zusagt, nach neun Nächten sich dem Wanensohne Freir zu eigen zu geben. Nun reitet Skirnir heim, Freir erwartet ihn schon in heißer Ungeduld, und ruft ihn an, ehe er noch den Fuß aus dem Bügel rücke, zu sagen, was er ausgerichtet. Skirnir nennt den Hain Barri, den Gerda genannt als den Ort, da sie nach neun Nächten Freirs harren wolle, und Freir seufzt über die Länge dieser Frist — ein Monat deuchte ihm minder lang, als eine halbe Nacht des Harrens.

Dieses Lied ist voll poetischer Schönheit und läßt tiefen Einblick thun in die Anschauungsweise des Frühvolks, aus dem ein Auserwählter es gesungen. Daß man aber dies neben andern alles auf physikalische Erscheinungen hat deuten wollen, wie da und dort ausführlich und oft bis zum Ueberdruß zu lesen, das scheint uns nicht wohlgethan und in keiner Weise weder für die Poesie noch für die Wissenschaft ein Gewinn. Was haben wir vom Weine, wenn ein Physiker hintritt und uns den Becher vom Munde nimmt, und zeigt, wie ein Theil des Trankes Alkohol, ein anderer wäßrige Flüssigkeit, und ein dritter Theil Zuckerstoff ist? Die scheidekünstlerische Zerlegung des Mythus, — erfolge sie auf nassem oder auf trockenem Wege — wird uns nie den Meth der Dichtung zu erschaffen und zu gewinnen im Stande sein, und ein Schöneres und Höheres ist es, ihn in Andacht zu verehren und mit gläubiger Seele zu empfangen, als ihm Duft, Geist und Farbe zu rauben, und Naturgeschichte aus ihm zu destilliren.

Hrafnagaldr Odhins. Hrafnagaldr Odhins („Odins Rabenzauber“) heißt die fünfte Eddadichtung. Sie ist sehr geheimnißvoll, sehr dunkel, vielleicht selbst unvollständig. Es ist ihr Inhalt vorwaltend der Mythus von Idunn, welche von der Welt-

esche, wo sie die Aepfel der ewigen Jugend hütete, die den Asen ihre Unsterblichkeit erhielten, herabsinkt. Auch dieses Gedichts Beginn weist ernst nach dem künftigen Weltuntergange hin.

Das sechste der Eddalieder ist Wegtamskvidha („Wegtamslied") überschrieben; es enthält die Mythe von Baldr: Odin besucht unter dem Namen Wegtam die Wöla, und fragt ihr die künftigen Geschicke Baldrs ab, die Wöla ist aber auch keine Seherin, sondern die Mutter dreier Eisriesen, Thursen, die Baldrs Tod dem höchsten Gotte kündet. Wegtamskvidha.

Die siebente Dichtung heißt Harbardhsliodh („das Harbardslied"). Ihren Inhalt bildet ein Gespräch des Gottes Thorr mit einem Schiffsfährmann, Namens Harbard; beide erzählen einander ihre Thaten; scharf und hämisch ist gegen Thorr Harbards Rede. Viele Andeutungen sind anderswo nicht erörtert, jedenfalls deutet diese Einzeldichtung nach einem verlorenen Zweige der Nordlandsmythe hin. Harbardhsliodh.

Hymiskvidha („Hymirsage") ist das achte Lied. Es feiert eine Fahrt Thorrs zum Eisriesen Hymir, ist voll hoher gewaltiger Bilder, und hängt innig mit dem neunten: Hymiskvidha.

Oegisdrecka „Oegirs Gelag" zusammen, das uns den größten Theil der Asen persönlich vor Augen führt. Glanz und Pracht des Mahles wird im Eingang in kurzer Prosa angedeutet; ein unwillkommner Gast tritt Loki ein, und hebt, da Bragi ihm den erbetenen Trank verweigert, einen argen Hader an, indem er den Asen alles mögliche Schlimme vorwirft. Bragi nennt er einen feigen Bänkehüter, Idunn nennt er die männertollste von allen Asinnen, Gesion bezüchtigt er der Buhlerei mit einem Oegisdrecka.

Knaben, Odin nennt er einen Betrüger, Frigg allzumild gegen die Männer, Freia eine Buhlerin Aller, Niördr — so schmäht er — hätten Hymirs Töchter als Nachtgeschirr benutzt, und zeiht ihn blutschänderischer That mit der eigenen Schwester. Ferner höhnt Loki den Tyr, daß ihm der Wolf Fenrir die Hand abgebissen, und schilt ihn einen Hahnrei. Freir wird verhöhnt, daß er Gymirs Tochter mit Golde erkauft, und sein Schwert an Skirnir hinweggegeben habe. Beiggwir erhält Ehrentitel, die an den Kampf im Gedicht vom Wartburgkriege erinnern, und so geht es weiter und weiter, bis Thorr kommt und Loki wiederholt mit dem Hammer Miölnir droht — doch auch er empfängt sein gehäuftes Theil des Hohnes und der Schmähung, bis endlich Loki entweicht, in Lachsgestalt in einen Wasserfall hinabspringt, aber gefangen wird und von den schwer beleidigten Asen die grausamste Strafe erdulden muß.

Thryms-kvidha. Als zehnte Eddadichtung stellt sich Thrymskvidha oder Hamarsheimt, („Thryms-Sage oder Hammerheimholung") dar, ein Gedicht, ebenfalls von hoher poetischer Schönheit, die der Norden tief empfunden hat. Dem Thorr war sein Miölnir geraubt, der Riese Thrym hat ihn und will ihn den Asen nicht eher zurückgeben, bis sie ihm Freia zur Braut geben. Diesen Bescheid bringt Loki den Asen, der in Freia's ihm geliehenen Federkleid (das Schwanengewand der späteren deutschen Sage) zu dem Riesen geflogen war.

Nun rathschlagen Asen und Asinnen, wie sie den Hammer lösen sollen, und Heimdall räth, Thorr in Freia's Kleider und Schleier zu bergen. Loki begleitet den also in weibliche Gestalt verhüllten Thorr als Gürtelmagd. Thrym sieht die Erwartete kommen und bereitete das stattliche Hochzeitmahl, bei dem die Braut den besten

Appetit zeigte, denn sie verspeiste einen Ochsen, dazu acht Lachse, schlang alle Süßigkeiten, für die Riesenfrauen bestimmt, zumal in sich hinein, und drei Kufen voll Meth dazu. Als Thrym sich darüber verwundert äußert, raunt ihm Loki zu, die Braut sei ohne Speise und Trank acht Nächte lang gereist, aus purer Sehnsucht nach ihm und Riesenheim. Gleiche Entschuldigung wird den flammenden Augen der Braut. Thryms alte Schwester tritt ein und erbittet sich ein übliches Brautgeschenk, rothe (goldene) Ringe, und Thrym gebietet, den Miölnir herbeizubringen, und mit ihm, als einem Symbole, der Braut in den Schoos gelegt, den neuen Ehebund zu weihen. Kaum liegt der Hammer auf dem Schoose Thorrs, dem das Herz im Leibe lacht, als er Thrym damit den Schädel einschmettert, die Riesen alle erschlägt, und der alten Schwester Thryms statt der Ringe Hammerhiebe erklingen läßt.

Höchst lehrreich in Bezug auf den altnordischen Mythus ist die elfte Göttersage der Edda: Alvissmal („das Lied vom Alwis"). Alwis ist ein Alles wissender Zwerg, zu welchem Thorr kommt, und ihn mit Fragen versucht, wie in allen Welten, d. h. bei Göttern, Riesen, Menschen, Zwergen ꝛc., der Erde Name sei, des Himmels, des Mondes, der Sonne, der Wolken, des Windes, der stillen Luft, des Meeres, des Feuers, des Waldes, der Nacht. Auf die letzte Frage antwortet der Zwerg: Alvis-mal.

Nacht bei den Menschen,
Nebel den Göttern,
Hülle höhern Wesen,
Riesen Ohnelicht,
Alfen Schlummerlust
Traumgenuß nennen sie Zwerge.

Ueberraschend ist der Schluß des Gedichtes; nicht die ersehnte Braut gewinnt Alwis durch seine schönen Ant-

worten, sondern Thorr kündet ihm an, daß er ihn überlistet habe, da die Sonne in den Saal scheine, und ihn, den Zwerg, verzaubere — das ist die Wurzel jener langnachhaltigen mythischen Annahme, daß der anbrechende Morgen, der Hahnschrei, die Geister und Kobolde banne, daher sie ihn fliehend meiden müssen. Das Gedicht an sich erscheint durch seine Frage- und Antwortform dem Wafthrudhnismal nachgebildet, und alle diese auf Frage und Antwort, Rede und Gegenrede gebauten fast didaktischen Eddalieder haben eine so hervortretend dramatische Form, namentlich Oegisdrecka, daß wir recht wol in ihnen die Grundelemente ältester scenischer Darstellung auch im hohen Norden erblicken können.

Fiölsvinnsmal. Fiölsvinnsmal („Lied von Fiölswidr") heißt die zwölfte Göttersage; auch sie hat die erwähnte Form und Färbung, nur daß in ihr das geheimnißvolle, räthselhafte Element noch mehr scharf ausgeprägt zu Tage tritt. Einer Feste, vor der Fiölswidr als Wächter sitzt, naht ein Fremdling, der auf Befragen sich Windkaldr nennt, und nun Fragen an Fiölswidr richtet, die alle mystisch und dunkel sind, wie die Antworten, die dem Fragenden zu Theil werden. Windkaldr fragt nach des Hauses Tochter MengLada, und giebt sich dann als Swipdagr, ihren Verlobten, zu erkennen, worauf ihm freudigster Empfang zu Theil wird. Vielfach versuchte naturalisirende und allegorisirende Deutung dieses Gedichts hat noch keinen Preis zu erringen vermocht.

Havamal. Das dreizehnte Eddalied ist vielleicht das gekannteste, es ist Havamal („des Hohen Lied") überschrieben. Sein Inhalt ist Spruchweisheit, an die Salomonische der heiligen Schrift erinnernd. Es ist aus drei Theilen zusammengesetzt, deren zweiter die Ueberschrift: Loddhafnirs

Lied, der dritte die: Odins Runenlied erhalten hat. Diese Dichtung enthält viele goldene Lebensregeln, dem Jesus Sirach der Bibel ähnlich, die Strophen empfehlen Anstand beim Mahle, Verständigkeit, Mäßigkeit, z. B.:

Nicht üblern Begleiter
Giebt es auf Reisen,
Als Betrunkenheit ist,
Und nicht so gut
Als Mancher glaubt
Ist Ael den Erdensöhnen &c.

— —

Wie schön und poesievoll ist die Stelle:

Der Vergessenheit Reiher
Ueberrauscht Gelage,
Und stiehlt die Besinnung.

Wie ewig wahr ist die Lehre:

Unweiser Mann
Durchwacht die Nächte,
Und sorgt um alle Sachen;
Matt nun ist er
Wenn der Morgen kommt,
Der Jammer blieb wie er war.

Vor Eigenliebe, vor Eigendünkel, vor Geschwätzigkeit warnt die Weisheit des Havamal; auch in Bezug auf Freundschaften giebt sie die beherzigenswerthesten Winke, so wie in Bezug auf Gastlichkeit und deren Benutzung:

Zu scheiden schickt sich,
Nicht stets zu gasten
An derselben Statt.
Der Liebe wird leid
Der lange weilt
In des Andern Haus.

Auch gegen die leidige Superklugheit ist manches mustergültige Wort gerichtet; das Frühaufstehen wird

anempfohlen, der Rinne ist der weise Dichter wohl und vielkundig, der seine Weisheit Odin selbst in den Mund legt.

Loddhafnirs Lied setzt die goldenen Lehren fort, die des Hohen (d. i. Odin) Lied gegeben, selbst untermischt mit prächtiger Derbheit, z. B.

Mit ungesalznem
Narren sollst Du
Nicht Worte wechseln.

und deutet am Schluß auf heilkräftig wirkende Sympathie hin:

„Wo Ael getrunken wird
Rufe die Erdkraft an,
Erde trinkt und wird nicht trunken."
„Hundsbiß heilt Hundshaar" u. s. w.

Odins Runenlied hat tiefen Sinn, es athmet in dunkeln Sprüchen den alten Zauberglauben.

Grogaldr. Das vierzehnte Gedicht ist Grogaldr („Groa's Erweckung") überschrieben — es gehört ohne Zweifel nicht mehr der Heidenzeit an, und ist die kurze Lehre einer Mutter, die der Sohn an ihrem Grabe beschwört, auch voll Lebensweisheit untermischt mit Zauberverheißungen. Jedenfalls war die Mutter schon Christin, da sie „begraben" ist, nicht verbrannt, und da es in Strophe 13 lautet:

Nichts desto minder
Mag dir nicht schaden
Ein getauftes todtes Weib.
(kristin daudh kona im Originale.)

Rigsmal. Wichtiger ist das fünfzehnte Gedicht Rigsmal („das Lied von Rigr"). Heimdall legte sich den Namen Rigr bei, als er eine Fahrt zur Meeresküste unternahm, wo er in einer Wohnung ein altes armes Ehepaar fand, Ai und Edda (Urgroßvater und Urgroßmutter), das ihn bewirthete,

wie einst nach der griechischen Mythe Philemon und Baucis die besuchenden Götter, und nach der hebräischen Abraham und Sara die Engel. Wie dem letzteren Paare sein Besuch, so verhilft Heimdall Ai und Edda zu später Nachkommenschaft, der Sprößling wird Hirte und Schweinezüchter und zeugt mit einer Dirne das Geschlecht der Knechte. Heimdall besucht ein anderes Paar, es heißt Afi und Amma (Großvater und Großmutter), in gleicher Weise; der Sproß wird Handwerksmann und der Stammvater des Bauernstandes. Zu einem dritten, vornehmen und reichen Paare (Vater und Mutter genannt) kommt Rigr, das ihn köstlich bewirthet, und dann erscheint nach neun Monden der Sprößling, der ritterliche Künste übt, Jarl heißt, und der Stammvater der Edeln wird. Die verschiedenen Altersstufen in den Namen der Besuchten deuten sinnig die Entwickelung der Menschheit aus rohem Zustande zu dem höheren der Cultur an, in welcher sich aus dem Stande der Edelen zuletzt keineswegs ein Freistaat, sondern völlig naturgemäß das Königthum entwickelt und begründet.

Hyndluliodh („das Hyndlalied") schließt die Göttersagen der älteren Edda, und bildet dabei zu dessen Heldensagen den geeignetsten Uebergang. Freia, die Asin, sucht Hyndla, eine Riesin auf, um Auskunft über die Abstammung ihres Begleiters Ottor zu erhalten, welcher Auskunft dieser in einem Rechtsstreite bedarf. Hyndla willfahrt, und giebt nun eine Genealogie, die an die genealogischen Aufzählungen der Bibel erinnert, aber in ihrer Form minder trocken ist, und keineswegs unpoetisch, wie Manche behauptet haben. Es liegt in diesem Gedicht so zu sagen eine Recapitulation, eine Wiederaufzählung des ganzen nordischen Mythus, und es bildet zugleich die goldene Bifrastbrücke, Hyndluliodh.

die aus Asgard zu den Menschengeschlechtern niederleitet. Am Schlusse wirft die Riesin, von welcher Freia für ihren Schützling auch noch das Ael der Erinnerung (die Gabe, die empfangene umfangreiche Mittheilung treu im Gedächtniß zu behalten) verlangt, der Göttermutter sehr garstige Dinge vor, die Freia mit gleicher Zärtlichkeit erwiedert. Sie wünschen sich gegenseitig Manntollheit an, was freilich der ästhetischen Schönheit einer Dichtung nach heutigen Begriffen beim schönen Geschlecht merklichen Eintrag thun würde.

Aeltere Edda. Heldensagen. Wölundarkvidha. Die Heldensagensänge der älteren Edda beginnen mit Wölundarkvidha („Lied von Wölundur"). Alle diese Dichtungen, oder doch die bedeutende Mehrzahl derselben, haben in späteren deutschen Heldenliedern an sie erinnernden Nachhall gefunden, was als Beweis dient, wie lebendig ihr Inhalt auch im deutschen Volksbewußtsein und vorzugsweise in dem der deutschen Dichter lebte. Den Inhalt ihrer Sagen setzten die nordischen Dichter als bekannt voraus, ebenso ihre Götterüberlieferungen, sie standen inmitten ihres Stoffes, wie Kerne eines Sternes, und ließen von diesem Mittelpunkte aus allseitig ihre Strahlen sprühen. Vielfach in dialogische Form übergehend, treten sie dem Dramatischen nicht minder nahe, als manche der Edda-Göttersagensänge, und bei Betrachtung der deutschen Heldensage ist häufiger Rückblick auf die Eddalieder unerläßlich.

Der Dichtung von Wölundur schreibt K. Simrock unbedenklich deutschen Ursprung zu, uralte deutsche Sage ist in sie verwoben und für das Nordland umgemodelt worden. Sie beginnt mit einem Eingange in Prosa und behandelt die Sage von den Schwanjungfrauen, die in deutschen Sagen wiederholend begegnet. Die Dichtung

steht in naher Verwandtschaft mit der Wilkinasaga, wie mit der deutschen Sage von Wieland dem Schmied, denn Wölundur ist eben ein kunst-, trug- und zauberkundiger Schmied, der volles Wehe über das Haus des Schwedenkönigs Nidudr häuft.

Helgakwidha Hjörwardhsonar.

Die zweite eddische Heldensage ist das Lied Helgakvidha Hjörvardhsonar („das Lied von Helgi, dem Sohne Hjörwardhs"). König Hjörwardh hatte bereits drei Frauen und von jeder einen Erben, er sehnte sich aber nach noch einer, welche die allerschönste sein solle. Ein Vogel bedingt sich einen Altar und Kühe mit goldenen Hörnern vom Jarlssohn des Atli-Königes, dann wolle er Hjörwardh zu dem Besitze Sigurlinns verhelfen, welche eine Tochter König Swafnirs war. Das Lied ist sehr lang und ziemlich dunkel. Nachdem König Hjörwardh Sigurlinn gewonnen, wird Beiden ein Sohn, welcher stumm ist und namenlos. Eine Walküre giebt ihm den Namen Helgi und leiht ihm ihren Schutz in den Schlachten. Helgi verrichtet nun mächtige Thaten und wird ein vielgerühmter Krieger. Er liebt die zauberkundige Walküre, die ihn begabt, die Swawa heißt und die Tochter Königs Eilimi ist. Helgi fällt in einem Zweikampfe und Swawa wird die Braut seines Bruders Hedin.

Helgakwidha Hundingsbana fyrri und H. H. önnur.

Das dritte und vierte der Heldengedichte heißt Helgakvidha Hundingsbana fyrri und H. H. önnur, das erste und zweite Lied von Helgi, dem Hundingstödter. Es wird angenommen, daß der Helgi und die Walküre Swawa der vorigen Dichtung in diesen Liedern als wiedergeboren auftreten. Gewichtige Forscherstimmen sagen uns, daß in diesen Liedern ein Vorhall gleichsam der deutschen Sigfriedsage erhalten sei, die aus später folgenden mehr und mehr herausklingt.

Sinfiötlalok. Das fünfte Stück: Sinfiötlalok („Sinfiötli's Ende") ist nur ein kurzer Prosasatz, wahrscheinlich die Trümmer einer verloren gegangenen metrischen Dichtung. Die Wölsungasage berichtet den Inhalt ausführlicher, das kleine Bruchstück erläutert zumeist durch genealogische Mittheilung die vorhergehenden Lieder und bereitet in gleicher Weise auf die folgenden, die von Sigurd handeln, vor. Das erste derselben heißt Sigurdharkvidha Fafnisbana fyrsta edha Gripisspa („Erstes Lied von Sigurd dem Fafnirstödter oder Gripirs Weissagung"). König Gripir war ein Sohn Eilimi's, ein weiser Mann und Seher; zu ihm kommt Sigurd, Gripirs Schwestersohn, dem er glänzendes Loos voraussagt, auch daß er den Fafnir tödten werde; eine Fürstentochter werde ihm Runen lehren, alle Sprachen und heilende Salben. Sigurd dringt ferner in Gripir, der sich erst lange weigert, ihm noch mehr vorauszusagen, sei es auch Schlimmes, und so weissagt ihm endlich der Greis von Brunhild und der Liebe zu ihr, von Chrimhild und Gudrun und vielen gebrochenen Eiden.

Sigurdharkvidha Fafnisbana fyrsta edha Gripisspa.

Sigurdharkvidha Fafnisbana önnur. Die siebente Heldensage führt die Ueberschrift Sigurdharkvidha Fafnisbana önnur („Zweites Lied von Sigurd dem Fafnirtödter"). Es meldet in einer Erzählung des Erziehers Sigurds, Regin, die mythische Kunde von der Entstehung des Goldherdes, den Fafnir sich aneignete; Regin reizt Sigurd an, Fafnir zu tödten, der in Gestalt eines glänzenden Wurmes auf dem Hort liege und diesen hüte.

Fafnismal. Den Kampf mit Fafnir schildert Fafnismal („das Lied von Fafnir"), die achte Dichtung, die von einer großartigen und kühnen Phantasie belebt ist. Regin begleitet Sigurd auf der Fahrt, Sigurd verwundet Fafnir im Herzen und hat demohngeachtet noch ein langes Gespräch mit

ihm, bis Regin dazu kommt; dem Fafnir, der sein Bruder ist, das Herz aus dem Leibe schneidet und das Blut aus der Wunde treibt. Sigurd bratet das Herz am Spieß; als er es mit dem Finger betastet, zu fühlen, ob es gar sei, brennt er sich und beleckt seinen Finger. Kaum fühlt er Fafnirs Blut auf der Zunge, so versteht er die Stimmen der Vögel (wie in deutscher Sage der, welcher von der weißen Schlange genießt). Adlerfrauen sitzen auf Bäumen und sprechen mit einander und verrathen Sigurd, daß Regin ihn verrathen werde, worauf Sigurd diesem das Haupt abhaut und des Fafnirhortes sich bemächtigt.

Sigrdrifumal. Im neunten Gedicht, Sigrdrifumal („das Lied von Sigurdrifa"), kommt Sigurd auf einer Fahrt, die er „südwärts, gen Frankenland" unternimmt, zur Walküre Sigurdrifa, die in der leuchtenden, von Flammen umwoberten Schildburg gepanzert schläft; er durchschneidet ihren Panzer mit seinem scharfen Schwert, und sie lehrt ihm nun mannichfaltigen Runenzauber, ganz wie im Sange von Gripirs Weissagung ihm verkündet wurde, und ertheilt ihm schöne Weisheitlehren, die an Havamal erinnern, worauf sich Beide mit einander verloben.

Brot af Brynhildarkvidha. Es folgt die zehnte Dichtung, überschrieben Brot af Brynhildarkvidha („Bruchstück eines Brunhildenliedes"), das jedoch so ziemlich als ein Ganzes sich darstellt, nur daß der Eingang zu fehlen scheint. Das Lied handelt von Sigurds Ermordung, die auf Brunhildens Anstiften erfolgte.

Gesunken war Sigurd
Südlich am Rhein.

Brunhild freut sich des Mordes, Gudrun aber, die Tochter Giuki's und Schwester Gunnars, der Sigurd erschlug, verweist ihr das, und später rühmt auch Brunhild nach einem

schweren Traume den gemordeten Helden, und hadert mit Gunnar ob seiner frevlen That. Am Schluß wird in Prosa berichtet, daß das Lied vom Tode Sigurds melde, er sei im Bette schlafend erschlagen worden — aber deutsche Männer sagen, daß er von seinen Feinden im Walde erschlagen ward. — So betritt — wie nach der oben angeführten Erwähnung des Frankenlandes und des Rheines — die nordische Heldensage den deutschen Boden wieder, von dem sie ausgegangen war.

Sigurdharkvidha Fafnisbana thridhja. Was dieser Sang als geschehen andeutete, führt der darauf folgende elfte: Sigurdharkvidha Fafnisbana thridhja („drittes Lied von Sigurd dem Fafnirtödter") als geschehend aus: Sigurd ist Gudruns, Gunnar Brunhilds Gatte geworden, aber in Brunhilds Herzen loht die Liebe zu Sigurd, erregt ihr mächtigen Kampf, und dennoch reizt sie Gunnar zum Morde des heimlich Geliebten an. Gunnars Bruder Högin widerräth die treulose eidbrüchige That, da soll Guthorm, der dritte Bruder, sie verüben. Diesen trifft aber bei dem Mordversuche der Geer Sigurds dergestalt, daß ihm Haupt und Hände und Füße vom Körper fallen. Darauf wird Sigurd im Schlafe ermordet, und als Gudrun erwacht, liegt sie in ihres Gatten Blut. Er lebt noch, um ihr Brunhild als Ursacherin seines Mordes zu nennen. Brunhild schlägt über den Weheschrei Gudruns ein lautes Gelächter auf, Gunnar zürnt ihr darüber, sie aber vertheidigt sich und spricht den Gedanken aus, sich selbst zur Sühne des Mordes den Tod zu geben. Dem Beschlusse folgt die That, Brunhild vertheilt an ihre Dienerinnen all' ihre Schätze und durchsticht sich. Sterbend weissagt sie dem Gemahl zukünftige Loose und ordnet ihren Leichenbrand an; Sigurd soll neben ihr verbrannt werden, desgleichen ihre Knechte, geschmückt mit kostbaren

Ketten, zwei zu Häupten, zwei zu den Füßen. Auch die lieben Jagdthiere, zwei Hunde und zwei Habichte, sollen mit verbrannt werden. Dieser Schluß weist deutlicher auf die Sitte der germanischen Frühvölker in Bezug auf Thieropferung zur Verherrlichung der Todtenfeier, als irgend eine sonstige Ueberlieferung.

Der folgende zwölfte Gesang, Helreidh Brynhildar („Brunhildens Todesfahrt"), beschreibt, wie Sigurd und Brunhild auf zwei Scheiterhaufen verbrannt wurden. Auf ihrer Fahrt zu Hel kommt Brunhild durch eine Höhle, in der ein Riesenweib wohnt, das sie heftig anschilt und ihr den Vorwurf entgegenschleudert, daß sie oft Menschenblut von ihren Händen gewaschen. Dies grauenvolle Bild erinnert lebhaft an Shakespeare's Lady Macbeth; vielleicht schwebte dem britischen Dichter die nordische Dichtung vor. Aber Brunhild antwortet ihr mit der Offenbarung ihres vorangegangenen Schicksales, und damit sehen wir die früheren Lieder ergänzt, namentlich den am zehnten vermißten Eingang nachgeholt. Helreidh Brynhildar.

Das dreizehnte der Gedichte: Gudhrinarkvidha fyrsta („das erste Gudrunlied"), schildert mit poetischer Schönheit Gudruns Klage um Sigurd. Sie wünscht zu sterben und Niemand vermag sie zu trösten; thränenlos hört sie die Schilderungen ertragenen bitteren Wehs theilnehmender Frauen an, ein rein menschlicher Zug der Dichtung, und das solamen miseris gleitet fruchtlos an ihr ab, bis ihr eine der Frauen von Sigurds Haupt den Schleier hebt und ihr zuredet, ihn noch einmal zu küssen. Da bricht der unendliche starre Schmerz im Herzen der Königin und ein Strom von Zähren rinnt ihr in den Schoos. Brunhild, die zugegen ist, verwünscht Gullrönd, weil sie Gudhrinarkvidha fyrsta.

Gudrun weinen lehrte, und schiebt alles Unheil auf ihren Bruder Atli.

Drap Niflunga. Ein kurzes Prosastück nur ist die vierzehnte Dichtung: Drap Niflunga („Mord der Niflunge"). Die Giukungen, Sigurds Mörder, Gunnar und Högin, bemächtigen sich des Goldes, das Fafnir gehütet und Sigurd hinterlassen hatte, und entzweien sich mit Atli, geben ihm aber nach erfolgtem Vergleich Gudrun zur Ehe. Verrath und Tücke machen trotz aller Verschwägerungen den Brüdern Högin und Gunnar ein Ende. Die Giukungen werden auch Niflungen genannt, wie die jüngere Edda in einer ihrer Schilderungen meldet, die ausführlich die ganze Sigurd- und Gudrunsage malt.

Gudhrunarkvidha önnur. Es folgt fünfzehntens: Gudhrunarkvidha önnur („das zweite Gudrunlied"). König Dietrich, der bei Atli weilt und die meisten seiner Mannen verloren hat, vernimmt Gudruns klagenden Bericht über den Mord Sigurds, doch ist derselbe abweichend vom Inhalt des früheren Liedes, denn nicht im Bette ward ihr hier der Gatte erschlagen, sondern sie hörte den Hufschlag von dessen Roß Grani, das blutgeröthet ohne Sigurd heim kam; sehr schön ist die Schilderung ihres Schmerzes, und wie sie dann gen Dänemark gefahren sei, und bei Thora, der Tochter König Hakons, sich durch Sticken zu zerstreuen gesucht habe.

In Gold stickt sie
Mich zu zerstreuen
Deutsche Säle
Und dänische Schwäne.

Wir schufen die Spiele
Der Kämpen in Seide,
Die Helden der Herrscher
In Handgewinde.

Rothe Münder,
Hunnische Recken,
Mit Helm und Harnisch,
Fürstliches Heer.

In lange dauernder Mittheilung berichtet Gudrun, wie Chrimhild, ihre Schwiegermutter, Alles aufzubieten versucht habe, daß sie sich Brunhildens Bruder verlobe, ja sogar einen Trank des Vergessens ihr zauberisch gebraut, und vielfache Verheißung gehäuft. Endlich habe sie nachgegeben, aber Atli habe böse Träume geträumt und schlimme Zeichen gesehen.

Episodisch tritt „das dritte Gudrunlied" in die Reihe. Gudhrunarkvidha thridhja. Atli's Dienerin, Herkia, flüstert diesem heimlich zu, daß Dietrich und Gudrun beisammen gewesen. Atli macht ihr den Vorwurf, aber Gudrun vertheidigt sich und reinigt sich von jedem Verdacht durch die Feuerprobe, indem sie vor den Augen von siebenhundert Helden aus siedendem Wasser, das der „Fürst der südlichen Sachsen" geweiht, (war dieser vielleicht schon Christ?) grüne Steine herausnimmt.

„Schaut nun, Fürsten,
Schuldlos bin ich,
Heil und heilig,
Wie der Hafen walle."

Nun muß Herkia auch die Probe bestehen, verbrennt ihre Hand kläglich und wird zum faulenden Sumpfe geführt.

Der siebenzehnte Gesang heißt Oddrunargratr Oddrunargratr. („Oddruns Klage"). Oddrun ist die Schwester des in den vorhergehenden Liedern oft genannten Atli; einst war sie die Geliebte Gunnars gewesen; im Liede tritt sie auf als Geburtshelferin bei der Tochter des Königs Heidrek, welche Borgny hieß, und als Jungfrau in schweren Wehen lag. Oddrun setzte sich vor Borgny's Kniee und sang ihr kräftig

und mächtig Zauberlieder zu. Ein Knabe und ein Mädchen entwanden sich dem jungfräulichen Schoose, und darauf klagt Oddrun der Gebärerin ihr trübes Geschick, das sich eng in Gunnars Leben einwebte, den sie heimlich liebte, dem sie heimlich vertraut war, und um dessen Tod sie schmerzlich jammert.

Atla-kvidha. Atlakvidha („die Sage von Atli") bildet die achtzehnte eddische Heldendichtung. Gudrun, in ihrer Rache nicht rastend und den Tod ihrer Brüder rächend, tödtet Atli's Söhne und dann diesen selbst, sie verbrennt ihn in der Halle sammt all seinem Volk und Gesinde. Atli (Attila, der Etzel des deutschen Nibelungenliedes) sendet einen Boten zu Gunnar mit lockender und verheißungreicher Einladung — Gunnar, obschon gewarnt, nimmt die Einladung an und zieht mit seinem Hunnenvolke durch die Hunnenmark dem scheußlichsten Verrath entgegen. Das Lied malt Gunnars Qualen erschütternd aus und nicht minder Gudruns furchtbare Rache ihrer Brüder.

Atla-mal. Das nächstfolgende Gedicht Atlamal („das Lied von Atli") behandelt in anderer Weise den furchtbaren Stoff, die Tödtung Högins und Gunnars, dann jene Atli's durch Gudrun, nachdem sie zuvor ihre und seine eigenen Kinder gemordet, ihm grimmes Leid zuzufügen. Gudruns ferneres Geschick erzählt Gudhrunarhvöt („Gudruns Aufreizung"). Gudhru-narhvöt. Der Eingang berichtet mit kurzen Worten, wie Gudrun nach Atli's Tödtung sich den Tod im Meere geben wollen, aber nicht untersank, sondern an einen Strand des Landes, welches König Jonakur beherrschte, von den Wellen getragen wurde. Dieser König nahm sie zur Ehe. Gudrun hatte drei Söhne, Sirli, Erp und Hamdir. Gudruns Tochter Swanhilde, die dort erzogen ward, wurde an Jörmunrek, den Reichen, vermählt. Dessen Sohn Ran-

dern gewann Neigung zur Stiefmutter, die ein treuloser Knecht verrieth, darauf ließ Jörmunrek Randvern hängen und Swanhilde von Pferden zertreten. Nun ruft Gudrun ihre Söhne zur Rache, und beklagt erzählend ihr Loos und das ungeheure Leid, das sie erlitten.

An diese schmerzdurchwebte Dichtung reiht sich Ham- Hamdis-mal. dismal („das Lied von Hamdir"). Lange Zeit war verlaufen, seit Gudrun die Söhne anreizte, die Schwester Swanhilde zu rächen, aber dennoch führt der Dichter dieses Liedes uns diese Scene und die Gespräche der Mutter mit den Söhnen, zumal mit Hamdir, aufs Neue vor und malt aus, wie sie, dem Gebote der Mutter folgend, den Ausspruch der Strophe wahr machen, indem sie die Rache an Jörmunrek vollziehen:

Du wirst dich Gudrun
Auch um uns grämen,
Wenn wir fern im Gefecht
Von den Rossen fielen.

So geht dies eigenthümliche, von Grausen überhauchte Epos, das uns wie die moosübergrünten Trümmer eines geborstenen Granitberges aus der Frühzeit entgegenstarrt, und mit ihm die ältere Edda zu Ende.

Alles, was die letzten Lieder gemeldet haben, wiederholt Gunnars Harfen-schlag. ein Gedicht, Gunnars Harfenschlag betitelt, dem aus Gründen die Aechtheit abgesprochen wird. Es offenbart zu viel Mythologie in schulmeisterlicher Weise, und ist daher von der Stelle, wo es steht, hinter Atlimal, auszuscheiden und als Anhang und Nachtrag zu betrachten.

Die jüngere Edda war von je die Fundgrube aller Jüngere Edda. früheren Mythographen des Nordens. Sie machte es diesen außerordentlich bequem, Namen und Begriffe abzuschreiben. Als Belege der Erzählungen sind in die schlichte

Prosa der oft phantasievollen Dichtungen poetische Stellen aus der älteren Edda eingestreut, oder aber Bruchstücke und Nachklänge verloren gegangener Lieder.

Gylfaginning. Das erste und wichtigste Stück heißt Gylfaginning („Gylfi's Verblendung"). Gylfi ist ein zauberkundiger und weiser König, dem es beifiel, in der angenommenen Gestalt eines Greises nach Asgard zu fahren, um die Weisheit der Asen zu erproben. Diese aber, sein Kommen schon voraus wissend, spielten ihm ein Blendwerk, indem sie ihm eine hohe, goldgedeckte Halle vor den Blick zauberten, in der ein Mann das bekannte Jongleurstück des Messerspiels übte (was wol auch nach indischer Abkunft hindeutet); sieben Messer waren stets zugleich in der Luft, und jener Mann fing sie gut und sicher. Dieser Gaukler fragte nach Gylfi's Namen, und derselbe nannte sich Gangleri, sagte, daß er fern her komme und Herberge erbitte. Gangleri führte nun den Gast in eine weite Halle, darin viel Volkes sich bewegte, und wo er auf drei Hochsitzen, einer über dem andern, drei Thronende sah, nach deren Namen Gylfi seinen Führer fragte. Dieser antwortete, der auf dem untersten Hochsitz sei ein König und heiße Har (d. i. der Hohe), der im mittelsten heiße Jafnhar (der Ebenhohe), der höchste heiße Thridi (der Dritte). Nun beginnen Fragen und Antworten, welche die ganze reiche Theo- und Kosmogonie des nordischen Heidenthums enthüllen. Gangleri fragt und die drei Hohen (unter denen wir uns wol die drei höchsten Asen Odin, Thorr und Fro selbst denken dürfen) antworten abwechselnd und schmücken ihre Rede mit Stabreimstrophen der Wöluspa aus. Vieles Merkwürdige ist in dieser umfangreichen Dichtung, das näherer Erörterung werth erscheint. So werden unter andern dem Regenbogen, der Bifrostbrücke, nur drei Farben zugeschrieben,

und mit drei Farben malten ihn noch im 11. u. 12. Jahrh., wol auch bis in das 13., die Miniatoren der byzantinischen Schule. (S. ob. S. 88.) Das Rothe, das im Regenbogen flammt, wird für brennendes Feuer erklärt. Für unkluge Fragen, wie z. B. die: warum es im Sommer heiß und im Winter kalt sei? erhält Gangleri verdiente Zurechtweisung. Die vorhin ausgesprochene Vermuthung, daß die drei Hohen die obersten Götter selbst sind, bewahrheitet sich dadurch, daß Thridi Odin den ältesten und vornehmsten der Asen nennt, und unter den 50 Namen des Gottes Odin auch Thridi und Har anführt. Wichtig ist, daß Har auf Gangleri's verwundernde Aeußerung über so viele Namen die Belehrung ertheilt, daß die zahlreichen Völkersprachen zu diesen vielen Namen Anlaß gegeben hätten, indem die Völker geglaubt, sie müßten des obersten Gottes Namen jedes nach seiner Zunge einrichten.

Von der Göttin Freia, belehrt Har, sei der Ehrenname entstanden, vornehme Weiber Frauen zu nennen. Der Ase Bragi wird als Urheber der Skaldenkunst (Bragur) gerühmt. Heiterer Art erscheint Gangleri's Frage, ob im Walhall Wasser getrunken werde? nachdem zuvor erörtert worden ist, daß Odin nur Wein trinke. Har antwortet, daß das eine verwunderliche Frage sei, als ob Allvater Könige, Jarle und andere herrliche Männer zu sich einladen werde, um ihnen Wasser zu trinken zu geben! Man ersieht, daß diese alten Eddadichter einen sehr guten Geschmack hatten.

Schön sind die Fahrten Thorrs geschildert, und die Kämpfe mit Loki. Endlich vernimmt der Frager rundum ein großes Getöse, Halle und Burg und Berg sind verschwunden, und Gylfi geht hinein in sein Reich und erzählt Anderen, was er geschaut; so kam die Kunde von

dem Asengeschlechte zu der Menschen Geschlechtern, und hieß fortan Dämisögur, d. i. Beispiel.

Bragaröbur. Bragaröbur („Bragi's Gespräche") heißt die zweite Dichtung der jüngeren Edda; sie ist in gleichem Tone wie die erste gehalten, und in gleicher Form, nur ungleich kürzer. Ein zauberkundiger Mann Namens Oegir oder Hler fährt auch gen Asgard, findet guten Empfang, wird aber gleich Gylfi verblendet. Statt mit Licht, erleuchtet Odin die Halle mit blinkenden Schwertern. Die Asen und Asinnen nahmen Hochsitze ein und es begann ein schönes Trinken. Oegir erhielt neben Bragi seinen Platz, und Bragi erzählte nun dem Asengaste anziehende Mythen; unter anderen die, wie Loki Idunn mit ihren verjüngenden Aepfeln aus Asgard lockte, und der Riese Thiassi in Adlergestalt sie raubte, und wie die Asen, die schnell alterten und ergrauten, weil ihnen die Aepfel fehlten, Idunn durch Loki's Hülfe wieder gewannen.

Oegir fragt Bragi nach dem Ursprunge der Skaldenkunst, und erhält den Bescheid, der in der Sage vom weisen Quasir und dem Meth Suttungs enthalten ist, den dieses Riesen Tochter Gunnlöd hütete, und den Odin mit List gewann. Weder des Methes Entstehung, noch dessen Gewinnung ist appetitlich.

Skaldskaparmal. Skaldskaparmal („Aus der Skalda") ist eine Reihe von Belehrungen, untermischt mit mythischen Erzählungen, welche letzteren sich genau an die vorhergehenden anreihen. Diese enthalten den Kampf Thorrs mit dem Riesen Hrungnir, Thorrs Fahrt nach Geirrödsgard, Loki's Wette mit den Zwergen, die Niflungen und Giukungen (nach den Liedern der älteren Edda in Prosa umgesetzt), Menja und Fenja, die Gold mahlenden Maide, kurze, aber anziehende Mythe, an die

sich das metrische Grottenlied von der Mühle Grotti unmittelbar anschließt. Hrolf Kraki, darin die Berserker zuerst auftreten, Högni und Hilde, welches Stück die Mythe von einer Geisterschlacht enthält, wie in anderer Weise auch Attila und die Hunnen im Kampfe gegen Rom ein hoher Künstlergenius in unserer Zeit erfaßt hat.

Dies eine kurze, fast allzugedrängte Uebersicht des Inhaltes der Edda, der älteren wie der jüngeren, nicht um ihr Verständniß zu lehren oder sie auszudeuten, sondern um sie der deutschen Jugend namentlich anzuempfehlen, denn ohne sie und einige Kenntniß von ihr mangelt der Kenntniß unserer Nationalliteratur der Anfang. Die Edda ist das große A des Anbeginns auf rothem Goldgrunde, mit Drachen und Lintwürmen und den wundersamsten Verschlingungen in grüner, rother, blauer und weißer Farbe kunstvoll verziert, wie die alten Meister normannischer Kunst die ersten Pergamene zierten, die sie beschrieben, und die wir mit scheuer Ehrfurcht betrachten.

Deutsche Heldensagen und Sagenkreise.

Die ältesten Nachrichten von eigentlich deutscher Sagen-Dichtung danken wir Tacitus, welcher erzählt, daß die Germanen den erdgeborenen Gott Thuisco und seinen Sohn Mannus in Liedern gefeiert hätten, auch den Herkules beim Schlachtbeginn mit Gesängen angerufen. Tacitus konnte bei allem ihm gebührenden und ungeschmälert bleibenden Verdienst keine klare Vorstellung von den Germanenliedern haben, so wenig die Germanen eine von seinem Herkules und Ulyxes hatten, an welche Helden griechischer Sagen sie wol niemals dachten, so wenig wie an Castor Aelteste Dichtung.

15 *

und Pollux. Von den urältesten Liedern und Gedichten der Gothen wird berichtet, aber nur das, daß sie nicht mehr vorhanden sind. Vom Zuge Filimers des Westgothenkönigs, Gundarichs Sohn, aus Scanzien nach dem Süden, hallten Lieder nach, aber sie verklangen gleich jenen, die um Theodorichs und um Attila's Leiche tönten. Auch Ostgothenherrscher wurden in Liedern gefeiert, aber alle diese Lieder sind dahin. In die Sage von Hermanrich, unter welchem das Gothenreich den höchsten Glanz erreichte, schlingt sich die eddische Gudrun- und Swanhildensage innig ein, nur daß das Eddalied klar und ausgebildet bietet, was die gothische Sage undeutlich und verworren berichtet. Auch die oben angeführte Stammsage der Longobarden mag ursprünglich in metrischer Form gelebt haben, wie denn die Geschichte dieses Volksstammes voll poetischen Stoffes ist. Aber der Fortschritt der römischen Cultur, welcher das Christenthum auf dem Fuße folgte, zerstörte die rechte Entwickelung der altgermanischen Poesie schon im Keime, ließ sie nicht Blüthe werden. Auch hatte Deutschland sicherlich keinen eigentlichen Sängerstand, nicht Barden, nicht Skalden, die Träumereien sehr später Dichter und Forscher von solchen sind abgethan. Erst mit den ritterlichen Minnesingern blühte das wandernde und gerende Sängerthum, gleichsam als ein Stand, auf. Wenn in dieser Behauptung eine Wahrheit liegt, so konnte Kaiser Karl der Große die alten Bardenlieder nicht sammeln lassen, denn auch im Frankenreiche gab es schwerlich dergleichen Lieder. Karls des Großen Verdienste um Hebung der Cultur und Bildung der ihm unterworfenen Völker sind groß und auf das Rühmendste anzuerkennen, aber für die deutsche Poesie that er wol nicht so viel, als ihm nachgerühmt wird; er ließ vielmehr zu, daß seine Geistlichen die deutsche Sprache unterdrückten und beseitigten,

und daß an die Stelle deutscher Dichtung die lateinische sich vordrängte, während lange vor ihm Ulfilas, der gothische Bischof, die heilige Schrift in die Sprache seines Volkes übertrug, und St. Galler Mönche althochdeutsch schrieben. Die alten Lieder gingen und blieben verloren, fast auch die alte Sprache, und das barbarische Latein kam zur Welt, der schlechteste Umtausch, der immer gemacht werden konnte. Ein zweiter schädlicher Umtausch war der durch Karl den Großen sich in Deutschland festsetzende Druck römischer Hierarchie, der alles Volksthum gewaltsam zertrat. Daß man den Laien aus Gnaden vergönnte, das Vaterunser und das Glaubensbekenntniß in ihrer Sprache zu beten, und daß man ihnen die ersten Lehren des Christenthums ebenfalls deutsch predigte, war doch in der That kein Verdienst, sondern eine Sache der Nothwendigkeit, die sich von selbst verstand, und doch soll Karl der Große erst in seinen letzten Lebensjahren dazu Befehl erlassen haben.

Was Karls Nachruhm durch Eginhard bezüglich einer Grammatik betrifft: inchoavit et grammaticam patrii sermonis — so war dies sicher keine deutsche, sondern eine gallische Sprachlehre, denn Deutsch verstand Karl so wenig als Latein, welches letztere er erst in vorgerückten Jahren, schreiben sogar erst als Greis lernte. Daß Karl eine Schule anlegte, mag wahr sein, daß er eine Art Akademie begründet, wird sehr in Zweifel gezogen. Die deutschen Monatsnamen erfand er nicht, sondern fand sie vor und stellte nur ihre Geltung fest.

Klöster und Klosterschulen waren und blieben nun auf lange die Pflanz- und Pflegestätten der Wissenschaft, Literatur und Kunst, St. Gallen vor allen; rühmlich folgten Fulda, Hirschau, Reichenau, Corvey u. a. nach. Im Klo-

ster Reichenau soll im Jahre 821 ein Buch mit deutschen Gedichten vorhanden gewesen sein. Welche Gedichte waren es, wohin kam das Buch? Die Dichtung wurde mehr und mehr geistlich, und die deutschen Schriftdenkmale jener frühen Zeit bestehen höchstens nur in Gebeten und Formeln, die auf die Bibel und auf die Christuslehre begründet waren. Kaiser Karls des Großen Sohn, Ludwig der Fromme, hatte wol, wie man liest, in der Jugend deutsche Lieder gern gehört, mochte sie aber im reiferen Alter weder hören, noch lesen, noch sprechen; er war meindeutsch geworden, wie alle seine Vorfahren und Nachkommen waren, denn wann und wie kam Deutschland je von Frankreich herüber auch nur das mindeste Gute? Höchstens war es Pfaffenweisheit und Pfaffentrug, denen diese Frankenkönige ihren Antheil zuwandten, das deutsche Volksthum dankt ihnen insgesammt nicht einer Linse werth.

Da wir es hier nur mit der deutschen Sage ausschließlich, nicht mit der Gesammtliteratur von ihren frühesten Anfängen an zu thun haben, so übergehen wir billig eine Menge Schriftüberlieferungen, die unserem Zwecke nicht dienen, namentlich Gebetformeln und sonst Kirchliches. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Gothe Jornandes, der unter Kaiser Justinian Christ wurde und, wie man sagt, Bischof von Ravenna war, um 550 n. Chr. einige Schriften verfaßte, in denen Edda-Saga's wiederhallen. Ob die Eddalieder früher oder später, als Jornandes lebte, entstanden und vorhanden waren, wird schwer zu ermitteln sein, die Wilkina-Sage soll jedenfalls jünger sein, und dann wäre doch Jornandes nicht Epigone. Wäre früher und später mehr auf alte Ortsnamen geachtet worden, so wären wir vielleicht reicher an Wissen über Oert-

lichkeiten, wie über Begebenheiten, und könnten mit mehr Sicherheit, als jetzt möglich ist, bestimmen, wo der Giukungen oder Niflungen Wohnsitze gewesen. Wollen wir aber im Ernst ermitteln und müssen wir dies, wo die Personen einer Dichtung gelebt? Bleibt die Edda und was von ihr in deutschen Heldensagen nachklang, noch Lied und Sage, wenn wir mit dem Compaß und mit der geographischen Längen- und Breitentafel ihr nachfahren? Mag immerhin die Sage aus geschichtlicher Quelle emporgerauscht sein, kein Unglück ist's, wenn wir den Hain nicht wieder finden, in dem jener Urborn quoll. Die deutsche gelehrte Forschung, so verdienstlich sie ist, ist nur zu oft geneigt, den Pfad des Geschmacklosen zu betreten, oder gäbe es etwas Abgeschmackteres, als das Nibelungenlied die deutsche Ilias und Odyssee zu nennen? Nennt etwa irgendwo ein Vernünftiger die Ilias und Odyssee das griechische Nibelungenlied? Ist es erhört, in Attila den Kalk, im Sigfried die Salzsäure, in Brunhild die Luftsäure (!) zu erblicken? Deutsche Gelehrsamkeit hat diese höchste Staffel der Narrheit erklettert, und damit dem Zopf ein unvergängliches Denkmal gesetzt, indem sie die Seher und Sänger der Frühzeit zu modernen Physikern stempelte, und noch dazu zu Physikern einer Schule, die längst überwunden und abgethan ist. Vgl. oben S. 206.

Der Baum der deutschen Sage hat viele reichbelaubte Aeste und Zweige, die weit über Deutschlands heutige Grenzen überhängen; wer zählt seine Blätter? Wessen Blick durchdringt sie, da nicht einmal das Sonnenlicht der geschichtlichen Wahrheit hindurchscheint? Wir werden immer am besten fahren, wenn wir Sage als Sage, Dichtung als Dichtung gläubig nehmen, wie das Volk diese

beiden ewig nimmt, und zwar nicht aus Bequemlichkeit sollen wir dies thun, sondern aus Ehrfurcht.

Mehrere Dichtungen, die nicht unmittelbar auf deutschem Boden entsproßten, und doch am Baume deutscher Sage haften, rechnen wir zu jenen weit überhängenden Zweigen; zu ihnen gehören die schon besprochenen Edda-Saga's, weniger andere nordische Sagen und Sänge, wie die Norna-Gest-Sage, die Ragnar-Lodbroks-Sage u. a.

In der Lex Burgundionum sind Namen genannt, die nach den Giukungen der Edda deutlich weisen, die Burgunder selbst werden Giukungen genannt. Das angelsächsische Gedicht Beowulf, im siebenten, spätestens im achten Jahrhundert entstanden, zeigt deutlich nach dem eddischen Wölundurliede hin, ebenso auf die Sage von Sigurd (Sigund, Sigfried) dem Drachentödter, und die Sinfiötli der Edda. Eine andere angelsächsische Dichtung, die wol gleichzeitigen Ursprunges mit Beowulf sein wird, ist das Lied vom Wanderer. Dieses Lied schildert einen fahrenden Sänger, der sich bemüht, die Lande zu nennen, in denen die alten Sagen spielten, jedenfalls kannte er die Eddadichtungen genau und besser, als die Orte, in denen ihre Dichter sie spielen ließen.

Hochgeschätzt und hochwerthvoll ist das Hildebrandslied, leider nur ein Bruchstück, in einer Kasseler Handschrift aufbewahrt, das die älteste Beziehung zur Wilkina-Saga enthält und um Jahrhunderte älter ist als diese. Da ist noch von den goldenen oder ehernen Armringen, dem so häufigen Gräberfundschmuck der germanischen Hünenhügel, die Rede; Otacher (Odoaker) und Dietrich werden genannt und ein Hünenfürst wird erwähnt, der ohne Zweifel Attila ist. Das nordische Heldenlied Biarkamal, das im Beginne des neunten Jahrhunderts entstanden

sein mag, rankt und schlingt sich in die eddische Atlakvidha ein. Wilh. Grimm führt in „Die deutsche Heldensage", S. 26 unter 10 an, daß ein nordischer Dichter: Einar Skaleglam, der zu Ende des 10. Jahrhunderts sang, das Gold: Stein des Rheins nennt. Die Idee von diesem in Eins verschmolzenen Gold und Stein im Rhein blieb langlebig, und begegnet mehrfach in den Minnesingern, daraus wir ersehen, wie der uralten Sagen Bewußtsein sich fortpflanzte, und wie es treu erhalten blieb. Hier finden wir wieder den mystischen und mythischen Solitair, welcher den Nibelungenhort vertritt, in der Auffassung, wie der Minnesinger Otto von Botenlauben, Graf von Henneberg, von ihm singt:

Karfunkel ist ein stein genannt,
von dem saget man, wie liehte er schine,
Derst min und ist daz wol bewant:
zu Loche lit er in dem Rine.

Altfranzösische Gedichte, von denen der Geschichtschreiber Kaiser Karls des Großen, Eginhardt oder Einhart, berichtet, der zu Anfang des 9. Jahrhunderts schrieb, waren sicher vorhanden, aber die Annahme, daß der Kaiser „barbara et antiquissima carmina" habe aufschreiben, d. h. sammeln lassen, und daß dies „uralte deutsche Gedichte" gewesen seien, fällt etwas schwer zu glauben, denn eines der ausdrücklichen Zeugnisse, das des Poeten Saxo aus dem 9. Jahrhundert, welcher weltliche Lieder von fränkischen Königen erwähnt:

vulgaria carmina magnis
laudibus ejus avos et proavos celebrant:
Pipinos, Carolos, Hludowicos et Theodoricos
Et Carlomannos, Hlotharosque canunt —

nennt uns mit Bestimmtheit nichts Deutsches, und schwerlich waren diese Dichtungen in althochdeutscher Sprache

geschrieben. Wohl aber werden die carmina gentilia, also die Volkslieder, die der undeutsche Ludwig der Fromme so entschieden verschmähte, deutsche gewesen sein. Es ist gar nichts Seltenes, daß junge Herren den einheimischen Hort, der ihnen gemachsam heraufrückt und ihnen einst als Vatererbe zufallen soll, unterschätzen und mißachten, und dagegen den Quark der Fremde für leuchtendes Gold ansehen. Auch nennt Flodoard, der als Pfarrer und Chorherr zu Cornici 966 starb, in seiner Historia ecclesiae Remensis deutsche Bücher vom Könige Ermanrich.

Mancherlei andere Schriftquellen, die W. Grimm in seiner „Deutschen Heldensage“ sorgsam zusammengestellt hat, deuten insgesammt nach dem uns größtentheils verloren gegangenen und versunkenen Liederhort. So spricht der Walliser Johann Asserius Menevensis, Bischof von Sherborne, der Lehrer eines Sohnes des britischen Königs Alfred war, diesen zur Begründung der Schule von Oxford anregte und im Jahre 909 starb, von sächsischen Gedichten, und König Alfred selbst gedenkt des sagenhaften Wielands des Schmiedes als berühmtesten Künstlers alter Zeit. Ein lateinisches Gedicht Eckehards I. zu St. Gallen, aus der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts, Walther Starkhand, erwähnt ebenfalls Wielands, und hat Stellen, die auf das Eddalied Atlamal hinweisen.

Das Chronicon Quedlinburgense, das mit dem Jahre 1025 schließt, leitet uns aus dem ersten Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung in das zweite, und auch in ihm finden wir wieder die hervortretende Gestalt des Gothenkoniges Ermanrich, eine Verjüngung der Sigfriedsage, und diese Zeugnisse häufen sich mehr und mehr, so in Eckehards Chronicon Urspergense, im Annalista Saxo, in der Chronik Bischof Otto's von Freisingen, in Gottfried von

Viterbo, im Saxo Grammatikus und vielen Andern. Die Sage von Hermanrich und Dietrich und was um sie krystallinisch in nordischen und deutschen Liedern angeschossen, war nun fester Kern und Stern geworden, und vorbereitet genug, um dem Dichter oder, wenn man lieber will, den Dichtern des Nibelungenliedes Bahn und Boden zu gewinnen, da die Sage selbst schon im Herzen des Volkes lebendig und allverbreitet war. Unsere Aufgabe ist nicht, weder das Nibelungenlied zu zergliedern, noch dasselbe literarisch zu erläutern, beides ist längst von anerkannten Forschern geschehen, und über dem poetischen Goldhort ein Berg kritischen Gesteins aufgethürmt. Bevor aber Nibelungenlied und Heldenbuch in klarer Erscheinung hervortraten, was doch erst am Ende des zehnten oder Anfang des eilften Jahrhunderts frühestens angenommen werden kann, brachen sich im neunten Jahrhundert geistliche Dichtungen Bahn, die zu wichtig sind, um unerwähnt zu bleiben, wenn sie auch nicht unmittelbar deutschen Mythus, deutsche Sage und Mär berühren. Dies waren hauptsächlich, anderer Dichtungen dieser Art, von denen nur Bruchstücke erhalten blieben, wie das Wessobrunner Gebet, Muspilli ꝛc. nicht zu gedenken, die Evangelienharmonie des Benedictiner-Mönchs Ottfried zu Kloster Weißenburg im Elsaß, der in Fulda studirt hatte und um 870 schrieb. Seine Evangelienharmonie, Krist geheißen, war das erste althochdeutsche Gedicht in Reimen, darum ist es sprachlich so ungemein wichtig, denn es schlug eine Bahn ein, die nach ihm lange verfolgt wurde, auch von weltlichen Dichtern, und schlug Saiten an, deren Wohllaut erfreut die Völker lauschten. Eine zweite Evangelienharmonie in niedersächsischer Sprache, der Heliand, noch in alter Stabreimweise gedichtet, soll König Ludwig der Fromme veranstaltet haben, und sie soll

so ziemlich gleichzeitig mit der des Ottfried gedichtet worden sein. Beide Werke sind sehr verschieden von einander, sie verhalten sich gegen einander wie Heldenlied und Volksepos, und den Heliand durchweht noch der Geist und die Anschauungs- und Ausdrucksweise der Eddaliedersänger. So lautet eine Stelle nach Dr. Köne's in Münster neuer, verdienstlicher Uebersetzung, aus dem 54. Kapitel (dem 66. des Cottonianischen Codex):

Dann sie dar auf dem Grise
einen Galgen errichteten,
auf dem Felde droben
das Volk der Juden,
einen Baum auf dem Berge,
und daran das Kind Gottes
quälten, an dem Kreuze;
sie schlugen kalt Eisen,
neue Nägel
unten scharfe
hart mit Hämmern
durch seine Hände und durch seine Füße,
bittre Bande;
sein Blut rann zur Erde,
das Blut von unserm Herrn.

In diesen Zeitraum fällt nun auch die Dichtung des vielgepriesenen Ludwigsliedes, das einen Sieg König Ludwigs III. über die Normannen bei Sodaburg an der Schelde im Jahr 881 feiert, und von hohem poetischen Werthe ist.

Auch der Lobgesang auf den heiligen Anno, Erzbischof von Köln, der 1075 starb, ist noch zu erwähnen, da er, obschon von lyrischem Charakter, doch in das epische Gebiet überschweift, die Geschichte mit berührt, und in Bezug auf die poetische Form zwar reimt, aber bisweilen auch nur in Gleichklängen ertönt. Es sind dem

Gedichte Anklänge an alte Sagen beigemischt, Erinnerungen leise angedeutet, doch wendet sich der Dichter mit Absicht von diesen hinweg, um sich in asketische Anschauungen zu versenken. Er gleicht darin dem Tannhäuser der späteren Sage, der vom Götterweibe der Poesie zur Madonna des Glaubens sich reuig wendet.

Eine neue Aera brach an, die deutsche Poesie bestand vom Schluß des zehnten Jahrhunderts bis zum Beginn des zwölften eine Durchgangsperiode, die alte Heldenzeit schied sich ab von der neuen Ritterzeit, die alten Lieder und ihre Stoffe schwanden, was aber von ihnen gerettet ward, rettete nicht die geistliche, sondern die weltliche Poesie, die zu frischer Blüthe ausschlug. Wir können die Entstehungszeit der eigentlichen deutschen poetischen Heldensage, die nun schon durch Jahrhunderte in den Eddadichtungen angebahnt und vorbereitet war, unmöglich nach Jahrzahlen feststellen, wenn auch das Alter der zahlreichen Handschriften und Handschrifttrümmer sich richtiger Zeitbestimmung annähernd durch die Handschriftenkunde selbst gar wol ermitteln läßt. Bei welcher Handschrift aber ließe sich behaupten, sie sei unmittelbar von des Dichters eigener Hand und mithin ganz gleichzeitig mit der Dichtung? Kennen wir ja doch nicht einmal die Dichter, ist doch Alles nur Vermuthung, und jeder über ihre Persönlichkeit erhobene Streit ein zweck- und fruchtloser.

Das Nibelungenlied, der Deutschen größtes und unsterbliches Heldengedicht, baute sich neu aus den Trümmern der alten, fast verklungenen Sagen, als Mausoleum der vergangenen Tage, als Markstein der Poesie zwischen zwei Jahrtausenden auf. In diesem Mausoleum ruht die deutsche Heldensage, aus ihm geht sie, wieder auferstehend, verjüngt und wiedergeboren phönixgleich hervor. Bisher Nibelungenlied.

glaubte man, das Nibelungenlied sei nicht ein, einem hohen Dichtergeiste entsprungenes, in sich vollendetes Epos, sondern eine Sammlung, nach und nach aus den Bruchstücken entstanden und aus verstreuten Gliedern zusammengefügt für ewige Dauer, es sei nur ein Kreis von Liedern und Sagen, der sich allmählich gebildet habe aus vielen und verschiedenen Handschriften und Ueberlieferungen; allein neue achtbare Forschung bestreitet diese Annahme, und hält die Ansicht fest, daß die älteste Handschrift die beste und das vollständige Werk sei, alle späteren seien überarbeitete und in keiner Weise verbesserte, wol aber willkürlich abgeänderte Abschriften. Den Mittelpunkt des Inhaltes bilden schicksalsschwere Kämpfe an den Höfen Theodorichs oder Dietrichs von Bern und des Hunnenköniges Attila. Theodorich ist der Neffe des eddischen Helden Ermanrek, dessen auch schon das Hildebrandslied und andere alte Sänge gedenken. Wir müssen dabei ganz absehen vom historischen Attila und Theodorich, und bedenken, daß die Sage wie die Sänger von jeher es liebten, ihre Fäden und Stoffe an bedeutende weltgeschichtliche Persönlichkeiten anzuknüpfen, welche Helden die Sage stets zu erneuen und zu verjüngen weiß — man denke an die Sage von Karl dem Großen, die bis auf Friedrich den Rothbart, Karl V., ja bis auf Napoleon herab, der hie und da auch schon als mythische Erscheinung selbst in deutschen Sagen auftaucht — sich verjüngt.

Die wichtigste deutsche Schriftquellen-Sage, die zugleich ausschließliche Heldensage ist, sondert sich ab in die zwei großen Gruppen des Heldenbuchs und der Nibelungen, über welche eine reiche Literaturfülle vorhanden ist. Der ganze Sagenkreis wurde um die Mitte des 13. Jahrhunderts auf Geheiß des Königs von Norwegen, Hakon,

Hakons Sohn, aus nordischen und sicher auch aus deutschen Quellen, durch Meister Biörn von Nideros (das alte Drontheim) niedergeschrieben, und empfing die Namen Wilkina-Sage und Niflunga-Saga. Ohne diese Niederschrift würde uns wenig von jenen Poesien der Vorzeit geblieben sein, und so danken wir zum zweiten Male dem Norden die Erhaltung eines kostbaren Nationalgutes. Die Fülle der Gedichte dieses Kreises von Heldensagen von meist unbekannten und zum Theil auch nur gemuthmaßten Verfassern zerfällt nun wieder in viele Einzeldichtungen, deren deutsche Handschriften, an verschiedenen Orten nach und nach aufgefunden und zur Kunde der Zeitgenossen gebracht, einander wechselsweise ergänzen. Als erste und älteste derselben gilt König Rother. In diesem Gedichte klingen König Rother.
lombardische und byzantinische Sagen durcheinander, man hält es für älter, und es zeigt sich roher, als das Heldenbuch und die Nibelungen, auch schon in der Form der Verse und Reime. Dasselbe zeigt nahe Verwandtschaft zur Wilkina-Sage, und die einzige vorhandene, d. h. bekannte Handschrift desselben wird zu Rom in der Bibliothek des Vatikans aufbewahrt.

Das Heldenbuch zerfällt in viele Einzelpartien, die Heldenbuch.
auch vereinzelt in mehreren Handschriften sich vorgefunden haben, so im Vatikan, in Heidelberg, in Straßburg (dort wol die beste und vollständigste, wenn auch nicht die älteste Handschrift, die zugleich eine Uebersicht des ganzen reichen Inhaltes des Heldenbuches in Form einer Vorrede und in Prosa giebt), und anderwärts meist nur Bruchstücke. Die Einzeltheile sind 1) Otnit und Klein-Elberich. 2) Hug-Dietrich und Wolfdietrich, beide von Vielen als ein Gedicht genommen. 3) Etzels Hofhaltung (eine spätere Ueberarbeitung, dem Dichter Kaspar von

der Roen zugeschrieben). 4) Riese Sigenot. 5) Ecken Ausfahrt. 6) Dietrichs und seiner Gesellen Kämpfe mit Würmen und Riesen; dieses Gedichtes Verfasser hieß Witkint; es fällt in das 13. Jahrhundert. 7) Der Hörnen Siegfried, später Nachhall der Sigurd-Sagen in der Edda, und der Urstoff eines der allverbreitetsten und allbeliebtesten Volksbücher, nicht handschriftlich, sondern nur aus einem alten Nürnberger Druck zuerst bekannt geworden. 8) Der große Rosengarten, das Rosengartenlied, in alten Drucken auch der „Rosengarten zu Worms" genannt, schildert die Kämpfe der zwölf Helden zu Worms und der zwölf Helden von Bern, wie den, welchen zuletzt Siegfried und Dietrich mit einander kämpfen. Es giebt davon viele ganze wie auch nur bruchstückartige Handschriften, und der Rosengarten ist den alten Ausgaben des Heldenbuchs insgemein beigedruckt. Die Drucke sind der Mehrzahl nach umgeformt, überarbeitet, und verbessern keineswegs die Handschriften. 9) Der kleine Rosengarten, oder König Laurin. Dies Gedicht, das ebenfalls in den gedruckten Ausgaben des Heldenbuchs erscheint, hat man Heinrich von Ofterdingen zugeschrieben. Kaspar von der Roen hat es unter andern auch abgekürzt und überarbeitet. 10) Der Herzog Walther von Aquitanien, deutet nach einem verwandten lateinischen Gedicht und nach der Wilkina-Saga hin. 11) Dietrichs Flucht zu den Hunnen; der Dichter nennt sich der Vogelere, und soll auch 12) die Schlacht vor Raben (Ravenna) verfaßt haben. Beide Gedichte haben die Helden der früheren zum Gegenstande ihres Sanges. 13) Alpharts Tod.

An diese zahlreichen, innig unter einander verwandten und einander gegenseitig ergänzenden Dichtungen reiht sich

nun: Der Nibelungen Lied, der Nibelungen Not und die Klage. Man kennt von beiden zusammen nicht weniger als 20, nach von der Hagen sogar 23 Handschriften und Handschriftenbruchstücke.

Die älteste und zugleich gediegenste dieser Handschriften ist die Hohen-Ems-Laßbergische; eine zweite, jüngere, befand sich ebenfalls zu Hohen-Ems, und ist gegenwärtig Eigenthum der Königlichen Bibliothek in München. Das Alter der Hohen-Ems-Laßbergischen Handschrift wird in das 12.—13. Jahrhundert gesetzt. Ein erst neulich bekannt gewordenes Bruchstück, das nach von der Hagens Forschung vielleicht die älteste Handschrift ist, besitzt das Germanische Museum zu Nürnberg.

Diese reiche Gedichtefülle nun, welche Heldenbuch und Nibelungen bildet, hat die gelehrte Forschung gesondert, je nach den Landen in Gruppen zusammengestellt, und jeder Gruppe eine Heimath zugewiesen wie folgt: *)

A. Fränkisch-Burgundische Siegfriedsage. Siegfried ist der Sigurd des Nordlands; sein Name durchklingt vielfach die alten Heldengesänge; Lieder- und Volksbücher von ihm sind in Menge vorhanden.

B. Gothische Dietrichssage. Diese umfaßt die Kämpfe Dietrichs und seiner Gesellen mit Drachen und Lintwürmen, den Riesen Sigenot, Ecken Ausfahrt, alle in der sogenannten Berner Weise gedichtet, den kleinen Rosengarten, oder Zwerg Laurin, Etzels Hofhaltung, Dietrichs Flucht zu den Hunnen, Alpharts Tod, die Ravenna-Schlacht, das Hildebrandslied.

*) S. Gräße Lehrbuch der Literärgeschichte. Bd. 2. 3. Abth. Dresden und Leipzig 1842.

C. Vereinte Burgundisch-Gothische Heldensage. Zu dieser gehört das altlateinische Gedicht Waltharius von Eckehard († zu St. Gallen 973) in seiner deutschen Bearbeitung des 13. Jahrhunderts, ein Gedicht, dessen Verdienst das Streben ist, antiken Geist mit deutsch-nationalem zu vereinigen, da der Dichter die classische Sage nicht minder gut kannte, wie die heimische und die Nordlandsmythe. Ferner das oben noch nicht erwähnte Gedicht Biterolf und Dietlieb aus dem 12. Jahrhundert, der große Rosengarten, das Nibelungenlied, nämlich dessen erster Theil: der Nibelungen Noth, und dessen zweiter, in einem andern Metrum verfaßter Theil: die Klage.

D. Nordisch-Sächsischer Sagenkreis. Dieser umfaßt das Gedicht Gudrun, die wir schon aus der Edda kennen lernten. Dieses deutsche Gedicht, mehrfach doch erst in neuerer Zeit herausgegeben und gewürdigt, ist nur in einer einzigen Handschrift, in der Ambraser Sammlung, vorhanden, und seine Abfassung wird in das 2. Viertel des 13. Jahrhunderts gesetzt. Auch das oben erwähnte sehr alte Gedicht Beowulf ist in diesen Kreis, wenn man will, einzureihen.

E. Lombardischer Sagenkreis. Dieser umfaßt den König Rother, den Otnit und den Hug- und Wolfdietrich. Als Verfasser der beiden letzteren nennt sich Wolfram von Eschenbach, wenn dieser nicht, — wie auch Heinrich von Osterdingen — nur Nachsänger älterer Lieder war, auch dadurch schon unsern Dank verdienend.

Welche Stofffülle, welcher Sagenreichthum in diesen nur zum flüchtigen Ueberblick angedeuteten Dichtungen nun auch enthalten ist — dennoch drang davon verhältnißmäßig, so viel auch Andeutungen und Zeugnisse in den späteren Minnesingern begegnen, äußerst wenig in das Bewußtsein des Volkes, und dies war sehr natürlich. Nur was davon

nach Erfindung der Buchdruckerkunst eigentliches Volksbuch wurde, lernte das Volk nach und nach kennen; ebenso auch die Anklänge altdeutscher Sage, die aus den späteren Chroniken wie leiser Nachhall alter Kunden entgegentönten. Die Liederhandschriften lagen verstreut und vereinzelt, viele kaum gekannt, an Höfen, auf Burgen, in Klöstern; viel Herrliches ging unter und auf immer verloren. Schon im 16. Jahrhundert, wenn nicht noch früher, begann Rohheit und Unwissenheit, die alten Handschriften zu zerschneiden, und Klosterrechnungen, Gefälle und Zinsbücher in die Trümmern unschätzbarer Pergamente einzubinden, was namentlich auch mit dem oben erwähnten Bruchstück im Besitz des Germanischen Museums der Fall war.

Dasselbe, das wenige Eindringen alter ritterlicher Dichtung in das Volksbewußtsein, ist auch der Fall bei den großen epischen Hervorbringungen der Kunstpoesie, welche, obschon von deutschen Dichtern gesungen oder nachgesungen, doch außerdeutsche Stoffe behandeln, dahin der Sagenkreis von König Artus, seiner Tafelrunde und von den Pflegern des heiligen Grales, so wie der Titurel, Parcifal und Lohengrin gehören. Was von der Lohengrin-, eigentlich der Schwanritter-Sage haften blieb, wird später Erwähnung finden.

Dasselbe gilt von dem Sagenkreise Karls des Großen und seiner 12 Paladine.

Eine weitere Sagenquelle, wenn auch nicht dem Volke ursprünglich zugänglich, waren die ritterlichen Poesien der Minnesingerzeit, welche epische Stoffe behandelten, und zum Theil verloren gingen, wie Herzog Heinrich der Löwe. In diesen Kreis schlingt sich auch die Legendendichtung ein, denn manche Legende wurde in der That lebendig fortblühende Sage, wie z. B. die von der heiligen Elisabeth Legende. Heiligensage.

und anderen berühmteren Heiligen Deutschlands, die nicht unerwähnt bleiben dürfen.

Immer und immer aufs Neue hört man die Begriffe Sage und Legende verwechseln und als einen und denselben nebeneinander nennen. Die Legende ist aber ausschließlich die Trägerin des christlichen Mythus, sie ist die oft sehr poesievolle Geschichte der Heiligen und Martyrer und ihrer Wunder. Was davon aufgezeichnet wurde, um in Klöstern zum Gebrauche des Chors an den Tagen der einzelnen Heiligen gelesen zu werden, hieß legenda: das zu Lesende. Daher das so vielfach mißdeutete und mißverstandene Wort.

Die Unzahl der Heiligenlegenden der römischen Kirche kommt hier nicht in Betracht, was aber, sei es aus den eigentlichen kirchlichen Legenden, sei es aus Chroniken in das Bewußtsein des Volkes trat und in ihm Dauer gewann, muß als sagen-geschichtlich beachtet und betrachtet werden, und verdient gerechte Würdigung.

Die deutsche Heiligensage verbreitete sich schneller als die ritterliche Märe im Volke, durch Mitwirkung der Kirche einestheils, anderntheils durch die göttlichhohen und menschlichschönen Züge im Leben der Heiligen, die so einfach und voll Naturwahrheit ergreifend auf die Menge wirkten, welche doch der Kunstpoesie des ritterlichen Epos ungleich schwerer zugänglich war. Wir deuten die hauptsächlichsten Heiligensagen übersichtlich an.

St. Gallus. St. Gallus, Rhätiens Apostel, der im Gefolge des heiligen Columban und anderer Gefährten an den Bodensee kam und da zuerst das Christenthum predigte, war ein Irländer von Geburt, Schüler Columbans, und Begründer der nach ihm benannten weltberühmten Abtei St. Gallen. Auch Appenzell bekam nach diesem heiligen Apt

den Ursprungsnamen Aptenzelle. Der Heilige übte viele Wunder, und auch nach seinem Tode währte seine Wunderkraft noch fort, wie die heitere Sage von dem Fasse Wein beurkundet, das bei Weinmangel den St. Galler Mönchen geschenkt ward, aber in Folge des auf einer Brücke brechenden Wagens in den Bodensee fiel. Da half kein Mittel, es dem See wieder abzugewinnen, als Procession mit Kreuz und Fahnen und Anrufung des Heiligen, da ließ das Faß sich willig fangen und sein Inhalt labte den durstigen Convent. (D. Sagenb. 4.)

St. Meinhart oder Meinradus wurde Anlaß zur Begründung des vielbesuchten Wallfahrtortes Kloster Einsiedeln, auch in der Schweiz, und die Erzählungen seiner Wunderwirkungen, durch ein oft neu aufgelegtes Volksbuch verbreitet, wurzelten tief im gläubigen Volke. Der heilige Mann wurde meuchlings ermordet von zwei Männern, die er gastlich empfing, aber er hatte zwei junge Raben aufgezogen, die wurden nun durch Gottes Verhängniß der Mörder sichtbares böses Gewissen, folgten ihnen überall, „mit jämmerlichem Schreien, und schossen ihnen stets auf die Häupter." Dadurch kam die Mordthat an den Tag, und die Mörder empfingen ihre Strafe; der Ort aber, wo sie die That verabredet, und welcher Embdingen hieß, ward hernachmals von den Raben (schweizerdialektisch Rappen) Rapperswyl genannt. St. Meinradus.

St. Ottilia, die milde Heilärztin der Augenkranken, war eine Tochter des Grafen Attich auf Hohenburg, nach Andern Herzogs Adalrich von Elsaß. Sie wurde als ein blindes Kind vom Vater verstoßen, durch die Taufe aber ward sie sehend. Später übte sie manches Wunder, und schuf die väterliche Burg in ein Kloster um, dessen Aebtissin sie wurde. Ihre Verehrung verbreitete sich weit; St. Ottilia.

über der Bergstadt Suhl im Thüringerwalde stand ihr auf einem mächtigen Felsblock am Domberg im Mittelalter eine Kapelle, noch bis heute heißt der Fels der Ottilienstein, und leise spinnt die örtliche Sage noch Erinnerungen an diese Heilige fort.

St. Katharina. War auch St. Katharina von Alexandrien keine deutsche Heilige, so genoß und genießt sie stets noch der größten Verehrung, und es giebt von ihr eine schöne Sage, deren unten bei den Schildsagen näher gedacht werden soll. Unzählig sind die Bildnisse von ihr und die ihr geweihten Kapellen und Altäre durch ganz Deutschland, während St. Katharina von Bologna, St. Katharina von Schweden und St. Katharina von Siena ungleich weniger gekannt sind. Auch zu Eisenach hatte sie ein berühmtes Kloster, und ein muthmaßlich dort gedichtetes und aufgeführtes geistliches Drama, oben S. 20 schon erwähnt, das zur Zeit noch ungedruckt ist, wurde ihr zu Ehren gedichtet und feiert ihr Martyrthum. Im erwähnten St. Katharinenkloster zu Eisenach fand Landgraf Friedrich der Freudige oder mit der gebissenen Wange seine Grabstätte, und gewiß wurde nicht ohne besondere Beziehung gerade diesem Kloster, da doch Eisenach deren noch mehrere besaß, solcher Vorzug zu Theil.

Einmal bei Eisenach verweilend, sei hier gleich der heiligen Elisabeth gedacht, sie ist vorzugsweise die Heilige Thüringens und Hessens, und kaum wird in katholischen Ländern irgend ein von der Glorie reinster und edelster Weiblichkeit verklärtes Leben im Volke noch so aufrichtig und innig verehrt werden, wie St. Elisabeth, wenn auch das protestantische Thüringen nicht zu ihr betet. Jedes Kind zeigt in Eisenach die Orte, wo sie geweilt, wo sie gebetet, wo sie die Armen gespeist, ihr Thal, ihren Teich,

St. Elisabeth.

ihren Brunnen u. s. w. Nicht minder, wie da, wo St. Elisabeth im irdischen Leben gewandelt und gelitten, ist sie zu Marburg verehrt und gefeiert, wo sie ihre irdische Ruhestätte fand, und mit frommer Ehrfurcht setzte man noch in jüngster Zeit ihre in einem kleinen Bleisarge wieder aufgefundenen Gebeine an geeigneter Stelle bei, während ihr Kenotaph als ein stets bewundertes Werk altdeutscher Kunst gezeigt wird. Die Kunst des Holzschnitts trat kaum in das Leben, als sie mit zuerst an Bildern dieser Heiligen ihren Incunabelstyl zu üben begann, und später finden wir sie in manchem vollendeten Bilde der graphischen Kunst wie der Sculptur in Holz und Stein wieder. Vielfach ward ihr Leben beschrieben und besungen. Die heilige Elisabeth von Portugal kennt das deutsche Volk nicht; daß aus ihrer Legende Schiller den Stoff zum Gang nach dem Eisenhammer entnommen habe, wie Einige behaupteten, ist zu bezweifeln. Der thüringischen Elisabeth Beichtiger und Peiniger, Konrad von Marburg, sang die Legende der erhabenen Dulderin.

Die heilige Bilhildis, eine edle Frankin, ist in ihrem Heimathlande unvergessen, und die Sagen von ihr sind noch im Volke fortlebend; sie begründete zu Mainz das Kloster Altmünster und übte Wunder nach ihrem Tode. Hochheim am Main rühmt sich, der Ort ihrer Abstammung zu sein, gleiche Ehre nimmt aber auch Veitshöchheim am Main, unterhalb Würzburg, in Anspruch, und feiert ihr Andenken mit einem besondern Festtag. Die Heilige schiffte mit ihren Jungfrauen ohne Fährmann und Steuer auf der fränkischen Saale, dann auf dem Mainstrom bis gen Mainz; Engel dienten ihr als Fergen. St. Bilhildis.

Im Mosellande lebt noch mancher Nachhall aus der Zeit der Heidenbekehrung halb mythisch fort. Soll doch,

wie die Sage berichtet, bei Numagen es geschehen sein, wo Constantin dem Großen das Kreuzeszeichen mit dem berühmten I. H. S. (in hoc signo) erschien, sollen doch im alten Mosellande mehrere Kirchenväter gelebt, und einer derselben, Athanasius, sein bekanntes Glaubensbekenntniß dort niedergeschrieben haben. Die ganze Gegend Triers ist gleichsam ein heiliges Heiligen- und Martyrer-Grab.

St. Constantin.

Dieser Gegend gehört auch die allbekannte heilige Genovefa an, die eines der beliebtesten Volksbücher verherrlicht. Ungleich weniger ist St. Genovefa von Paris bekannt.

St. Genovefa.

Ein etwas wunderlicher Heiligenname begegnet uns am Rhein in der Nähe von Kaub, des Namens Theonest. Die Legendenbücher kennen und nennen ihn nicht, aber das Volk am Rhein kennt und nennt ihn, ja Kaub, das Rheinstädtlein, führt ihn im Schild und Siegel. Er sitzt in der Weinkufe, in der er aus Mainz flüchtend rheinhinab schwamm, worauf er bei Kaub landete, predigte und süße Reben pflanzte.

St. Theonest.

So ist auch dem Rheinvolk das Andenken St. Goars lieb, werth und heilig. Die Orte St. Goar und St. Goarshausen heißen nach ihm, ein Fels unterhalb der Lurlei heißt St. Goars Kanzel oder auch St. Goars Bette; zu Pfalzfeld stand oder steht noch ein ihm geweihter Bildstock. Der Heilige hatte auch zu Trier große Wunder geübt, und nach seinem Ableben that er noch immer dergleichen.

St. Goar.

Der Bischof Albertus magnus lebt als Heiliger, wie als berufener Zauberkünstler fort; zu Regensburg wie zu Lauingen, zu Köln wie anderorts am Rhein, deutet Bild und Sage nach ihm hin.

Albertus magnus.

St. Remaclus, der im Lütticher Lande bekehrte,

St. Remaclus.

sonst aber wenig bekannt ist, übte in Spaa ein Wunder; er stand so lange betend an der Quelle, welche Groesbeeck heißt, daß sein Fuß sich in einen Stein dauernd eintiefte. Diese Fußtapfe thut nun gute Wunderwirkung an unfruchtbaren Frauen, und davon ist die Sage zu Spaa und seiner Umgebung allbekannt, und viele Frauen halten gläubig an jener Quelle ihre Andacht.

Legendenartig klingt auch die Sage von Rabundus Rabundus. Kon im Chorgestühle des Domes zu Lübeck an, wenn der benannte Domherr auch nicht heilig gesprochen wurde. Solcher Domsagen, bei denen fromme oder selbst heilige Männer eine Rolle spielen, giebt es viele. So z. B. die vom Bilde des heiligen Nicolaus zu Greifswald, das St. Nicolaus. einen diesen noch dazu verhöhnenden Kirchendieb mit den Armen umschlang und festhielt. In den Sagen von Sanct Adalbert, dem Apostel von Ostpreußen, offenbart sich der Bekehrungseifer nicht minder, wie in denen des heiligen St. Bonifacius, deren es in Thüringen so St. Bonifacius. viele giebt, und wohin auch die Erlebnisse des fränkischen Apostels St. Kilian mit seinen Gefährten Coloman St. Kilian. und Dotnan deuten. Alle haben legendenartige Färbung, und allen wohnt poetischer Anhauch bei. In Thüringen haben Gotha, Ohrdruf, Arnstadt, Salzungen u. a. den heiligen Bonifacius zum Schutzpatron angenommen. Zu den auserlesenen Bekehrern gehörte auch St. Jodocus, St. Jodocus. der einst, gleich Moses, mit seinem Stabe aus hartem Fels eine Quelle ins Leben rief. Einer ihm geweihten alten Götter-Eiche ward schon S. 33 gedacht, wie daselbst auch jener, die durch St. Anselms Eifer zum Ursprung von Heiligenbeil Anlaß gab. (D. Sagenb. 227 und 249.) Anselm war Bischof von Canterbury, und fand in Preußen den Martyrertod.

St. Georg. Zahlreich sind die Sagen von St. Georg, dem ritterlichen Heiligen, dem Patron aller, selbst der Stegreifritterschaft, wie Schutzpatron vieler Städte und Kirchen. Er schützte das preußische Städtchen Holland, da es in Nöthen war, im Kriege des Hochmeisters Albrecht von Preußen mit den Polen; ihm weihte auch die Stadt Elbing eine Kirche. Zu Eisenach wurde ihm die Hauptkirche geweiht; St. Georgs Panner kam vom Himmel und senkte sich auf die Wartburg nieder, als Landgraf Ludwig der Milde von Thüringen sein Heer gesammelt, um unter Kaiser Friedrich dem Rothbart zum heiligen Kreuzeszuge aufzubrechen. Mehr als ein Ort Georgenthal in Deutschland führt den Namen dieses Heiligen, der in Reinbot von Doren seinen Sänger fand.

St. Moritz. Den zweiten Ritterheiligen, St. Moritz, ehrte man nicht minder hoch, wie den vorgenannten. Er war Magdeburgs Schirmherr, und die alten Chroniken künden seine Wunder. Auch die Stadt Coburg erkor ihn zum Schutzpatron, setzte seinen Maurenkopf in ihr Wappenschild und weihte ihm ihre Hauptkirche.

St. Vitus. Mild und gütig erwies sich St. Vitus gegen das altberühmte Stift Corvey, das noch immer von schönen Sagen umblüht ist, die den Namen dieses Heiligen der Nachwelt überliefern; auch Erfurt hatte eine Vitikirche. Die S. Weimar-Eisenachische Stadt Vacha an der Werra führt sein Bild in ihrem Siegelschilde, wie auf ihrem Marktbrunnen.

St. Ulrich. Dem heiligen Ulrich wurde nach der thüringischen Chronikensage vom Landgrafen Ludwig dem Springer eine Kirche gelobt, und zu Sangerhausen herrlich erbaut, für des Letzteren glückliche Errettung aus der Haft auf Giebichenstein. In Augsburg wurde er am höchsten

verehrt, von einem Dichter Albertus haben wir seine Legende.

St. Günther ist auch einer der minder allgemein bekannten thüringischen Heiligen; er soll ein begüterter Gaugraf gewesen sein, der seine Besitzungen dem heiligen Wippert schenkte. Man nennt ihn den Urahnherren der Grafen von Käfernburg und Schwarzburg. Schade nur, daß den heiligen Wippert auch nur sehr Wenige kennen. Diesen Thüringern reiht sich auch die heilige Paulina an, deren Sagen noch das liebliche Waldthal durchklingen, in welchem die Trümmer ihres Tempels und Klosters einsam trauern. Es lohnte wol der Mühe, ernste und gründliche Forschungen anzustellen über die ziemlich große Anzahl solcher Heiligen, welche die thüringische Geschichte als solche nennt, wer sie heilig sprach, und wie weit sie wirklich der Geschichte, oder wie weit sie nur der Sage angehören. St. Günther. St. Paulina.

Neben den schon erwähnten Aposteln des Frankenlandes wird auch St. Gangolf genannt; auf und nahe dem hohen Basaltfelsen der Milseburg im Rhöngebirge hat er seinen Berg mit Klostertrümmer und Keller, und Brunnen und Kapelle, und von seinem Brunnen geht eine ganz gleiche Sage, wie sie von ihm im fernen Langue d'Oc geht. (D. Sagenb. 139 u. 768.) St. Gangolf.

Von Kaiser Heinrich II. und seiner Gemahlin Kunigunde, Beide heilig gesprochen, sind, zumal in Bamberg, noch manche Sagen lebendig. Ueber die Legende Beider fanden wir ein episches Gedicht in Schlagreimen auf, das noch ungedruckt und ganz unbekannt ist, und einen thüringischen Dichter zum Verfasser hat, denn er sagt: St. Heinrich. St. Kunigunde.

Ich ben eyn doringh van art geborn.

und hält treu an seiner Muttersprache. Er sagt:

Ich wene her effentlichen (äffisch) tud
Der sich der sprache zugit an
Der her nicht gefugin kan.

Dies Gedicht wird den nicht großen Kreis deutscher Legendendichtungen um ein Glied erweitern, und den schon bekannten derselben, z. B. dem heiligen Gregor auf dem Steine von Hartmann von Aue, dem Leben der heiligen Veronika, der h. Katharina, der h. Margaretha u. a. unbekannter Verfasser nicht unebenbürtig sein.

St. Emmeran, St. Sebaldus. St. Benno. St. Emmeran füllte Regensburg, St. Sebaldus Nürnberg, St. Benno München mit seinen Wundern, deren Mehrzahl zu Sagen verklangen, und das an Heiligen so reiche Baierland lieferte noch mehr als Thüringen eine Schaar Auserwählter, deren Namen nicht sämmtlich allbekannt geworden sind, freilich noch nichts gegen die heilige Heerschaar Oesterreichs, die uns Hans Burgkmayr in 119 Prachttafeln in blattgroßen Holzschnitten überliefert hat. Jene erwähnten Heiligen mindern Ranges sind unter andern die dem Abensberger Grafengeschlecht entsprungene St. Stilla. h. Stilla, die fromme Stifterin des Klosters Heilsbronn, die aber gleich der preußischen h. Dorothea (D. Sagenb. 264) nicht canonisirt wurde. In jener Gegend war auch die fromme gräfliche Jungfrau St. Wolffindis. Wolffindis heimisch, die ihr grausamer Vater, weil sie Christin geworden und Christin bleiben wollte, an die Schweife wilder Ochsen binden und sie so zerreißen ließ. St. Kümmerniß, St. Kümmerniß. welche auch in der thüringischen Stadt Saalfeld eine Wallfahrtskapelle hatte (ihr Legendenbild steht noch alldort auf der Brücke) und ebenfalls unter der Grausamkeit ihres Vaters litt, genoß zu Lauingen, zu Ettersdorf bei Erlangen, ja auch zu Wien, und bis Venedig, großer Verehrung — dennoch blieb sie aus der eigent-

lichen Legende hinweg, und auch aus der Reihe der vorzugsweise sogenannten oben erwähnten österreichischen Heiligen, obschon dieselben ihrer Mehrzahl nach auch anderwärts zum großen Theile verehrt werden.

Eine andere Heilige ist St. Nothburga, welche die Tochter des Frankenkönigs Dagobert gewesen sein soll, und verfolgt und in die Einsamkeit fliehend, gleich der h. Genovefa, einer Hirschkuh folgte, wobei sich manches Wunder begab. St. Nothburga.

Die 14 h. Nothelfer waren und sind noch ebenfalls vielfach verehrt. Ihre Wallfahrtskirche zu Vierzehnheiligen ist noch alljährlich die besuchteste im ganzen Frankenlande, selbst vom Eichsfelde her strömen Waller. Ein ehemaliger Wallfahrtsort gleichen Namens mit uralter Kirche liegt bei Jena. Auch bei Enslingen hatten sie eine Wallfahrt. Ein Graf von Henneberg ehrte diese Heiligen so hoch, daß er einen halbgeistlichen Ritterorden stiftete, der ihre Bildnisse an der Ordenskette trug. Die 14 h. Nothhelfer.

So durchklang der Geist frommer Gläubigkeit das ganze Mittelalter, so belebte auch die Heiligensage zahllose Orte mit mythischen Wundern, und in unwandelbarer Wahrheit bewährte sich das schöne Dichterwort: „Wer es glaubt, dem ist das Heilige nah."

Die abendländische Legendendichtung blieb indeß nicht blos bei den Heiligen und Martyrern stehen, bei der poetischen Verherrlichung frommer Kirchenbegründer und Klosterstifter, sie bemächtigte sich des ganzen christlichen Mythus, ja sie zog selbst das alte Testament in ihren Kreis. Dies bezeugt unter Anderm das berühmte Gedicht Rudolphs von Montfort: Barlaam und Josaphat. Der Geist orientalischer Auffassung des Christenthums durchweht dies Gedicht, ein Anhauch des classischen Alterthums geht in Biblische Legenden.

ihm, wie in andern, mit hindurch, wie dies namentlich im dem Gedicht Gregor auf dem Steine, von Hartmann von der Aue, der Fall ist, in welchem die griechische Sage vom Oedipus sich verjüngte. In den Fahrten des heiligen Brandanus spiegelt sich eine christlich-mystische Odyssee ab. Die Legende vom St. Georg, am weitesten auch in Deutschland verbreitet, wo die Sage noch Orte nennt, an denen der Heilige den Drachen erlegt haben soll, wie u. A. zu Eberstadt bei Darmstadt, wo der Ritter Georg von Frankenstein den Drachen erlegte, und durch ein Bild-Denkmal verewigt ward (D. Sagenb. 60), — deutet lebhaft und unzweifelhaft nach der Perseusmythe; die Jungfrau, welche statt der Andromeda erlöst wird, und auf allen Bildern, die den Drachenkampf darstellen, stets im Hintergrunde kniet, ist die Kaiserin Alexandrina. Wie hätte nun bei so tief Wurzeln schlagender und allerhäufigst zu Sagen verklingender Legendendichtung die allerreizendste und zugleich allerwürdigste und erhabenste Persönlichkeit, die der heiligen jungfräulichen Mutter des Herrn, ohne gleiche Verherrlichung bleiben können und sollen? Nein, vor allen Andern wurde das Leben der Jungfrau Maria poetisch erfaßt, und neben Jesu Kindheit, Leben, Leiden und Sterben, wie neben Josephs Arbeit und Treue in Versen und in Prosa gefeiert.

Marienleben. Ein poetisches Marienleben verfaßte ein Bruder Wernher um 1157, ein zweites Bruder Philipp der Karthäuser; andere von ungenannten Verfassern liegen, meist noch ungedruckt, in verschiedenen Bibliotheken zerstreut; manche Dichter besangen blos Theile aus dem Leben der Gottesmutter, so Konrad von Hemesfurt ihre Himmelfahrt, Andere sangen ihre Empfängniß, ihre Größe, ihre Klage, ihre Wunder, ihren Lobkranz u. s. w. Aus

allen dieser Dichtungen aber drang wenig in das Volksbewußtsein, ganz anders wirkten sichtbar und erfaßbar in Deutschland die zahlreichen Gnadenorte ein, und die allgemeine Ausbreitung des Mariencults über ganz Deutschland vor der Reformation ließ an vielen Orten Marienlegenden zu Volkssagen verklingen, oder schuf frisch und lebendig die Sage, ohne daß sie erst Legende war. Von diesen ursprünglichen Sagen, die des poetischen Reizes in keiner Weise entbehren, wollen wir nur einige andeuten.

Wandernde Marienbilder, Bilder der Mutter Gottes, die da nicht bleiben wollen, wohin man sie zu größerer Verehrung stellt, sondern an die häufig unscheinbaren Stellen zurückkehren, wo sie früher standen, oder wo sie zuerst aufgefunden wurden, nachdem sie lange unbeachtet und verwahrlost geblieben, nennt die Sage an vielen Orten. So die Mutter Gottes am Fels überm Dorfe St. Nicolaus im Visperthale, D. Sagenb. 19, ein Marienbildchen auf der Milzburg, D. Sagenb. 770, jenes auf dem Spessartwalde, D. Sagenb. 787, u. a. Allbekannt ist die Sage vom heiligen Bernhard, wie er im Dome zu Speier sich verspätet hatte, mit 4 mächtigen Flugschritten durch das Kirchenschiff eilte und dabei sprach: O clemens — o pia — o felix — Maria! Darauf begann das Marienbild am Hochaltare seinen Mund aufzuthun, und mit einem Vorwurf zu fragen: Salve Bernarde — unde tam tarde? Aber der heilige Mann war nicht um die Antwort verlegen, er entgegnete: Mulier taceat in ecclesia! und darauf sprach das Bild niemals wieder. Einem hölzernen Marienbilde zu Mainz, in das ein trunkener Bürger mit dem Schwerte hieb, entsprang Blut, D. Sagenb. 64. Gefangenen, welche kunstvolle Marienbilder schnitzten, wurde Befreiung, D.

Sagenb. 241 und 258. Marienbilder schützen Kirchen und Burgen; man denke an die Wundersagen vom Hochsitz des preußischen Deutschmeisterthums Marienburg. Im dreißigjährigen Kriege schützte die heilige Jungfrau das fränkische Städtlein Münnerstadt gegen das belagernde Schwedenheer, D. Sagenb. 819. Schön ist die Harzsage von der „Maria im Elende", wo die h. Jungfrau einen Fuhrmann rettete und aus einem Dornstrauch mitten im Schnee Rosen sprossen ließ, und aus einer Rose einen Becher formte. Auch dieser Maria Bildniß wanderte und kam nach Heiligenstadt, wo es blieb, D. Sagenb. 399. Einen überkühnen Ritter, Hermann von Treffurt, schützt Maria nicht minder bei einem todesgefährlichen Sprung von jäher Felswand, wie Ludwig den Springer bei dem seinen vom Fels des Giebichenstein. Jeden Wallfahrtort umblühen Sagenwunder und Wundersagen, die aus der Vorzeit bis in die Gegenwart ranken; wir wollen nur die Maria von Kevlar, die schwarze Maria von Altötting, die schöne Maria von Regensburg, die von Mariazell, von Taferl u. s. w. erwähnen.

Nach dieser Abschweifung in das Gebiet der Legendendichtung und der ihrem Kreise angehörigen Sagen, welche erstere gleichzeitig mit den späteren Heldensagen und Heldengedichten des Mittelalters entstanden, ist noch ein Blick zu thun auf eine Reihe von Poesiewerken, die zwar an sich der deutschen Sagenkunde wenig Stoff zuführten, aber dennoch, meist von deutschen Dichtern erfaßt und behandelt, literärhistorisch von großer Wichtigkeit und Bedeutung sind. Wir meinen die Romantisirung antiker Sagen aus Hellas und Latium, die deutschen Nachbildungen griechischer und römischer Gedichte, zu der ein früher Grund gelegt ward durch die Verpflanzung der lateinischen Sprache auf

germanischen Boden durch die Bekehrer und die Gelehrten der Fürstenhöfe, namentlich jenes Karls des Großen. Es lebte noch ein classisch antiker Geist zu dieses Herrschers Zeit, der lebendig aus Bauten, wie aus kleineren Kunstmonumenten spricht. Man betrachte Karls Siegel, wie die seiner Nachkommen, sie sind, mit Ausnahme der Inschriften, noch völlig antik; erst mit den Ottonen wird die Form byzantinisch; Philipp von Schwaben siegelte wieder mit einem belorbeerten Römerkopfe, und erst im 14. Jahrhundert tritt auch in diesen kleinen Kunstgebilden der sogenannte gothische Styl in seine Rechte. Aber auch selbst in dieser Zeit liebten es manche Herrscher, antike Gemmen in ihre Siegel zu setzen, oder deren als Gegensiegel sich zu bedienen. Mit der Kunst ging auch die Poesie Hand in Hand, daher die Neigung, auch die heidnische Sage nicht ganz fallen, vielmehr sie in deutschen Dichtungen fortleben zu lassen, denn das Kunstschöne in ihnen empfanden unsere poetischen Vorfahren gewiß nicht minder tief und warm, wie wir. Classische Studien wurden treulich fortgepflegt, ohne daß sie — wie von mancher Seite her geklagt worden ist — solche Mächtigkeit erlangten, die deutsche Nationaleigenthümlichkeit zu beeinträchtigen; das sehen wir ja an der äußerst geringen Zahl von poetischen Nachbildungen classischer Poesien gegenüber der Ueberfülle selbstständig deutscher.

Auch zur deutschen Thiersage legte jene Zeit in ursprünglich lateinischen Gedichten den ersten Grund; Homers Batrachomyomachie, die Thierfabeln Aesops u. a. schwebten vor, auch vom Orient flogen Stoffe an. Da wir aber erst später, im nächsten Theile, Thiersagen und Thierfabeln zu erörtern uns vorgenommen haben, so soll dort alles in

diesen besonderen Kreis Gehörige übersichtlich beigebracht werden.

Eigenthümlich begegnen und mischen sich Hinneigung zum Classischen und deutsche Romantik, die aus selbsteigenen Elementen urselbstständig aus dem deutschen Charakter emporblühte und in der classischen Poesie nicht vorwaltet. Frommsinn, hohes Ehrgefühl, Frauendienst, keusche Minne, edle Treue, besonders auch die gegen Fürsten und Lehnsherren, mit einem Worte der ganze volle Adel ritterlicher Gesinnung trat hier hervor, ward durch Dichtung verklärt und verklärte die Dichtung.

Alexandreïs. Wir haben eine Alexandreïs von Rudolf von Hohenems, eine zweite von Ulrich von Eschenbach, eine dritte von einem österreichischen Dichter: Seyfried, eine vierte, die älteste und beste, vom Pfaffen Lambrecht; einige andere gingen verloren. Unsere Aufgabe ist nicht, die Unterschiede in diesen Dichtungen oder ihre größere und mindere Schönheit darzulegen, es genügt, darauf hinzuweisen, wie mächtig der antike Stoff, die Thaten Alexanders des Großen, aus dem Morgenlande seine Strahlen in das Abendland geworfen hatte, und wie viel Verwandtes zum deutschen Gemüthe in diesem Stoffe lag, daß er so viele Dichter begeisterte. Quelle aller dieser Dichtungen war der griechische Roman, dem Kallisthenes von Olynth seinen Namen als Urheber lieh.

Herzog Ernst. An die Alexandersage reiht sich die, später auch zum Volksbuch gewordene Dichtung Herzog Ernst von Baiern, von Heinrich von Veldek; sie ist voll poetischer Naturmythe, auch in ihr begegnen wir wieder dem oben erwähnten mystischen Karfunkel. Auch Fabelgebilde des classischen Alterthums treten darin auf, Arimaspen, Pygmäen, Brustäugler, Plattfüßler, und wie deutsche Plastik

am Münsterthore zu Basel die Fahrt Alexanders zu den Greifen in Stein meiselte, so finden sich die erwähnten holden Gestalten hoch oben am Thurme der Hauptkirche zu Heilbrunn in aller ihrer wunderlichen und phantastischen Schönheit dargestellt, so schön wie nur immer Plinius sie ursprünglich schilderte.

Ein drittes Gedicht dieser Gattung ist die Eneïde Heinrichs von Veldek, dem das französische Vorbild des Chretien von Troyes diente, und weniger das Urgedicht, die Aeneide Virgils. Die Zeit der Dichtung fällt in das Jahr 1186, und sie mischt das heroischepische Element zart und innig mit dem romantischen des Minnesanges. Eneïde.

Der trojanische Krieg, aus Homers unsterblichen Dichtungen dem Abendlande bekannt geworden, fand nicht minder seine Nachdichter, erst in Frankreich, dann auch in Deutschland, obschon alle nicht unmittelbar aus dem Urquell schöpften. Herbort von Fritzlar erhielt vom Landgrafen Hermann dem Sängerfreunde von Thüringen eines der Vorbilder, die Geschichte des trojanischen Krieges des Troubadours Benoit de St. More, und dichtete nun danach eine Ilias. Nach ihm bemächtigte sich Konrad von Würzburg desselben Stoffes und legte ihn in epischer Breite weit auseinander. Sein Gedicht zählt 60,000 Verse. Ein dritter trojanischer Krieg, welcher dem Wolfram von Eschenbach früher zugeschrieben wurde, soll ihm nicht angehören (die Handschrift entstammt dem 14. Jahrhundert). Trojanischer Krieg.

Endlich gehören noch in diese Reihe der Behandlung antiker Stoffe im Geiste und Sinne deutscher Romantik die auch durch den poetischen Einfluß, der von Schloß Wartburg ausging, hervorgerufenen Metamorphosen Ovids durch Albrecht von Halberstadt, deren Dichtung in das Jahr 1210, also ganz nahe mit dem Wartburgkriege zu- Ovids Metamorphosen.

17 *

sammenfiel. Leider aber ging, bis auf den Prolog, diese Dichtung verloren, und nur eine ungleich spätere Ueberarbeitung durch Georg Wickram aus Colmar blieb erhalten. Dieser nennt ein Schloß Zechenbach, darauf der thüringer Landgraf Hermann den Sänger Albrecht gehalten habe, meint das jedoch jedenfalls in demselben scherzhaften Sinne, in dem noch heute ein erlesener Kreis von Freunden unter sich jenen berühmten Sängersitz die „Humpenburg" nennt, denn ein Schloß „Zechenbach" giebt es nicht im sang- und klangreichen Thüringerlande, wol aber war, nach der Minnesinger eigenem Zeugniß, des Zechens nicht wenig auf der sängerbelebten Wartburg.

Auch einige kleinere Gedichte behandeln noch in romantischer Weise und Färbung antike Stoffe, zum Theil den Metamorphosen entnommen. So unter anderen Pyramus und Thisbe, von Konrad von Würzburg. Vielleicht drang kein classischer Fabelstoff so entschieden in das deutsche Volksleben ein, als gerade dieser, denn zahllos sind die Gebilde mittelalterlicher Kunst, die ihn darstellen. Uns ist er begegnet bildlich dargestellt auf geschnitzten und eingelegten Prunkschreinen, auf gepreßten Lederdecken der Büchereinbände, auf eisernen Patrontaschen, auf Pulverhörnern, in Miniatur-Malereien, auf Oefen, auf Humpen und anderen Trinkgeräthen, überwiegend vorherrschend vor jeder anderen bildlichen Fabeldarstellung.

Von den frühesten deutschen Gedichten, z. B. vom König Rother an, bis zu den zuletzt angeführten Stoffen, die bis in die späteste Renaissancezeit ihren Wiederschein werfen, wäre es auch nur in bildlicher Auffassung, webt sich eine geistige Verbindung, ein inniger Zusammenhang, und so war es nahezu kein Wunder, daß außer den Dichtungen selbst auch sonst Antikmythisches den germanischen

Dichtungen die Hand reichte, und ein Bündniß für die Gegenwart, wie für die nächstkommende Zukunft schloß. Jetzt erst, und wol kaum nach Tacitus' Angaben, verbreiteten sich gewisse Kunden von Venus, von Jupiter, von Herkules, traten viele Olympier in die Tempel deutscher Poesie, und wenn ihnen, wie recht und billig war, nicht Hochaltäre eingeräumt wurden, so empfingen sie doch bescheidene Seitenkapellen und Seitenaltäre. Das deutsche Mittelalter war die Zeit, in der sich die germanische Hulda und die römische Liebesgöttin so innig verschwistern konnten, daß sie zu einem Wesen wurden, und wenn das alte Gedicht vom Tannhäuser diesen Frau Venus anreden läßt: „Du bist eine Teuflerinne", so bezeugt dies offenbar, daß sie als Göttin, als Dämon betrachtet wurde. Ohne sie hätten wir keine Venusberge, hätten wir nicht die hochromantische Tannhäusersage, auf die wir später noch ausführlich zurückkommen müssen. Auch die deutsche Welt der Wasserfeinen, ihre Necke und Nixen, ihre Meerminnen, Seemummeln und Mummelseen erinnern lebhaft an die Tritonen-, Nereiden- und Sirenenwelt des Alterthums, welche wieder das deutsche Mittelalter innig und sinnig erfaßte, und tausendfach zu Werken plastischer und graphischer Künste benutzte.

Außer den schon oben S. 52 erwähnten heidnischen Götternamens-Nachklängen in Deutschland giebt es deren immer noch mehr, deren Ursprung wir nicht kennen, z. B. Amorbach, das alte Marsburg (Merseburg) und Marsberg an der Diemel, wie die Marsburg am Bodensee. Oft überraschen solche Namen auf seltsame Weise. Das allbekannte Studentenlied singt:

Knaster den gelben
Hat uns Apollo präparirt,

und alle Welt glaubt ganz richtig, daß dies Apolda heißen

müsse, weil das Städtchen Apolda in Jena's Nähe früher blühenden Tabaksbau hatte. Wie sehr mußte es uns überraschen, in spätmittelalterlichen Papierurkunden klar und bündig den Namen der Stadt wirklich Apollo geschrieben zu finden!

So wären wir wieder da angelangt, wo wir ausgingen, beim Mythus und beim Heidenthum, und gehen nun im folgenden Theile zu den Dichtungen des späteren Mittelalters über, die mehr und mehr volksthümlich und mehr den örtlichen Volkssagen zu Trägern wurden, und aus denen sich auch sach- und naturgemäß Märe und Fabel entwickelte.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Inhalt.

Das

deutsche Volk

dargestellt

in Vergangenheit und Gegenwart

zur Begründung

der Zukunft.

XV. Band.

Mythe, Sage, Märe und Fabel

von

Ludwig Bechstein.

Zweiter Theil.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1855.

Mythe,

Sage, Märe und Fabel

im

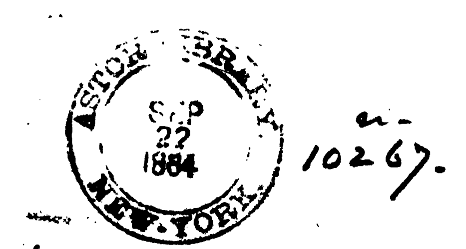
Leben und Bewußtsein des deutschen Volkes.

Von

Ludwig Bechstein.

Zweiter Theil.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1855.


ASTOR
NEW-YORK
22
1884
10267.

Inhalt.

Sagen des späteren Mittelalters.

Dichtungen, Mären, Abenteuer und Schwänke.

Als die gewaltige und umfangreiche epische Dichtung des 12. und 13. Jahrhunderts allgemach zu verklingen begann, fand sie auf lange einen Nachhall in poetischen Versuchen, die ihr freilich oft das Wasser nicht reichten, aber dennoch der Sage vielen Boden gewannen, und ihren Garten anbauten. Dies waren zunächst die zahlreichen Reimchroniken, von denen indeß mehrere bedeutendere gleichzeitigen Ursprung mit der episch romantischen, ritterlichen Dichtung hatten, welche Leben und Thaten (häufig mit Erdichtungen verbrämt) berühmter Fürsten behandelten und sich großen Beifalles erfreut zu haben scheinen, sonst würde deren Anzahl nicht so überschwellend geworden sein. Mit ihnen gingen Hand in Hand die Rittermären, da ja die höfischen Dichter zumeist mit Fürsten und Edeln verkehrten, und ein Theil gekrönter Häupter selbst mit Meisterhand in die Saiten der Minnesängerharfe zu greifen wußte. Kein Wunder, daß höfische Dichter das Lob derer sangen, die ihrer Kunst hold waren und mit hoher Gunst die Sänger ehrten. Eines Sängers Dank erschien in jenen

Zeiten keineswegs verachtenswerth, und der Preis aus Sängermund wurde gern vernommen.

Sagenkreis Karls des Großen. Wenn auch höher stehend und früheren Ursprunges als die späteren Reimchroniken, und einer Zeit angehörend, die mit der des Ursprunges jener im letzten Abschnitte des 1. Bändchens dieser Schrift erwähnten Dichtungen zusammenfällt, scheint uns der karlingische Sagenkreis mit Fug zu verdienen, an die Spitze der nun anzudeutenden Dichtungen gestellt zu werden. Von Karl des Großen Leben und Thaten wurde der eigentlichen deutschen Volkssage ungemein viel Stoff zu Theil, jenes Leben war zu groß und gewaltig, als daß es nicht lange nachwirkende Macht auch im dichterischen Sinne hätte üben sollen. Daß den berühmten Herrscher die fränkische Dichtung noch früher feierte, als die deutsche, kann nur naturgemäß erscheinen, und die Mehrzahl der Stoffe des karlingischen Sagenkreises ist Deutschland fremd, mindestens halbfremd, ist erst allmählich und nur theilweise auch den Deutschen lieb und bei uns eingebürgert worden. Am lebhaftesten war dieses der Fall mit dem Gedichte von den Söhnen des Paladins Aymon von Dordone, den sogenannten vier Haimonskindern, das alle Lande durchdrang und, zum Volksbuche in Prosa umgewandelt, in vielen Sprachen zur häufigst wiederholten Erscheinung kam. In den fränkischen Dichtungen, welche Karls des Großen Leben von der Geburt an, durch seine Jugendzeit, dann seine Kämpfe, Kriege und Siege schildern und feiern, steht er einestheils da als glorreicher Held gegen heidnische Völkerschaften, Sarazenen und Araber, anderntheils als mächtiger Herrscher und Gebieter über trotzige und gegen ihn sich auflehnende Vasallen. Von den vielgerühmten 12 Paladinen Karls des Großen hat der gepriesene Held Roland auch für Deutschland die meiste

Bedeutung. Der deutsche Pfaffe Konrad sang uns das Rolandslied im zwölften Jahrhundert, der Stricker sang es im dreizehnten nach, an rheinischen Orten blieb sagenhaft des Helden gefeierter Name hangen (D. Sagenb. 104.), und die zahlreichen Rolandssäulen im nördlichen Deutschland erhalten mindestens den gleichen Namen scheinbar, denn ihr Name stammt wol eher vom Rugeland, d. i. die Stätte, wo das Rügegericht gehalten ward, als von Roland ab. Da diese Säulen aber meist einen riesigen, voll geharnischten und gewappneten Mann darstellten (die späteren Bilder dieser Art machten ihn ganz zum römischen Krieger, wo nicht gar zum Mars), so war es leicht, den Namen eines Helden mit der ursprünglichen Namengebung zu verschmelzen, und letztere sogar in den Hintergrund treten zu lassen. Berühmte Rolandbilder haben bis heute noch Bremen, Goslar, Brandenburg, Prenzlau, Stendal; in letzter Stadt ist das Rolandsbild so riesig, daß allein des Schwertes Länge zwölf Ellen mißt. Auch Berlin, Erfurt und viele andere Städte ermangelten nicht solcher Bildsäulen, selbst in vielen Dörfern, namentlich am Harz, finden sich deren sogar von Holz, grotesk geschnitzt und noch grotesker bemalt. Den Berliner Roland feierte Willibald Alexis durch einen geschichtlichen Roman.

Die übrigen Dichtungen, die in den Sagenkreis Karls des Großen gehören, übten, mit Ausnahme der schon erwähnten Haimonskinder, auf deutsche Sagen kaum einen anderen Einfluß, als daß man sie allenfalls theilweise zu späteren Volksbüchern verarbeitete, dahin gehört Wilhelm der Heilige von Oranse (Orleans), Flos und Blankflos, eine liebliche, häufig in Prosa wie in Versen bearbeitete Sage; die gute Frau, auch dahin einschlagend, vielleicht noch den Nachhall alter Mythe in sich

bewahrend — von denen zum Theil noch später die Rede sein wird.

An der Spitze der gereimten Gedichte steht mit Recht die der Mitte des zwölften Jahrhunderts angehörende Kaiserchronik, welche in erzählender Weise die Geschichte der römischen und deutschen Kaiser von Julius Cäsar an bis zu Konrad III. feiert; später überarbeitete Handschriften dieser Dichtung eines unbekannten Verfassers haben noch Verlängerungen, die bis zum Tode Friedrichs II. gehen.

Auf der Grundlage antiker Romandichtung wurzelnd, schrieb im 12. Jahrhundert der französische Dichter Gautier von Arras ein metrisches Werk, betitelt Emperéour Eracles; ein Deutscher, der „gelérte man Otte“ dichtete dasselbe unter dem Namen Eraclius nach. Der erste Herausgeber dieser beiden Poesien, Professor H. F. Maßmann, hält dafür, daß dieser Otte kein anderer Dichter sei, als der berühmte Otto, Bischof von Freisingen, welcher der Verfasser einer Weltchronik war, und belegt dies mit überzeugenden Gründen, die in einer sorgfältigen kritischen und geschichtlichen Untersuchung wurzeln, obschon Andere die Annahme bestreiten, daß jener Otte und dieser Otto ein und dieselbe Person gewesen seien.

Diesen Stoffen, welche Kaiser, Könige und Helden besangen, wurde häufig auch biblischer Inhalt beigemischt, oder die Dichter entnahmen der Bibel einen Stoff und schmückten ihn mit weltlichen Bildern aus, so daß sie zum Theil legendenartige Färbung erhielten, wie dies auch in den früher erwähnten Marienleben-Dichtungen der Fall war.

Sagenkreis vom König Artus u. s. Tafelrunde.

Ebenso sangen mit eigener Ausschmückung berühmte deutsche Dichter bretonische Epen nach, deren Inhalt den König Artus und seine Tafelrunde feiert. So danken wir Hartmann von der Aue das Heldengedicht Iwein, der

Ritter mit dem Löwen, Wolfram von Eschenbach den Titurel und den Percifal, Wirnt von Gravenbergh den Wigalois, den Ritter mit dem Rade, Eckhard von Hobbergen den Tristan, welches Gedicht später Gottfried von Straßburg lieblich und anmuthvoll erneute, und Ulrich von Thürheim wie Heinrich von Briberg fortsetzten. Unbekannte Dichter sangen den Lohengrin, den Gawin, den Wigamur u. a. nach, und es wurde der Schatz mittelhochdeutscher Poesie auch durch diese Dichtungen ungemein bereichert, wenn auch wenig davon zur allgemeinen Kunde des Volkes kam, und in deutschen Sagen außer den mit dem Lohengrin verbundenen niederrheinischen Schwanrittermären, deren auch Konrad von Würzburg eine sang, keinen Nachklang fand. Indem aber das Gedicht Lohengrin in eine Geschichte der sächsischen Kaiser ausläuft, tritt es in den Kreis der Chronikendichtung wieder ein. Zur Ueberfülle derselben gehören ein verloren gegangenes Gedicht über den Hohenstaufen Kaiser Friedrich I., um 1230 verfaßt, Ulrichs von Lichtenstein Gedicht Frauendienst, Wolframs von Eschenbach Herzog Friedrich von Schwaben, des späteren Peter Suchenwirths Albrechts von Oesterreich Ritterschaft in Preußen, sonst Konrad von Würzburg zugeschrieben, Rudolfs Grafen von Hohen-Ems Weltchronik, eine der erwähnten Dichtungen mit biblischer Grundlage. Eine solche Universalchronik verfaßte auch Johann Enenkel, desgleichen ein Fürstenbuch von Oesterreich und Steierland, Ottager (Ottokar von Horneck) schrieb metrisch eine sehr umfangreiche und nicht unbedeutende Oesterreichische Chronik, die von 1250 bis 1309 reicht. Gottfried Hagen besang die Händel der Stadt Köln am Rhein mit ihrem Erzbischofe im Jahre 1270. Heinrich von Veldeck sang das Leben Herzog

Reimchroniken.

Ernst's von Baiern, Wolfram von Eschenbach feierte den Herzog Friedrich von Schwaben in gleicher Weise, Hans von Würzburg den Herzog Wilhelm von Oesterreich; so wurden auch Herzog Heinrich der Löwe, Otto der Bärtige, Reinfried, Herzog von Braunschweig, Herzog Johann von Mecklenburg (niedersächsisch), Leopold, Herzog von Oesterreich, Landgraf Ludwig von Thüringen u. A., wenn nicht poetisch, doch metrisch gefeiert und verherrlicht.

Wie ernst diese Verherrlichungen edler, tapferer und — was die Hauptsache war, freigebiger Fürsten gemeint waren, offenbart in anziehend-anschaulicher Weise das Gedicht vom Wartburgkriege, das an der Spitze änigmatisch-dramatischer Dichtungen, selbst nicht ohne dialektischen Anhauch jener Zeitperiode steht. Indem dasselbe uns zu allbekannten Schauplätzen führt, überstrahlt es sagenhaft und dichterisch zugleich den geweihten Boden der Wartburg, und läßt tiefe Blicke in das höfische Gebaren jener Zeit, wie in das sociale Leben der Sänger, ihre Anschauungs- und Gefühlsweise thun. Es war ein fröhliches Treiben Seitens der Wartburggenossen, so daß selbst Walthern von der Vogelweide endlich von dem Lärm die Ohren weh thaten, und er sang:

„Ein' Schaar fährt aus, die andre ein, Nacht und Tag."

und gleich darauf:

„Und gält' ein Fuder guten Weines tausend Pfund,
Nie ständen doch der Ritter Becher leer."

Darum konnte gar wol ein alter Sänger die Wartburg dichterisch ein Schloß Zechenbach nennen (vgl. Th. 1. S. 200), weil den Zechern allda der edle Wein gleich einem Bache floß.

Gleichwol bereicherte der Wartburgkrieg (das Gedicht, nicht die geschichtliche Thatsache, welche einige Hyper-Gelehrte ganz und gar abzuläugnen versucht haben) — weni-

gar die örtliche Sage im Volksmund, als einen besonderen Literaturzweig, den der Räthseldichtung, welche, schon in Eddaliedern aufblühend, nachmals von vielen Minnesängern gern gepflegt, und dadurch später völlig volksthümlich wurde, so daß nach und nach viele, jetzt äußerst selten gewordene Räthselbüchlein erschienen, wodurch in langer Weiterpflege noch bis heute in Volks- und Kinderkreisen die den Verstand und das Nachdenken schärfende Räthsellust voll lebendig ist.

Räthseldichtung.

Mit der Räthseldichtung, die häufig in scherzhaften Weisen sich erging, ging auch gleichzeitig die heitere Märe, der Schwank, die Fabel Hand in Hand. Es wurde schon in der Einleitung d. W. Theil 1. S. 7. angeführt, daß die deutsche Sprache das Wort Märe anfänglich sächlich brauchte, doch tritt auch dasselbe Wort gleichzeitig weiblich auf, wie u. a. es in der Klage heißt:

von Pazowe der bischof Pilgerin
durch liebe der neven sîn
hiez er schrieben dizze maere.

Gleich darauf aber in derselben Stelle, nur 17 Verszeilen weiter unten heißt es:

er unt manic ander man
daz maere prüeven dô began.

Dieser Wechsel begegnet in späteren Dichtungen sehr häufig.

Didaktische Dichtung.

Selbst die didaktische Poesie, die um dieselbe Zeit entschieden hervortrat, einte sich mit der Fabel, der Märe und dem Schwank ganz vortrefflich, wie namentlich Hugo von Trimbergs Gedicht, der Renner, beweist. Der Pfaffe Amis vom Stricker, welcher auch ein Erzählungs- und Fabelbuch schrieb, betitelt: die Welt, der Meier Helmbrecht, von dem Dichter Wernher dem Gartenäre; Boners Edelstein und eine Menge um diese Zeit her-

vorbrechende Blüthen der bürgerlichen Dichtkunst, gehören alle diesem neuen Kreise an, der weit weniger die hohe und ritterliche Poesie berührt, aber desto mehr für unseren nächsten Zweck, Sage, Märe und Fabel in ihrem geistigen Zusammenhange und ihrem Verständniß zu erörtern und zu beleuchten, von Wichtigkeit ist. Die Dichter dieser späteren Literaturperiode kannten zwar recht gut die großartigen epischen Dichtungen der Vorgänger, aber sie konnten sie nimmer erreichen, und hier paßt die vergleichende Hindeutung vom Nibelungenlied auf die unsterblichen Dichtungen Homers, zu deren Großartigkeit auch kein Epigone sich aufzuschwingen vermochte und vermag, obschon die Nibelungen und Gudrun ethisch und poetisch noch höher stehen, als die Homerischen Gesänge.

Mancher später Lebende versuchte, wie der oftgenannte Stricker, die hohen Lieder früherer Tage nachzusingen, so das Rolandslied vom Pfaffen Konrad, und andere, wobei er mindestens das Verdienst hatte, seinen Zeitgenossen die Stoffe verjüngt und ihrem Verständnisse angepaßt, vorzuführen, aber er selbst beklagt das Dahingeschwundensein der schöneren poesiereicheren Vergangenheit, wie stets das Alter um die verblühte Jugend klagt, die, vom Zauberlichte der Erinnerung umglänzt, gleich einer hellen Morgenröthe glüht. Alles ist hin, das ist der trübe Grundgedanke dieses Dichters, das freudige Minnesingerthum, der holde Frauendienst, die gastliche Freigebigkeit der Fürsten, der verschwenderische Glanz der Hofhaltungen, die rosige Freude mannichfaltigster Festlust — Alles dahin. Der Dichter schildert so treu und so traurig, als hätte ein filziger Finanzminister der Neuzeit ihm die Flügel seines Musenrosses beschnitten, und dadurch stimmen sich auch die Saiten seiner Sängerharfe tief herab, ja sie verstimmen sich bis zum

mißmuthigen Verstummen. Dennoch aber weiß er sich zu ermannen, dichtet voll Witz und Laune seinen Pfaff Amis, Märchen, Schwänke und Fabeln, in denen Humor und Satyre sich mit Moral und guter eindringlicher Lehre begegnen. Mit sicherer Hand greift er in das volle Leben hinein, und entnimmt der fernsten Ferne wie dem classischen Alterthume dankbare Stoffe.

Dem Gleichniß oder Beispiel, d. h. der den Gedichten dieser Färbung meist zugesellten Moral, muß häufig auch die Thierfabel als Träger und Stütze dienen, und obwol deren früheste Spuren in ein weit höheres Zeitalter hinaufreichen, wird erst hier der rechte Ort sein, ihrer näher zu gedenken. Aber auch hier ist es abermals Jacob Grimm, dessen gründlicher Erforschung über dieselbe wir Alles danken, was wir über deren ältesten Ursprung und ihre spätere Weiterbildung zu sagen wissen, und dies offen eingestehen, wird uns wol nicht zum Schimpf gereichen. Thierfabel.

Das innige Eingehen in das Leben der Thierwelt und das Verständniß derselben wurde von uns bereits oben Th. 1. S. 116 als ein vorzugsweiser Grundzug deutschen Wesens und Volkscharakters bezeichnet. Dies tritt am lebhaftesten beim Geschlechte der Vögel, und da wieder bei den Singvögeln hervor. Zahllos sind die ausdeutenden Nachsprechungen der Vogelstimmen beim Volke der Landleute, der Hirten, und aller jener enthusiastischen Singvögelfreunde, -Fänger und -Halter, die man in Thüringen insgemein mit dem Namen: Vogels-Tobiese bezeichnet, Nachsprechungen, die jedem Dialekt angepaßt sind. Da ruft die Wachtel der Schnitterin zum Fleiß ermunternd zu: „Barbe! Barbe! Bück' den Rück! Bück' den Rück!“ Der Finke ladet durstige Brüder ein: „Fritz, Fritz, Fritz, Fritz, willst du mit zum Wein gehn?“ Der Goldammer freut

sich der ihm Körner liefernden Aernte und singt: „Wenn ich 'ne Sichel hätt', wenn ich 'ne Sichel hätt', wollt' ich mit schnid!" (schneiden). Der Todtenvogel ruft dem Landmann sein schauriges „Komm mit! Komm mit!" zu. Die Meise freut sich des Sitzes auf hoher Tanne und ruft: „Sitz' i da! Sitz' i da!" Die Lerche hat, wie die Schwalbe, ihren ausgedeuteten Gesang, nicht minder der Zeisig, nur sind die bäurischen Nachsprechungen ihrer Naturlaute häufig allzu natürlich, so daß sie nicht gedruckt werden können. Selbst der Aberglaube hat sich der Neigung, Singvögel zu pflegen, bemächtigt, und lehrt unter andrem: Wenn Jemand einen guten Finken hat, und ein Nachbar kommt, und macht dem Besitzer diesen Finken feil, d. h. er bietet Geld dafür, so stirbt der Finke, wenn er nicht hergegeben wird. Da dies Hergeben nun in vielen Fällen für den Eigenthümer des Vogels schmerzlich wäre, so muß ein Gegenzauber geübt, und der Vogel *verhängt* werden, nämlich er wird sammt seinem Bauer von dem Nagel, an welchem letzterer bisher hing, weggenommen und an einen andern gehängt, das hebt die schädliche Wirkung des Feilmachens auf. Viele Vögel, namentlich die Fresser weichen Futters: Nachtigallen, Amseln, Drosseln, Staare u. a. lieben Mehlwürmer, die Larven des Schattenkäfers, Tenebrio molitor, welche daher in besonderen Töpfen zahlreich gezogen werden. Mehlwürmer aber darf der Eigenthümer bei Leibe nicht *verschenken*, auch nicht an den besten Freund; es muß eine Gabe, und wäre es die allergeringste, dagegen gegeben werden, sonst geht die ganze Hecke ein.

Aus diesem so innigen Verkehr mit der Thierwelt, dem jener mit dem nützlichen Hausvieh zur Seite steht, entspringt unbewußt dem Menschen ein Studium, eine Kenntniß der animalischen Individuen, und sie werden ihm lieber

und lieber, dem Reiter sein Roß, dem Jäger sein Hund, dem alternden Fräulein seine Katze, der vornehmen Dame ihr Papagei, dem Handwerker sein Staar ꝛc. Jedes weiß nun unaufgefordert Züge von der Lieblinge ganz besonderer Klugheit zu erzählen, jedes erforscht mehr oder minder die Aeußerungen einer *Thierseele*, und wo eine solche anerkannt wird, ist die Seelenverwandtschaft nicht fern. Die Urzustände der menschlichen Gesellschaft begünstigten dies um so mehr, als die Cultur die Menschen, oder doch einen sehr großen Theil derselben der Natur noch nicht geradezu fern gerückt hatte. Ein Jäger-, Hirten-, Fischervolk, eine ackerbautreibende Bevölkerung war von der Thierwelt rings umgeben, verkehrte mit ihr auf das innigste, und es mußten daher Ideen wach werden, welche die gegenseitigen Beziehungen des Menschen zum Thiere, des Thieres zum Menschen im höheren Sinne faßten, sie poetisch verklärten und so einen Mythus schufen, von dem wir schon oben genugsam gehandelt haben. Man schied frühzeitig die Laute der Säugethiere und Vögel, die Raben *sprechen*, die Hähne *krähen*, die Eulen *krächzen*, Gimpel *pfeifen*, Gänse *schnattern*, Nachtigallen und Finken *schlagen*, Sperlinge und Schwalben *zwitschern*, Lerchen und alle Sanggenossen *singen*. Der Mythus kannte die Kunst, die *Sprache* der Vögel zu verstehen; auch der Sprache anderer, namentlich der vierfüßigen Thiere, gedenken morgen- und abendländische Dichtungen häufigst, und Märchen und Fabel nahmen sich bis heute die holde Freiheit, Thiere menschlich denken und handeln, sie *reden* zu lassen mit Lauten der Menschenzunge. Der Mythus bevölkerte die Welt mit Fabelthieren, sinnende und tiefe Weisheit früher Culturvölker gab Gestirngruppen Thiergestaltung, und die sogenannten „Herren der Schöpfung" beugten

lange ihren Stolz willig unter den Einfluß des Widders und des Stieres, des Krebses und des Löwen, des Scorpions und der Fische.

Daß die früherwachte Poesie das Leben und Wesen der Thierwelt mit der Menschenwelt in sinnige Verbindung brachte, ist der Ursprung aller Thierfabel. Diese konnte vereinzelt auftreten, und that es, allmählich aber flossen die Quellrinnen zu einem epischen Strome zusammen, in dem sich menschliches Gebahren, Thun, Denken, Handeln und Dichten, gleich Uferbildern unverzerrt wiederspiegeln. Die alte Thierfabel ist nicht Satyre auf das Treiben der Menschenwelt, sie ist harmlose Dichtung, und rein um ihrer selbst willen da; die in sie gelegte moralisirende Richtung und Neigung gehört ungleich späterer Zeit an, und fast mehr als zu viel wurde in der letzteren die Thierfabel für den didaktischen Zweck ausgebeutet, ja diesem völlig dienstbar gemacht. Endlich gedieh es dahin, daß der Begriff des Wortes Fabel fast ausschließlich an der Thierfabel haften blieb, und dies wäre, könnte es Dauer und feste Begründung erhalten, im Allgemeinen auch recht gut; es gäbe dem Begriffe eine Abrundung und dem Schatze eine sichere Truhe.

Aus der antiken Welt überkam uns aus diesem Gebiete in frühester Zeit nur wenig; zunächst die dem Homer zugeschriebene epische Batrachomyomachie, welche in späterer Zeit durch Rollenhagens erweiterte und veränderte Dichtung: „Der Frösch' und Mäuse wunderbare Hofhaltung" in Deutschland eingebürgert wurde, dann die Fabeln Aesops, die nur Trümmer eines Gebäudes alter Thierfabeln sind, wie die des Römers Phädrus, der Aesop nur wiederholt, wenig Eigenes darbietet, und dies Eigene sammt dem angeeigneten, so trocken und hausbacken, wie nur möglich.

Die Märchen des Morgenlandes sind häufig mit Thiergeschichten sinnig durchwoben, und in der Thiere Mund ist, im Gegensatze zur deutschen Thierfabel, in welcher mehr der Thiere List, Verschlagenheit, Tücke und Untreue in den Vorgrund tritt, hohe Weisheit gelegt, die sich beispielgebend und lehrreich äußert. Eine Probe solcher morgenländischen Behandlung, die uns wahrhaft mustergültig erschien, haben wir in unser deutsches Märchenbuch aufgenommen; es ist die Märchenkette: „Das Mäuslein Sambas oder die treue Freundschaft der Thiere," und zwar nach dem Buche: „Der alten Weisen Exempel, Sprüche, mit viel schönen Beispielen und Figuren erklärt" rc. Frankfurt a. M. 1592, das wieder die alten Fabeln des Bidpai zur Quelle hat.

Gleich im ersten Märchen der tausend und eine Nacht begegnen uns redende Fische; aus indischen Epen selbst ging analoger Stoff in die Thiermärchen abendländischer Völkerschaften über, davon nur ein Beispiel. Im indischen Gedicht Nal und Damajanti begegnet die Erlösung einer in Flammen Pein leidenden Schlange (oder vielmehr des Schlangenkönigs). Ein serbisches Märchen hat ganz denselben Eingang und nur völlig andere Färbung des Ausganges. *)

Indeß bildete kein Land und Volk der Erde die Thierfabel so tief durchdacht und sinnig aus, als das deutsche,

*) Volksmärchen der Serben. Gesammelt und herausgegeben von Wuck Stephanowitsch Karadschitsch. Ins Deutsche übersetzt von dessen Tochter Wilhelmine. Mit einer Vorrede von Jacob Grimm. Nebst einem Anhange von mehr als tausend serbischen Sprichwörtern. Berlin, G. Reimer 1854. Eine treffliche Sammlung, die auch sonst noch manche eigenthümliche serbische Thiermärchen enthält.

und J. Grimm sagt über dieselbe in dem Werke Reinhart Fuchs, Berlin, Reimer 1834: „Die fülle ihrer entstehung und ausbildung überbietet alles, was das alterthum in der fabel hervorgebracht hat. Mit der ganzen kraft des epos, knospe an knospe schwellend, erblühte sie aus deutschem stamm in den Niederlanden, dem nördlichen Frankreich und westlichen Deutschland. — Wie Wenige, selbst unter den Gebildeten unseres Volkes, sind dazu gelangt, dies zu wissen und zu würdigen! — Also nur einen beschränkten Standort hatte diese uralt heimische Poesieblüthe, die Thierfabel, deren Cotyledonen, um beim botanischen Bilde zu bleiben, wurzelständig ausschlagend, nur der Fuchs und der Wolf sind. Diese beiden Thiere sind die ursprünglichen Träger der Thiersage; des Fuchses List und Schlauheit, sein Leisetritt, sein feiner Geruch, und des Wolfes Wildheit, Tücke, Gier und Gefräßigkeit macht zunächst beide zu Gegensätzen, dann zu Gegnern, obschon sie einander verwandt sind, auch in den sprachlichen Benennungen, die hier aus einander zu setzen zu weit führen würde. Diese Verwandtschaft, welche in der Fabel als Vetterschaft und Gevatterschaft auftritt, geht in loser Weise, mehr als sich ziemt, ins Weite. Zu vermuthen, daß der rothe Fuchs mythische Beziehung zum rothhaarig gedachten Gotte Thorr gehabt, wie der Wolf zum Loki, liegt sehr nahe, — sein rothes Haar dient ihm häufig zu Schimpf und Schelte, die rothen Goldstücke nennen wir nicht minder Füchse, wie rothhaarige Menschen, und immer ist dabei, mit Ausnahme des rothen Pferdes, das ebenfalls Fuchs heißt, ein leiser Begriff des Treulosen, Falschen. Dem also „Gezeichneten" ist, wie dem Fuchs, nicht zu trauen. „Brennt dich das Füchschen?" fragt die Neckelust, wenn sie da oder dort zärtliche Neigung zu Rothhaarigen wahrnimmt. Fuchsroth

ist förmlich bezeichnend für eine Farbenmischung. Das treulose Element im Fuchs macht ihn zum schlauen Hofmann, zum Rathgeber (conseiller), zum Kanzler, zum Redner, zum Arzt, kurz, er paßt in alle Sättel, und ist nach dem Volkssprüche so recht mit allen Wassern gewaschen, nur mit keinem guten.

Der Wolf hingegen ist alt, grau, grämlich, grausam, ungefüge, Griesgram und Griesbart, und noch dazu durch den Fuchs zum Hahnrei gemacht. Er ist stark, wild, gefräßig, frech und gierig, dabei doch auch schlau, gewitzigt, und ob er schon in einigen Dichtungen mit einem Hofamt, als Connetable (comes stabuli), auftritt, so nimmt er sich in anderen als tribunus plebis, als der nach fremdem Gut hachich begehrliche, nimmersatte, geizige, gewaltsame Volksmann noch besser, weil seiner Natur gemäßer, aus. Vgl. J. Grimm: Reinhart Fuchs XXXVIII.

Neben Wolf und Fuchs und hoch über beide stellt die Fabel den König der Thierwelt, den Löwen, der über das Gesammtreich herrscht, während das Reich der Vögel den Adler hatte und nebenbei den Zaunkönig (vergleiche oben die kleine Thierfabel vom letzteren, Th. 1. S. 129). Nachtigal und Lerche sind hinwiederum die Königinnen der gefiederten Sängerwelt, in alten Dichtungen häufig mit Frau Nachtigal, Frau Lerche, als Herrinnen, Herrscherinnen, gleichwie Frau Sonne, bezeichnet. Das Reich der schwimmenden Wasserwelt hat den Delphin zum Herrn, Bienen haben ihren Weisel, ihre Königin, Ameisen desgleichen, doch heißt die Ameisenkönigin auch Burgwart. Die Frösche erhalten leider nur den Storch zum König, der sie frißt.

Zwar war den Urgermanen der Löwe nicht bekannt, als aber die Cultur sich in Deutschland zur Höhe der epischen Dichtungen erhob, war durch Römer und Afrikaner

mal längst auch der Löwe nach Deutschland gelangt, vielleicht früher häufiger, wie jetzt, als Luxusthier der Großen und Vornehmen gezähmt, mindestens gehalten. Bekannt ist ja die Wartburgsage vom Löwen Landgraf Ludwigs des Frommen, die oft besungen ward, und erst jüngst durch Moritz von Schwind's Künstlerhand in einem der Wartburgsäle aufs Neue verewigt wurde. Auch der Nibelungenheld Siegfried jagt Löwen am Rhein. Gleichwol war den Altvordern nicht der Löwe, sondern der Bär der König der Thierwelt und der deutschen Wälder, was außer den Schriftquellen, die Jacob Grimm im Reinhart Fuchs anführt, auch aus später in Betracht zu ziehenden Schildsagen hervorgeht. Diese drei Thiere, oder viere, wenn wir wollen, Fuchs, Wolf, Löwe und der dem Hofe der Fabel nahe genug gestellte Bär, bilden deren Hauptträger, alle anderen sind Nebenpersonen. Ihre Namen nennt man nicht gern geradezu — analog dem oben schon angeführten Sprichwort: Wenn man den Wolf nennt, so kommt er gerennt, geradeso, wie gesagt wird: „Man soll den Teufel nicht an die Wand malen" — denn auch der Teufel durfte nicht bei diesem Namen genannt werden, man sagte höchstens: der Böse, und sagt dies auf dem Lande noch heute häufigst — oder auch: der Gott sei bei uns, wozu drei Kreuze, als Segenszeichen geschlagen, gehören.

Fuchs- und Wolfsnamen wurden auch Pflanzen zu Theil, es sind zu T. 1. S. 143 neben den Wolfsnamen noch Fuchsschwanz, 4 Arten, Fuchsriedgras, -Wedel und -Höblein nachzutragen.

Alte lateinische Gedichte behandelten die Thierfabel unter den Titeln: Isengrimus, d. i. der Wolf, Reinardus, d. i. der Fuchs; der Ursprung dieser Dichtungen wird von J. Grimm nach Flandern verlegt, die Dichter blieben unbekannt, die Zeit der Dichtung des Reinardus fällt zwischen

1148—1160. Aber ungleich früher bildete sich, und zwar schon vor den Zeiten des Minnesanges, der Stoff zur Thiersage in Deutschland aus, und dieselbe wurde jedenfalls gleich episch erfaßt und behandelt, ging aber verloren, und kam nur in einer späteren Dichtung auf uns. Nur die koloczaer Handschrift und eine pfälzer bewahrten dieselbe auf.

Der ursprüngliche Dichter der letzteren nennt sich Heinrich Glichsenäre (Gleisner), ein Beiname, der selbst nach der Fuchsnatur hinweist, aber sein uns aufbehaltenes Gedicht ist ebenfalls nicht das ursprüngliche in dessen ächter Gestalt. Auch am Schluß dieses sehr anziehenden mittelhochdeutschen Gedichtes von 2266 Verszeilen, heißt es:

Hér endet ditze maere,

und gleich darauf 7 Zeilen weiter:

daz er das maere hat verlan.

Uebrigens kommt auch schon in der S. 4. erwähnten Kaiserchronik ein Stück Thierfabel vor. Da derselben nun epischer Boden gewonnen war, bemächtigte sich ihrer auch die französische Poesie im Gedichte Renart, der wieder die Grundlage des Romans Du Renard abgab, und die flämische im Reinaert von Willam die Matoc. Erst das letztere Gedicht wurde zur Quelle für jenen sächsischen Bearbeiter Baumann, den zuerst Rollenhagen als Verfasser, ja als Erfinder des später so allbeliebten gereimten Volksbuches Reinecke der Fuchs nennt und ausgiebt. Baumann aber nennt hinwiederum Heinrich von Alkmar in Lothringen als denjenigen, der das Gedicht aus wälscher und französischer Sprache zuerst in die deutsche übertragen habe. Wie groß oder wie klein nun des Letztgenannten Antheil am Werke sei, und ob er mehr that, als abtheilen und umdichten, bleibt zur Zeit noch dahingestellt, wie denn auch das Eingehen auf die ältesten und alle späteren Ausgaben des

Reinecke der Literaturgeschichte anheimfällt. Nur das sei noch bemerkt, daß auch die zeichnende Kunst an den erwähnten Ausgaben sich mannichfach versuchte, und daß Virgil Solis und Jost Amman treffliche kleine Holzschnitte zu den deutschen und lateinischen Ausgaben lieferten, und den Humor in der Fabel treulich wiedergaben, während die spätere Kunst ihren beiderseitigen Leistungen weit nachstand. Unübertreffliches hat dagegen in neuester Zeit Kaulbach in seinen Bildern zu Reinecke Fuchs nach Goethes Umdichtung geleistet.

Der Beifall, welchen mehr und mehr die Nation der epischen Thierfabeldichtung schenkte, wirkte naturgemäß auf lange Zeit auch auf andere Dichter anregend ein, und indem sie zum Theil Selbstständiges schufen, verjüngten sie auch vereinzelte, schon vor dem Reinecke dagewesene Fabeln und Thiersagen; den vom Fremdland frühzeitig eingebrachten Fabeln Aesops mischte sich die einheimische Dichtung, und indem die Thiersage selbst Kindern mundrecht gemacht wurde, half sie das Märchen bilden. Auf der anderen Seite bemächtigte sich selbst die höhere Kunst derselben; so fand sich im Straßburger Münster, der Kanzel gegenüber, an zwei Pfeilern eine Steinbilderreihe, darstellend das Leichenamt des todten Fuchses. Dieses humoristische Steingebilde, ganz am Ende des dreizehnten Jahrhunderts entstanden, blieb zunächst nur in einem großen Holzschnittblatte Tobias Stimmers erhalten. Fischart dichtete Spottverse auf den katholischen Klerus hinzu, die vielen Unwillen erregten, weil sie den Bildern eine Deutung gaben, an die der Künstler, der sie schuf, nicht dachte, und so wurden das fliegende Blatt und seine Verbreiter verfolgt, auch endlich das Kunstwerk hinweg gemeiselt.

Am ersten Pfeiler erschien der Bär mit Weihkessel und

Sprengel, unmittelbar ihm auf dem Fuße folgte der Wolf mit einem Kreuze; hinter beiden ging ein Knabe als Kerzenträger: der Hase. Hierauf die Bahre, darauf der todte Fuchs, in lauernder, sitzender Stellung, so wie er leibte und lebte, nicht wie auf späteren Verkehrteweltbildern, liegend und alle Viere von sich streckend. Der erste Träger war der Eber, grimmig nach dem Fuchs umschauend, als sei er eingedenk all' des Bösen, was ihm durch Reineckes Tücke widerfahren; der andere Träger der Bahre war der Bock, der seine Nase witternd nach des Fuchses Hintertheil streckte, welches dieser durch den emporgeschlagenen Wedel (den Schwanz) völlig Preis gab. Unter der Bahre saß, Grimassen schneidend, ein Affe. Dies war der Conduct. Am zweiten Pfeiler zeigten sich die Exequien. An einem Altar, darauf ein Kelch stand, las der Hirsch aus einem Buche eine Seelenmesse, hinter ihm sang aus einem großen Buche, das auf dem Kopfe des vor ihm knieenden Katers ruhte, der Esel das Requiem. Das Holzschnittblatt zeigt die beiden Pfeiler im Kleinen, und die Figuren im Großen, und es steht auf ihm der mit dem Zuge als der erste, der mit den Exequien naturgemäß als der zweite.

Vielen eigenen, vielen fremden Stoff der Thierfabel verschmolz nun im Laufe der Zeit die einheimische Dichtung; sie machte sich selbst und den Zeitgenossen völlig das Fremde zum Eigenthum und gestaltete es in selbstständiger Weise, ließ es Fabel bleiben oder formte es zum Märchen, und behandelte es rhythmisch oder auch in Prosa. Reiche Beispiele davon liefern Jac. Grimms Reinhart in den kleinen stücken S. 291 u. ff., dann Boners Edelstein, der schon als eines der ersten Denkmale der größten aller Erfindungen 1461 mit Holzschnittzier erschien — ebenso Bodmers Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger. Zürich 1757.

Aesop blieb stets Vorbild, und fand immer neue Bearbeiter, besonders in der Reformationsepoche, in der ein vorwaltender Hang zur Satyre die Geisel gern unter das Gewand der Fabel barg. Als Hauptträger und zugleich Vorläufer dieser Richtung trat Sebastian Brant auf, dessen Fabeln zuerst 1508 lateinisch erschienen. Liebte doch Luther auch diesen Zweig der Dichtung, und gab selbst „Ein neu Fabel Esopi" zu Halle 1528 heraus, schrieb auch hundert Fabeln, die Chyträus 1571 gesammelt erscheinen ließ. Die spätere Fabeldichtung blieb natürlich nicht bei der Thiersage stehen, wie auch die früheste, vom Ausland herüberkommende, nicht ausschließlich an dieser festhielt.

Reichen Sagen- wie auch manchen Fabelstoff häufte Johannes Agricola in seiner Sprichwörtersammlung auf. Wie nur Wenige seines Zeitalters, war dieser Mann noch erfüllt von Liebe wie von Kenntniß der Poesie der Vorfahren. Im Jahre 1545 erschien zu Freiburg im Breißgau „Esopus Leben vnd Fabeln", deutsch, in kräftiger, kerniger Sprache, der Titelholzschnitt dieses Buches, als dessen Sammler nur der Verleger Stephan Meloch Graff sich kund giebt, hat die Jahrzahl 1531 und das Monogramm B-K. Dem Aesop sind Fabeln Rimitii, Aniani und Anderer nebst Beispielen und Lehren Seb. Brants beigefügt. Wie sehr sich sodann Hans Sachs als Fabel- und Schwänkedichter auszeichnete, ist bekannt. Mit ihm wetteiferten Erasmus Alberus und Burkhard Waldis, welcher letztere ebenfalls den Aesop erneuete und hundert neue Fabeln hinzudichtete. Ihnen schloß sich unmittelbar Hartmann Schöpper aus Neumark in der Pfalz an, der jedoch nur in magerer Weise einen Holzschnitt-Aesop erläuterte, dessen Bilder der talentvolle und feine Kleinmeister Virgil Solis geschnitten, mindestens vor-

gezeichnet hatte. Eucharius Eiering trat ebenfalls nachahmend in diese Reihe und es fehlte auch nicht an späteren Nachfolgern, deren Aufzählung in die literarische Uebersicht gehört. Genug, die Fabel, vorzugsweise aber die Thierfabel, blieb nun ein geistiges Nationaleigenthum, das treulichst fortgepflanzt und fortgepflegt wurde, und behauptete neben Sage, Märe, Schwank und Abenteuer ihre selbstständige Stellung.

Die einheimische Volkssage berührt nicht selten Thiere und läßt sie auch reden. Einige Beispiele davon sind im D. Sagenbuche aufgeführt. In der Zeiten Frühe hinauf deutet jene Sage vom alten Schlosse Schell-Pyrmont (Nr. 291), wo Thusnelde, Hermanns des Cheruskers Weib, gewohnt haben soll. Sie hatte ein Vögelein, welches reden konnte; einst kam es und rief: „Hessenthal blank! Hessenthal blank!" womit es das Annahen eines Römerheeres verkündete. Thiersagen.

Schön ist die Sage vom Paradies der Thiere (a. a. O. 20.) im hohen Alpengebirge, wo sie in Unschuld und himmlischem Frieden leben, von Gottes Hand geschirmt. Nur alle sieben Jahre darf ein Menschenauge dieses Paradies erblicken. In der Sage von den „drei seligen Fräulein" im Oetzthal ist ebenfalls eines paradiesischen Thiergartens auf hoher von Gletschereis umwallter Alpe gedacht, und den Schützen, den die seligen Fräulein liebten, und ihm das Tödten eines ihrer gefeieten Thiere untersagten, der aber seinem Jägergelüst doch nicht widerstehen kann, trifft schwere Strafe. Schillers Gedicht „der Alpenjäger" deutet in anziehender Weise nach gleichem Sagenstoff. Auch die Herdmandli am hohen Pilatusberge schützten und schirmten Heerden und Fische (a. a. O. 11.). Ein Lamm, das ein frevler Senne tauft, wird von Gott in ein Ungeheuer verwandelt (a. a. O. 22). Ein Esel bezeichnete nach der Sage die Stelle, auf welcher das Kloster Altenberge begründet

wurde (a. a. O. 108.). Dasselbe, wo Bienen die Immenkapelle kunstvoll erbauten. Der Pferde, welche die Wahrheit der Kunde von auferstandenen Frauen bezeugten, wurde schon Th. 1. S. 117. gedacht. Unheilkündende weiße Vögel flogen, und Stimmen aus den Lüften schrillten klagend: Weh' über Pommerland! (a. a. O. 224.) Des Erscheinens unbekannter Vögel wird nicht selten in thüringischen und fränkischen Chroniken gedacht. Weiße Tauben weihten durch ihr Nahen die neuen Schlösser Wartenburg und Gerdauen (a. a. O. 256.). Das Hündlein Quedl ist auch ein willkommener Sagenzeuge (a. a. O. 322). Der Vögelschlachten in Lüften gedenken Sagen nicht selten. So stritten die Raben eine Schlacht, die einen ganzen Tag lang dauerte, zu Kaiser Heinrichs IV. Zeiten (a. a. O. 325). Kämpfe der Störche wurden vielfach aufgezeichnet. Wie Hunde Brod verschmähen, wie Ratten und Schlangen vertrieben, Frösche zum Verstummen gebracht werden, enthalten a. a. O. die Nummern 342. 353. 354. 355. Selbst eine Laus, und sogar eine goldene, macht die Sage namhaft. Von St. Hubertus Hirscherscheinung, vom Raben von Merseburg, von den Raben von Kiffhausen, vom Orte, wo der Hund begraben liegt, von Fischen auf Bäumen, und dergleichen mehr, giebt es Sagen. Aus der Stachelbeerhecke im Dorfe Dillstätt ruft prophetisch ein Vögelein einem Brautpaare nahen Tod zu (a. a. O. 497), zu Prichsenstadt in Franken legt eine Eule statt Eier Dukaten, ist aber freilich auch ein Teufelsgespenst. Thiere reden mit einander in der Christnacht, und sagen den Tod ihres Herrn voraus. Wie die Geschlechtersage sich der Thiere, der Wölfe, Rüden und Hunde bemächtigt hat, soll später berührt werden.

Gespenstige, schwarze Vögel mit Telleraugen und Feuer-

schnäbeln entführen den Leichnam des gottlosen Abtes von Kalbsangst (D. Sagenb. 968), und so nimmt die Sage gar häufig die Thierwelt in Anspruch, obschon wieder in ganz anderer Weise, wie die Thierfabel jene benutzt, meist in sehr ernster, dem Humor der letzteren entgegengesetzter Weise.

So wie die Fabeldichtung den ursprünglichen Weg der Thiersage verließ, konnte es kaum fehlen, daß sie Schwank wurde, denn das ihr innewohnende heitere und neckische Element des Truges, der List, der Prellerei, der lächerlichen Kleinbürgerlichkeit, der stets bethört werdenden Beschränktheit, der Hahnreischaft und dergleichen ist ja auch zugleich das eigentlichste und innerste Wesen des Schwankes, der mit dem Abenteuer Hand in Hand ging, weil ein großer Theil der Abenteuer nicht auf sittlichen Ernst, sondern auf dessen gerades Gegentheil hinauslief. Aber auch die Dichter der Abenteuer und Schwänke, und ihrer waren viele, entnahmen gern und häufig fremdländische Stoffe, ließen die antike Welt hineinspielen, ließen alte Heldenlieder und Heldensagen nachhallen, spannen Stoffe aus, die schon Volkssagen geworden, und säeten wieder mancherlei poetischen Samen in das Volksleben, aus dem hinwiederum Sagen und Märchen als perennirende Pflanzen aufschoßten. Das Alles lenkt dahin, näher an dieses so stoffreiche und anziehende Feld heran zu treten, das zu gleicher Zeit nach alten Epen hinweist, die Sage berührt und der Märchenwelt dankbare Stoffe zuführen ließ.

Schwänke, Abenteuer und Rittermären.

Der um die Literatur des deutschen Mittelalters, namentlich um das Nibelungenlied und die Minnesinger so hochverdiente Professor Friedrich Heinrich von der Hagen zu Berlin hat sich auch das Verdienst erworben, unter dem Titel: Gesammtabenteuer einen füllereichen Kranz von hundert altdeutschen Erzählungen: Ritter- und Pfaffen-

Mären, Stadt- und Dorf-Geschichten, Schwänken, Wundersagen und Legenden zu winden, der 1850 zu Stuttgart und Tübingen in drei Bänden erschien. Es ist eine gediegene Auslese gereimter Stücke des 12. bis 14. Jahrhunderts in mittelhochdeutscher Sprache, und abgesehen von dem anstaunenswerthen Sammelfleiße des Herausgebers, wie vom einzelnen Inhalt, auch deshalb so höchst beachtenswerth, weil in ihr stets Ursprung und Heimath, örtlicher Anklang und sagenhafter Wiederhall und was dahin einschlägt, klar nachgewiesen wird. Das erste Stück: Adams und Eva's Klage deutet nächst dem allgemein biblischen Ursprung selbst auf indischen hin, und zwar durch das lange, Reihen von Tagen und Nächten fortgesetzte Stehen im Wasser als Bußübung und um die zürnende Gottheit zu versöhnen, was auch in talmudische Sagen überging. Von solcher schweren Buße hat die deutsche Sage kein Beispiel. Dagegen ist es ein Zug nordischer Mythe, daß in Adams und Eva's Klage über ihren Fall alle Geschöpfe einstimmen, wie sie dort um Baldurs Tod thun, mit Ausnahme einer einzigen hartherzigen Riesin.

II. Aristoteles und Phyllis ist eine griechische Märe und behandelt die Liebe Alexanders zu einem schönen Fräulein seiner Mutter, und die trugvolle Schmach, die durch des Fräuleins List dem weisen Meister Aristoteles, Alexanders Erzieher, zu Theil wurde, der sich selbst von der Minne bethören ließ, und hinterdrein, beschämt und verhöhnt, ein großes Buch über die Arglist der Weiber schrieb. Diese Märe wurde in Deutschland nicht zur Sage, aber die bildende Kunst der Deutschen bemächtigte sich ihrer, gleich jener Mythe von Pyramus und Thisbe, und gleich der Märe vom Zauberer Virgilius, dessen wir später gedenken, der auch von Minne bethört, betrogen und ver-

spottet wird, und von dem die Märe schon im Weltbuche Jansen Enenkels enthalten ist.

In III., Frauenzucht, deren Dichter sich Sibot nennt, tritt uns der Stoff zu Shakspeare's Stück: „Die gezähmte Widerspänstige“ entgegen, wie auch unter dem Titel: „Vom Zornbraten“ dieselbe Märe in Freiherr von Laßbergs Liedersaal, Band 2. CXLVIII. enthalten ist. Wir haben aus Vorliebe denselben Stoff für unser deutsches Märchenbuch bearbeitet. Dasselbe that in seiner Weise noch vor Shakspeare Hans Sachs in einem Fastnachtsspiel, betitelt: „Der böß Rauch“, weil das Sprichwort sagt: „Drei Dinge sind in einem Hause unerträglich: ein Dach, da es durchregnet, ein Zimmer, darin es raucht und ein böses Weib.“

Das IV. Gedicht der von der Hagenschen Sammlung ist von Konrad von Würzburg verfaßt und heißt: Kaiser Otto oder Heinrich von Kempten und des Kaisers Bart; es behandelt eine anziehende Märe, die mehr sagenhaft, als schwankhaft gehalten ist, und auch in Chroniken berührt wird. Zumal erinnert Kaiser Otto's rother Bart an die Rothbartsage, obschon das Sprichwort: „um des Kaisers Bart streiten“ dieser Märe nicht entstammt, sondern eher nach dem eigentlichen Barbarossa, dem künftig kommenden Messias der Ultra-Deutschthümler, hindeutet, der leider, gleich jenem der Juden, nie zum Vorschein kommen will, wie hochpoetisch-schön auch von ihm die Sagen sind. Zum alten rothbärtigen Hohenstaufen leitet sogleich V. Die alte Mutter und Kaiser Friedrich, welche Märe verändert auch in französischer Dichtung auftritt; ebenso VI. Rittertreue, die französischen Ursprunges ist, und eine schöne Novelle, ritterlich und rührend, mit höchst befriedigendem Schlusse bildet.

VII. Crescentia, romantisch-novellistisch gehalten;

ebenso VIII. die Königin von Frankreich und der ungetreue Marschalk haben ganz die Färbung der Erzählungen in dem bekannten Buche Gesta Romanorum, oder in dem, die Sieben weisen Meister; unschuldig leidende und gequälte Frauen sehen nach schweren Prüfungen ihre Unschuld offen dargelegt, werden freigesprochen und ihre treulosen Peiniger trifft verdiente Strafe. Die letzte Märe behandelt denselben Stoff, den die bekannte Sage vom Hunde des Aubry in sich faßt, die man in Deutschland dramatisirte, oder doch übersetzte, um dem höchsten Ungeschmack zu fröhnen, auf Bühnen hohen Ranges eine Hundekomödie aufzuführen und Deutschlands größten Dichter durch deren Bestialität zu verletzen. Der älteste Inhalt dieser Dichtung reicht bis in den Sagenkreis Karls des Großen hinauf. Und gerade diese Märe ist für uns wichtiger, als viele andere, denn ein Theil ihres Stoffes verklang zu einer deutschen Sage, und webte sich, was uns stets als wichtig erscheint, in die örtliche Ueberlieferung ein, die sich an die Reismühle, zwischen München und dem Starhemberger See gelegen, knüpft. In ihr ist jener ungetreue Marschalk ein rother Ritter (an den Fuchs erinnernder Zug der Sage) des Frankenkönigs Pipin und die Jungfrau (die Königin der Märe), welche ihr Gewirk und Gewebe durch den Müller der Reismühle, bei dem sie dient, zum Verkaufe sendet, ist Bertha, die Mutter Kaiser Karls des Großen. Die deutsche Sage, wie J. Christian Freiherr von Aretin in der Schrift: Aelteste Sage über die Geburt und Jugend Karls des Grossen, München 1803. sie erzählt, und wie wir sie aufgenommen haben (D. Sagenb. 972), hat nichts mit dem Hunde gemein.

IX. Alten Weibes List, hat wieder Konrad von Würzburg zum Verfasser, der dem Schwanke die örtliche Färbung lieh und sich nicht entblödete, einen Dompropst,

Heinrich von Rotenstein, mit Namen zu nennen; ein solcher lebte zwar nie, aber die Familie blühte in Franken, Rudolph von Rotenstein war von 1303—1314 würzburgischer Domherr. Die Fabel ist eine Kuppelgeschichte morgenländischen Ursprunges, die Jacob Ayrer zum Stoffe eines Fastnachtsspieles diente.

Ein durch und durch erotischer, ächter Schwank ist auch X. die halbe Birn, welche saftig genug ist, von demselben Verfasser. Dagegen ist dessen nun unter XI. folgendes Gedicht: Das Herz, eine ernste Schilderung heißer, obschon verbotener Minne mit ungemein tragischem Ausgange. Es ist ein recht „wildes Mär" und keineswegs ein Schwank. Wenn der Stoff auch nicht Sage wurde, so klang er doch in anderen Liedern nach. Boccaccio behandelte ihn novellistisch. Hans Sachs schuf aus der Erzählung des letzteren eine „klägliche Tragedi", und Bürger ließ sich die Erzählung vom verspeisten Herzen des Geliebten zur Grundlage seiner Ballade „Lenardo und Blandine" dienen, und lieferte den Beweis, wie wenig solche alte Stoffe durch moderne Bearbeitung gewinnen, wie sehr letztere vielmehr häufig dem Ungeschmacke fröhnt, wenn eine solche Märe nicht ganz so schlicht erzählt wird, wie Ottmar F. H. Schönhuth, ein Mann von kindlichem Gemüthe, sie als Volksbuch, Reutlingen 1852, unter dem Titel: „Historie von Guiskardus und Gismunde" erneute.

XII. Das Auge ist eine rührende Erzählung von einem wackeren, ritterlichen Ehepaare, welches sich so sehr liebte, daß, als der ohnehin unschöne Mann im Turnier ein Auge einbüßt, er in seiner abschreckenden Gestalt der Frau gar nicht wieder vor die Augen kommen will. Als er ihr diesen Entschluß durch den Knappen verkündigen läßt, ergreift sie eine Scheere und sticht sich auch ein Auge

aus, um ihm zu gleichen, und läßt ihm zu sich entbieten, worauf er heimkehrte —

Zuo sime lieben wibe
Und hâte mit ir libe
Vröude unz an ir beider tôt.

XIII. Frauentreue. Wieder ein abenteuerlicher Minnebericht von der Liebe Leid und Schmerzen, der mit Wunden, Gefahr und Tod und gebrochenem Herzen endigt. Gleichen Inhaltes ist auch XIV. Der Schüler zu Paris, und beide sind altfranzösischen Ursprunges, poesievoll und tragisch, doch das erste noch mehr, als das zweite, da ein profaner Aderlaß des Geliebten Tod herbeiführt, was weit minder poetisch ist, als eine durch ein Speereisen geschlagene Wunde.

XV. Hero und Leander behandelt deutsch-romantisch in Form eines kleinen Epos die bekannte antike Sage, die sich mannichfach im Abendlande verjüngte, so in einer Erzählung des Straparola, deren Stoff Wolfgang Müller im Düsseldorfer Künstleralbum des Jahres 1851 unter der Aufschrift: Teodoro Calugero reizend schön nachgesungen hat. Nur ist da die Geliebte die kühne Schwimmerin. Hans Sachs dichtete seine „Histori: Die unglückhafte Lieb Leandri mit Fraw Ehron.“ Ebenso ging der Stoff in Volkslieder über, und zwar nicht blos in deutsche. Bekanntlich hat auch Schiller den antiken Stoff verherrlicht, minder bekannt aber dürfte sein, daß ein schwacher Nachhall davon in eine deutsche Sage übergegangen. Ein Mönch auf Herren-Chiemsee liebte zärtlich eine junge Nonne in Frauen-Chiemsee, und schwamm von seinem Inselkloster nach dem ihren hinüber. Ein Licht in der Zelle der Geliebten zeigte dem kühnen Nachtschwimmer den Landungsport, bis einst Nonnenneid die heimliche Liebe entdeckte und das

Licht löschte, und der Schwimmer den Tod in den Wellen fand, die nun seinen Leichnam an das Ufer trieben, worauf die Geliebte bald genug am gebrochenen Herzen starb (D. Sagenb. 978). Der Zug in der Sage von Ragusa und in der deutschen: daß feindselige Tücke der Menschen und nicht die des rohen Elementes dem Glücke der Liebenden ein Ende macht, fehlt der antiken, hat aber, wie uns dünkt, etwas vor der letzteren voraus. Es ist gewagt, das der deutschen Sage sicher zum Grunde liegende Factum geradezu in Abrede zu stellen, wie in Nr. 10. des Anzeigers für Kunde der deutschen Vorzeit 1854 geschieht. Eine Sage zerstören, ist so danklos, wie das muthwillige Zerpflücken einer schönen Blume, zumal, wenn die harmlose Sage nicht in entferntester Weise der Geschichte zu nahe tritt.

XVI. Der Busant (Magelona) erzählt die Liebe zweier Königskinder und ist eine Abenteuer-Märe, nordfranzösischen Ursprunges, welche den Grundstoff zu dem bekannten Volksbuche „von der schönen Magelona“, das auch in Deutschland die willkommenste Aufnahme und Verbreitung gefunden hat, lieferte. Wir werden desselben bei Erwähnung der Volksbücher näher gedenken, und führen hier nur noch an, daß ein Theil des Gedichtes durch das Leben Magelonens in der einsamen Mühle lebhaft nach der auf S. 26 berührten Sage von der Reismühle hindeutet.

XVII. Der Frauen Turnei behandelt einen Stoff von sagenhafter Färbung, indem eine Oertlichkeit und ein berühmter Name, der auf eine bestimmte Zeit hinweist, genannt werden, doch ist uns die Erzählung als deutsche Sage nicht begegnet, obschon scherzhafte und ernsthafte Frauenspiele und wie hier Turniere in romanischen Gedichten, wie in französischen besungen werden. Der Schluß ist in derber Weise zweideutig, doch dem Reinen ist alles rein.

XVIII. Die Heidin behandelt ebenfalls ein Turnier- und Liebes-Abenteuer, das in epischen Breite weit ausgesponnen ist, und an ältere deutsche Heldengedichte erinnert, an welche auch im Gedicht selbst vielfach angespielt wird. Das ganze eigenthümliche Verhältniß der Minne, sofern sie die offenbarte Liebe eines ledigen Ritters zur Frau eines anderen Mannes, von welcher Liebe dieser letztere weiß, darlegt, welches Verhältniß ein häufigst vorkommendes und eine Zeitsitte war — ist auch in diesem Gedichte in anziehender Weise offenbart. Das Anstößige darin, das sich heutige Dichtung nimmer erlauben dürfte, muß jenen Dichtern zu Gute gehalten werden, die es unbefangen sangen, weil sie es singen durften, und Niemand Anstoß daran nahm, ja kaum der Klerus.

XIX. Der Nußberg, von Heinrich Rafold, einem ungelehrten Schmiede, der aber seine Reime eben so glatt zu schmieden weiß, wie seine gelehrten Sangesgenossen, behandelt einen dem vorigen ähnlichen Stoff in umgekehrter Weise. Wie in der Heidin ein Christenritter dem Heidenkönige, nach manchem Minnekampfe, sein Weib verund entführt, so thut hier ein gefangener Heidenkönig der Frau des Ritters, der ihn fing, dasselbe, während dieser nach dem Hoflager seines Königs und Lehnsherrn gezogen ist. Das Gedicht ist außerordentlich kurz, oder vielmehr, es ist wol nur ein Bruchstück.

XX. Der Gürtel, von Dietrich von Glaz, ist ein Abenteuer voll Phantasie und voller Selbstständigkeit, nur wagt der Dichter, seine Erzählung auf eine anstößige und gefährliche Spitze zu treiben, die sich indeß dadurch mildert, daß alles Anstößige nur Schein und Vorgeben einer hochherzigen und herrlichen Frau ist. Anziehend für uns ist in diesem Gedicht die Schilderung, welche der Ritter

der Frau, die er zu minnen begehrt, von den Steinen seines Gürtels macht. Wir ersehen aus ihr aufs Neue den Werth, den das Mittelalter auf edle Steine legte, und den allgemein verbreiteten Glauben an deren magische, talismanische Wirkung. „Ein Stein" sagt der Ritter, indem er der Frau sein Roß zum Tausche gegen Minnegunst bietet, „liegt in der Brust meines Rosses, davon es stark und schnell ist." Und als er auch den Gürtel hinbietet, rühmt er: „In meinem Gürtel sind funfzig und mehr Steine. Ein Theil wurde von Marokko gebracht, Mohren aus Indien und Syrien brachten über die Meeresfluth zwölf Chrysoprasen, vier Onyxe, drei Chrysolithe. Ein Stein kam von Griechenland, er ist halb wolkenfarbig und halb dunkelroth; wer ihn trägt, findet, daß der Stein hülfreich ist in Nöthen; sein Träger wird nimmer der Ehre bar, alle Sälde (Gunst) wird ihm zu Theil, er wird im Streite nicht erschlagen, ist allezeit sieghaft, weder Wasser noch Feuer hat ihm etwas an." Jedenfalls ist hier wieder der alte erchanstein, der lichtwolkenfarbige, rothblitzende und irisirende edle Opal gemeint, der wise, der Orphanus der alten Dichtungen.

XXI. Das Häselein, XXII. Der Sperber und XXIII. Das Gänselein, sind ächte Stoffe für einen Dichter, wie Boccaccio war; die beiden letzten sind lustige Klostermärlein; alle drei sind sinnlich-ergötzliche Liebesschwänke, die freilich nicht in Kindermärchenbücher passen. Hübsch ist, daß sich der Dichter des Häseleins „von Gottes Gnaden" nennt, gewiß nicht, weil er fürstlichen Stammes war, denn das war er schwerlich, sondern weil er seine Begabung für eine göttliche Gnadenverleihung nahm, was sie jedenfalls auch wirklich ist. Er selbst nennt seine Dichtung ein abent maerlin — welches Wort recht deutlich an Abenteuer anklingt, und hofft sie mit „Frau Venus"

Gunst zu vollenden, die er demnach als seine Muse betrachtet.

XXIV. Der schwangere Mönch, von dem Zwingäuer, ist ein Schwank ganz gleichen Schlages, wie die vorigen, namentlich wie das Gänselein. Den Stoff, aus Thorheit eingebildete Schwangerschaft eines Mannes, haben auch italienische Dichter benutzt, und der deutsche Schwänkevater, Hans Sachs, hat nicht ermangelt, ihn ebenfalls einmal als Schwank, und einmal als Fastnachtsspiel zu bearbeiten. Schade, daß er erst aus dem wälschen Machwerk Boccaccio's schöpfte, und nicht aus der deutschen Quelle. In denselben Bereich, wie diese bisher aufgeführten Dichtungen, gehört auch

XXV. Die Nachtigal, ebenfalls aus dem Decamerone genugsam bekannt, und von Casti, dem Verfasser des sehr länglichen und trockenen Gedichtes: „die redenden Thiere", wie vom Lope de Vega als Lustspiel, endlich von Lafontaine novellistisch bearbeitet. Alle diese Stücke, an die sich noch XXVI. Frauenlist, XXVII. Frauenbeständigkeit und XXVIII. Die Teufelsacht anreihen, entbehren des edeln, ächt germanischen Elementes, künden wälschen Ursprung und athmen wälsche Frivolität und Unsitte, um nicht zu sagen Unzucht. XXIX. Der wahrsagende Baum scheint deutsch-vaterländischem Boden entsproßt, obschon das Gedicht ebenfalls in gewisser Beziehung mit seinen Vorgängern verwandt ist. Aber es deutet auf die Verehrung heiliger Bäume hin, welche tief im deutschen Volksglauben wurzelte, und über welche Theil I. S. 32 u. ff. gesprochen worden ist, und deren es auch ungleich mehr gab, als wir oben anführten. Besonders ist es der, in der berührten Märe nur scherzhaft benutzte Zug des Hervortönens von Stimmen aus Bäumen und Sträuchen, nach welchem

mehr als eine deutsche Sage weist, z. B. die bekannte rheinische von der Gründung des Klosters „Roth Gottes" (D. Sagenb. 73), dann die von dem Spuk unter den fünf Eichen bei Aerzen, zwischen Pyrmont und Hameln (D. Sagenbuch 293), aus denen eine Stimme den Juden Ganstråger verhöhnend ruft, auch die vom alten Weinstock, der in der Schlacht am Welpheshoolz „Jodute!" rief (a. a. O. 415) u. a.

XXX. Der entlaufene Hasenbraten, von dem Briolsheimer (Friauler), ist ächter Schwank, wie ihn nicht nur die Dichter häufig gegen lüsterne Pfaffen ausgehen ließen, sondern wie er auch wol nicht selten in That und Wahrheit geübt wurde. Gewaltsames Kapaunen, wie es hier dem diesesmal schuldlosen Pfaffen angedroht wurde, kam nicht selten vor — man denke an den armen Abälard.

XXXI. Der Reiher, ein Schwank, mit dem vorigen nahe verwandt, scheint das Wort Hahnrei ausbeuten zu sollen, indem er einen Mann schildert, der mit einem Hahn einen Reiher fängt, was seiner Frau so wohl gefällt, daß sie ihn das öfter thun heißt. Der Mann, ein reicher Landbesitzer, ladet seinen Lehensherrn zum Reiherbraten, ehe aber der Gast kommt, wird letzterer von der Frau mit ihrer Gevatterin verspeist, und als der Mann mit dem Gast anlangt, wird der Reiher geradezu abgeläugnet, auch gesagt, daß es ja überhaupt unmöglich sei, mit einem Hahn einen Reiher zu baitzen. Dies verdrießt den Mann sehr, und er droht Vergeltung der Schalkheit. Als er hinweg ist, beredet die Frau ihre Gevatterin, für die nächste Nacht ihre Stelle im Ehebette einzunehmen, die nach mancher Weigerung ihr denn auch diesen Gefallen thut. Der Mann kommt nach Hause und bringt drei Stöcke mit, die er an die Bettstelle stellt, und sie später beim Schlafengehen der zu Bette geschickten Frau, vielmehr der Ge-

vatterin, auf ihrem Rücken zerschlägt, und dabei immer fragt:

Bin ich noch der Mann,
Der fing den Reiher mit dem Hahn?

Damit noch nicht zufrieden, schneidet er ihr beide Zöpfe ab und jagt sie von der Lagerstatt. Zum argen Schimpf, den die Gevatterin davon hatte, mußte sie auch noch den Spott empfangen, denn die Wirthin fragte sie, ob sie Trautens satt sei? und jene wünscht ihr und ihrem Manne für das Gelüst nach ihrem Reiher, daß sie ein Wolkenbruch ertränke, worauf jene noch weiter höhnt. Als am Morgen die Frau ihren Mann weckt, wundert sich dieser, daß sie so heil sei, da er doch drei Knüttel auf ihr zerschlagen. Die Frau lacht ihn aus, und antwortet, das sei eben so wahr, als er mit dem Hahne Reiher gefangen habe. „Ich schnitt euch doch die Zöpfe ab" — versetzt ihr der Mann, der Frau aber dünkt, sie habe sie noch, und zeigt ihre herrlichen wachsgelben Zöpfe. Darauf hält sich der Mann für verrückt, und bittet die Frau, ihn zu heilen. Auch dazu ist dieselbe bereit, sie nimmt ihr neues Kopfband und mißt ihn nach der Länge und Quere, faßt es doppelt, läßt ihn auf ihren rechten Fuß treten und durch die Bänder blasen, dann läßt sie ihn sich zu Bette legen und schwitzen, dann muß er dritthalb Roggenkörner kauen. So äffte sie ihren Hahnreiher nach Herzenslust. Belustigend ist in diesem Gedicht neben der Verhöhnung des bethörten Mannes auch die der Sympathie, des Messens und Hauchens, aus welchem Grunde wir auch so ausführlich diese Märe mittheilten. Wenn nämlich Jemand das sogenannte Abnehmen (Schwinden) hat, so muß er sich bücken, in die Stube legen, Arme und Füße ausstrecken, letztere aber nicht gespreizt, und nun wird er mit einem Faden ins Kreuz gemessen

vom Kopf bis zu den Füßen, von einer Fingerspitze zur andern, daher wol auch die Redensart „in die Kreuz und Quere“ entstanden sein mag. Ist der Mensch gesund, so muß die Armbreite so viel messen, wie die Körperlänge, fehlt es, so hat er das Abnehmen, und dann murmelt der Messende stillschweigend den Spruch:

Schwindest du denn — so schwinde doch nicht,
Schwindet doch Gott der Vater auch nicht!
Schwindest du denn, so schwinde doch nicht,
Schwindet doch Gott der Sohn auch nicht!
Schwindest du denn, so schwinde doch nicht,
Schwindet doch Gott der heilige Geist auch nicht! †††

Das Hauchen und Blasen ist uraltes Zaubermittel, das wundersame vieldeutige Pneuma. Der Schöpfer hauchte Adam lebendigen Odem ein. Jesus blies die Jünger an und sprach: Nehmet hin den heiligen Geist. Noch ist Spruchrede bei plötzlich anfallender Krankheit: ich hab's bekommen, wie angeblasen. Hexenzauber wurde durch Anhauch geübt, auch Trug und Verwandlung, daher lassen noch unsere Taschenspieler auf die Karten blasen, die sie in der Hand verwandeln, damit scheinbar der Zauber durch den Zuschauer selbst bewirkt werde. Abgesehen von aller Täuschung, liegt im Anhauch wirklich geheimnißvolle Wirksamkeit, und diese verspottet eben jene Frau, als sie ihren Mann durch das zusammengelegte Kopfband blasen und sich dabei, um das Hocus pocus zu steigern, auf den rechten Fuß treten läßt. Daß nun der Mann das Alles blindgläubig thut, zeigt ihn eben so recht als den jeder Täuschung würdigen Hahnreiher. Auch das Körneressen ist nicht ohne sympathetisch-medicinische Bedeutung.

XXXII. Ehestand, Tod und Hochzeit (ursprünglich Das Bloch) ist eine Bauernmäre, und recht artig, aber

ohne tiefere Bedeutung für unseren Zweck; ein ähnlicher Schwank ist XXXIII. Ehe im Leben und Tode, was auch von XXXIV., Scheidung und Sühne, gilt. Da es ermüdend ist, und es noch mehr für die Leser ermüdend sein dürfte, die bloßen Titel der in der von der Hagenschen Centurie enthaltenen Abenteuer und Schwänke-Sammlung zu schreiben und zu lesen, so halten wir uns fortan nur an die, aus deren zum Theil sehr leichter Spreu wir Goldkörner von Gewicht für deutsche Mythe und Sagenforschung fallen sehen.

Zu diesen gehört nun gleich XXXVII. Die drei Wünsche, deren Stoff in vielfacher Weise vielfach verändert behandelt ward, und zwar namentlich im Märchen, und welcher orientalischer Herkunft zu sein scheint. Wunsch und Wunscherfüllung deuten nach alter Mythe hin, und das zum Schaden ausschlagende der letzteren hat einen Zug dämonischen Elementes. Der menschlichen Thorheit muß die Erfüllung unüberlegter, unbedachter Wünsche zur Strafe werden, und zwar noch dazu zu solcher, die Andere, welche sie wahrnehmen, belustigt, so daß nicht für den Spott zu sorgen braucht, wer den Schaden hat. Altindisch, griechisch, arabisch, hebräisch, wie alt- und neufranzösisch, mittel- und neuhochdeutsch wurde der Stoff behandelt. Von neueren deutschen Dichtern benutzte ihn Kotzebue zum Bühnenstück: Bervonte, oder die drei Wünsche, Hebel mit deutsch-mythischem Anhauch, von älteren vaterländischen Dichtern wurde der gleiche Stoff durch Kirchhof in seinem Wend-Unmuth, und von Lehmann im erneuerten politischen Blumengarten behandelt. Gegenüber den verfehlten und übel ausschlagenden Wünschen haben aber Sage und Märe auch gute Wünsche, die mit Ueberlegung gethan werden und wohl gerathen. Dahin die Sagen und Märchen vom Schmied von Jüter-

dogk, dem von Apolda und vielen anderen Orten, immer dieselbe heiter gefärbte Fabel, nur mannichfaltig abschattirt.

Es folgt eine ziemliche Reihe von Erzählungen, in denen Weiberlist in jeder Weise ihre Triumphe über betrogene Männer feiert, doch dabei mancher schöne sagenhafte und poetische Zug. So kommt nicht nur in XLII., Die treue Magd, der niederdeutsche altheidnische Noth- und Zeterschrei „to Jodute!“ vor, aus welchem Wort die Gelehrten der späteren Zeit sehr geneigt waren, einen deutschen Götzen zu bilden, sondern es wird auch der heiligen Gertrud gedacht, als einer Beschirmerin der Reisenden und zärtlich, wenn auch gerade nicht sittlich Liebenden, deren und St. Johannis Minne beim Scheiden man so gerne trank, vgl. Th. 1. S. 29.

XLVI. Das heiße Eisen, zieht die uralte Sitte des Gottesurtheils durch die Feuerprobe in seinen Bereich, die vom Manne gut, von der Frau sehr schlecht bestanden wird. Wie ganz anders und hochwürdig tritt der Schilderung des Dichters dieses Schwankes jene Th. 1. S. 251 erwähnte Dichtung von der bestandenen Feuerprobe der Kaiserin Kunigunde entgegen:

Sie trat in gotis namen dare
Vnde obirschreit die eilf ſchare
Vff daz czwilfte ſie trat
Vnd ſtunt do ſtille an der ſtad
So kule ſtunt die vrouwe
Rechte alſe in eyme touwe
Das ſchar undir iren fuſen ſeig
Se trad ez als ez were ein teig.
Daz der gotis werdin
Die fuſe of der erdin
Bloz blebin stende

Dut wunder sie alle sehende
Wy sere so ez glute
Daz ez sie nicht bruete
Suz hatte sie ez bewerit
Dez sie dar waz geuerit.

Schon in der Edda begegnet die Feuerprobe in ähnlicher Scene, s. Th. 1. S. 221.

XLVIII. Die halbe Decke (Der kozze) ist eine Märe ernster und rührender Art, häufig behandelt, auch in neueren Gedichten, wo es statt der Decke, die dem vom Sohne verwahrlosten Vater zu Theil wird, ein Holztrögelein ist, aus welchem der Alte essen muß, und wo der kleine Enkel sich ein Trögelein schnitzt, daraus er einst seinen Vater essen lassen will. Sprachlich anziehend ist, daß das Wort kozze im Frankenlande noch erhalten ist, aber weniger eine Strohdecke, als vielmehr einen Tragkorb, Kötze, Kütze, bedeutet, was dem althochdeutschen chuzilo entsprechen dürfte. Gleichen Ernst und gleiche Moral lehrt auch

XLIX. Der Schlägel, von Rüdiger dem Hunthover, in noch ausgedehnterer Weise; es ist dieselbe Sagemäre, die Shakspeare den Grundstoff zum König Lear bot, nur daß in dem deutschen Gedicht der kindliche Undank und die schändliche Untreue, welche 3 Söhne und 3 Töchter an dem alten Vater üben, ihre ebenso verdiente als ergötzliche Bestrafung finden. Auch Luther kannte diesen Stoff und erwähnte desselben in den Tischreden; Hans Sachs dichtete ihn um, und er drang in des Volkes innerstes Leben mit dem Spruche ein:

Wer seinen Kindern giebt das Brod,
Und leidet selber dabei Noth,
Den soll man schlagen mit der Keule todt.

Ein Spruch, den man sogar in Schlesien neben einer aufgehängten Keule an Stadtthore schrieb. Ein solcher Schlägel, Keule, Kolbe oder Hammer war uraltes Rechtssymbol, und fand sich jedenfalls auch noch an andern Orten, als beim Dorfe, dem er den Namen gab, Kühnhard am Schlägel, im Königl. Bairischen Landgericht Feuchtwangen, wo der Schlägel, so schwer, daß 5 Mann daran zu heben haben, an einer Tanne hängt, und dazu dient, einem Manne, den sein Weib geschlagen hat, zum Zeichen, daß er in Geldbuße verfallen, an das Haus gehängt zu werden. D. Sagenb. 874.

LI. Der Wiener Meerfahrt, von dem Freudenleeren, ist ein Zecherschwank, voll trunkener Tollheit, in dem auch St. Gertrudens Minne und Kriemhildens Noth gedacht wird. Der Stoff ist antiken Ursprunges; der Sikuler Timäus aus Taormina, allwo guten und trefflichen Weines die Fülle wächst, brachte ihn bereits auf die Bahn. Der deutsche Dichter verlegte ihn in das lebensfrohe Wien; in späterer Zeit ist derselbe Stoff noch mehrmals benutzt und erneuet worden.

LIII. Der weiße Rosendorn, ein Abenteuer sehr unsauberer Art, an dessen französischem Ursprunge Niemand zweifeln wird, gedenkt einer Wurzel, die einen Stummen redend macht, wenn sie ihm in den Mund gethan wird. Hier spricht nun, im Gedicht, eine Stumme in unzufriedener Weise mit ihrer Eigenthümerin, und sagt sich endlich auf eine Zeitlang gänzlich von derselben los. Wir dürfen froh sein, daß dies kein deutsches Märchen ist.

LIV. Berchta mit der langen Nase. Dies scheint zwar nicht das Gedicht, das Luther kannte und erwähnte (s. Th. 1. S. 50.), aber ein jenem nahe verwandtes. Es ist sehr kurz, aber doch wegen seiner Hindeutung nach der

germanischen Mythe ungemein wichtig. Der Inhalt, im wälschen Dichtungen vielfach wiederholt, läuft, abgesehen von seiner schlüpfrigen Anstößigkeit, auf den vielverbreiteten Volksglauben hinaus, daß man bei Tische rein aufessen solle und müsse, und es ist diese Berhte keine andere, als das von einem Vater den Kindern geschilderte Gespenst, von dem es heißt:

Ez ist so griulich an getân,
Daz ich dir's nicht gesagen kan
Wan wer dez vergisset
daz er niht vast izzet
Vf den komt ez vnd trit in.

Fr. Hr. von der Hagen erläutert a. a. O. den ganzen Berchthen-Mythus aufs Neue sehr ausführlich, wie schon Jacob Grimm in der d. M. gethan, vergleicht sie begabenden Feen in altfranzösischen Gedichten, und stellt sie in ihrer Eigenschaft der spinnenden, webenden und weißen Frau als Erdgöttin (Nerthus) und Wuotans Gemahlin Freia, Frea, Frike, Frik ꝛc. hin. Fast dünkt uns, es sei des Stoffes allzuviel um sie gehäuft, denn was bleibt von den Frauen der germanischen Mythe übrig, wenn diese Berchtha alle in einer, eine in allen ist?

LV. Irregang und Girregar, von Rüdiger von Müner, ist wieder ein loses Minneabenteuer mit manchem mythischen Zuge, denn es gedenkt der Nachtmahr, des Albs, der durch Kreuze vertrieben wird, es wird Segensprechung, Beräucherung und Messung vorgenommen, eines Pilweissen wird als eines gespenstigen Ungeheuers gedacht, bei Wutinges Heer (Wodans Heer) und beim Banne St. Peters ꝛc. wird beschworen. Die beiden Schelme, die den bethörten Hausvater in Gemeinschaft mit dessen Frau und Tochter unerhört äffen, zeigen sich von kobold-

artiger Natur; sie nennen sich Irregang und Girregar, und fahren nur hinweg, um bald genug wieder zu kommen und ihr schändliches Minnespiel fortzusetzen. Auch dies Gedicht ist in den Sprachen anderer Länder bearbeitet worden, und findet sich deutsch in Langbeins Werken wieder. Im darauf folgenden Gedicht:

LVI. Meister Irregang tritt nun der eine der vorhin genannten Kobolde in seinem Sohne verjüngt auf, und rühmt sich in artiger Weise als einen wackern Knaben, der höfischer, bürgerlicher und ländlicher Künste und Arbeiten kundig sei. Er erinnert lebhaft an die koboldartigen, kunstreichen Zwerge der nordischen Mythen, die jedenfalls dem Dichter vorschwebten. Auch auf den sagenhaften Rothbart wird angespielt, dessen Hofhalte die mündliche Volkssage ja auch Zwerge zugesellt.

LVIII. Das Rädlein, von Johannes von Freiberg, wiederum Minnesang und -Schwank in des Wortes verwegenster Bedeutung, dessen Schilderung selbst ein Boccaccio, Heinse und Clauren nicht das Wasser zu reichen vermöchten, aber neben dem erotisch Anziehenden auch manches mythisch und sagenhaft Anziehende. So wird nach dem Wormser Rosengarten und den gleichnamigen Heldenbuch-Gedichten hingedeutet, es wird ein Alpleich (Alb-leich, Elbenreigen) erwähnt, auf gefangene Nachtigallen angespielt u. dergl.

LXIII. ist vom Herausgeber, da es der alten Ueberschrift ermangelt, Turandot überschrieben, eingedenk des von Gozzi und Schiller behandelten, ursprünglich morgenländischen Stoffes der Räthsel aufgebenden gefährlichen Schönheit. Naturgemäß ist in dem altdeutschen Gedicht Alles anders, wie in den übrigen morgen- und abendländischen Behandlungen des gleichen Stoffes, es duftet vielmehr eine Na-

türlichkeit aus, die Alles überbietet. Der Dichter heißt Heinz der Kellner. Der Stoff findet sich, obschon verändert, und nicht so völlig unflätig, in deutschen Märchen wieder, wo auch der Bauer oder Schäfer mit allerlei List die Königstochter sich gewinnt. Auch der von dem bäurischen Tölpel hier gefundene Eggezahn hat alte Bedeutung, s. Th. 1. S. 153.

LXIV. Der Jungherr und der treue Heinrich ist eine ausführliche romantische Abenteuer-Märe, die Beziehungen zu verwandten Dichtungen hat. Es wird hier eines wundersamen Steines gedacht, den ein Vögelein fallen läßt, der wie ein Karfunkel leuchtet, und den Junker, der ihn vom Boden erhebt, fliegen lehrt, was ein eigenthümlicher Zug der Sage und der Wirkung des Wundersteines ist. Auch der Frau Venus wird als Minnegöttin, die mit ihren Pfeilen verwundet, gedacht, die mithin hier in der deutschen Dichtung das Amt selbst übernimmt, das in der antiken ihrem Sohne zugedacht ist. Bildlich dargestellt erscheint sie unter andern so auf der Rückwand eines Handspiegels als Elfenbeinschnitzwerk, gekrönt als Minnekönigin, geflügelt, nach Liebespaaren ihre Pfeile sendend.*) Zugleich ist dieses Abenteuer eines der seltenen in deutscher Art, darin die Verwandlung eines Menschen in ein Thier und die Rückwandlnng vorkommt. Auch auf die Artus- und Alexandersage spielt dies anziehende Gedicht an. Das unmittelbar folgende:

LXV. Das Schrätel und der Wasserbär ist nordisch mythisch, geht aber noch ebenso wie in Norwegen

*) Kunstwerke und Geräthschaften des Mittelalters rc. Herausgegeben von C. Becker und J. von Hefner. Frankfurt a. M. 1853. 13. Heft. Tf. 2.

mehrfach in Deutschland als die Sage um, daß in einem Stalle kein Vieh bleibt, weil darin ein Kobold oder der Teufel selbst haust. Da kommt ein Bärenführer und bittet für sich und sein Thier um Nachtherberge, die wird in dem verrufenen Stalle gewährt, und in der Nacht geht der Teufels- und Bärentanz im Stalle wüthend los, Teufel oder Kobold muß entweichen, und fragt andern Morgens bange nach der bösen Katze im Stalle, die so arg ihm mitgespielt (D. Sagenb. 633). In nordischen Sagen treten Trollen an die Stelle des Schrätels, dem wir bei den Dämonen der deutschen Sage wieder begegnen, als Waldschratt und gespenstigem Waldteufel.

LXVI. Helmbrecht, von Wernher dem Gartener (vielleicht aus Garda am schönen Gardasee?), ist eine ächte und rechte Bauernmäre, die mit manchen ihrer Spott-, Schimpf- und Scheltnamen uns lebhaft an das von uns zuerst veröffentlichte mittelhochdeutsche Gedicht „Der Ring" erinnert, dessen später näher gedacht werden soll — während andere Namen an alte Heldenlieder würdig anklingen, die auch theilweise erwähnt sind. Das Gedicht gehört Oesterreich an, wohin auch sein Schauplatz verlegt ist. Der gewandte Dichter offenbart eine seltene Kenntniß der alten Mythen und Gedichte, Troja's und Aeneas', Karls und Rolands, Turpins und Olisieres, der Frau Helke, der Rabenaschlacht, Dietrichs von Bern, geschieht Erwähnung, des Gedichtes der Abenteuer Krone aus König Artus Sagenkreise wird gedacht, und dabei wird der Anzug des Helden mit einer Ausführlichkeit geschildert, die Walter Scottscher Breite in dieser Beziehung gleich steht. An eine noch in Franken volksübliche Scherzrede: „jedes getaufte Kind empfängt von seinen Pathen die neunte Ader", d. i. den neunten Theil seiner Neigungen, Gaben

und Eigenschaften im Guten und Schlimmen erinnert die Stelle:

Man list ze Rôme an der pfaht
ein kint gesahe in der jugent
nach sînen töten eine tugent.

Traumerzählung und Traumdeutung begegnet ebenfalls.

Der Held Helmbrecht, dessen Taufiot (Pathe) ein Ritter war, und der ein Stegreifritter werden will, schlägt alle treuen Warnungen seines Vaters in den Wind, läßt sich ausrüsten, zieht von dannen und wird ein vom Glück begünstigter Schnapphahn. Als er heimkehrt, die Seinen wieder zu sehen, begrüßt er alle in verschiedenen fremden Mundarten, ein Zug, der sich auch in spätere Räubermärchen verlor, wie denn diese Helmbrechtmäre in Wahrheit ein Prototyp aller Räubergeschichten genannt zu werden verdient. Des Vaters Prophezeiungen und Träume erfüllen sich allzumal an dem ruchlosen Sohne, der mit seiner ganzen Bande zuletzt gefangen und gehangen wird.

Vielfach bearbeitet, auch schon in morgenländischen Sagen und Märchen erscheinend, ist der Stoff von LXVIII. Zwei Kaufmänner und die treue Hausfrau, von Ruprecht von Würzburg. In manchen späteren abendländischen Behandlungen aber ist der Urstoff ungleich weiter ausgesponnen. Er rief auch Shakspeare's Cymbeline in das Leben, Boccaccio benutzte ihn nach früheren Vorgängern, Hans Sachs und Ayrer folgten dem Letzteren. Der deutsche Dichter selbst verlegte den Schauplatz seiner Dichtung an Frankreichs Grenze, in die einst deutsche Stadt Verdün. An deutsche Sage und Mythe hat das Gedicht nur wenig Anklang, doch wird in einem gewissen Sinne „zweier Gäuchlein" (Brut aus Kukukseiern) gedacht, die ein Kaufmann erwähnt, daß er sie aufziehe, indem er seiner

Frau ein höhnisches Lob zollt, die sich, sobald er von dannen sei, ihrer Mitchristen erbarme.

LXIX. Der Richter und der Teufel, von dem Stricker, ist ein ächter Teufels-Märchenstoff, den wir kein Bedenken getragen haben, in unser deutsches Märchenbuch aufzunehmen. Er ist volksthümlich und drastisch.

LXX. Der Welt Lohn, ein Gesicht Wirnts von Grafenberg, von Konrad von Würzburg, kündet sich gleich als eine dichterische Vision an, die voll Ernst nach der Eitelkeit aller Weltlust deutet, welcher Ernst mit Humor und Schalkheit im deutschen Mittelalter so recht traulich Hand in Hand schritt, „wie" nach Uhland:

— „bei alten Ritterfesten
Mit dem Tode zog Hanswurst."

Nahe genug streift das Gedicht an die Todtentanz-Idee und an die Todtentanzbilder. Zu einem Ritter kommt ein herrlich Frauenbild, preist ihn und dankt ihm, daß er bislang so treu ihr gedient. und verheißt ihm den Lohn dafür. Es ist Frau Welt, und wie sie sich wendet, zeigt sie dem erstaunten Ritter ihren nackten Rücken, der voll scheuslicher Kröten, Schlangen, Nattern und Blattern, von allerlei giftigem Geschmeis überwimmelt, durchstochen und durchkrochen ist, und ekle Maden nagen am faulen Fleische, das scheuslichen Gestank verbreitet. Zuletzt wird der Frau Welt seidenes Gewand gar zum Aschentuch, und ihr minneglicher lichter Schein zur Todtenfarbe.

Diese durch das spätere Mittelalter mächtig pulsende Idee wurde nicht nur auf das Mannichfachste schriftlich behandelt, schauerte durch Hymnen und Lieder, tönte aus hundert asketischen Predigten, sondern auch die Künste bemächtigten sich ihrer. Es giebt eine ovale Medaille, auf deren Hauptseite ein liebliches Frauenbild voll holdseliger

Huld zu erschauen ist. Die Rückseite zeigt das Brustbild eines fast nackten Gerippes, auf dessen Schädel eine Kröte sitzt. Zu Nürnberg steht an der Außenwand des nördlichen Seitenschiffes der Sebaldkirche eine Steinfigur, die wir oft betrachtet haben. Die örtliche Sage macht auch sie zu einem Bilde der Welt mit ihrem schönen Außenschein und Tand, und hintennach (im Rücken) folgt der Scheuel und Gräuel, folgt dem flotten Hui das schlimme Pfui, die ewige Mahnung des ewigen Memento mori. Andere Ueberlieferung will einen ungerechten Richter oder Rechtsverdreher in jener Figur erblicken. Ein altes Lied, überschrieben: „Daz ist das anderlant" drückt sich aus, als ob der Dichter diese Steinfigur gesehen oder gemeint hätte:

Wo ist Karle Hector vnd Alexander
Julius Artus mit manchen andern
ritterknecht und manch schargant*)
wo anders dan in dem anderlant.

Wer eynich kaiser von Rome
der wer edel oder so schone
als eyn karfunkel oder dyamant
er musz nacket in daz anderlant.

Ach waz geselschaft vinden wir dar
kroten slangen vnd würme vorwar.
ein kalt bette ist uns grube ze hant
also sendet man uns in daz anderlant.

LXXI. Der nackte König, von dem Stricker, ist eine tief ergreifende Märe, auch von andern ältern Dichtern,

*) Hier ist wol weniger an das französische Sergeant zu denken, als an das mittelhochdeutsche schargen, betrügerisch bedrücken, schieben und schergen, neudeutsch provinziell noch schinden und schaben.

namentlich von Herward von Wildonie, wie von Hans Rosenplut, von Hans Sachs als Schauspiel behandelt. Ebenso bot es verschiedenen sogenannten Moralitäten willkommenen Stoff, für die es sich vollkommen eignete. Wir haben versucht, es in die Märchenwelt erneuend einzubürgern, ohne eigene Zuthat, als der Stylisirung aus den alten Reimen in die jüngere Prosa.

Von LXXII. bis XC. der von der Hagenschen Sammlung folgen nun fromme Mären, zumeist im Legendentone gehalten, doch sind es nicht eigentliche Heiligenlegenden, sondern Mariendichtungen, welche die Wunderkraft der heiligen Jungfrau, ja schon die ihres bloßen Namens preissen und verherrlichen. Manch inniger deutscher Zug ist in ihnen offenbart, frommer Glaube, seelenvolle Hingebung, und es rauscht ein endloser Gnadenborn unter den Marienrosen dieses Glaubensparadieses. Marienmärchen.

Eine vom eigenen Manne schwer mißhandelte Frau bewahrte Maria vor Selbstmord, der, an sich im Mittelalter eine seltene Erscheinung, nur durch das äußerste Leid erquält werden konnte. Einem treuen Ritter, der die h. Jungfrau so sehr ehrt, daß er ein ihm überliefertes Mägdelein unberührt läßt, weil sie Maria heißt, entblüht, nachdem er im Turnier erschlagen und auf dem Felde begraben ward, ein Bäumlein, auf dessen Blättern die Worte Ave Maria zu lesen sind! Aehnliches wiederholt LXXXVIII., wo eine Lilie aus dem Grabe auf ihren Blumenblättern den Gruß Ave Maria trägt. Vielleicht ein leiser Nachhall der antiken Mythe und ihrer poetischen Wehklage Ai, ai auf den Blättern des Delphinium Ajacis. Auch die Märe von der Mutter, die dem Muttergottesbilde das Kind hinwegnimmt, weil die flehende Bitte um Befreiung des gefangenen Sohnes nicht erhört worden, worauf Maria den

Sohn frei macht, aber auch verlangt, daß ihr Kind zurückgegeben werde, ist fortlebend in das Volk gedrungen; nicht minder die Sage vom Propst von St. Gallen, dessen Seele auf einem Schiffe die Teufel fuhren — Wiederhall jener, die von König Dagoberts Seele kündet (D. Sagenbuch 5.), welche auch von Teufeln auf einem Schiffe gefahren ward — denen St. Dionys und Engel sie abstritten, während in der berührten Märe dies mit des Propstes Seele durch Mönche geschieht, die Marien anrufen. Maria und ihre Huld schirmt die ihr treu Ergebenen gegen den Teufel und gegen alle dessen Tücke und Bosheit, selbst wenn diese Ergebenen ein übles Leben führen, ja sogar dann noch, wenn dieselben von Gott abgefallen sind und sich dem Teufel ergeben haben. Sehr poetisch ist die Märe LXXXIX. Marien-Rosenkranz, und weit verbreitet ist die Sagemäre von dem frommen Mönche, den ein weißes Vögelein singend aus dem Garten verlockt, dem er nachfolgt und bei der Rückkehr in sein Kloster Alles verwandelt findet, indem während der kurz geglaubten Entfernung des Mönchs wol hundert Jahre vergangen waren. Schade, daß dem vorliegenden Gedicht gerade derjenige wichtige Zug fehlt, der die Sage so erhabenschön macht, denn in ihr, der Sage, begreift der Mönch nicht das hohe Wort, daß hundert oder tausend Jahre vor Gott sind, wie ein Tag und wie eine Nachtwache, und trägt sich darüber mit Zweifelsqualen — worauf ihn dann jenes Wunder überzeugt. Der Stoff ist verschiedenfach erneut worden, und wir haben denselben ebenfalls in unser deutsches Märchenbuch aufgenommen. Max Wolfgang von Goethe verwebte ihn geistvoll in sein Gedicht: Erlinde.

Vieles ließe sich noch anreihen, denn unendlich groß ist der Wundergarten der mittelalterlichen Dichtung, und

wer in ihm umherirrt, der möchte wol, gleich jenem Mönch, die Pforte spät erst wiederfinden, auf der der Rückweg vergönnt ist. Das in der von der Hagenschen Sammlung im Anhange mitgetheilte Gedicht aus dem oben S. 5. erwähnten Weltbuche Jansen Enenkels: Achilles und Deidamia, knüpft an das Alterthum an, ist aber deutschmittelalterlich genug, und ein stark minnedorniger Abenteuerschwank. Der Dichter offenbart viele Kenntniß des Griechenthums und nennt trügerisch einen selbsterfundenen Abgott Ratuan, der nicht zu deuten ist.

Auch das Gedicht Enenkels, Eraclius, ist im Anhange der Gesammtabenteuer enthalten, es ist eine verjüngte, ungemein veränderte und verkürzte Bearbeitung dieser tragisch endenden Abenteuermäre. Ein anderes Gedicht: Kaiser Dagbrecht, feiert den halbmythischen Frankenkönig Dagobert, und läßt ihn über räuberische Fürsten und Vasallen gerechte Strafe verhängen. Das Gedicht an sich deutet freilich in keiner Zeile dahin, daß der Genannte, der zu Rom zum Kaiser erwählt wird, und zwar durch Eingebung, jener Frankenkönig Dagobert sei, allein Otte's Eraclius nennt diesen, und jedenfalls entnahm Enenkel dem Vorgänger den Namen. Im Volksbuche Kaiser Octavianus begegnen wir dem Könige Dagobert abermals.

Die Märe: Des Reußenkönigs Tochter, enthält in ihrem Eingange einen in Deutschland hin und her verbreiteten Sagenstoff, die schändliche Neigung eines unnatürlichen Vaters zu der eigenen Tochter, die sich über diese entsetzt und mit eigener Hand sich entstellt, worauf sie harte Pein erleiden muß. Dahin gehen auch zum Theil die Sagen von den mancherlei Kümmernißbildern, mit den ihnen anhangenden legendenartigen Erzählungen (D. Sagenb. 322, 532, 963).

Die Dichter dieser späteren Periode ergingen sich aller-häufigst in dem Gebiete, das wir bisher durchwandelten, und bereiteten, wie schon angedeutet, einestheils durch Behandlung epischer Stoffe die Mehrzahl der späteren prosaischen Volksbücher vor, anderntheils schufen sie ganze Sammlungen von Schwänken, Abenteuern und Mären. So trug außer den bereits Genannten ein Ungenannter das Buch Gesta Romanorum zusammen, ein Anderer dichtete „Die sieben weisen Meister", an welche sich Konrads von Würzburg Gedicht: Engelhart und Engeltrut lehnt. Ein anderer Ungenannter schuf Salomon und Morolf, weit verbreitet und oft herausgegeben, ein Dritter dichtete Weigand von Theben, oder der Pfaff vom Kalenberg. Achilles Jason Widmann aus Schwäbisch Hall schuf das Buch Peter Leu, der andere Kalenberger, und hüllte seinen Namen akrostichisch in Anfangszeilen ein, was auch der Dichter des oben Th. 1. S. 251. von uns erwähnten, noch ungedruckten Gedichtes über Kaiser Heinrich und Kaiserin Kunigunde, die Heiligen, thut. Den sich verschlechternden Geist der Zeit bezeichnend, trat Hans von Rosenplüt damit hervor, daß er sich selbst den Schnepperer (einen zuchtlosen Schwätzer) nannte. Höchst zahlreich sind seine Stücke. Vor allen aber that sich der Nithart hervor, der sich Bauernfeind zu nennen liebte, und wahrscheinlich Ursache genug hatte, ein solcher zu sein. Mindestens wird angenommen, daß der Dichter Nithart derselbe Neidhard Fuchs gewesen sei, der dem Herzog Otto dem Fröhlichen als lustiger Rath diente, und dessen Grabmal noch zur Stunde am Stephansmünster zu Wien erblickt wird. Viele der Minnesinger erwähnen ihn mit anderen Sangesgenossen, die Manessische Sammlung enthält seine Lieder, Wolfram von Eschenbach gedenkt seiner im Titurel, Heinrich von

Freiberg in der Fortsetzung von Gottfrieds von Straßburg Tristan, der Marner in einem Gedicht, Hermann von Sassenheim in der Mörin. Das Grabmal bildet ihn im Handgemenge mit den Bauern ab.

Nach den Nithartschwänken, die voll bäurischer Sitte und Unsitte sind, deutet das oben erwähnte Gedicht, der Ring, zuerst durch uns bekannt gemacht, und durch die Güte des Herrn Professor Adalbert Keller in Tübingen bevorwortet und erläutert.*) Dieses niedrigkomische Bauern-Epos wäre auf alle Fälle das geworden, wozu sein Stoff es vollkommen eignet, ein Volksbuch, hätte sich nicht die bisher einzige Handschrift still im Manuscriptenschranke einer fürstlichen Bibliothek verborgen gehalten. Sprache und Dialekt weisen nach der Grenze zwischen Schwaben und Baiern. Der bürgerliche Dichter, muthmaßlich aus Wittenweiler im Würtembergischen Jaxtkreise, in der Pfarrei Blaufelden, geißelt mit übersprudelndem Humor das sich stets gegen den Bürgerstand überhebende und sich stolz blähende Bauernvolk, nach Art und Weise der Nithartgedichte und der gleichzeitigen Fastnachtsspiele. Gleich im Eingange schreibt er spöttisch statt edler Bauern: esler Bauern, ist unerschöpflich in schmutziger und schimpflicher Namengebung, wie Bertschi Triefnas, Kunz vom Stadel, Junkherr Troll, Zwerg, Eysengreyn (Anspielung auf den Wolf Isegrim), Pencza Trinkaviel, Rüfli Lekdenspieß ꝛc. Anziehend ist, daß der Dichter des Nithart und seiner Eigenschaft des Bauernhasses gedenkt:

Ich wäin es wär der pauren hagel
Her Neythart, trun ein ritter chluog,
Der allen törpeln hass truog.

*) Der Ring, von Heinrich Wittenweiler, herausgeg. von Ludwig Bechstein (23. Publication des literarischen Vereins in Stuttgart). 1851.

Damit aber nicht zufrieden, führt er Herrn Neithart selbst persönlich in das Gedicht ein und läßt ihn sieghaft im Bauernturnier über die Flegel fahren. Auch erwähnt er vielfach der deutschen Helden und Heldendichtungen, des Dietrich von Bern, des Meister Hildebrand, des Sigenot, Egge, Wolfdietrich, Laurin &c. Ebenso kennt Herr Heinrich Wittenweiler den Artussagenkreis, den antiken von Troja und Alexander, kennt den Freidank und die Thiersage und Thierfabel.

Als früherer Besitzer dieser anziehenden Handschrift hat sich Jacob Markwart von Glauburg*) eingezeichnet. Eine Familie dieses Namens wohnte in der Wetterau und zog später nach Frankfurt a. M.

Volksbücher. Diese volksbuchartigen Schwänke führen uns von selbst der Betrachtung der eigentlich sogenannten Volksbücher näher und zu, in welchen die früher poetisch und metrisch behandelten Stoffe sich in Prosa niederschlugen, wie Himmelswolken, in befruchtenden Regen verwandelt, abträufen.

Die Zahl der deutschen Volksbücher, in welche auch mannichfache Stoffe des Auslandes übergingen, ist sehr groß. Um sie im Einzelnen zu charakterisiren, scheint uns zunächst eine Gliederung derselben nöthig, die sich von selbst aufdrängt. Wir theilen sie ein in:

Volksbücher von heidnisch-mythischer, christlich-mythischer und von romantisch-ritterlicher Färbung.

Volksbücher aus bürgerlichen Lebenskreisen, ernsten Inhaltes, zum Theil mit mittelalterlichem Zauber- und Wunderwesen.

Volksbücher aus dem bürgerlichen und bäuerlichen Leben, mit vorwaltendem Scherz u. Schwank.

---

*) Nicht Blauburg, wie in der Ausgabe irrig steht.

Anhang: Natur-, Kunst- und Handwerkskreis.

Die deutschen Volksbücher bilden einen reichen in sich abgegrenzten Schatz der vaterländischen Nationalliteratur, und ihre Wirkung war von je eine große und mächtige. Sie trugen aus den höheren Ständen poetische Anschauungen, goldene Lebensregeln, Freuden und Leiden der Herzen, in die niederen, sie vereinten sich innig mit dem Volke, schlugen Wurzel in seinen Kreisen, verjüngten sich in ihnen von Generation zu Generation, und waren, was die Sage ist und was der Aberglaube als Mythus ist: unvertilgbar, ewig lebend, ewig sprossend, ja sie waren es nicht nur, sie sind es noch heute, wenn sie auch nicht mehr die frühere Wirkung äußern, denn die Speculation hat sich auch der Volksbücher bemächtigt, und hat nicht nur die alten in ungeheueren Massen erneut in das Volk geworfen, sondern auch viele neue gemacht, die freilich den alten gegenüber nur ein ephemeres Dasein leben, was der Speculation auch ganz recht ist, denn hätten ihre flüchtigen und künstlichen Hervorbringungen Dauer, so bliebe kein Markt mehr für die üppig drängende Nachfolge.

In immer gleicher Frische sproßten diese Blumen vaterländischer Poesie, inniger Dichtung, oft die Würze schalkhaften Humors ausduftend, bisweilen für verwöhnte und vornehme Nasen fast von allzustark natürlichem Geruch, wie z. B. „Eulenspiegel", andererseits aber auch bildend und sittigend, veredelnd und herzerfreuend wirkend, wie „Genoveva, Hirlanda" und Andere. Es gab eine Zeit, in welcher das Volk diesen Schatz achtete und zu würdigen verstand, und zwar das Volk aller Stände, nicht blos das gemeine, und dann kam eine Zeit, wo ein großer Theil des Volkes, aber nicht das gemeine, sich kühl und vornehm abwandte von diesem reichen Schatz, und sich einredete, er sei eben

nur für das gemeine Volk, sei unsauber, sei mit reiner Hand nicht anzufassen, und dann ging man noch viel weiter, weil man in ungemeiner Beschränktheit von dem poetischen Kerne, der oft in rauher oder unscheinbarer Schaale dieser Früchte am Baume der vaterländischen Literatur verborgen war — keine Ahnung hatte — man unterdrückte die Volksbücher geradezu und verbot deren Verkauf. Ein Glück, daß man zurückgekommen ist von jener Verirrung der Hochstudirten, die wol bei Vielen nicht einmal aus bösem Willen hervorging, sondern aus Mangel an Verstand, Einsicht und richtiger Würdigung dieses Literaturzweiges, wie Kaulbach auf seinem genialen Karton so sinnig über den Esel schrieb, der dem Orpheus huldigt:

Keine Furcht der Esel hat,
Wann er zu dem Leierer gaht.
Das thut er nicht aus arger List,
Sondern weil er ein Esel ist.

Und was das Beste ist, die Mehrzahl unserer alten Volksbücher — nur von diesen kann hier die Rede sein — ist nicht blos in Deutschland heimisch, sondern es ist unter ihnen ein lebhafter Wechselverkehr mit nachbarlichen Landen, und wie in alter Zeit von Frankreich und den Niederlanden mancher poesievolle Stoff zu uns herüberflog, den das deutsche Gemüth erfaßte und in Saft und Blut unseres Volkes verarbeitete, so erstanden auch unsere Volksbücher in Uebersetzungen wieder in den Nachbarlanden, in Frankreich, Holland und Belgien, selbst in Italien und Spanien, und wie die alten Volksbücherherde in Deutschland: Straßburg, Nürnberg, Köln und Reutlingen, sich in millionenfacher Hervorbringung und Vervielfältigung derselben hervorgethan, so thaten es in der Nachbarschaft und thun es noch die Städte Troyes, Amsterdam, Antwerpen, Gent, Brüssel und andere.

Volkslied und Volksbuch gingen traulich und treulich Hand in Hand mit einander durch alle deutschen Gauen, beide durchdrangen die Nation wie starke Arterien mit frisch-lebendigem Pulsschlag. In beide hatte die abgeblühte poetische Vergangenheit sich geflüchtet, gerettet, geborgen, in beiden hatte sich die Sage verweilend niedergelassen, als die große Wandlung erfolgt war, die der mündlichen Ueberlieferung und der mühsamen Schrift die beflügelte Vervielfältigung und Wiedergabe durch die Buchdruckerkunst verlieh. Nun erst war rechte Dauer gewonnen — Sang und Sage waren nicht dahin, wenn des Sängers, wenn des Erzählers Mund verstummte — die große epische Dichtung ging nicht verloren, wenn ihre einzige Handschrift ein stumpfsinniger Buchbinder zerschnitt, wie selbst noch mit den pergamentnen Incunabeldrucken geschah, um die Rechnungen der Klostervögte über Erbzinsen und Gülten in die geweihten Blätter zu heften, und nur das eine büßte diese spätere Umwandlung von Sang und Sage in das Volksbuch ein — die metrische Form, die der ursprünglichen Dichtung gemäßer war, weil sie die Hülfe des Gedächtnisses in Anspruch nahm und dieses unterstützte. Wie sich auch die späteren Volksbücher zum Theil auf alte Heldenlieder und Heldensagen stützen, von denen manche in ihnen zu Märchen und Fabel verklangen, wird die nähere Betrachtung zeigen, die wir ihnen zu widmen schuldig sind; ja in manchen derselben begegnen wir wieder fast unverhofft den mythischen Nachklängen des Heidenthums und all seinem meteorischen Glanze. Es geht aber mit den Volksbüchern wie mit den verzauberten Schätzen der Gebirgssagen; nicht jedes Auge sieht sie offen zu Tage stehen, sieht ihren Glanz blendend strahlen, der gute Tag, die gute Stunde gehört dazu, und das goldene Sonntagskind, der hingebende sinnige Verehrer oder

der Dichter — nicht der blaße Reimer und Versemacher, der in der Schule redlich lernte, welche Sylben lang und welche kurz sind — was eben so lang= als kurzweilig ist — sondern der Dichter, der mit dem Herzen empfängt und mit dem Herzen wiedergiebt, den nicht die Schule lehrte, sondern die Götter=Orakelstimme der deutschen Haine. Da wohnt die Natur, nicht die Wissenschaft, der Kinderglaube, nicht die Verneinung, da blühen und duften die Waldblumen, und nicht die Zinkblumen, nicht die Kobalt=, nicht die Schwefelblühte der Chemiker und Mineralogen. Wie kam es doch, daß das Volk jene alten Thier= und Kräuterbücher sich so willig aneignete, sie so fest und hoch hielt, und daß es so wenig und ungern an die neuen Naturgeschichten herangeht, die doch ungemein gut und trefflich sind, wie deren Bilder ungleich besser, als die alten rohen Holzschnitte? Weil das Volk in jenen alten Büchern (die ebenfalls Volksbücher waren, wenn auch keine erzählenden) sich selbst wiederfand, seine anerzogenen Begriffe, seinen ererbten Aberglauben, seine selbstgemachten Wahrnehmungen und Anschauungen. Da war noch von der Kräuter und Steine Kraft und Heilkraft die Rede, von Sympathie und Antipathie, von dem was gut und nütz ist in allerlei Gebrest, was Haß und Zorn, was Liebe und Zuneigung zu erregen vermochte, was die Monatblühte hervorrief, was die Brüstlein rund und hart, und was die Kröpfe schwinden machte. Das will das eigentliche Volk, aber nicht die Stelzenweisheit der Systeme und die völlig trockene, alle Kenntniß bereits voraussetzende Lehrart der neueren Naturgeschichten. Ein Beispiel wird hier nicht am unrechten Orte stehen, wir wählen die Mistel. Eine neuere, sehr gute Botanik mit lateinischem und deutschem Text (den lateinischen lassen wir hinweg) hat:

Zweihäusige Pflanzen. Viermännige.
Viscum album. Mistel.

Männ. Kelch 4theilig, Blume O. Staubfäden O. Staubbeutel kelchständig.

Weib. Kelch 4blätterig, oben. Griff O. Blume O. Beere 1saamig. Saame herzförmig.

Weißer Mistel. Mit lanzigen, stumpfen Blättern, zwieseligem Stamme, winkelständigen und spitzeständigen Aehren. ♄. (Trivialnamen:) Vogelleim, Klüster.

W.(ohnort) Schmarotzerpflanze auf Bäumen. Liefert Vogelleim. Blüht 3. 4. (d. h. März und April).

Dagegen hat ein altes Kräuterbuch:

„Von Mystel. Namen. *A.* Mystel, welches man auch Affolter nennt, wirdt auf griechisch Jros, auf lateinisch Viscum geheissen.

Gestalt. Mystel ist ein kraut mit vilen ästen ausgebreit, wie ein klein Bäumlein, zach, allezeit bleichgrün, inwendig grün und auswendig bleich, hat Blätter wie der Buchsbaum, doch etwas lenger, gewinnt kleine Blumen, seine frücht aber sind weiße, runde Beer, als die Erbsen.

Statt seiner wachsung. Wechst auf den beumen, in sonderheit aber auf den Eichen und Birnbeumen.

B. Zeit. Mystel soll im Herbst, so er Beer gewinnt, gesammelt werden.

Die natur und complexion. Der Mystel wermet und ist etwas mehr scharf, denn bitter.

Kraft und würkung. Mystel mit harz und soviel wachs vermischt und übergelegt, zeitiget, verzehrt, (er)weicht und zeucht zusammen die ohrmützel (Ohrenzwang, von müeten, plagen) und allerlei Geschwulst. Mit weyrauch

vermischt und auf alte geschwär gelegt, heilet sie. Er verzert und macht klein das milz, mit kalch vermischt. In summa, Mystel zeucht heraus allerlei subtile und grobe feuchtigkeit, zerteilt und verzert darnach dieselbigen."

Welches ist nun die bessere Beschreibung, nach welcher würde das Volk greifen, wenn beide zugleich ihm dargeboten würden? — Man verzeihe diesen Abschweif — er soll nur dazu dienen, darauf hinzuweisen, wie wenig in einem gewissen Sinne die Schule dem Volke nützt, trotzdem, daß jetzt so Viele sich mit dem achtungswerthesten Streben mühen, die Wissenschaft zum Gemeingut des Volkes zu machen, und damit häufig leider wieder das Kind mit dem Bade ausschütten, des ne quid nimis niemals eingedenk, denn nach alle diesen Werken müßten alle unsere Bauern Chemiker, Astronomen, Metallurgen und Gott weiß was Alles noch werden — sie bleiben aber Bauern, säen, ärnten, und verkaufen den Ertrag ihres Fleißes den Städtern so theuer als immer möglich, und lesen alle die gelehrten und für sie vom hohen Olymp des Katheders herab geschriebenen Werke ein für allemal nicht.

Wir haben mit Vorliebe vielfach mit dem Landvolke verkehrt, und stets, wenn dasselbe Bücherwünsche laut werden ließ, vor allen den Wunsch nach Kräuterbüchern alten Styles vernehmen müssen, so daß uns in der That oft die Lust ankam, ein solches und eine solche Volksnaturgeschichte selbst zu schreiben, ohne damit den Aberglauben fördern und das Volk verdummen helfen, oder dem vielgepriesenen Fortschritt auch nur den kleinsten Fußangel in den Weg werfen zu wollen. Gar vieles im Naturleben bietet dem Aberglauben keinen Boden, wol aber trägt es Poesie in Fülle in sich, die den Krystallen gleicht, welche

oft der unscheinbare, rohe Feldstein oder die röthlich braune Porphyrkugel in sich schließen. Ein Schlag, und eine funkelnde Krystallgrotte im Kleinen liegt vor den Blicken erschlossen, deren Dasein kein gleichgültig Vorüberwandelnder ahnete, eine Grotte, die so schön ist, wie kaum die von Antiparos, wenn wir im Stande wären, sie nicht mit unserm Menschen-Auge, sondern etwa mit dem Auge einer Ameise zu beschauen.

Den Werth der Volksbücher erkannte und würdigte schon das Mittelalter in allen Stücken; die Ritter auf ihren Burgen sammelten die alten Druckerstlinge derselben, die noch Stolz und Zier unserer Bibliotheken sind, und auch die spätere Zeit blieb ihrer dauernd eingedenk. Lassen wir sie, zum Theil mindestens, denn wer könnte die ganze Fülle fassen? unserem Blick vorübergehen in rascher Folge, aus jedem fast wird uns ein Spiegelbild von anderweiter Mythe, Sage, Märe oder Fabel begegnen, doch sei vergönnt, über die zeitgeborene Form der Poesie, die Prosadichtung, noch im allgemeinen Einiges zu sagen, und sie in ihrer Gesammtheit zu überblicken, es wird dann zum Verständniß der Einzelstücke nur kurzer Andeutungen und weniger kennzeichnender Striche bedürfen. Als trefflicher Leitfaden zu solcher Uebersicht sei John Dunlops Geschichte der Prosadichtungen oder Geschichte der Romane, Novellen, Märchen etc. nach Felix Liebrechts sorgfältiger Uebertragung aus dem Englischen und Ueberarbeitung, Berlin, G. W. F. Müller 1851, genannt.

Die metrische Form der Poesie, als die älteste, war nicht in allen Ländern der Erde so vorherrschend, wie sie es in den Vorzeittagen des germanischen und scandinavischen Nordens war, und wie sie in diesen Ländern so lange sich erhielt. Bei den Griechen der nachhomerischen Zeit trat

Prosa an die Stelle der Verse, und auch das den Griechen nachbarlich gelegene Kleinasien bediente sich nicht der gebundenen Formen. Die milesischen Märchen des Aristides, in denen asiatische und griechische Sitte innig in einander verschmolzen war, gingen verloren; sie waren wol meist in Prosa geschrieben. Parthenius aus Nicäa, welcher um 20 vor Christus lebte, erneute dieselben zum Theil. Der Inhalt dieser Märchen war durchweg erotisch, ja sogar faunisch, und fand noch manche Nachahmung. Plutarch webte Erotica in seine moralischen Erzählungen, Antonius Diogenes schrieb einen Roman „von den unglaublichen Dingen jenseits Thule", Lucius Petrensis brachte eine Sammlung von Zaubermetamorphosen zusammen, der Spötter Lucian verfaßte seinen „Esel", Jamblichus seine Babylonica. Lange nach ihm begann mit Heliodor eine neue Aera der Poesie. Seine „Aethiopica" mit dem Romane „Theagenes und Charíklea" begegnet uns als deutsches Volksbuch wieder; von dem Zeitgenossen Heliodors, Bischofs von Trikka, an, bis in die letztvergangenen Jahrhunderte hinein, wurde dieses Werk noch weitläuftiger verarbeitet und nachgeahmt. Der erste Nachahmer Heliodors war Achilles Tatius; er schrieb ein Buch, „Erotica" betitelt; Abenteuer zu Lande wie zur See, Schiffbrüche, Räuberscenen, Liebeslisten und dergleichen bilden den poetischen Apparat. Der Grieche Longus, wie man glaubt, ein Lesbier, schrieb einen Hirtenroman: „Daphnis und Chloe"; er wurde der Urvater aller glück- und unglückseligen Idyllen, ohne je von einem seiner zahlreichen Epigonen erreicht zu werden. Der heilige Johannes von Damaskus verfaßte einen geistlichen Roman, dem wir bereits als deutschem Gedicht des Mittelalters begegneten: „Barlaam und Josaphat",

von ziemlicher Ausdehnung und äußerst phantasiereich, auch mit Märchen durchwebt, die wol ohne Zweifel dem Orient entblühten. Die als Gedicht behandelte allegorische Märe in Laßbergs Liedersaal I., überschrieben: „Die Jagd des Lebens“, die wir in unser deutsches Märchenbuch in Prosa aufgenommen haben, ist dem Werke des Johannes Damascenus entnommen; ihm entstammt auch die Scene mit den vier Kästchen in Shakspeares Kaufmann von Venedig. Eustathius (auch Eumathius geheißen), ein unter den Komnenen im zwölften Jahrhundert lebender Grieche, schrieb einen Roman: „Ismenias und Ismene.“ Die Erzählung hat große Längen, aber es ist dennoch Manches aus ihr in deutsches Wesen übergegangen, so finden wir darin unter andern Monatbilder beschrieben — wie sie unsere Kalender durch lange Jahrhunderte unermüdlich brachten und noch bringen; ein Mäher kennzeichnet den Juli, ein Bad den August 2c. Auch vom Gedicht Oberon birgt sich bereits ein Stück des Stoffes in diesem Romane: Seesturm, Ueberbordwerfen, Rettung, Sklaverei, Wiederfinden der Geliebten als Sklavin u. dgl., und es fehlt diesem so wenig, als den übrigen griechischen Romanen an mannichfacher Schilderung der Liebe, der Leidenschaften, der Kämpfe und der Abenteuer, und was das Schönste an ihnen ist, die Frauenwelt wird, gegenüber dem Brauch und der Sitte des Morgenlandes, selbstständig handelnd, sittlich schön und edel eingeführt, und so lehrte auch diese Dichtung, trotz manches Unsittlichen in ihr, doch auch schon in jenen frühen Zeiten die Schönheit adeln und die Sitte achten.

Nach Italien waren, wie Tauben der Kypris, die leichten, sinnlichen, milesischen Märchen geflogen, hatten bei dem üppigen Volke der Sybariten die willigste Aufnahme gefunden, nicht minder selbstverstehend Uebertragungen und

Nachahmungen, die wieder neue Nachahmungen und eine ganze Reihe frivoler, zum Theil höchst anstößiger Erzählungen hervorriefen. Petronius Arbiter brach diese Bahn in Italien, nicht der edlen Sitte zum Vortheil, nicht sich, nicht seinem Volke zum Ruhme, obschon er schön schrieb. Apulejus folgte mit seinem „goldenen Esel", einer ergötzlichen Zauber- und Verwandlungen-Geschichte, die späteren Dichtern, wie Boccaccio, Le Sage und Anderen manchen willkommenen Stoff zur Annahme und eigener Behandlung bot.

An die Stelle der abblühenden classischen Zeit des Hellenen- und Römerthums trat die Romantik mit ihren Zaubern, Wundern und Abenteuern, auf welche die Literatur der Araber, namentlich auf der pyrenäischen Halbinsel, nicht ohne vermittelnden Einfluß blieb, während sie im scandinavischen Norden aus ureigenthümlichen Elementen sich bildete und hervortrat. Die Poesie der späteren Zeit war die große Vermittlerin, die alles Altüberkommene vereinigte, verschmolz und umschuf: classisch antike Dichtung, maurisch-ritterliche, keltiberische, normannische, scandinavische und germanische. Sie sammelte alle diese Strahlen zu einem goldenen Regenbogen, und hing ihn als Himmelsring, als Friedenszeichen, unter dessen die Erde berührenden Enden man Gold- oder Sonnensaamen fand, über die entzweiten Völker. Ueberall, in allen Landen, ließ sie Wunderblumen ausblühen, die nach erlangter Reife den Saamen ausstreuten, aus dem die poetische Literatur der Nachwelt auffkeimte, und welchem wir auch unsere Volksbücher verdanken.

Gildas und Nennius, britannische Schriftsteller, welche, der erste im sechsten, der zweite im siebenten Jahrhunderte lebten, legten durch ihre Erzählungen und Auf-

die spätere Zeit sie zum französischen Prosaroman umgestaltete und sie ein weitverbreitetes deutsches Volksbuch wurde.

Die alten romantischen Dichtungen der pyrenäischen Halbinsel beginnen mit dem berühmten und weitverbreiteten Roman „Amadis de Gaula“, dessen Autorschaft Portugal und Frankreich einem ihrer Landsleute zuzueignen bemüht waren. Gaula bedeutete ebensowol Wallis als Gallia, die sprachliche Wurzel war eine und dieselbe. Der beliebte Roman fand eine Fortsetzung im „Esplandian“, dieser im „Lisuarte de Grecia“, dieser im „Amadis de Grecia.“ Des Letzteren Sohn war „Florisel de Niquea“, aus dessen Stoff wieder „Agesilaus von Colchos“ herausgesponnen wurde, und so ging es fort. Eine ähnliche Reihe eröffnet der Roman „Palmerin de Oliva“, an den sich „Primaleon“, „Platir“, „Palmerin de Inglaterra“ rc. anketten, lauter stoffreiche Dichtungen, welche insgesammt die lebendige Phantasie ihrer Urheber bekunden, unserem Ziele aber nicht nahe liegen.

Ein Ritter aus Valencia, Johann Martorell, schrieb im catalonischen Dialekt: „Tirante el Blanco“, einen Ritterroman, den Cervantes im Don Quichote anzieht, und in ergötzlicher Weise dessen Vorzüge schildert. „Partenoper de Blois“, ebenfalls catalonischer Roman, voll Zauber und Abenteuer, wurde frühzeitig auch in das Deutsche übertragen, und zwar unter dem Titel: „Partinopier und Meliur“ — was auch zum Theil mit jenen schon erwähnten Dichtungen der Fall war, welche den antiken Sagenkreisen entstammten, von denen vor allen die Sage vom Zauberer Virgilius für uns eine hohe und wichtige Bedeutung hat, wie auch die französische Literatur, gleich der deutschen, sich mit aller Vorliebe jener reichen Fundgrube für Abenteuer- und Märchendichtung, der berühmten „Gesta Romanorum“ be-

zu Paris im Druck, und zwar in drei Folianten, daraus sein Umfang und seine Reichhaltigkeit erhellt. Minder anziehend und unterhaltend ist die „Geschichte des heiligen Graals“ in Prosa (sie war auch gereimt vorhanden), Gautier Map hieß ihr Bearbeiter. So wurde auch Parcefal in französischer Prosa bearbeitet, nachdem jedoch sein Stoff längst in Liedern lebte, und die übrigen bekannten Romane, die in den Artussagenkreis sich einschlingen: „Lancelot vom See“, „Meliadus von Leonnoys“, „Tristan und Isolde (Yseult)“, „Ysaie le Triste“, „Arthur“, „Artus de la Bretagne“, wie noch mehrere andere, reihten sich an. Gleichzeitig entstanden die Dichtungen des karlingischen Sagenkreises in Poesie wie in Prosa, von denen wir schon im Allgemeinen andeutend sprachen. Diese wie jene boten der Nachwelt eine Fülle von Stoff, der Bischof Turpin schilderte in einer Chronik von ungemein poetischer und romantischer Färbung Kaiser Karls des Großen Leben, seine Heereszüge, seine Schlachten und Siege, darin die berühmte Roncevalles-Schlacht nicht fehlen durfte. „Hüon de Bordeaux“, der ursprüngliche Stoff zum Oberon, war früher episches Gedicht und wurde auch erst später als französischer Prosaroman bearbeitet. „Guerin de Monglave“, „Galyen Rhetoré“, „Milles et Amys“, „Jourdain de Blaves“ sind wenig in Deutschland bekannt oder nachgeahmt worden, wol aber fand „Doolin de Mayence“ in Alringer seinen deutschen und noch dazu poetischen Erneuerer. „Ogier le Danois“ drang tiefer wie die vorhergenannten ein, und „Maugis und Vivian“ leben noch heute als niederländisches Volksbuch ihr unsterbliches Leben. Maugis ist wieder der in unsern Haimonskindern auftretende Vetter der Söhne Aymons von Dordone, der zauberkundige und listige Malagis. Auch diese Dichtung hatte altepische Form, bevor

die spätere Zeit sie zum französischen Prosaroman umgestaltete und sie ein weitverbreitetes deutsches Volksbuch wurde.

Die alten romantischen Dichtungen der pyrenäischen Halbinsel beginnen mit dem berühmten und weitverbreiteten Roman „Amadis de Gaula“, dessen Autorschaft Portugal und Frankreich einem ihrer Landsleute zuzueignen bemüht waren. Gaula bedeutete ebensowol Wallis als Gallia, die sprachliche Wurzel war eine und dieselbe. Der beliebte Roman fand eine Fortsetzung im „Esplandian“, dieser im „Lisuarte de Grecia“, dieser im „Amadis de Grecia.“ Des Letzteren Sohn war „Florisel de Niquea“, aus dessen Stoff wieder „Agesilaos von Colchos“ herausgesponnen wurde, und so ging es fort. Eine ähnliche Reihe eröffnet der Roman „Palmerin de Oliva“, an den sich „Primaleon“, „Platir“, „Palmerin de Inglaterra“ ꝛc. anketten, lauter stoffreiche Dichtungen, welche insgesammt die lebendige Phantasie ihrer Urheber bekunden, unserem Ziele aber nicht nahe liegen.

Ein Ritter aus Valencia, Johann Martorell, schrieb im catalonischen Dialekt: „Tirante el Blanco“, einen Ritterroman, den Cervantes im Don Quichote anzieht, und in ergötzlicher Weise dessen Vorzüge schildert. „Partenoper de Blois“, ebenfalls catalonischer Roman, voll Zauber und Abenteuer, wurde frühzeitig auch in das Deutsche übertragen, und zwar unter dem Titel: „Partinopier und Melitur“ — was auch zum Theil mit jenen schon erwähnten Dichtungen der Fall war, welche den antiken Sagenkreisen entstammten, von denen vor allen die Sage vom Zauberer Virgilius für uns eine hohe und wichtige Bedeutung hat, wie auch die französische Literatur, gleich der deutschen, sich mit aller Vorliebe jener reichen Fundgrube für Abenteuer- und Märchendichtung, der berühmten „Gesta Romanorum“ be-

mächtigte. Diese ist die Schatzkammer, aus welcher endlos, wie aus einem unerschöpflichen Fortunatussäckel, die Dichter Stoffe gewannen.*) Sie ist ganz nahe und eng verwandt mit dem Buche von den „Sieben weisen Meistern", mit arabischen Märchen, und auf ihrem Fundamente baute die französische Fabliaux- und Contes-Dichtung weiter, die italienische mit ihren „Cento Novelle antiche" schloß sich an, welche wieder dem Boccaccio zur Hauptquelle seines „Decamerone" wurden, und so schlang sich Kettenglied an Glied; Dichter schöpften aus Dichtern, die Poesie war das schöne Gemeingut Aller, und so sind auch die deutschen Volksbücher entstanden. Das ist der Ursprung und der Kern einer so allverbreiteten, erst hoch geachteten und dann in Ueberschätzung pedantisch gelehrten Zopfthums so lange mißachteten und unterschätzten Literatur, die wir nun näher ins Auge fassen wollen.

Volksbücher.

Volksbücher von heidnisch-mythischer, christlich-mythischer und romantisch-ritterlicher Färbung.

Die sieben weisen Meister.

„Nützliche Unterweisung der sieben weisen Meister, wie Pontianus der König zu Rom seinen Sohn Diocletianum den sieben weisen Meistern befiehlt, die sieben freien Künste zu lehren, und wie derselbe hernach durch Untreue seiner Stiefmutter siebenmal zum Galgen geführt, aber allezeit durch schöne Gleichnisse der sieben weisen Meister vom Tode errettet und ein gewaltiger Meister zu Rom ward. Sehr lustig und nützlich wider der falschen Weiber Untreue zu lesen. Ganz von neuem aufgelegt. Nürnberg."

*) Neu herausgegeben: „Das älteste Märchen- und Legendenbuch des christlichen Mittelalters, oder die Gesta Romanorum. Von Dr. Joh. Georg Theodor Gräße. Leipzig, 1850."

Dieser langathmige Titel eines wahrscheinlich zuerst 1512 erschienenen Buches, der auch verändert begegnet, giebt den Inhalt eines früher in den weitesten Kreisen verbreiteten deutschen Volksbuches an, dessen Ursprung in die Frühe undenklicher Zeiten, wie in die Ferne unendlich weit entlegener Lande reicht. Aus dem Himalaia Indiens brachen seine lebendigen Quellen hervor, und ergossen sich von Völkerschaft zu Völkerschaft, bis sie nach dem fernsten Westen drangen. Man nennt als den, welcher zuerst diese Quellen gefaßt haben soll, einen indischen Braminen, Namens Sindbad, Sendabad, oder Sendabar, der zur Zeit des Königs Kuru lebte. Aus dem indischen Buche Sendabads: „Von den sieben Rathgebern", welches in das Arabische und Persische übertragen worden war, wurde dasselbe von Rabbi Joel in das Hebräische übersetzt, und ein Grieche, Namens Syntipas (wenn das nicht blos eine Namensumwandlung des indischen Urhebers ist, die der Grieche annahm?), übertrug das Werk in die Sprache seines Volkes. Ein Mönch: Dam Jehan (Don Juan), schuf es lateinisch, und ein französischer Dichter des dreizehnten Jahrhunderts: Hebers oder Herbers, brachte es unter dem Namen „Dolopatos" in französische Verse.

Von da ab ging das Buch in Uebersetzungen in fast alle Länder Europa's und erlitt unter den vielen Händen so verschiedener Bearbeiter gar manche Umgestaltung, wie ja schon den hauptsächlichsten jener Dichter mit dem Buche vorgenommen, der den indischen Stoff romanisirte. So erschien eine italienische Bearbeitung zu Mantua unter dem Titel: „Erastus." Mittlerweile trat der willkommene Stoff nach Osten zurück und wurde zur Grundlage des türkischen Buches „Geschichte des Sultans von Persien und der (vier-

zig) Veziere."*) Selbst in den Märchen der 1001 Nacht sind, nächst der äußeren Form, Anklänge, nicht minder in den Erzählungen Herodots und Anderer — aus den sieben weisen Meistern.

Die älteste deutsche Ausgabe des Buches erschien 1474 im Druck, unzählige andere folgten nach; die einfach schlichte, ungekünstelte Sprache, das Spannende mitten in der Einförmigkeit der Anlage und Einkleidung der Erzählungen, Alles machte das Buch beliebt und trug zu der ungemeinen Verbreitung desselben bei.

Rübezahl. „Der von neuem wegen seiner kurzweiligen Possen aufgelegte Schlesische Rübezahl oder das Chosenhafftige und Weltbeschriebene Gespenste, welches sich auf den Gebürgen zwischen Schlesien und Böhmen denen Reisenden in possierlicher und mannigfaltiger Gestalt ꝛc. ꝛc. zu erkennen giebt. Andere vermehrte Auflage. Breßlau und Leipzig, 1728."

Wir ziehen mit Recht dies Büchlein in den Kreis unserer Betrachtungen, denn es ist mit seinem Vorgänger Daemonologia Rubenzalii, von Prätorius, 1667, fast der einzige Vertreter des deutschen Mythus und der deutschen Dämonensage in unserer so reichen Volksbücher-Literatur, obschon als Volksbuch mehr in den Kreis seiner Heimath gebannt, als allverbreitet. Leider gehört sein Ursprung schon jener späteren Zeit an, in welcher die gelehrte Afterweisheit hochmüthig „auf dergleichen nichtswürdige Scartegven, woran dem Publico wenig oder gar nichts gelegen,

*) Unter dem Titel: „Die Vierzig Veziere oder weisen Meister" hat Dr. Walter Fr. Adolph Behrnauer, Leipzig, Teubner, 1851, dieses Werk, kritisch erläutert und trefflich bearbeitet, herausgegeben.

ja welches demselben in der That mehr schädlich als nützlich"*) — herabsah, und es fehlte dem Verfasser jene innige Hingabe, jene Gläubigkeit der Alten, deren Seelen sich mit ihren Stoffen in Eins verschmolzen. Und doch ist dieser Verfasser kein anderer als der spätere Bearbeiter und Umwandler der Faustsage in ein späteres Volksbuch, Dr. Johann Nicolaus Pfitzer.

J. Görres, dem wir so manches Gute über die deutschen Volksbücher danken, wenn er sich auch bisweilen in allzubombastischen und überschwenglichen Redensarten zu ergehen liebte, hat dieses Büchlein in seinen „teutschen Volksbüchern" (Heidelberg 1807) nicht genug gewürdigt, er fertigt es mit 5 Zeilen ab, und doch tritt uns in ihm die ganze Sagenfülle über den schlesischen Berggeist in schlichter Einfachheit entgegen, und wir müssen dem Verfasser dafür Dank wissen, daß er es geschrieben, obschon er wie eine Reifrockspröde den Fächer vorhält, und sein Schämen zu verbergen sucht, daß er es gethan, auch dem Leser ernstlich gelobt, dergleichen „schlechte Arbeit" nicht wieder vorzunehmen, und „künftighin nützlichere und lesenswürdigere Sachen" zu bringen. Der Verfasser zergliedert uns zum Glück den Berggeist nicht, sondern er berichtet ganz einfach und an einer Schnur, was sich vom Rübezahl das Volk erzählt. Der Berggeist soll sich in einer Höhle befinden, unter allerlei Gestalt den Reisenden sich zugesellen, und nur denen Possen spielen, die ihn necken oder ärgern; da nun das Temperament Rübezahls sehr cholerisch-sanguinisch geschildert wird, so fehlt es nicht an Schwänken und Possen, die bisweilen sehr derb und grob bäuerisch ausfallen. Um so günstiger zeigt der Geist sich denen, die ihm freundlich und

*) Eigene Worte des Verfassers!

demuthvoll begegnen. Unser Verfasser bleibt vom Anfang bis zum Ende unerschöpflich im Zuge; sein Büchlein enthält Stoff auf Stoff, und der wackere Musäus, der zuerst die Rübezahlmärchen breitspann (Schade, daß er die kleine Abgeschmacktheit beging, sie Legenden von Rübezahl zu taufen, als wenn der Herr des Gebirges, der alte Domine Joannes, ein Heiliger gewesen wäre), hätte noch viele Bände mehr damit füllen können, als er ohnedies füllte. Siehe D. Sagenbuch 640—644.

Es ist aber um den Rübezahl etwas sehr Eigenes und Wundersames, daß er so allein und ohne Gleichen mitten in der deutschen Sage steht, und wir werden seiner bei der näheren Betrachtung der deutschen Dämonenwelt noch ausführlicher gedenken.

An das Zusammenfließen der Heidenzeit mit der christlichen Zeit erinnert der Klang des alten Eddamythus, mit dem Nibelungenlied in Eins zusammengeschmolzen, wie in Schmiedekohlengluth erweichtes Eisen auf Eisen, in dem allbeliebten Volksbuche:

Der hörnene Siegfried. „Eine wunderschöne Historie von dem gehörnten Siegfried, was wunderliche Ebenteuer dieser theure Ritter ausgestanden, sehr denkwürdig und mit Lust zu lesen. Gedruckt in diesem Jahr. Cöln und Nürnberg."

Aus dem hohen heldenstarken Nordlandsepos und den Nibelungengesängen geboren, mannichfach verändert, immer noch schön, reizend, anziehend, und doch voll Graus erscheint die uralte Siegfriedssage in ihrer letzten Verjüngung als deutsches Volksbuch. Namen und Orte sind verändert, das Ferne, Mythische, ist greifbar nahe gerückt, die Gestalten fliegender, feuerspeiender Drachen, Riesen und Zwerge treten auf, als verstehe sich ihr wirkliches Vorhandensein ganz von selbst. Und dies schlichte Büchlein trat so still

aus der Zeiten Frühe heraus auf den deutschen Büchermarkt! Niemand weiß, wer die alten Mären umzauberte, sie für das Volk und dessen Begriffe angemessen aufs Neue zu Tage brachte. Wer als Kind oder Knabe dies Buch liest, vergißt es durch sein ganzes Leben nicht, und im Alter noch erinnert er sich jener Schauer, die er empfand, als Siegfried mit dem grimmen Riesen Wolfgrambär kämpfte, als das Zwerglein Egwald ihn mit der Nebelkappe der Unsichtbarkeit deckte, und wie die Drachen geflogen kamen, daß vom Rauschen ihrer Flügel das ganze Gebirge schütterte. Und nun vollends der ungeheuerliche Kampf mit dem Drachen, und wie Siegfried den Hort findet, und endlich dem gräulichen Wurm obsiegt, und mit der befreiten schönen Florigunde gen Worms reitet. Zug um Zug haften gebliebener Eddamythe und Nibelungensage finden wir wieder; der Zwergkönig muß Siegfried sein Zukunftsloos voraussagen, welche Prophezeiung denn auch nach noch manchem wohlbestandenen Abenteuer eintrifft. Der grimme Hagen der Nibelungen wird im Volksbuche zum Hagenwald und stößt dem Siegfried sein Schwert von hinten zwischen die Schultern, an der Stelle, wo er allein verwundbar ist, und es wird „Leid über Leid.“ —

Aber nicht nur im Volksbuche lebt die Siegfriedsage fort, sie warf ihren Riesenschatten weit über die Rheinlande bis nach Burgund. Um die Zackenkrone des Siebengebirgs, um den Drachenfels, lebt und webt jene gewaltige Sage der Frühzeit, aber auch da, wo Geldern heute liegt, läßt sie durch einen jungen Helden einen grimmen Drachen erlegen (D. Sagenb. 103 und 136), anderer Orte, wo dieselbe Sage noch einen Widerhall fand, nicht zu gedenken.

Daß die Volksbuchdichtung, die sich antiker und mythischer Stoffe mit Glück bemächtigte, auch mit sicherer Hand

in den christlichen Mythus griff und Stoffe aus ihm formte, wird nur sach- und naturgemäß befunden werden.

Zunächst war es die vom Hauch der antiken Welt umwehte mystische Zwölf der Sibyllen, die unter dem Titel bekannt ist:

Sibyllen-Weissagung. „Zwölf Sibyllen-Weissagungen, viel wunderbarer Zukunft, vom Anfang bis zum Ende der Welt besagend. Auch der Königin von Saba Prophezeiung. Wie auch merklicher zukünftiger Dinge, von St. Brigitten, Cyrillo, Methodio, Joachimo, Bruder Reinhard, Johannes Lichtenberger und Bruder Jacob aus Hispanien. Aufs neue wieder gedruckt. Cöln und Nürnberg." (Früher auch in Reimen erschienen, 1517, aber 1516 bereits in Prosa vorhanden.)

Die Weissagung fand von je einen ergiebigen Boden in der Menschenseele; der jüdischen wie der christlichen Welt ward Achtung vor ihr durch die heilige Schrift ins Herz gepflanzt, der antiken Welt war sie aus frühesten Zeiten bekannt. Griechen und Römer hatten ihre Orakelhaine und Orakelgötter; weissagend beginnt die Edda durch der Wöle Mund zu reden. Alte Geschichtschreiber kündeten von den zwölf Sibyllen des Alterthums, und Schriftreste in griechischer Sprache sind noch vorhanden, voll alter prophetischer Weisheit. Das deutsche Volksbuch erfaßte die antiken Sibyllen ganz vom christlichen Standpunkt, und deutete mit derselben Unfehlbarkeit und Gläubigkeit deren mythische Aussprüche auf das Christenthum, mit der die Ausleger der biblischen Ueberlieferungen das hohe Lied Salomo's auf die christliche Kirche deuteten. Die zwölf Sibyllen werden namentlich aufgeführt, und ihrer Zahl wird auch noch eine dreizehnte hinzugefügt. Sibylla Persica zeugte — nach dem Volksbuch — von Christo, ihrem Seligmacher, Sibylla Libyca und Delphica desgleichen.

Sibylla Chimerica weissagt von Mariä künftiger Geburt; Sibylla Samia prophezeit schon in jungen Jahren aus Eingebung des heiligen Geistes, und Sibylla Cumana Amalthea weissagt ebenfalls von Christus, ebenso die Sibylla Hellespontica, schon eine bejahrte Matrone, nicht minder die Sibylla Phrygica und die jugendliche Sibylla Europäa. Sibylla Tiburtina, die zu des Kaisers Octavianus Zeiten lebte, sagte klärlich Christi Geburt voraus; die Babylonierin Sibylla Erythrea, auch Erophile, soll Troja's Untergang prophezeit haben „und daß der Poet Homerus viel Märlein und Lügen schreiben werde." Die zwölfte Sibylle, Agrippa, nicht mehr ganz jung, prophezeit wieder von Christus, und die spät hinzugethane dreizehnte endlich, Sibylla Michaula, welches keine andere ist, als die Königin von Saba, war es, die den weisen König Salomo aufsuchte. Sie weissagte von Christi Kreuzestod und der künftigen Verbreitung des Christenthums über die Erde, wie dessen Herrschaft über die Juden, aber auch von der Menschen Verschlechterung und von schlimmen kommenden Zeiten.

Das Uebrige des Volksbuches verliert sich in verworrenes unklares Reden, aus Mönchslegenden planlos zusammengeschrieben, mit Hinblicken auf die Zeit, in welcher wir die Entstehung der ältesten Ausgaben des Sibyllenbuches zu suchen haben. Das aber ist merkwürdig und eigenthümlich, daß auch in *örtlicher* Volkssage hie und da etwas von Sibyllen und sibyllinischer Weissagung haften geblieben ist. Schon das ist ein eigenthümlicher sagenhafter Zug im Buche selbst, daß die heilige Brigitte geweissagt haben soll: „Der Türk wird in den letzten Jahren seines Regiments innen haben die anstoßenden Länder (nämlich am Rheinstrom) und wird bei Cöln erschlagen werden." Dahin deutet zunächst wieder eine alte dunkle Prophezeiung,

der Türke werde noch einstens seine Rosse im Rheine tränken. Im thüringischen Saalthale geht allgemein die Sage, daß die Sibylla — welche, weiß das Volk nicht, denn wie sollte es die zwölf lateinischen Namen oder auch nur einen derselben, im Gedächtniß behalten? — geweissagt habe: auf der Saalfelder Brücke werde der letzte Türke erschlagen werden. Dasselbe erzählt man sich zu Eyba bei Saalfeld, nur mit dem komischen Unterschiede, daß er dort in einem Backofen umkommen werde. Unmöglich ist es nicht, daß seine neuen Freunde dem Türken noch die Hölle trotz einem Backofen heiß machen. Ganz so wie in Saalfeld wiederholt sich auch im Werrathale die Sage, wo die Barchfelder Brücke zu diesem Ereigniß ausersehen ist. Barchfeld ist ein kurhessisches Dorf an der Straße von Meiningen nach Eisenach. Wer deutet das? In Schwaben ist die Sibyllenhöhle, nahe bei dem alten Stamm-Schlosse Teck, darin soll eine Sibylle gewohnt und geweissagt haben, noch zeigt man ihre Wagenspur, und nennt diese Sibyllenfahrt; also fuhr diese Sibylle. Und das Feld, darüber sie fuhr, bleibt noch immer 14 Tage länger grün, als alles andere Land umher. So auch stand eine große uralte Linde bei Eisersdorf, in der Herrschaft Glatz in Böhmen, die stets von Neuem ausgrünte, wenn sie durch ihr hohes Alter von Zeit zu Zeit verdorrte, und auf ihr saß, oder in ihr wohnte eine Sibylle und weissagte — und zwar wieder nur vom Türken. Dieser werde über die steinerne Brücke seinen Einzug in Glatz halten, und dann unterliegen. D. Sagenbuch 657. 902.

Eng an die Sibyllenbücher schlossen sich Lichtenbergers und Anderer mystische Weissagungen an, welche freilich nicht mehr in den Kreis der eigentlichen Volksbücher gehören; dagegen gehören in denselben die zahlreichen Bücher, die den Na-

men Practica an der Stirne trugen. Sie waren zum Theil sehr wundersam und sind noch gar nicht gewürdigt, freilich sind sie auch sehr selten. Wir wollen nur eins in den Kreis unserer Betrachtung ziehen.

„Practica, deutsch ansohē. So man zalt noch gottes geburt. Tusent fünffhundert vnn zwey jor. Vnd wurt werren, bis zu vollendung des spruchs. Wer hett das gemeint. Vnd zu lescht (sic) von der zukunfft des Endcrist, Also nit vor, gehört die zyt.“ Practica.

Holzschnitt, gleichzeitig colorirt. Ein blinder Mann, mit halbem Leib in einem wogenden Strome stehend, hinter ihm fährt eine Schlange empor, ihm nach dem Haupt; in der linken Hand hält er ein Herz mit zwei Augen; vor seinem Angesicht schwebt ein Todtenschädel. Mit der rechten Hand deutet der Mann in eine strahlenschießende Wolke, Kreuze regnen vom Himmel, und fallen auf Land und Fluth.

Unten steht noch mit großen Lettern: Und ist gesatz vff xxvii. jor. lang.

Auf der Rückseite kniet unter sternbesätem, strahlendem Himmel derselbe Mann, das Herz mit den Augen auf der Brust. Vor ihm Teufel, Tod und Christus. Der Teufel hält einen Strick bereit, der Tod macht ihm mit dem Zeigefinger der linken Knochenhand das Zeichen des Schweigens auf den Mund; Christus über Tod und Teufel in der Glorie hebt erbarmend seine Hände empor. Ueber diesem nicht bemalten Holzschnitt:

„Myn werck das würck, din will ist fry. Was zeichen kum, dich besser by. Es kumt die zyt, du must darvon. Du habs gutz oder böß gedon.“

Dieses Büchlein in Quart, das uns leider nur in einem mangelhaften Exemplar vorliegt, ist ohnzweifelhaft

ein Straßburger Druck und voll Holzschnitte der Elsassischen Schule, wie voll prophetischer Weisheit, in mystischer, zum Theil gereimter Sprache, so z. B. über einem Bilde, darauf man hingestreckte menschliche Leichname erblickt, nach denen Drachen und wilde Thiere schnappen, die Strophe:

„Ich kum do har, dor ich nie kam. Ich bin der ist, nit myn nam. Und der ich bin der word ich nie, wyt von dan ist alzyt hie. Hie do vnd dort ist nit ferr, lyt als im land wur werr bis das der die regirrē. Ost land vnd lüt verlierē, man spricht in grit hartz ordē Vntru ein apt sy worden, nyd hoffart haß ist sin gesind. verderbt vff erd man wib vnd kind.“

War es ein Wunder, wenn Leute über solche Bücher tiefsinnig wurden?

Hätten die Sibyllen von Christus prophezeit, so war es naturgemäß, daß auch der eingeborene Gottessohn dem Volke noch näher gerückt wurde, als es durch die mündliche Lehre des Klerus geschah, denn die Quelle war ja dem Volke vermauert, aus der es selbst hätte schöpfen können. Man machte daher nicht nur die Legende und die gereimten Marienleben, sondern auch Volksbücher zum Kindleinbrunnen, aus dem mit gläubiger Seele das liebe Christkindlein hervor geholt und zu Tage getragen ward; so entstand das Büchlein:

Christi Kinderbuch.

„Unsers Herrn Jesu Christi Kinderbuch; oder merkwürdige historische Beschreibung von Joachim und Anna, deren Geschlecht, aus welchem sie geboren. Item von ihrer Tochter, der Jungfrau Maria, und von der Geburt und Auferziehung Christi: wie auch von der Flucht Christi, und was sich sowohl auf ihrer Reise nach Aegypten, als auch bei ihrem siebenjährigen Aufenthalte daselbst, nicht weniger bei der Rückreise und hernach zu Jerusalem für große Wunder-

werke zugetragen haben. Ganz frisch aus dem Italienischen ins Teutsche übersetzt. Cöln, Altona und Nürnberg."

Das Buch ist besser, als sein ermüdender, schleppender Titel; es ist Alles darin lieb und kindlich, wie es in den alten Mariendichtungen auch ist; das kommt daher, daß es gar alt ist, wie auch seine metrischen Vorbilder. Wir glauben nicht, daß es in Italien entsprang, es deutet ja gar zu deutlich nach den deutschen Marienleben hin, es müßte denn nach Wälschland gewandert, dort übertragen und spät wieder zurück übertragen worden sein. Uns erinnert es an alle die deutschen Sagen, die, wundersam genug, Christus unbefangen nach Deutschland versetzen, wie es ja dem Landpfleger Pilatus auch geschehen, von dem noch der Pilatusberg und -See in der Schweiz den Namen trägt (D. Sagenb. 10.). Nicht zu gedenken der zahlreichen wunderbaren Christusbilder, wie das zu Wittenberg, das stets eine Kopfeslänge größer erscheint, als der vor ihm stehende Mensch (D. Sagenbuch 368), haben sich Sagen erhalten, die seltsamer Weise wieder an die halbmythischen Rossesprungsagen erinnern, aber unmittelbar auf Christus selbst bezogen werden. So im Thüringerwalde, beim Anfang des Thüringerthales, im Atterode (wol für Odinrode), der Fels, Eselssprung genannt, wo geradezu die Sage geht, daß einst der Herr Christus dort geritten, und mit seinem Esel die Felswand herab gesprengt sei, so daß des Esels Fuß sich tief dem Steine eingeprägt. Gleiches gilt von dem Herrgottstritte in der schwäbischen Alp; allda ist bei der Burgtrümmer Rosenstein die Stelle, wo der Teufel dem Herrn alle Reiche der Welt zeigte, und wollte, daß er ihn anbeten solle, aber der Herr warf ihn in die Teufelsklinge, schritt vom Burgberg hinüber zum Scheulberg, und prägte hüben und drüben seinen Fußtritt ein; es entstand sogar eine

Wallfahrt zu diesen Tritten. Merkwürdig ist, daß eine „Klinge“, Gebirgswiese, auch jenem Thüringer Thale nicht fern liegt. „Klinge“ heißt so viel als Rausche, Brause, sei es Wasserströmung, sei es Windeswehen in Waldesräumen oder auf hoher Bergeshalde. Auf einem Steine in der Gegend von Eger ruhte, nach der Sage, Christus unser Herr, und drückte tief in den Stein die ganze Gestalt seines heiligen Leibes (D. Sagenb. 695, 937.). Wie ist es doch etwas so Eignes um solcher Sagen Entstehung! Wer fand sie zuerst? Wer trug sie in das Volk? Aus Büchern kamen sie nicht, wie deuten wir ihr Dasein? Sie stehen der Legende so nahe, und wurzeln doch nicht in der Legende. Wir sehen, daß trotz dem reichen Schatz, den redlicher Fleiß deutscher Forschung hob, immer noch genug übrig bleibt für die Fündner der Zukunft.

Auch reine Legendenstoffe wandelten sich zu Volksbüchern um. Das berühmte Buch des Jacobus de Voragine: **Legenda aurea**, welches in alten Ausgaben auch den Titel **Historia Lombardica** führt, war für solche Legendenstoffe eine reiche Fundgrube. Einiger derselben, die zu deutschen Volksbüchern verarbeitet wurden, sei hier Erwähnung gethan, zuvor aber noch eines halb und halb legendenartigen Schwankes erwähnt:

Immerwährendes Elend. „Das bis an den jüngsten Tag währende **Elend**, wegen seiner Annehmlichkeit aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt.“

Die Apostel Petrus und Paulus wandern mit einander und treffen eine schlichte Frau, die sie mit Humor empfängt, und einen filzigen Reichen, der sie von seiner Thüre weist; dann wandern sie weiter und kommen, von jener Frau geleitet, zu einem Manne, Namens **Elend**, der sie willig aufnimmt, und zum Lohn dafür die Gewährung der Bitte

erhält, daß Jeder, der den Birnbaum des Elends besteigt, darauf sitzen bleiben muß, mit welchem Zuge das allegorische Legendenmärchen in die Sage vom Schmidt von Jüterbogk oder Apolda und in die Wunsch-Erfüllung hineinspielt, denn nun kommt auch der Tod, der bewogen wird, auf den Birnbaum zu steigen und ebenfalls nicht wieder herunterkann, bis er verspricht, den Elend stets zu verschonen. Darum bleibt nun der Elend fort und fort auf der Welt, und wird der letzte Mensch sein, wenn sie einst vergeht.

Diese Dichtung ist jedenfalls nur abgeblaßter Nachhall deutscher Volkssage, und wenn sie wirklich aus dem Französischen wieder zu uns herübergekommen sein sollte, so ist sie drüben nicht besser geworden, auch scheint sie nicht alt; denn der Dialog ist matt und fad. Ungleich poetischer ist die Legendendichtung:

„Eine schöne merkwürdige Historie des heiligen Bischoffs Gregorii auf dem Stein genannt. Cöln am Rhein." Sie ist Nachhall jenes alten gleichnamigen Gedichtes von Hartmann von Aue und steht den alten naiven und unverfälschten Volksbüchern nicht nach, daher hat sie auch die Erneuung verdient, die ihr in jüngster Zeit Ottmar F. H. Schönhuth hat angedeihen lassen, der sie vom alten Volksbücherstapelplatz Reutlingen aus mit andern verjüngt in die Welt sandte. Derselbe erneute auch die Legende von den heiligen 3 Königen, die in frühen Drucken verschieden bearbeitet erschien. Bischof Gregor.

Völlig Legende ist die

„Lebensbeschreibung des heiligen Christophorus. Cöln am Rhein", aber nicht ohne den neuzeitlichen Anhauch, der solche alte Stoffe nicht besser macht. St. Christophorus.

Ungleich bedeutsamer, als alle die zuletzt aufgeführten

Stärke ist das Volksbuch von Ahasver, dem ewigen Juden, das, unzählige Male unter mannichfach verändertem Titel gedruckt, die reißendste Verbreitung, wie den völligsten Glauben fand, und eine ganze Literatur hervorrief, und dabei ist — was das Wunderbarste — das Buch und die Märe, die es behandelt, nicht alt, hat keinen frühen Ursprung — datirt erst aus dem Zeitalter des Beginnes des deutschen Krieges.

Der ewige Jude. „Der immer in der Welt wandernde Jude, das ist: Bericht von einem Juden aus Jerusalem, mit Namen Ahasverus, welcher vorgiebt, er sei bey der Kreuzigung Christi gewesen, und bisher durch die Allmacht Gottes beim Leben erhalten worden. Wie auch ein Bericht von den zwölf jüdischen Stämmen, was ein jeder Stamm dem Herrn Christo zur Schmach angethan, und was sie dafür leiden müssen.“ Cöln am Rhein und Nürnberg, auch anderwärts.

Aber schon 1619 erschien Ahasvers Bild (Contrafactur) zu Augsburg, dann folgte ein Bericht über den ewigen Juden, durch Chrysostomus Dudüläus aus Westphalen, im Jahr 1634 und 1644, und meldete das im Jahr 1537 erfolgte Auftreten eines räthselhaften Wanderers, der sich für einen Zeitgenossen des Heilandes ausgegeben, und die nun allbekannte Sage von sich selbst erzählt habe. Der eigenthümlich poetische Stoff zündete weiter, regte nach allen Seiten hin an, das Volk griff gläubig nach dem Buche, und Dichter wie Prosaiker verherrlichten den ewigen Juden. Das uralte heidnisch-mythische Element, tiefgewurzelt durch die Sagen von zu ewigem Umherziehen verdammten Geistern und Seelen in Wuotans Todtenheer, wie jene ebenfalls in der Sage wurzelnde gleiche Strafe der Herodias verdichtete sich und verjüngte sich nun um einen Mann und fand im Glauben des Volkes den willigsten Boden für ewige Dauer.

Das an sich nicht werthvolle Volksbuch trug unserer Literatur das geistige Saamenkorn einer hochtragischen Idee, und wir haben die Verpflichtung, diesem Buche dafür dankbar zu sein. Selbst die örtliche Volkssage bemächtigte sich des willkommenen Stoffes. Auf dem Matterhorn in der Nachbarschaft des Monte Rosa soll eine Stadt gelegen haben, zu welcher der laufende Jude, wie er in der Schweiz heißt, gekommen sei, und in ihr nirgend Aufnahme gefunden habe, und da habe er die Stadt verwünscht, daß, wenn er wiederkomme, nichts mehr von ihr zu finden sein solle, als ihre Stätte, und Gras über ihr, Bäume und Felsen, und wenn er abermals komme, nichts als Schnee und Eis. Und das sei alles eingetroffen. Und wird auch gesagt, wenn der ewige Jude hundert Jahre alt geworden, da werde er jedesmal wieder so jung, wie unser Heiland war, als Ahasver ihn von seiner Schwelle stieß. Auch ist ein Sprichwort im Volke entstanden: Du läuffst wie der ewige Jude. Im Jahre 1721 ist der „lauffende Schuster zu München ankhommen, ist aber nicht in die Stadt gelassen worden. — Er handlete auch mit Geschmuck und Perlein."

Da nun der ewige Jude wandern muß bis zum jüngsten Tage, so reiht sich an das Volksbuch über ihn am geeignetsten ein zweites an, das den Titel führt:

„Wahrhafftige Beschreibung des Jüngsten Gerichts im Thal Josaphats, wie dasselbe von unserm Herrn Jesu Christo gehalten, auch was von demselben für erschröckliche Tag- und Wunderzeichen geschehen werden u. s. w. u. s. w. Gedruckt im Jahr Christi. (Nürnberg und auch anderorts.) Jüngstes Gericht.

Dieses merkwürdige Büchlein ist in gereimter Prosa gedruckt, und völlig dramatisch gehalten; es ist ein ernstes altes bisher ungewürdigt gebliebenes Mysterium, und es tönt uns daraus entgegen, wie ein Nachhall sibyllinischer Weissagungen.

Propheten und Weise treten wechselnd auf, führen sich redend ein, so Joel, Sophonias, sprechen [illegible], wie z. B. Gregorius: „St. Gregorius ein Lehrer, und des christlichen Glaubens ein Mehrer. Ich bin von Gottes Weisheit, und will euch anzeigen die Wahrheit" u. s. w. Salomon, Job, Hieronymus folgen einer nach dem andern; der Letztgenannte schildert die Schrecknisse der letzten Tage furchtbar, wie die alte Edda ihren Mögaldbrand, und verheißt auch, gleich ihr, einen neuen Himmel, eine neue Erde: „Am funfzehnten Tage, das ist wahr, da wird eine neue Welt gar schön und klar."

Jetzt treten, ganz wie in den alten Mysterien, posaunende Erzengel auf, und die Todten erstehen aus ihren Gräbern; Michael, Gabriel und Raphael reden und rufen nach einander. Nun spricht Christus der Herr, und scheidet die Guten von den Bösen, preist die Werke der heiligen Barmherzigkeit und erhöhet Maria, seine Mutter. Hierauf beginnt die Scene der Verdammniß; vergebens erflehen die Verdammten Vergebung, sie werden dem obersten der Teufel, Lucifer, überwiesen. Lucifer schildert dem Herrn erfreut alle die Martern und Qualen, die er den Verdammten anthun will. Eine Seele schreit jammernd auf, Maria fühlt sich zur Fürbitte bewegt, die Christus abweist, worüber Satan, der zweite Teufel, sehr erfreut ist. Fruchtlos erheben die Verdammten neue Klage; Lucifer rückt ihnen ihr Sündenregister vor, und übergiebt sie den Teufeln, die sie in die unterste Hölle führen, welche Christus zuschließt. Hierauf erheben sich die heiligen zwölf Apostel, welche bisher in stummer Rolle da gesessen haben, von ihren Richterstühlen, und jeder spricht eine preisende Strophe, in der er sein eigenes Martyrium erwähnt, das ihn von der Hölle befreit habe, z. B. St. Bartholomäus: „O Herr, ich lobe dich zu diesen Stunden, zu Uranopolis ward ich lebendig

geschunden, und darnach mir abgeschlagen mein Haupt, darum bin ich der leidigen Hölle beraubt." Christus schließt die Scene mit einer Anrede an seine Mutter und die Apostel.

Wir finden — den Schluß mit der Zuziehung der Apostel abgerechnet — ungemeine Aehnlichkeit im Gang der Handlung, wie im Geist der Dichtung, mit dem von uns zur Herausgabe vorbereiteten Eisenacher Mysterium „von den zehn Jungfrauen": auch dort Christus als unerbittlicher, unsühnbarer Richter, so mild er auch zu seiner Mutter redet; auch dort Lucifer, und statt Satans Beelzebub; auch dort die jammernde Wehklage der Verdammten, nur Alles weiter ausgedehnt, noch ergreifender, noch bilderreicher, dafür auch älter. Aber wir glauben nicht zu irren, wenn wir in diesem Volksbüchlein ein rein erhaltenes deutsches geistliches Schauspiel erblicken, das wol in das vierzehnte oder in den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts gehören dürfte, und das nur spätere Herausgeber eine „Beschreibung" auf dem Titel, und „ein Lesen" am Schlusse irrthümlich nannten. Ganz sicher ist dasselbe scenisch aufgeführt worden.

Wenden wir uns nun — mit Uebergehung minder sich verjüngt habender alter Volksbücher christlich-ethischen und legendenartigen Gehaltes, wie die „Standhaftigkeit des heiligen Basilii, 1548, die Legende von St. Katharine, 1500, die vom Kaiser Heinrich und Kunigunde, die St. Wolfgangs, St. Meinrads u. a. — zu der großen Zahl ritterlich-romantischer Volksbücher, so treten uns viele vom Auslande überkommene Stoffe entgegen, die wir rasch vorübergleiten lassen können, wenn sie nicht unser Volksthum oder unsere Sagenwelt unmittelbar berühren, wie es bei mehreren der eben genannten Legendenstoffe auch der Fall ist.

Es frommt nicht, bei dieser Volksbücherreihe historischen

Folgeschritt einzuhalten, und nun wieder die dem Artus-, dem Karl-Sagenkreis, dem wälschen Ursprung angehörigen ꝛc. ängstlich zu sondern, ist ja doch Alles Märe, Dichtung, steift sich nicht auf die Geschichte, und lieblicherer Anblick ists, eine Singvögelschaar durch einander fliegen und flattern zu sehen am rieselnden Waldborn, als jeden Vogel einzeln ausgestopft im Naturalienkabinet, im Glaskasten zu betrachten. Daher möge zunächst das alte Buch der Liebe uns Leitfaden sein, bis wir dann sehen, was noch außer ihm vorliegt. Dieses Buch der Liebe ist noch eine ganz vortreffliche Sammlung alter Volksbücher in einem einzigen Bande, der im Jahr 1587 „in Verlegung Siegmund Carlen Feyrabends" zu Frankfurt am Main erschien, geziert mit zahlreichen und allerliebsten Holzschnitten eines wackern deutschen Meisters, vielleicht eines Feierabend selbst, die lebhaft an die zierliche Weise des Virgilius Solis und Jost Amman erinnern, häufig indeß mit ziemlicher Willkür und oft wiederholt angewendet sind, z. B. die zu einem Fortunat gehörigen beim Tristan u. a., was äußerst naivkömisch wirkt.

Der Titel dieses Folianten ist schier unmöglich abzuschreiben, er umfaßt nicht weniger als 35, zum Theil sehr lange Zeilen. Jeder Holzschnitt bildet ein längliches Oval, an welches 4 ornamentale Eckstücken mannichfacher Art angefügt sind.

Zwei Mal wurde angesetzt, das werthe und höchst seltene Buch zu erneuen. Heinrich August Ottokar Reichard begann den ersten Versuch, Leipzig 1779. Es blieb bei einem einzigen Bande, der nur 2 Stücke enthielt. Dr. J. G. Büsching und Dr. F. H. von der Hagen wagten den zweiten, Berlin 1809. Auch nur 1 Band mit 3 Stücken! Spätere brachten Einzelnes daraus vereinzelt zu Tage — und wir sehen, daß trotz alles gegenwärtigen Bücherdruckens und alles

Häufens von Maculatur, wir doch der früheren Zeit nachstehen, die ein solches Werk voll poetischer Stoffe, so groß und reich nicht nur durch die Presse zu Tage brachte, sondern auch so glänzend mit Bildern zierte. Und jetzt — wenn einer zur Ehre alter deutscher Dichtung etwas thun will, thäte es Noth, er flehte Buchhändler und Publicum fußfällig an, sein Werk ins Leben treten lassen zu helfen, bettelte um Subscribenten, opferte umsonst und ohne den mindesten Ertrag Zeit und Mühe, ja selbst noch Geld — das ist das deutsche Nationalbewußtsein, das ist unser Nationalgefühl! Dafür schmückt man die Büchertische mit süßlichen „Amaranthen" oder wälschen „Camellien-Blumen." —

„Eine schöne und kurzweiliche Histori vom Kaiser Octaviano, seinem Gemahel und zweien Söhnen, wie sie in das Elend verschickt und nachmals wunderbarlich in Frankreich bei dem frommen Könige Dagoberto wiederumb zusammen kommen sind." *) Kaiser Octavianus.

Dieses äußerst beliebte und weit verbreitete Volksbuch erschien in deutscher Bearbeitung zuerst 1535 zu Straßburg, wo damals der Hauptherd für die alten Drucke der Volksbücher war, und wurde seitdem häufigst erneut. Bekannt ist die Tieck'sche Bearbeitung oder vielmehr Umdichtung, welcher Görres viel emphatisches Lob zollt. In Troyes war das Buch unter dem Titel: Florent et Lyon erschienen.

Der Octavianus gehört in die zweite Reihe des karlingischen Sagenkreises, hat völlig romantisch-novellistische Färbung, und ist offenbar französischen Ursprunges. Nachhall desselben in deutscher Sage läßt sich wenig finden, es

---

*) Wir behalten bei Anführung dieser Titel die alte Rechtschreibung nicht buchstäblich bei, da sie doch keine feststehende ist.

wäre denn der Raub eines Kindes durch einen Affen, wie in der Sage vom Affen im Rheingrafenschlosse Dhaun (D. Sagenb. 78.), und die Sage von Heinrich dem Welfen, dem der Löwe als treuer Beschirmer nachfolgt, wie im Buche jene Löwin der Cäsarin. Auch an König Dagobert blieb in deutschen Landen noch manche Erinnerung haften. Sagen gedenken seiner Milde, selbst gegen Thiere, von seiner Heilung, die zur Gründung Heiligenstadts auf dem Eichsfelde Anlaß gegeben haben soll, und wie die Teufel seine Seele auf einem Schiffe hielten, welche der heilige Dionysius mit Hülfe anderer Heiligen durch Gebet errettete (D. Sagenb. 5 und 440). Selbst der Name Marcibilla kommt noch hie und da als Taufname vor, und entstammt, da unseres Wissens keine Kalenderheilige denselben führt, ohne Zweifel dem Volksbuche vom Kaiser Octavianus, scheint übrigens, — wodurch er christianisirt wird — nur aus Maria Sibylla zusammengezogen.

Die schöne Magelone.

„Ein fast schöne und kurzweilige Histori, von der schönen Magelona, eines Königs Tochter von Neaples, und einem Ritter, Peter mit den silbern Schlüsseln, eines Graven Sohn aus Provincia."

Französischen Ursprunges, doch schon als Volksbuch 1535 oder 1536 zu Augsburg, mit einem bevorwortenden Sendbrief Georg Spalatins, gedruckt, von Veit Warbeck übertragen. Mit solcher Empfehlung konnten Magelone und ihr Peter getrost ihre Wanderung in das deutsche Volk antreten. Diese Dichtung ist mild und ungemein innig gehalten, und hat, gleich der Genoveva, legendenartige Färbung. Noch zeigt man in der Provence (sie ist das Provincia des Titels) das Grab Magelonens, und eine Insel bei Marseille überliefert ihren Namen der späten Nachwelt.

„Ein schöne kurzweilige und liebliche Histori, von dem edlen und theuren Ritter Galmyen, und von seiner züchtigen Liebe, so er zu einer Herzogin getragen, welche er in eines Mönchs Gestalt von dem Feuer und einem schändlichen Tod erlöst hat, und zuletzt zu einem gewaltigen Herzogen in Britannien erwählt.“ Ritter Galmei.

Zuerst in einem Straßburger Druck 1540 erschienen, dann im Buch der Liebe wiederholt, daraus von Reichard und dann noch öfters erneut; ein Roman, ohne Zweifel französischen oder britannischen Ursprunges, voll Liebesschmerzen, Tröstung, Turnei, Falschheit und Abenteuer. Der Ritter Galmy liebt außerordentlich züchtig eine Herzogin, sie liebt ihn ebenso wieder, unbeschadet daß sie verheirathet ist, schreibt ihm Briefe, schickt ihm Geschenke. Neider und Widersacher sind rege, unterliegen aber allzumal, und der tapfere Ritter wird der Herzogin Truchseß, die in Ohnmacht fällt, als er sich beim Zerlegen eines Bratens in den Daumen schneidet, wodurch mancherlei Gedanken erregt werden. Der Ritter hält, auf den Rath seines treuen Freundes hin, endlich für gut, Urlaub zu nehmen und von dannen zu ziehen, worauf der Herzog, der eine ungemein passive Rolle spielt, eine Reise nach dem heiligen Grabe antritt, und seinem Marschall die Hut der Herzogin anempfiehlt.

Jetzt spielt der Roman in die deutsche Genovevensage hinein; der Marschall, ein obligater Bösewicht, wie die meisten Marschalle in den Volksbüchern, verliebt sich in die Herzogin, die ihn entrüstet abweist, worauf jener auf Rache und Mord sinnt, zunächst aber sie in sehr üblen Ruf mit einem Küchenbuben bringt, den er bestochen hat, und den er öffentlich henken läßt, so daß, da der Bube seine Lüge bis zum letzten Augenblick nicht widerruft (weil der Marschall ihm vorspiegelt, er werde ihn nicht henken lassen),

aller ehrlose Verdacht auf der armen Herzogin ruhen bleibt. Der Herzog kehrt aus Palästina heim, erfährt die schlimme Märe, läßt seine Frau einkerkern, und gewährt ihr nur die eine Gunst, sich nach einem Kämpfer, der für ihre Ehre eintrete, umzuthun. Hier tritt wieder der durch das ganze ritterliche Mittelalter gehende wichtige Zug des Gottesgerichts hervor, durch welches der Zweikampf in einem ganz andern und ungleich höheren Sinne erfaßt und genommen wurde, als in der Gegenwart, ja gleichsam geheiligt erschien, indem nicht für die eigene Person, nicht um einer Privatbeleidigung und um unerheblicher Dinge willen, sondern um die Ehre schuldlos Angeklagter der Ritter in die Schranken trat, und wo nicht die Fechterkunst und Gewandtheit, oder die überwiegende Körperkraft nach allgemeinem Glauben den Sieg verschaffte, sondern Gott selbst durch sein ewiges unbestechliches Urtheil. Ein Graf aus der Piccardie, im Gefolge des Herzogs, durchschaut alle die Pläne des Marschalks und bringt dessen Unthaten an den Tag; und der Marschalk selbst soll nun seine behauptete Unschuld im Gottesgerichtskampfe darthun. Zwar hofft er, es werde sich für die Herzogin kein Kämpfer stellen, allein die Herzogin schreibt an ihren treuen Ritter Galmy, der sich eilend gen Schottland erhebt, sich aber in die Gestalt eines Mönchs verstellt, und sein Kommen verheimlicht, so daß auch die Herzogin daran, daß ihr Hülfe kommen werde, verzweifelt. Erst in den Schranken des Gerichts und Richtplatzes tritt der Ritter Galmy als Mönch zur Herzogin, ihre Beichte zu hören, und da sie sich unschuldig erweist, tritt er nun als ihr Kämpfer für sie auf, bewältigt den Marschalk, und zwingt ihn seine Bosheit zu bekennen. „Da begab sich grosse freude von männiglichen, als man sahe, daz die edel Hertzogin unschuldig war.“ Aus diesen

wenigen Worten erhellt das Gewicht, welches auf den Gottesgerichtskampf gelegt wurde. Der Marschalk wird nun, nachdem er Alles bekannt hat, in seinem Harnisch in den für die Herzogin bestimmten brennenden Scheiterhaufen geworfen. Die Herzogin weiß aber immer noch nicht, daß der tapfere Mönch ihr herzgeliebter Ritter ist, der unterdessen gleich nach beendigtem Kampfe hinweg geritten. Damit nun endlich die Sache einen Ausgang gewinne, und, nachdem sich das Laster erbrochen, die Tugend sich zu Tische setzen könne, fällt der Herzog von heiler Haut in eine schwere Krankheit und gesegnet das Zeitliche, der Ritter Galmy wird zurück gerufen, und von der dankbaren Herzogin zum Gemahl erhoben. Hochzeit und Kirchgang werden „mit wenig Geschölls vollbracht, aus der Ursache, daß noch kein Jahr verschienen war, daß der Herzog gestorben war", und so geht Alles in ritterlichen Züchten und Ehren zu Ende.

„Ein wunderliche und fast lustige Histori, von Herrn Tristant und der schönen Isalden, eines Königs aus Irland Tochter, was sie vor große Freud mit einander gehabt haben, und wie dieselbige Freud ganz trauriglich zu einem End vollbracht ward, sehr lieblich zu lesen." Tristan und Isolde.

Aus dem bekannten Gedicht hervorgegangen und aufgebaut, einer der beliebtesten Ritterromane aus dem Artus-Sagenkreise, zuerst zu Rouen 1489 in Folio gedruckt, dann öfter in Paris, dann deutsch im Buche der Liebe, hierauf wieder von Büsching und von der Hagen herausgegeben, und dann erst zum deutschen Volksbuche durch G. O. Marbach und Andere erneut.

Die Dichtung schlingt sich vielfach in andere ein, und spätere französische und italienische Dichter entnahmen ihr selbst mannichfache Stoffe, deren auch mehrere in englische

Balladen übergingen. In neuester Zeit hat Friedrich Sie-ber den Stoff zu einer „Tragödie in Arabesken", jedoch nach dem Gedicht, verarbeitet. Die mancherlei Keuschheitsproben, d. h. Bewährung jungfräulicher Unberührtheit und weiblicher Ehetreue vor aller Welt — sind fast eben so anstößig, als sie anziehend sind, und in keiner Weise deutsch. In Deutschland gab es für solche nur die Feuerprobe, und außerdem, wo Gefahr befürchtet ward und in Aussicht stand, jene gräulichen Gürtel und Schlösser, die noch in unsern Raritätenkabinetten gezeigt werden, und keineswegs günstige Schlüsse bezüglich der Tugend unserer Urältermütter ziehen lassen.

Camillo und Emilie. „Historien und Geschicht Camilli und Emiliä, von ihrer Beider herzlicher brünstiger Liebe, damit eins gegen das andere ist entzündet gewest. Und was sich in solcher Liebe zwischen ihnen begeben und zugetragen."

Dieser Liebesroman ist jedenfalls französischen Ursprunges. Doch ist uns von ihm weder ein alter Druck, noch eine Erneuung bekannt geworden; deutsches Volksbuch in dem Sinne, daß ein wohlfeiler Druck „in diesem Jahre" auf Jahrmärkten feil geboten würde, scheint er nie geworden zu sein. Es ist die alte Geschichte, die doch ewig neu bleibt, daß ein Mädchen, die einen Jüngling zärtlich liebt, diesem entsagen, und einen andern heirathen muß, der aber hier zum Glück kein alter und häßlicher, sondern auch ein annehmbarer Jüngling von gutem Herkommen ist, und wahrscheinlich sehr zutrauensvollen Gemüthes. In den Liebenden waren „zwei Herzen und nur ein Schlag", was das alte Buch der Liebe naiv so ausdrückt: „Eine Seel regierte zwei Leible." Da die Liebenden wie Bruder und Schwester mit einander aufgezogen wurden, so müssen sie auf Emiliens Hochzeit auch noch mit einander tanzen und

singen, und thun dies mit ungemeiner Kunstfertigkeit, zu allmänniglicher Bewunderung. Camillo bringt die Hochzeitsnacht seiner Geliebten in sehr quälenden Gedanken zu, und dann beginnt er mit ihr einen Liebesbriefwechsel; sie läßt ihn zu sich kommen, und uns will nicht ziemen, weiter mitzutheilen „was sich in solcher Liebe zwischen ihnen beiden begeben und zugetragen" — dreißig Nächte lang, auch wird verschwiegen, wo sich indeß der Gemahl befand. Der Verfasser offenbart eine haarsträubende Kenntniß der alten Geschichte und Mythologie, und spinnt den Faden seiner Erzählung mit ihr vergoldet weiter bis zum traurigen Ende, da eine solche heftige und überschwängliche Liebe ein anderes nicht finden konnte. Deutschland aber hat nichts verloren, daß dieses wälsche Machwerk in früherer Zeit, außer im Buche der Liebe, nicht sein Volks-Eigenthum geworden.

„Ein ganz kurzweilig Histori von Florio und Bianceflora, was diese beide liebhabende Personen für Gefahr bestanden, ehe sie zu Vollstreckung ihrer angefangenen Lieb kommen seindt u. s. w." Flos und Blancflos.

Nach dem oben S. 9. erwähnten Gedicht schon 1500 als Prosaroman zu Metz deutsch gedruckt, später zu Frankfurt; auch von Hans Sachs in ein Schauspiel umgewandelt, offenbar italienischen Ursprunges, als späteres deutsches Volksbuch wol kaum ausgegangen, und erst in neuerer Zeit, in welcher neben Tieck, Reichard, Büsching, von der Hagen, sich G. O. Marbach, O. L. B. Wolff und Ottmar F. A. Schönhuth als Erneuerer alter Volksbücher hervorgethan, wieder aufgefrischt zu Tage gekommen, desto mehr aber in Novellen oder in lyrischer Form vielfach benutzt, namentlich von Dichterinnen, denen das zarte Element in der Liebe des Flos und der Dame Blancflos besonders zusagte.

Wieder ein böser Marschalk, viel alte Geschichte und Mythologie (man opfert noch an den Altären des Mars und der Venus, außerdem geht Alles ganz mittelalterlich zu), wieder angedrohter Feuertod der unschuldig Angeklagten, wieder ein Gottesgerichtskampf, in welchem Florio, gleich Galmei, als unbekannter Ritter auftritt; auch hier muß der Marschalk der Schalk sein, und wird in das Feuer geworfen. Doch naht damit die Erzählung noch lange nicht ihrem Ende, sie wird noch sehr anziehend, ein Zauberring, Geisterstimmen aus Quellgrotten, und die Erzählung eines ganz in Wasser verwandelten Mannes 2c. Zuletzt die anziehende Schilderung eines Minnehofes und Gerichts, in welchem über die große, auch von deutschen Dichtern behandelte Streitfrage verhandelt wird, wessen Pein die größere, des geliebten Eifersüchtigen oder die des nicht geliebten Liebenden, und andere Fragen mehr verhandelt wird. Endlich nimmt Florio's Vater den christlichen Glauben an und stirbt, Florio wird König und vereinigt sich mit seiner geliebten Blancflora.

Wie dieser Stoff, in die Breite getrieben, von seinem Erfinder auf die Grenze des antiken Heidenthums und des Christenthums gestellt ist, so bewegt sich auch der nächstfolgende noch im Heidenthume.

Theagenes und Chariclia. „Eine schöne und liebliche Histori, von einem großmüthigen Helden aus Griechenland, und einer überschönen Jungfrawen, eines Königs Tochter der schwarzen Moren (der Jüngling Theagenes und die Jungfrau Chariclia genannt), darin Zucht, Ehrbarkeit, Glück und Unglück, Freud und Leid, zusammt viel guter Lehren, beschrieben werden."

Lang ausgesponnener Prosaroman, auf Heliodors oben erwähntes Gedicht gebaut, ebenfalls in Deutschland wenig bekannt geworden, so sehr er auch von außerdeutschen

Dichtern geschätzt und ausgebeutet wurde. Es dürfte auch eine Erneuung des Buches, wie es vorliegt, mit seiner ganz griechisch-antiken Färbung bei dem Theil des deutschen Volkes, der sich noch an Volksbüchern zu erfreuen vermag, kein Glück machen, und wunderwenig Eingang finden.

Das nun folgende Stück im Buche der Liebe, betitelt:

„Ein schöne Histori, von sorglichem Anfang und Ausgang der brinnenden Liebe, vier Personen betreffend, nämlich zween edle Jüngling von Paris, und zwo schöne Jungfrauen, eine eines Königs Schwester und die andere eines Grafen Tochter" — ist auf den Blattseiten überschrieben: „Von Gabriotto und Reinhart", und erschien bereits 1550 in Frankfurt a. M., wurde auch unter dem wunderlichen Titel: „Der unbesonnenen Jugend Arzneispiegel" im siebenzehnten Jahrhundert wiederholt, scheint aber später zurückgetreten und aus der deutschen Volksliteratur sich verloren zu haben, mindestens kam uns keine Erneuung vor Augen. Es ist eine klägliche Geschichte, in welcher zuletzt die Hauptpersonen „mit kleinem Rumor" dahinsterben, Alles aus inbrünstiger Liebe. Ganz andere Verbreitung fand dagegen der allbekannte Liebesroman: Gabriotto und Reinhart.

„Historia und Geschicht von Melusina, der edlen und hochgebornen Königin aus Frankreich rc. Und mit was seltsamen Gespensten dieselbige alle Sonnabend oder Sambstag in ein Meerwunder ist verwandelt worden." — Hier weht uns die Poesie des Mythus an; die Märe von Melusina schlug Wurzel im Volke, dies glaubte an sie, und griff in Frankreich, wie in Deutschland nach den Büchern, die ihm von der wundersamen Feine erzählten. Die Melusina wiegt viele Bücher auf, in denen nichts erzählt wird, als sinnlich lüsterne oder weitschichtig bis zur Ermüdung des Lesers ausgesponnene sonstige Liebesabenteuer. Das bezeugen schon Melusina.

die bald nach einander folgenden alten deutschen Ausgaben, deren erste, die ohne Druckort und Jahr erschien, man um 1480 zu Straßburg vermuthet; schon 1482 folgte daselbst eine zweite, und andere reihten sich in rascher Folge an. Gleich im Beginn des Buches erfährt der Leser, wie der Graf von Poitiers seinem Caplan befiehlt, über Schloß und Stadt Lusignan eine Chronik zu fertigen. „Und hieß ihn in Reimen ein Buch machen." — „Derselbige fand Bücher in einer französischen Sprache, die waren gemacht aus dem Latein", 2c. Jean d'Arras war es, der um 1387 das Gedicht schrieb. Eine Fülle sagenhafter Stoffe drängen sich in diesem Buche zusammen, zunächst tritt aller Feenzauber mächtig und zum ersten Male klar gestaltet an den Leser heran, den in Frankreich die Poesie treulich fortpflegte, der noch bis heute selbst seinen örtlichen Nachhall findet, und Hunderte von Nachbildungen hervorrief. Das schlichte Buch nimmt nicht das Morgenland zu Hülfe, unmittelbar aus dem heimischen Boden schlug die Phantasie des Dichters mit ihrem Mosesstabe den Wunderborn, der im Buche „der Durstbrunnen" heißt. Wie häufig in deutschen Sagen die Schwanjungfrauen, die spinnenden Nonnen in Schwaben u. a., sind es auch hier drei Schwestern, Wald- und Wasserfeinen zugleich, denn Meerminnen wagen wir nicht sie zu nennen, da sie nicht am, nicht im Meere wohnen. Ganz abgesehen von dem weit ausgesponnenen romantischen Inhalt des Melusinenbuches, sind es vorzüglich die mythischen Züge in demselben, die uns anziehen; die Hirschhautriemen, mit denen ein Stück Land umfangen wird, deuten nach der antiken Märe von der Dido; die schlimme Neugier des bethörten Mannes findet in der deutschen Sage von dem Stauffenberger ihren Wiederhall; wie Melusina tief schmerzlich betrübt von Reimund scheidet, so

scheidet die Schwanritter der deutschen Sage von der unseligen Frau, die ihre Neugierfrage nach seiner Herkunft nicht zähmen und zügeln konnte. Und wie die örtliche Sage in Frankreich noch immer um die Orte schwebt, an denen Melusina weilte, so erblickt sie das Volk noch in Wittwentracht am Quell, als Wasserfeine im Dämmerlichte badend, halb Weib, halb Schlange, oder auf einem hohen Thurme, und hört, wenn dem Hause, das von ihr abstammt, ein Unglück droht, einen scharfen durchdringenden Schrei durch die Lüfte gellen, den Melusina ausstößt. Aber auch in deutscher Sage finden wir solche Wasserminnen und Schlangenjungfrauen häufig wieder, so die Schlangenjungfrau im Heidenloch bei Augst (D. Sagenb. 27.), die mit gar minniglicher Zärtlichkeit zu locken und zu bethören versuchte; die Lorlei gehört in einer Beziehung mindestens auch zu dieser Sippe und viele andere in Wassergrotten wohnende Nixenjungfrauen, die in Sirenengestaltung erscheinen, mehr, nur daß die Sagen von ihnen nicht so ausgebildet zu Tage treten. Die Nixe der Todtenlache bei Schleusingen (D. Sagenb. 727) schleifte beim Tanze einen Fischschwanz nach, der unterm nassen Gewande hervorsah. Am vollkommensten, doch einfach, wie jedenfalls früher die französische Melusinensage auch gewesen ist, wiederholte sich die letztere in Baden, am Stollenberge, wo das Volk die Waldfeine eben auch Melusine nennt, und die Sage an sich doch wieder ganz andere und zwar selbstständige Färbung hat, also keineswegs Wiederholung aus dem Buche ist; auch steht dort im Walde auf einer alten geweihten Stätte eine Doppeltanne aus einer Wurzel, die wird der Melusinenbaum genannt.

Wie alle die alten Volksmären, wurde von den späteren Erneuerern auch Melusina merklich gekürzt und abgeändert.

Einer der Erneuerer nennt sich N. Thüring, gebürtig von Ringeltingen bei Bern im Uchtland.

Deutet Melusine nach Mythe und Sage, so deutet noch lebhafter das nun im Buche der Liebe folgende Stück nach Märe, Schwank und Fabel hin; es heißt:

„Spiegel der Tugend und Ehrsamkeit der Weiber und Jungfrauen, durch den Hochberühmten Ritter vom Thurn, mit schönen nützlichen biblischen und weltlichen Historien, zur Unterweisung seiner Kinder in französischer Sprache beschrieben, aber jetzunt von neuem daraus verdeutscht.“

Der Verfasser dieser in einer langen Reihe von Erzählungen gegebenen Weisheitregeln und Sittenlehren, die freilich heutiges Tages kein Vater seinen Töchtern ohne Auswahl mittheilen würde, war Gottfried de Tour Landri; Marquard von Stein hieß der Uebersetzer des Buches. Bereits 1493 erschien dasselbe in Basel, 1498 in Augsburg, 1519 u. ff. in Straßburg, und fand weite Verbreitung. Die Einkleidung ist sehr einfach; es wird gar nichts präambulirend erzählt, sondern der Ritter vom Thurn redet seine Töchter an, indem er dies Buch für sie schreibt, ermahnt sie zu Gottesfurcht und gutem Wandel, und beginnt dann die Reihe der Erzählungen, nach der Kapitelzahl 89 aus antiker, biblischer und moderner Welt, und schließt mit guter ermahnender Nutzanwendung. Constantinopel und Aragonien, Eva's Apfelbiß und Loths Töchter, Dina's Schwächung und Josephs des Keuschen Geschichte mit Frau Potiphar, und viele andere Dinge, die man jungen Mädchen eben nicht erzählt, wie sehr sie auch allzumal zu heilsamer Lehre und Warnung dienen, folgen bunt durch einander. Die meisten Warnungs-Exempel sind gegen Verirrungen in der Liebe gerichtet, allein auch andere schlimme Neigungen der Frauen gehen nicht leer aus, Kleiderprunk, unsinnige

Hundeliebe, Genäschigkeit und Gefräßigkeit, Zank und Eifersucht, Eitelkeit und Hoffahrt. Viele Erzählungen erinnern an die Dichtungen in den Gesammt-Abenteuern, ja einige begegneten schon in diesen. Häufig ist die Moral stark und durchschlagend. Eine eitle Frau, die sich unter der Kirche putzt und in den Spiegel sieht, wie die verfluchte Jungfer zu Eisenach (D. Sagenb. 473), erblickt statt ihres minniglichen Bildes im Spiegel den Teufel, der ihr seinen Hintern zeigt, welches Gesicht ein kräftiger Holzschnitt in ergötzlicher Weise anschaulich macht. Einem Mönch, der mit einer Ehefrau buhlt, wird sein „männlich Gezeug" abgeschnitten, ihr ins Angesicht geworfen, und dann werden beide gesäckt und ertränkt, „denn Unkeuschheit ein Sünd ist." Auch ein Gottesgerichtskampf zur Unschuldbeweisung einer Jungfrau kommt vor. Da reden Vögel, zumal Agleistern (Elstern) in den Geschichten, die oft an die Erzählungen der Gesta Romanorum und der sieben weisen Meister erinnern. Sehr schön, doch ernst ist die Erzählung von der redenden Elster, die eines buhlerischen Weibes Schande enthüllt, und darüber sterben muß — um so heiterer dagegen die, in welcher eine andere Elster eine Frau verräth, die ihrem Mann einen gefangenen Aal wegißt, und weil die Elster dies dem Manne sagt, sie mit Hülfe einer Gevatterin zur Strafe kahl rupft. So oft nun die Elster einen Kahlen sah, rief sie ihm zu: Du hast wol auch vom Aal geschwätzt? — Des mannichfach schlüpfrigen Elementes halber im Ritter von Thurn scheint in späterer Zeit das Buch nicht erneut worden zu sein, und ist auch für das Volk eine Erneuung nicht eben zu wünschen.

Es folgt:

„Ein fürtrefflich lustig und nützlich Histori vom edeln ehrenreichen und mannhaftigen Ritter, des Königes Sohn Pontus und Sidonia.

aus Gallicia, und von der schönen Sidonie, Königin in Britannia, darinnen viel nützlicher Lehren und Unterweisungen, wie man sich bei Fürsten und Herren frömlich und höflich soll verhalten.". Blattüberschrift: „Ritter Pontus von adelichen Tugenden."

Ebenfalls aus französischer Zunge in das Deutsche gebracht, wie schon alte Drucke beglaubigen; einem derselben von 1539, in Folio, wurde die Erzählung im Buche der Liebe nachgedruckt, ein anderer erschien 1557 in Octav zu Frankfurt a. M. Im Buche der Liebe von Büsching und von der Hagen ebenfalls erneut, sonst nicht so allgemein bekannt, wie andere Volksbücher gleicher Färbung. Das Buch führt seine Leser in die Kämpfe der Christen gegen die Ungläubigen ein, und sein Inhalt ist reich an Abenteuern. Ritterthum, Turniere, Stechen und Fechten füllen viele Seiten. Auch der Kampf des Steinwerfens kommt vor, der im Buche von den vier Haimonskindern zur Mitursache aller späteren tragischen Verwickelung wird. Naturgemäß thut Pontus, der Held, dabei das Beste, er wirft seinen Stein trotz Reinold von Dordone und trotz dem Herzog Christop in München (D. Sagenb. 974). So verrichtet denn auch sonst Ritter Pontus viele mannliche Thaten, bis er der geliebten Sidonia, die sich mächtig nach ihm sehnt, und einem Andern vermählt werden soll, wieder zuzieht. Er liebt es aber sehr, sich zu verbergen und zu verkappen, und kommt als Pilgrim, der einen Ring in den Becher fallen läßt, wie in deutscher Sage der edle Möringer (D. Sagenb. 959). Eigen ist es, daß der Dichter des Buches die mahomedanische Heidenschaft die Lande um Cöln innehaben, und erstere dort durch Pontus schlagen läßt, der dem heidnischen König den Hals abschneidet. Sollte das eine Beziehung zur oben S. 73 angeführten Sibyllen-

Prophezeiung haben, daß bei Cöln der letzte Türke erschlagen werden solle? Fast scheint dies glaubhaft, und die Prophezeiung wäre dann eine rückwärts gekehrte und bereits erfüllt — aber leider nur eben bei Cöln.

„Wahrhaftige Geschichte von Herzog Herpin von Burges in Frankreich, wie er sammt seinem Gemahl durch Untreu und Verrätherei Herzog Clariens, seines Lands verwiesen, auch wie ihm Gott einen Sohn gab, Herzog Löw genannt, der letztlich mit Hülf des weissen Ritters, das Land wieder erobert, und ein König in Cecilien ward." Herzog Herpin.

In ältesten Ausgaben führt dieses Volksbuch den Titel: Der weis Ritter; man kennt einen Straßburger Druck von 1514, und das Buch ist überhaupt selten, ist uns auch noch in keiner Erneuung vor Augen gekommen. Es tritt die Dichtung frisch und keck in den karlingischen Sagenkreis ein, und es nimmt uns Wunder, daß Gunlop ihrer, wie mehrerer anderer im Buche der Liebe, gar nicht erwähnt. Die Handlung beginnt, wie die in unserm Reinhart Fuchs, an einem Pfingsttage, ebenso beginnt das Volksbuch von den Haimonskindern, und wie in diesem, giebt es auch gleich unter den Vasallen Mord und Todschlag, zum großen Verdruſſe König Karls. Gleich Haimon wird Herpin verbannt; wie im Kaiser Octavian, raubt eine Löwin der im Walde verlassenen Mutter, der Frau des Ritters Herpin, ihr Kind. Die Geschichte hat bei manchem Anklange an verwandte Erzählungen dennoch viel Eigenthümliches, Spannendes und Schönes; so erinnert unter andern der weiße Ritter, der kein irdischer Mann ist, an die Märe VI. in den Gesammtabenteuern, wo auch ein seliger Geist in irdischer Gestalt erscheint, dem zu helfen, der seinem Leichnam Ehre und Liebesdienst erwiesen. Siehe oben S. 25.

Den Beschluß des Buches der Liebe bildet die „Ritterliche History des hochberühmbten und theueren Ritters Herrn Wigaleis vom Rade; wie es ihm von Jugend auf bis an sein Ende ergangen sei, darbei auch gemeldt wird, was für sorgliche und erschreckliche Abenteuer und Gefahr er ganz ritterlichen bestanden und zu einem glückseligen Ausgang vollendet hat. Sehr kurzweilig und gar lieblich zu lesen."

Wigaleis vom Rade.

Eine dem Artussagenkreise zugehörende Dichtung, die schon in mittelhochdeutscher Sprache Wirnt von Grafenberg sang. Nach diesem Gedichte erschien bereits im Jahre 1493 ein Prosavolksbuch zu Augsburg; Straßburg folgte 1519 nach, Frankfurt 1564, daraus ging die Arbeit im Buche der Liebe hervor, und auch später noch erschienen weitere Nachdrucke, gleichzeitig auch mit fortgesetzten metrischen Bearbeitungen. Die jüngste Erneuung gehört G. O. Marbach an. Es geht im Buche gar abenteuerlich und ungeheuerlich her, Kämpfe mit Rittern und Riesen, Drachen und Ungeheuern, Zwergen und wilden Weibern folgen auf einander, wie Schlag auf Schlag. Bei den wilden Weibern dürfen wir nicht an Amazonen denken, sondern an Waldfrauen, gleich den wilden Frauen des Untersberges, an die der Glaube noch lebendig im Volke lebt (D. Sagenbuch 991). Eine derselben heißt im Buche Ruel, und wird äußerst abschreckend geschildert, riesig, häßlich, „ihr Angesicht war murrend, wie ein Aff, und hatte große tiefe Augen, ein weiten Mund, aus dem recket ihr zu jeder Seiten ein Zan heraus, gleich einem Eberschweine." Sie ist Waldhöhlenbewohnerin und von dämonischer Stärke; sie überwältigt den mannlichen Ritter und bindet ihn, erschrickt aber und enteilt vor Furcht, als plötzlich des Ritters Pferd zu schreien beginnt.

Von den Volksbüchern, die das Feierabendsche Buch der Liebe nicht enthält, hätten viele vor andern die Aufnahme in demselben verdient, vor allen die nächstfolgende Reihe.

„Schöne Historie von den vier Haimonskindern Adelhart, Ritsart, Writsart und Reinold, sammt ihrem Roß Bayard, was sie für ritterliche Thaten gegen die Heiden gethan zu Zeiten Caroli Magni König von Frankreich und ersten römischen Kaiser. Dem ist beigefügt das Leben des heiligen Reinoldi, des jüngsten von den vier Gebrüdern, was er für Wunderzeichen und Mirakeln durch Zulassung Gottes gethan hat. Köln am Rhein, Nürnberg, Reutlingen und sonst vielfach. Haimonskinder.

Zum karlingischen Sagenkreis gehörend, Nachhall alter Gedichte, und frühzeitig gedruckt, begegnet die erweislich älteste deutsche Ausgabe zu Simmern, durch Iheronimus Rodler doch erst 1535, und später sehr häufig. Tieck erneute das werthe Buch ebenfalls, wir selbst wagten einen mangelhaften jugendlichen Versuch, dasselbe wieder in metrischer Form neu zu gestalten,*) auch Andere thaten ein Gleiches; der Stoff wurde sogar zu einer Wiener Posse, später selbst zur Oper verarbeitet. Eben dieser Stoff ist so überaus anziehend und mächtig, daß er wol anzuregen im Stande ist. Görres müht sich in seinen deutschen Volksbüchern ab, fort und fort zwischen den Helden dieses Buches Parallelen mit den Helden der homerischen Dichtung zu ziehen, mit gerechter Würdigung des Ganzen zwar, aber mit verfehlter Anschauung. Wenn Vergleiche sein mußten, warum nicht des Buches trotzige, feste, harte, heldenkühne Gestalten mit jenen des Nibelungenliedes vergleichen, zumal Alles, des französischen Ursprunges der Sage ohngeachtet, so kernhaft

*) Die Haimonskinder, ein Gedicht aus dem Sagenkreise Karls des Großen, in vier Sängen. Leipzig, 1830.

und völlig deutsch entgegentritt, auch das deutsche Volksbuch sicher nach dem deutschen Gedicht entstand, da das französische merklich von ihm abweicht, und Vieles anders hat. Kraft, Trotz, hoher Muth, Heldenkühnheit, und dabei wieder Frommsinn, Demuth, edle Selbstverläugnung, schöne Mutter- und Sohnesliebe, kurz eine Fülle würdiger und erhabener Bilder wechseln in diesem Buche, und das hat es ohne Zweifel dem Volke so lieb und werth gemacht. Wir erwähnten schon der an Oertlichkeiten haften gebliebenen Sagen und Nachklänge an diese weitverbreitete Dichtung, an die Haimonskinder und ihr treues, gewaltiges Roß Bayard, das der grausame Herrscher Karl zur Sühne ertränken ließ. Die Sage will, es habe sich aus dem Strom gerettet und sei in den Ardenner-Wald entwichen, zeige sich dort bisweilen noch sichtbar, und am Johannistage höre man es wiehern. Ihm zu Ehren nannten die Haimonssöhne das von ihnen zu D'Hui in der Grafschaft Namur neuerbaute Schloß Bayard. Man will auch wissen, daß das Schloß Reinoldstein in der Provinz Lüttich den Namen von dem Helden des Volksbuches trage, welches alle diese hier angeführten Züge mündlicher Ueberlieferung nicht enthält, daher dieselben um so wichtiger sind. Nahe dabei auf Schloß Pulseur soll der Vetter der Haimonskinder, der listige Zauberer Malagis, gewohnt haben, über welchen ein besonderes Volksbuch, doch unseres Wissens nur in französischer und niederländischer Sprache vorhanden ist. Eine Roßtrappe in einem Felsen bei Lüttich wird dem Hufe Bayards zugeschrieben, der in vielfacher Beziehung an das Sprungroß des Ritters Eppelein von Geilingen erinnert. Bei Dinand wird der Bayardsfels gezeigt, und ein Bayardstritt bei Charleroi. Das Dorf Berthem in Belgien nahm den Bayard in sein Wap-

penschild; auch dort ist in der Nähe ein Hufstritt des berühmten Rosses im Fels. Reinolds Bruder Adelhart soll Mönch im Kloster Corvei geworden sein, nachdem Reinold beim Kölner Dombau als Arbeiter geendet. So spielt sich aus dem ursprünglichen Boden der Haimonskinder die Sage auf deutschen herüber, was einestheils auf deren geschichtliches Element hindeutet, anderntheils ihren tieferen Gehalt bestätigt.

Ebenfalls Nachhall alter epischer Dichtung, und eines der beliebtesten Volksbücher ist Herzog Ernst, oder: Eine lesenswürdige Historie von Herzog Ernst von Bayern und Oesterreich, wie er durch wunderliche Unfälle sich auf gefährliche Reise begeben, jedoch endlich vom Kaiser Otto, der ihm nach dem Leben gestanden, begnadigt worden. Zuvor niemals abgedruckt. Augsburg und Nürnberg. Herzog Ernst.

Der letztere Zusatz „zuvor niemals abgedruckt" auf der späteren Erneuung ist nun freilich eine Unwahrheit. Es giebt einen uralten Druck ohne Ort und Jahr, mit Holzschnitten, Folio, 45 Blätter, ein späterer erschien ebenso in Octav, dann wurde das Buch gar oft erneut, zuletzt auch von Marbach.

Die Geschichte geht weit zurück in der Zeiten Frühe und der Held wandert in weite Ferne. Sie ist auf Heinrich von Veldecks schon erwähntes Gedicht gegründet, ist verwandt mit der Alexandreis, und führt uns in wundersame mythische Kreise. Der Beginn ist ruhig geschichtlich erzählend, die Poesie beginnt erst mit Herzog Ernsts Reise, da erscheint das Volk der Agrippiner, deren Köpfe mit Kranichschnäbeln versehen sind, und die schnattern, statt zu reden, da erscheint

„von dem Magnetenberge
die schauerliche Mär"

der dem Meere entragt, alle Schiffe anzieht, und aus den Schiffen alles Eisen, daß sie in Stücken gehen. Es er-

scheinen die riesigen mächtigen Greifen, deren einer den in Ochsenhäute genähten Herzog Ernst und seinen Begleiter Graf Wetzilo so leicht durch die Lüfte führt, „als wenn ein Habicht eine Lerche dahin trägt.“ In sein Nest zu den Jungen trägt der Greif jene Beiden, und sie arbeiten sich aus der Ochsenhaut und entfliehen, und endlich gesellen sich ihnen wieder ihre Diener zu, die gleiche Luftreise gemacht, dann fährt die Gesellschaft in den Karfunkelberg hinein, von dem der Herzog ein Stück abschlägt und mitnimmt, „und denselben Stein heißet man zu Latein Unio.“ Das ist wieder der unicus, der Einzige, der Waise, mit dem die mittelalterliche Dichtung sich so viel beschäftigt. Gleich Alexander auf seinem Zuge nach Indien, gelangen nun auch Herzog Ernst und sein Begleiter zu der Völkerschaft der Einäugler, Arimaspen, wo sie gut aufgenommen werden, und die im Kriege sind mit den Einfüßlern, Skiopoden, welche Herzog Ernst besiegt. Ebenso besiegt er die Panochi, deren Schlappohren bis auf die Erde niederhängen, und nicht minder die Riesen, die vom Arimaspenkönige Zins ertrotzen wollten. Weiter reisend, kommt der Held des Buches zu den Pygmäen, die mit den Kranichen in Fehde liegen; diesen hilft er die Kraniche besiegen, fährt dann in das Land der Mohren, welche Christen sind, schließt Freundschaft mit deren Könige und hilft ihm den Heidenkönig von Babylon besiegen und gefangen nehmen, hilft aber auch dem Letzteren gegen gute Versicherung wieder zur Freiheit, und zieht in seinem Geleit nach Babylon. Von da aus zieht Herzog Ernst mit seinem Gefolge, darunter ein Arimaspe, ein Einfüßler, zwei Pygmäen und ein Riese, nach Jerusalem, wird von dessen König gar wohl empfangen, und verweilt ein ganzes Jahr allda, dann tritt er die Heimfahrt an, deren Richtung wun-

derlich genug ist, denn sie „kamen mit gutem Wind nach Paris." In Paris stirbt der Sciopode, und von da aus zieht Herzog Ernst nach Rom. Ueberall läßt Herzog Ernst seine „wunderlichen Leute sehen." — Dies ist ein eigenthümlicher Zug, der die volksthümliche Schaulust bekundet und andererseits jene Neigung, das Fremdländische, Seltsame, nie Gesehene, zur Schau zu stellen und damit Aufsehen zu erregen. Daher die große Vorliebe der Fürsten und Herren für das Halten seltenen Gethiers, die früher ungleich stärker war, als in der Jetztzeit, die Löwengärten, die Wildparke, wie auch schon eine alte thüringische Chronik eines „ortus ferarum" unter der Wartburg gedenkt. Von Rom aus wird weiter geradezu nach Nürnberg gefahren, wo der Kaiser Otto, Herzog Ernst's Schwiegervater, Reichstag hält, und die Versöhnung erfolgt.

Nahe diesem Buche von Herzog Ernst verwandt ist ein nur in anderer Form verfaßtes Volksbuch:

Johannes de Montevilla Reisebeschreibung.

„Des vortrefflich welterfahrenen und hoch- und weitberühmten Herren Doctor und englischen Ritters Johannis de Montevilla, kurieuse Reisebeschreibung, wie derselbe in das gelobte Land Palästinam, Jerusalem, Egypten, Türkey, Judäam, Indien, Chinam, Persien und andere nah und fern an und abgelegene Königreiche und Provinzen zu Wasser und zu Land angekommen und fast den ganzen Weltkreis durchzogen seye. Von ihm selbst beschrieben." Köln am Rhein und Nürnberg.

Das Buch ist ohnstreitig das Ergebniß einer wirklich gemachten Reise, die aber angeschaut ward mit dem verschönernden und vergrößernden Auge eines dichterischen Gemüthes, wie solches sich selbst noch bei späteren ähnlichen Schilderungen von Meerfahrten nach dem heiligen Lande offenbart hat. So soll nach einer Chronikmeldung noch im

Jahre 1476 im Gefolge des Fürsten Wilhelm von Henneberg, der mit Albrecht dem Beherzten, Herzog zu Sachsen, nach Palästina zog, ein Meiningischer Dichter, Georg Doth, gewesen sein, der diese Fahrt zum Gegenstande eines Gedichtes machte, das aber aufzufinden bis jetzt nicht gelungen ist. Johannes de Montevilla erlebte, sah und schilderte des Wunderbaren viel, und seine Phantasie stärkte und nährte sich jedenfalls auch an der alten Alexandersage und deren poetischen Nachklängen. Er schildert das Paradies getrost und entzückt, mit all seiner Pracht und Herrlichkeit, denn er ist darin gewesen; ebenso ist er durch das dunkle Hellthal gegangen, über dem, gleich einem gräulichen Baphomethaupt, der Teufel in Blitzeslohe schwebt. Alle Wesen der Mythe sind ihm wirklich vorhanden, er hat sie gesehen, die Greife und den Phönix, die Riesen und die Zwerge, die Arimaspen und Pygmäen, die Einäugler und Plattfüßler, Meermänner und Meerfrauen, und dergl. mehr.

Leider hat das Volksbuch, das nicht unmittelbar aus der Quelle schöpfte, die Arbeit des Verfassers arg verstümmelt, viele Namen verdorben, Unsinn an des Sinnes Stellen gesetzt, wie der Hans Balhorne Art ist, die sich fähig dünken und getrosten Muthes daran gehen, Anderer Geisteswerke bessern zu dürfen, und von denen auch wieder das oben Angezogene gilt: „Keine Furcht der Esel hat“ — u. s. w. Daher mag es gekommen sein, daß das Buch in späterer Zeit minder verbreitet worden ist, und keine neuzeitliche Erneuung gefunden hat. Gleich phantastisches Gepräge hat auch das selten gewordene Büchlein, das die Meerfahrt des heiligen Brandanus und dessen Reisen durch das Paradies, den Himmel und die Hölle schildert.

Sehen wir im Herzog Ernst den Helden durch einen Greifen über das Meer getragen, so erblicken wir nicht nur

eine Wiederholung dieses Abenteuers, sondern noch ein ungleich grösseres Sagenwunder in der Wundersage vom Herzog Heinrich dem Löwen.

„Wahrhafte Beschreibung von dem grossen Helden und Herzogen Heinrich dem Löwen, und seiner wunderbaren und höchst gefährlichen Reise. Auf Begehren vieler Liebhaber aufs neue aufgelegt, Braunschweig und Leipzig." Herzog Heinrich der Löwe.

Wir erwähnten schon oben eines verloren gegangenen alten Gedichtes von Heinrich dem Löwen, ein jüngeres ist noch vorhanden. Das Volksbuch bringt eine Erneuung, und erzählt in treuherziger Weise chronikartige Nachrichten über den Helden so, wie sie noch in lebendiger Sage im Schwang gehen (D. Sagenb. 312). Auch hier, wie im Buche von Herzog Ernst, das Einnähen in eine Ochsenhaut, auch hier die Hinwegtragung von der Stätte der Angst und Noth durch einen Greif, weit über Meer in des gewaltigen Thieres Nest, von wo der Herzog herabkommt in den dichten Wald. In diesem findet nun der tapfere Held einen Löwen mit einem Lindwurm im schrecklichen Kampfe, tödtet den Wurm und rettet den Löwen, der ihm dankbar Speise erjagt und selbst in das Meer ihm nachspringt und nachschwimmt, und ihn durch sein Brüllen wach erhält, als der Teufel ihn hinter dem Herzog drein über Meer und Land gen Braunschweig durch die Lüfte trägt. Auch hier folgt nun wieder der bedeutsame Sagenzug des Einwerfens eines Ringes in den, dem Pilgrim dargebotenen Becher, wie in der Sage vom Stauffenberger, vom edlen Möringer und vom Ritter Pontus. Wichtig ist auch dieser Zug der Sage, daß Herzog Heinrich der Löwe zum Wahrzeichen die Klaue eines Greifen mitbringt in die Heimath. denn das Mittelalter glaubte nicht nur fest an die Greifen, sondern hielt die Klauen derselben

auch für besonders heilkräftig, gleich den Elennthierklauen. Man faßte Greifenklauen in Gold und Silber, als kleine Trinkgeräthe, die auf Greifenfüßen standen. Ein solches befindet sich im grünen Gewölbe zu Dresden. Es entstammt dem 14. Jahrhundert. Adelige Geschlechter in Schwaben, Baiern, Tirol, Schlesien und Böhmen trugen von Greif und Greifen ihren Namen, auch gab und giebt es Familien Greifenklau, Greifenkranz, Greifenstein und Greifenstern, und mehr als ein deutsches Bergschloß trägt den Namen des bedeutsamen Fabelthieres.

Riesengeschichte. „Riesengeschichte oder kurzweilige und nützliche Historie vom König Eginhart aus Böhmen, wie er des Kaisers Otto Tochter aus dem Kloster bringen lassen, und hernach viel Unglück im Königreich Böhmen entstanden ist. Item, wie die großen Riesen dasselbe Königreich überfallen und was vor wundersamer Streit mit ihnen vorgegangen. Auch wie der Ritter Julius die königliche Tochter sich zu einem ehelichen Gemahl erworben und durch seine ritterlichen Thaten endlich das Königreich an sich gebracht hat. Alles sehr nützlich und lehrreich beschrieben von Leopold Richtern, gebürtig zu Lambach in Oberösterreich. Gedruckt in diesem Jahr. Nürnberg."

Der Stoff zu diesem Volksbuche wurde, wie wir fest glauben, nicht einem alten Gedicht, sondern Chroniken entnommen, vielleicht auch der mündlichen, vielfach sich wiederholenden Sage, welche deutschböhmischen Ursprunges ist. Das Buch verändert wol die Namen, und spinnt den Stoff weit aus, giebt ihm die Färbung einer Novelle, und spielt sie ganz in das Gebiet des Phantastisch-Abenteuerlichen hinein. Die Riesen des Buches sind eine Art hunnischen Volkes, Mongolen, Kalmücken. Der alte Ausdruck Heunen für Riesen mag den Verfasser bewogen haben, die seinen

für Hunnen auszugeben, wenn er auch Letztere nicht nennt.*) Indeß ist die gewaltige Riesennatur gut geschildert, wie auch deren Plumpheit. An das Märchenhafte streift die Erzählung vom Riesen Scharmack, wie er schläft und die Bürger von Prag einen alten Warthurm untergraben, und diesen dem Riesen auf den Leib werfen; der aber sprach nur: Hier ist nicht gut ruhen, denn die Vögel beschmeißen einem den Kopf. Jene werfen ihm eine Glocke auf den Leib; aber er erwacht nicht einmal davon. Erinnerung an Einzelkämpfe mit Riesen bewahrt auch die deutsche Sage auf; es sei nur an jenen Kampf des tapferen Dollinger zu Regensburg mit dem Riesen Krako erinnert, den ein Steingebild als Wahrzeichen dort verewigt (D. Sagenb. 856). So sehr an das Ungeheuerliche, wie das Buch zuletzt den Riesen Millmoth schildert, reicht indeß keine frühere oder spätere Phantasie. Eins seiner Schienbeine, über die Moldau gelegt, hätte einen Tunnel abgegeben, denn man konnte durch die Markröhre mit Roß und Wagen hindurchfahren!

Wir erwähnten das mehrfache Begegnen des sagenhaften Grundstoffes in diesem Buche. Es ist derselbe jene Sage vom jungen Böhmen-Herzog Brzetislav, Herzog Udalrichs Sohn, der Kaiser Heinrichs I. Tochter aus einem Kloster zu Regensburg entführt haben soll. Der kühne Entführer zerhieb mit seinem Schwerte eine Kette, die den Weg versperrte, und entkam glücklich auf ein einsames Schloß. Dies soll nach der Regensburger Sage im Thale des Flusses Regen gelegen haben, und Alles habe dort sich so begeben, wie unser Volksbuch es vom Schlosse Schildheiß

*) Vergl. Bericht von den alten Riesen vnd Hewnen ꝛc. nach Joh. Cassio v. Monstrohl durch M. Joh. Vogel von Dresden. Görlitz 1588. Der Titelholzschnitt zeigt David und Goliath, und einen Kampf der Pygmäen und der Kraniche.

berichtet. Eine örtliche Sage in der Stadt Schweinfurt läßt dort das Kloster stehen, aus dem die heimliche Entführung erfolgt und der Kettenhieb vollbracht wird — und so kreuzen sich die gleichen Sagen mannichfach.

Markgraf Walther u. Griseldis.

„Schöne anmuthige Historie von Markgraf Walthern, darinnen dessen Leben und Wandel, und was sich mit ihm zugetragen, dem Leser kürzlich vor Augen gestellt wird. Aufs neue mit schönen Figuren gezieret und verbessert. Gedruckt in diesem Jahr."

Mit diesem Buche beschreiten wir einen Kreis von Geschichten edler Dulderinnen. Es ist dasselbe, was unter dem Titel:

„Eine löbliche Historie von der demüthigen und gehorsamen Frau Griselde. Nürnberg." — als Volksbuch sich frühzeitig Bahn brach, auch von Schönhuth erneut wurde, und zu Halms Trauerspiel Griseldis den Stoff bot, den früher auch Boccaccio u. A. benutzten, ja ursprünglich scheint es Petrarka gewesen zu sein, dem wir die Wiedereinführung dieser alten Dichtung ebenso, wie das schöne und merkwürdige Glücksbuch, oder den Trostspiegel, verdanken, denn ihn nennen die ältesten deutschen Drucke als den Urheber der Griselde in lateinischer Sprache. Die erste deutsche Ausgabe dieser ächt volksthümlichen, die Herzen mächtig ergreifenden Erzählung erschien schon 1471, durch den Buchdrucker Günther Zainer in Augsburg, dahin derselbe von Reutlingen gezogen war. Gleich im folgenden Jahre druckte Johannes Bämler daselbst dasselbe Buch; 1474 erschien es in Ulm, 1482 in Straßburg, wo es 1520 wiederholt wurde. Diese sämmtlichen Ausgaben, bis auf die letzte, die Quartformat hatte, waren in Folio. 1522 kam eine Quartausgabe in Nürnberg zu Tage, dann folgten die Octavausgaben „gedruckt in diesem Jahr."

Der Inhalt des Buches ist als allbekannt vorauszusetzen

Es liegt viel Empörendes in der verrückten Unmenschlichkeit des Markgrafen, der sich weit eher der Ruthenstreiche, als eines treuen Weibes werth zeigt. Ungleich besser motivirt wird das Leiden unschuldig unterdrückter Frauen durch Bosheit der Menschen, als durch solche grausame Liebe, welche die Treue aus purer Laune prüft, und das Weib zur Sklavin erniedrigt, wie erstere in den folgenden Volksbüchern zu Tage tritt. Ein niederländisches Volksbuch vereinigt die geduldige Helena, die demüthige Griseldis und die getreue Florentina zu einem schönen Kleeblatt edler Weiblichkeit. Von Florentina ist uns kein älteres Volksbuch bekannt, sie gehört vollständig der deutschen Sage an (D. Sagenb. 87). Schönhuth hat sie als Volksbuch bearbeitet.

„Die über die Bosheit triumphirende Unschuld, das ist: Hirlanda, eine geborne Herzogin von Britannien, 7 ganzer Jahr als eine Dienstmagd unter dem Vieh, nachmalen wieder nach Hof berufen, doch durch Verläumdung ihres Schwagers zum Scheiterhaufen verdammt, von ihrem Sohn unbekannter Weise errettet. Vorgestellt in einer anmuthigen Historie. Reutlingen." Hirlanda.

Der allerschwärzeste Verrath umspinnt die arme Hirlanda, bis sie endlich zum Richtplatz und zum Scheiterhaufen geführt wird. Da tritt wieder der so beliebte, und den alten Dichtern so willkommene Deus ex machina, der Gottesgerichtskampf, in seine Rechte, aber der Dichter spannt den Leser zuvor auf die Folter der ängstlichsten Erwartung — was eine gute Opernscene abgäbe — bis denn endlich der junge Ritter naht, der zum Retter von Gott berufen, und zugleich der Sohn des Herzogs und der unschuldigen Herzogin ist, der durch Verrätherei geraubt, und in fremdem Lande erzogen wurde. Wie in diesem von Marbach erneuten Volksbuche der obligate Böswicht, Ge-

ward genannt, ein Bruder des Gemahles der unschuldigen Hirlanda ist, so begegnet uns im Genovevenbuche ein Haushofmeister oder ein Marschalk, und da solcher Marschalke auch in ähnlichen Geschichten noch viele auftreten, sollte man fast glauben, es habe von ihnen das Wort Schalk seine Bedeutung im schlimmsten Sinne überkommen, die es ursprünglich gar nicht hatte, denn scalc hieß einfach einer, der soll, gothisch skal, folglich ein Diener, und marescalcus war der Diener im höheren Sinne, dem die Ueberwachung der Pferde und des reisigen Zeugs oblag. Erst in den Heldengedichten der Minnesängerzeit, im Tristan, Iwein, Lanzelot vom See u. a., tritt von schlimmen, ränkevollen Knechten der böse Begriff in die Sprache ein. Aber es gab auch gute, wackere Marschälle. Einem solchen begegnen wir in:

Gedultige Helena. „Eine schöne, anmuthige und lesenswürdige Historie von der geduldigen Helena, Tochter des Kaisers Antonii, welche in aller Geduld so viele Drangsalen und Widerwärtigkeiten mit höchster Leidsamkeit und Stärke sowohl bei Hofe als in ihrer 22jährigen Wanderschaft ausgestanden. Allen Weibspersonen zum Beispiel, denen kuriösen Liebhabern aber zum Schröcken in Druck gegeben. Köln a. Rh. und Nürnberg."

Ganz derselbe Schlag wie die vorigen, auf dem Grunde eines alten Gedichtes „von eines Königs Tochter in Frankreich", aber dabei voll abenteuerlicher Kämpfe in hastiger Jagd, wie die Gestalten des wilden Heeres im Nebelgewölk auftauchend und verschwindend. Was im Gedicht auf dem sichern Boden Frankreichs beginnt und spielt, wird im späteren Volksbuche in das Morgenland gerückt; auch hier wieder unnatürliche Vaterliebe, Seestürme, wieder der alte Trug, daß Kindlein für Hündlein ausgegeben werden, auch

hier die Königin in einer Wildniß, die Kinder von wilden Thieren ihr entführt, wie in der Magelone. Immer dampfende Scheiterhaufen, und spät genug Sieg der gerechten Sache.

Bessern Halt und Gehalt hat ohnstreitig das uns Deutschen näherstehende Volksbuch:

„Eine schöne, anmuthige und lesenswürdige Historie von der unschuldig betrengten heiligen Pfalzgräfin Genoveva, wie es ihr in Abwesenheit ihres herzlieben Ehegemals ergangen. Cöln und Nürnberg." Genoveva.

Eines der beliebtesten, allverbreitetsten aller Volksbücher, das keiner modernisirenden Erneuungen bedurft hätte, wie sie Tieck in der ihm eigenthümlichen Weise seiner Romantik, und Maler Müller in ekstatisch poetischer Verzerrung gegeben haben. Gleichwol scheint das Buch nicht sehr frühen Ursprunges, denn es begegnen keine alten Ausgaben aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Dasselbe hat legendenartige Färbung und bietet einen der Stoffe, in denen sich Sage und Legende so innig mischen, daß sie gar nicht von einander zu trennen und zu scheiden sind, dabei wurzelt der Stoff so fest im deutschen Boden, daß es durchaus nicht der Bearbeitung des Volksbuches nach französischen Autoren bedurfte. Noch wird zu Pfalzel an der Mosel das Genovevenhaus gezeigt, das der Burgsitz des Pfalzgrafen Siegfried von Mayenfeld gewesen sein soll, dessen Gemahlin Genoveva, eine geborene Herzogin von Brabant, war. Des Pfalzgrafen Marschalk, Golo, war der Verderber in Menschengestalt, der das arme treue Weib mit unkeuscher Liebe bedrohte, und in namenloses Unglück stürzte, das Genoveva still und gottergeben unter dem Schutze der Himmelskönigin trug. Auch wahrte sie nach ihrer Auffindung besser als Hirlanda und Griseldis ihre

weibliche Würde — sie verband sich nicht aufs Neue dem Gemahle, der auf unwürdige Verläumdung hin sie in Noth und Tod gesendet. Ohnweit Mayen soll Genoveva's Grab sein, und in der Frauenkirche dort soll man sie noch bisweilen hinter dem Hochaltare sitzen und spinnen sehen. Andere nennen Kloster Laach am Laachersee, im Kreise Mayen, Reg.-Bezirk Coblenz, als den Ort ihrer letzten Ruhestätte.

So sehr nun auch, wie schon erwähnt, die deutsche Genovevensage legendenartige Färbung hat, so durften wir sie doch den eigentlichen Legenden nicht zugesellen, denn wann und durch welchen Papst Genoveva wirklich heilig gesprochen worden, scheint noch nicht recht klar ermittelt zu sein.

Mehrere ältere Volksbücher verfielen in Deutschland unverdient der Vergessenheit, obschon sie anziehende Stoffe umfaßten, dahin gehören die „Schöne und wahrhafte History von dem theuern, geherzten und mannhaftigen Hugen Schapeler ꝛc." Straßburg, 1537; die vom Riesen Fierrabras (von Fr. H. von der Hagen in seinem mit Büsching herausgegebenen Glücksbuche erneut, aber nicht dem alten Glücksbuche, sondern wahrscheinlich dem Drucke von 1533, Simmern, entnommen); die Historie vom König Apollonius, G. Zeunerscher Druck zu Reutlingen, 1471, Augsburg 1540; der streitbare Held Amadis aus Frankreich, auch von Siegmund Feyerabend zu Frankfurt am Main 1583 herausgegeben. Wielands „neuer Amadis" ist durchaus keine Erneuung dieser alten Dichtung. Auch Geschichtstoffen wurde in Volksbuchweise sagenhafte poetische Färbung verliehen; so erschien 1502 zu Augsburg die Geschichte des Herzogs Gottfried von Boulllon, „wie er wider die Turgen und Haydden gestritten und daz

heilig Grab gewunnen hat." Die Geschichte Friedrichs des Rothbart erschien 1519 zu Landshut und in demselben Jahre auch zu Augsburg völlig volksbuchartig, zu Straßburg 1530, und so mehrere, in welche die ritterliche Märe noch buntfarbige Schatten warf, während auch sonstige Volksbücher mit jenen ritterlich-romantischen Hand in Hand, und im Volke von Hand zu Hand gingen.

Volksbücher aus bürgerlichen Lebenskreisen ernsten Inhaltes, zum Theil mit mittelalterlichem Zauber- und Wunderwesen.

Die Zahl derselben ist minder groß, als jene der ritterlich-romantischen und der niedrigkomischen. Allen voran durch innere Vorzüge und durch die weiteste Verbreitung steht:

„Fortunatus mit seinem Seckel und Wünschhütlein, wie er dasselbe bekommen und ihm damit ergangen. Nürnberg, Cöln u. a. O." (Auch unter veränderten Titeln.) Fortunatus.

Der Menschen liebste Wünsche, windschnelles Reisen und stets voller Säckel, in umfassendster Erfüllung, doch auch nicht sonder Fahr und üblen Ausgang häuft dieses Buch auf einen von der Fortuna hochbegünstigten Sterblichen, der naturgemäß nicht anders heißen kann, als Fortunatus. Man kennt nicht genau des Buches älteste Quelle, es soll engländischen Ursprunges sein, zumal dort der Boden ist, auf welchen der Dichter seinen Helden, den er in Cypern geboren werden läßt, zeitig versetzt. Auch ist das kaufmännische Element stark im Buche vertreten. Deutsche Ausgaben des Fortunat begegnen eine Augsburger, 1530 und eine von 1534, beide durch Heinrich Steiner, in Quart

Auch die Feyerabend in Frankfurt müssen Ausgaben veranstaltet haben, denn im Buche der Liebe sind zwischen ganz andere Erzählungen verschiedentlich Holzschnitte eingestreut, die offenbar zum Fortunat gehören. Das wichtigste Element im Buche ist neben dem Reisezug der Zauber der beiden Glücksgaben, wie er sich schon im Buche Gesta Romanorum in der Erzählung vom König Darius findet, der seinem jüngsten Sohne einen Ring vermachte, welcher dem Jüngling Jedermanns Liebe und Zuneigung erwarb, ein Heftlein, das jeden Wunsch erfüllte, und ein Wünschtüchlein, das nach jedem Orte hinführte, nach welchem man begehrte. Diese Gaben kamen vom Zauberer Virgilius, dessen wir demnächst erwähnen. Der Reiz solcher Stücke und Zauberkleinodien ist so groß, daß Sage und Märchen sich desselben mit Vorliebe bemächtigt haben. Bezüglich des Märchens sei zunächst auf „Rolands Knappen" von Musäus hingedeutet, darin Heckepfennig, Tischdecktüchlein und unsichtbar machender Däumling ihre ergötzliche Rolle spielen. Aehnliche Gaben begegnen uns in Kinder- und Hausmärchen, das Tischlein deck' dich, der Gold flötende Esel, der Knüppel aus dem Sack, und dergleichen mehr.

Ungleich bedeutungsvoller treten solche Gaben in der deutschen Sage auf, wo sie weniger als Geschenke überirdischer, sondern vielmehr als solche unterirdischer Wesen erscheinen, während in England und Frankreich Feen die gütigen Gottheiten sind, welche solche Glücksgüter spenden. Jener Becher, „das Glück von Edenhall" genannt, war eine solche Feengabe; in deutscher Sage sind deren in der Regel drei, so das Gold, der Häring und die Spindeln im Hause der Schleswigschen Grafen von Ranzau (D. Sagenb. 183); Schwert, Salamanderlaken (unverbrennliches Wünschtuch) und goldener Ring des Grafen von Hoya

(a. a. O. 276); Kreuz, Hut und Handschuhe, Gaben des Kobold Hinzelmann an den Schloßherrn von Hudemühlen, und andere mehr — alle diese Gaben verliehen dem Hause und der Famlie Glück und Segen, so lange auf dieselben treulich geachtet und gehalten wurde, und indem ihnen so eine wunderbare Macht und Zauberwirkung verliehen war, erscheinen sie von mythischer Bedeutsamkeit.

Nach anderer Seite hin verschmilzt das Buch vom Fortunat mit den abenteuerlichen Reisebüchern, ja es wird in demselben namentlich auf das bereits angeführte Werk von Johann von Montevilla verwiesen, und so zeigt es sich mit als Nachschößling der romantisch-abenteuerlichen Poesierichtung, nachahmend und doch selbstständig, und von eigenthümlicher Frische und Anziehungskraft. Giebt aber schon das Fortunatusbuch die alte Lehre, daß kein ewiger Bund mit des Geschickes Mächten zu flechten sei, und daß das Schicksal schnell schreite, so bewahrheitet diese Wahrheit auch die Fortsetzung:

„Geschichte von Fortunats Söhnen, und was sich weiter mit dem Glücksseckel und mit dem Wünschhütlein zugetragen." Fortunatus Söhne.

Diese Fortsetzung ist indeß erst später von dem Fortunatusbuche abgetrennt worden, und bildet mit den frühern Ausgaben ein Ganzes, daher sie auch im gleichen Geist das Werk zu Ende führt, noch manches ergötzliche Abenteuer berichtet und dann mit tragischem Ausgang zu Ende geht, denn es ist ein tiefer Zug der Dichtung, daß bei allen solchen dämonischen Gaben, kommen sie nun vom blinden Glück der Heiden, oder aus Geister- und Koboldhänden, kein dauernder Segen ist, daß sie zum Unheil für den oder die Besitzer umschlagen, und daß sie der Seele nicht frommen, den Himmel nicht verdienen und gewinnen

helfen. Fortunat ist indessen eben Fortunatus, er ist fromm, gottesfürchtig, wohlthätig, bis an sein Ende, und erst an seinen Söhnen rächt sich die dämonische Macht, indem sie es selbst ist, die zu bösen Thaten lenkt, wie in den Geschichten der Nekromanten vielfach begegnet, denen wir bald näher treten werden.

Das Buch vom Fortunat regte, gleich der Reise des Johann von Montevilla, mannichfaltig zur Nachahmung an, und schuf eine abenteuerliche Reiseliteratur in Volksbüchern.

Deren Gesammtzahl vorzuführen, würde uns von unserem Ziele allzuweit ablenken, doch mögen angeführt werden:

Rolands Knappen. „Die drey Rolands Knappen, mit welchen sich nach der unglücklichen Schlacht bei Ronceval viele merkwürdige Begebenheiten ereigneten. Gedruckt in diesem Jahr." Octav.

Dies ist die selten gewordene Quelle zu dem oben bereits erwähnten, von Musäus in seiner Weise erneuten Märchen, ein durch die Zaubergaben dem Fortunat ganz nahe verwandtes, vielleicht auch mit ihm ziemlich gleichzeitigen Ursprung habendes Buch.

Vier Kaufleute. „Ein liebliche Histori von vier Kaufleuten. Leipzig 1495." Leider ist uns dieses Buch nicht selbst vor Augen gekommen, so daß wir dessen näheren Inhalt nicht anzugeben vermögen. Ebenso eine Pilgerfahrtgeschichte:

Gräfin von Anhalt. „Von einer Gräfin von Anhalt, die hatt ein Grafen von Schwarzenburg gehabt aus Schwedien. Und wie es ihr und dem Grafen gangen ist uff sant Jacobs Fahrt zu lant und zu wasser. Nach Christi Geburt in XVC und zwantzigsten jar beschehen. Quarto, Straßburg 1522."

Die Freude an abenteuerlichen Fahrten, wenn auch deren Erdichtung auf der Hand lag, wie es bei denen des heiligen Brandanus der Fall war, wirkte noch in das siebzehnte

Jahrhundert nach und fand im Simplicissimus ihren Gipfelpunkt. Der phantasiereiche Georg Rollenhagen schrieb seine

„Vier Bücher Wunderbarlicher bis daher unerhörter u. s. w. Indianischer Reisen durch die Lufft, Wasser, Land, Helle (sic! vergl. Th. 1. S. 55), Paradieß und den Himmel 2c. aus griechischer und lateinischer Sprach verteutschet." Magdeburg 1603 u. ff., auf die Brandanusfahrten begründet. Ungleich weiter verfliegt sich Indianische Reisen.

„Der fliegende Wandersmann nach dem Mond 2c. Wolfenbüttel 1659", ein Vorbild aller späteren Nils Klimmiaden und Münchhaustaden; auch in den dritten Band des abenteuerlichen Simplicissimus aufgenommen.

Das kleine, seltene Büchlein ist mit vielem unbewußten Humor geschrieben, rühmt sich spanischer Abkunft, und tischt allerdings vieles dem Leser spanisch Vorkommende auf. Domenico Gonsales, ein Edelmann aus Sevilla, geboren 1552 (wie gar prosaisch chronologisch wird diese später geborene Poesie gegenüber der alten!), besucht als Student die Schule zu Salamanca, brennt durch, abenteuert durch Frankreich und die Niederlande, wird von den Geusen ausgeraubt, kämpft unter Alba gegen Oranien, und macht später eine Reise nach Indien, erwirbt Reichthümer, kommt auf der Rückreise nach St. Helena, und preist dieses in der Weltgeschichte als Napoleons I. Kerker so berühmt gewordene Eiland als ein irdisches Paradies und ein Wunderwerk der Natur, wo es Schwäne giebt, Kukuke und Nachtigallen. Dort mit einem treuen Mohren ein ganzes Jahr lang verweilend, erfindet Gonsales die Telegraphie durch Rauch und Feuerzeichen ganz für sich, richtet Vogelposten ein, einen Leuchtthurm, und macht noch andere anziehende Erfindungen, die er aber nicht offenbart, die jedoch alle ahnungsvoll

auf die Fortschritte späterer Zeiten hindeuten, denn, sagt er: „was eine reitende Post in vielen Tagen nicht thun kann, wird durch diese Erfindung, davon ich schon etwas gedacht, geschehen können, eher als in einer Stunde.“ Er erfindet nicht minder die Luftschifffahrt, indem er Schwäne zähmt, und gelangt, nach manchem Abenteuer, auf seinem Schwanenwagen erst auf die Spitze des Pico de Teneriffa, dann in den Mond, und schildert mit manchem klaren Einblick in die Mathematik und Physik, aber nicht minder auch mit ausschweifender Phantasie die 11 Tage lang währende Reise, wie den Aufenthalt bei den Mondbewohnern, und es ist ganz sicher anzunehmen, daß die Zeitgenossen des Verfassers seine Mondmärchen so willig glaubten, als Tausende der hochgebildeten und wohlunterrichteten Genossen unserer Zeit jene vor circa 15 Jahren wissenschaftlich glaubhaft gemachte Aufschneiderei des Pseudo-Herschel, durch dessen Riesenfernrohr Mondmenschen und Mondgebäude entdeckt worden sein sollten. Der fliegende Wandersmann bringt nach glückseligem Aufenthalt wunderkräftige und unsichtbarmachende Steine mit vom Monde, läßt sich in China nieder und wird dort für einen Zauberer gehalten, da er so unnatürlich in der Luft schwebend gesehen worden war. Wie sehr aber das Unbegreifliche und scheinbar Uebernatürliche Glück macht bei der Menschen allgemeiner und stets sich erneuernder Leichtgläubigkeit, geschehe es in der Wirklichkeit oder werde es auch nur mit einem Aufwand von Phantasie geschildert, bedarf keiner Auseinandersetzung; es ist das Element und der Boden, worin aller Zauberglaube trefflich gedeiht von den frühesten Zeiten an, und gedeihen wird bis in die fernste Zukunft.

Durch das frühe Mittelalter schon gingen die Kunden

von einem mächtigen Zauberer in Rom, des Namens Virgilius, und wurden allgemach zu französischen, englischen und holländischen Volksbüchern. Ein solches gab Fr. H. von der Hagen deutsch, und nach ihm O. L. B. Wolff unter dem Titel:

„Die wunderbare und merkwürdige Geschichte vom Zauberer Virgilius, seinem Leben, seinen Thaten und seinem Ende. Leipzig. O. J.“ Zauberer Virgilius.

Sehr viel ist über die Virgilius-Sage geschrieben worden, die als Vorläufer der deutschen Faustsage aus der Frühe der antiken Welt hervortritt und durch das Mittelalter sich so verbreitet, daß sich sogar eine isländische Bearbeitung derselben aufgefunden hat. Ein mittelhochdeutsches Gedicht: Virgilius, aus Enenkels Weltbuche, enthalten v. d. Hagens Gesammt-Abenteuer; dasselbe erzählt in nuce die Märe so, wie sie schon damals verbreitet war und im Volke lebte. Virgilius verübt eine Menge unerhörter Zauberthaten und ruft Wunderdinge in das Leben, dabei fehlt auch nicht das Minneabenteuer. Ein römisches Weib äfft den verliebten Zauberer, bestellt ihn, zieht ihn in einem Korbe nach ihrer Kammer empor, und läßt ihn dann halbwegs hängen und baumeln, zum Gespötte aller Römer, die ihn am Morgen drei Stockwerke hoch zwischen Himmel und Erde schweben sehen. Endlich befreit, beginnt er furchtbare Rache zu nehmen an jenem grausamen Weibe. Alle Feuer zu Rom erlöschen mit einem Male, und keinem Menschen gelingt es, ein neues zu entzünden. Jetzt soll der Zauberer Hülfe schaffen, lange weigert sich Virgilius, endlich giebt er nach, und ersieht jene Frau zum Feuerpütz. Sie muß sich mitten in Rom auf einen Stein auf Händen und Füßen in kriechender Stellung niederlassen, ihr Gewand erheben, und nur an ihrem Hintertheil kann wieder Feuer

gewonnen werden, und zwar blos unmittelbar; jeder Einwohner und jede Einwohnerin Roms, die Feuer bedürfen, muß an diesem noch nie dagewesenen Feuerzeug sein Licht oder seine Kerze anbrennen, so daß die Frau vor Scham, Spott, Schimpf und Schande fast den Tod davon hat. Das Volksbuch hat noch andere Zauberzüge, als das Gedicht. Virgilius befreit einen Teufel und bannt ihn wieder in ein Erdloch, wie jener Geist aus dem kupfernen Gefäße in der 1001 Nacht wieder in das Gefäß zurückgebannt wird, zaubert nun, nachdem er aus den dem Teufel abgelisteten Büchern die Nigromanzie trefflich gelernt, Wunderbauten und Bildnisse, Lustgärten und Luftbrücken. Er gründet Neapel und eine hohe Schule, an der er selbst die Zauberkunst lehrt. Indem er durch einen merkwürdigen Proceß sich verjüngen will, geht er unter.

Das erwähnte Korbabenteuer und dessen Folgen war ganz geeignet, volksthümlich zu werden und weite Verbreitung zu finden; ein französisches Gedicht erzählt, wie v. d. H. Ges. Abent. 3. CXXXIX. mittheilt, dasselbe Abenteuer vom Hippokrates. Alte Gedichte aus der Minnesingerzeit spielen vielfach auf jenes Ereigniß an. Es ging später auch ein Lied im Schwang, von „Hainric Kunrade, dem schryber ym korb" — wol eine verjüngte Märe; es konnte ja dergleichen sich leicht wiederholt haben. Das Hängen im Korbe war aber eine richterliche Strafe, ein alter Rechtsbrauch, daher sehr schimpflich, dies erschwert die Unthat des arglistigen Weibes und rechtfertigt die Grausamkeit der Rache. Auch mußte hier und da durch den Korb gesprungen werden, und zwar in das Wasser; besonders Dieben widerfuhr diese Strafe, und da „nächtliches Einsteigen" eines Verliebten mit dem eines Diebes viele Wahlverwandtschaft in der äußeren Form und mehr hatte, so

lag auch die gleiche Strafe nahe. In Meiningen wurde die Strafe des durch einen Korb oder Kasten ins Wasser Springens, welche Gaak hieß (in der gothaischen Landesordnung heißt diese Strafe Schöppung), noch bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts vollzogen und angedroht. Frühzeitig und vielfach später nachfolgend bemächtigte sich dieses Stoffes die bildende Kunst. Ein Elfenbeinschnitzwerk zeigt das Korbabenteuer neben dem Minneritt des Aristoteles, der allerdings ein geeignetes Seitenstück dazu ist. Beide Darstellungen sind auch als Holzsculpturen an zwei Säulenköpfen der Peterskirche in Caen, aus dem 13. Jahrhundert, dargestellt. Lucas von Leiden behandelte mit Vorliebe den Stoff in zweifacher Weise, einmal in einem trefflichen figurenreichen Kupferstich, und dann in einem seiner so seltenen Großfolio-Holzschnitte, der voll Ausdruck, Kraft und Schönheit ist. Ein Paar kleine Bleireliefs aus Holbeins Zeit und Schule, in unserem Besitz, zeigen ebenfalls in plastisch-derber Handgreiflichkeit das Abenteuer des Korbes und der neuen Art, Feuer zu gewinnen. Auf dem letzteren kauert die Römerin splitternackt auf einem hohen Steine, und das Volk strömt mit Handlaternen herbei, und entzündet am dampfenden Hintern seine Lichtstümpchen.

Die Virgiliusmäre mit ihrem Hauptelemente, der Gewinnung der Zauberkunst durch Teufels-Hülfe, wurde nun zur Trägerin vielfacher Zaubersagen und dahin einschlagender Bücher. Eine ganze Reihe römischer Päpste wurden als Zauberer genannt, vom Erzbischof Albertus Magnus leben noch Sagen, vom Abte Johann von Tritheim, von Cornelius Agrippa und vielen Andern; alles Zauberwesen aber und alle Teufelsbündnerei fand ihren Gipfelpunkt oder, wenn man will, ihren Schlußstein im deutschen Doctor Faust.

Als Vorläufer des Volksbuches über Faust dürfen wir ansehen:

„Lucifers mit seiner Gesellschaft val. Und wie d'selben geist einer sich zu einem Ritter verdingt und ym wol dienete.“ Bamberg, 1493, in Quart. — ein Buch, welches uns nicht vor Augen gekommen ist, seinen Inhalt aber durch den Titel deutlich genug darlegt. Fast ein Jahrhundert verging indeß, ehe die Faustsage durch die Presse in das Leben trat.

Dr. Faust. „Historia Von D. Johann Fausten, dem weitbeschriebenen Zauberer und Schwarzkünstler“ u. s. w. u. s. w. gedruckt zu Frankfurt 1587, dann 1588 durch Johann Spieß. Diesen wenig bekannten Ausgaben folgte 1599 die durch G. R. Widmann besorgte, und lange nachher erst kam, während undatirte Ausgaben neben her gingen, das Buch in dickleibiger Gestalt durch Johann Nikolaus Pfitzer zur abermaligen Erscheinung, vermehrt aber mit zahlreichen Anmerkungen, die in das ungeheure Gebiet der Zaubersphäre nicht unanziehende Blicke zu thun vergönnen. Die noch späteren Volksbücher führten den Stoff, den der letzte Herausgeber etwas sehr in die Breite versponnen hatte, wieder auf sein altes bescheidenes Maß zurück.

Die Faustsage wie die Faustliteratur sind so hinlänglich bekannt, daß es überflüssig wäre, hier über beide weitläuftig zu werden. Nur das wollen wir bemerken, daß man wol mit aller Sicherheit anzunehmen berechtigt ist, der Held dieser Sage habe gelebt, gelebt als eine merkwürdige Persönlichkeit, um den sich aller uralte Zaubersagenstoff gleichsam krystallisirte, wie um den dunkeln Zink des Arbor Saturni des Bleimetalls funkelndes Strahlengezweig und feine blitzende Lanzen. Wie vom Zauberer Albertus Magnus örtliche Sagen leben, so leben sie auch

vom Doctor Faust noch in weit von einander entlegenen Ländern und Orten, und das deutsche Volk glaubt an ihn, wie das niederländische an seinen Jan von Nivelle. Hat doch zuletzt fast jedes europäische Land seinen Faust. Den spanischen führte uns Calderon im „wunderthätigen Magus" dramatisch vor, den polnischen Alexander von Bronikovski in einer Novelle; der Faust Frankreichs ist Robert der Teufel, weiland Herzog der Normandie, durch Volksbuch und Oper genugsam verherrlicht und bekannt, nächst diesem aber, dem Faust näher stehend: Nostradamus; Italien mag den Zauberer Virgilius als seinen Faust betrachten; Deutschböhmen hat seinen Hans Heiling; aus Ungarn tönt uns Klinsors Name mythisch entgegen, u. s. f. Wir werden im dritten Theile auf die weitverbreiteten Einzelsagen vom Faust, und die Orte, an denen sein Name dauernd hangen und haften blieb, zurückkommen, denn die Zaubersage ist ja unter allen mit die anziehendste und beliebteste, und wie sie im frühen Mythus entsprang und Wurzeln schlug, die durch alle Lande unterirdisch fortranken, und allüberall ihre Sprossen aus dem dunkeln Erdreich wieder zum Lichte des Tages heben, unaustilgbar, gleich einer Waizenart in unsern Ziergärten, so rankte sie sich auch tief und innig in die Gemüther, in Leben und Bewußtsein unseres Volkes ein. Daher konnte auch eine Fortsetzung:

„Des durch seine Zauber-Kunst bekannten Christoph Wagners, (weiland gewesenen Famuli des Weltberufenen Erz-Zauberers D. Johann Faustus Leben und Thaten ꝛc. Berlin, 1714." Christoph Wagner.

Anklang finden und willkommen sein, obschon dieselbe nur ein abgeblaßter Abklatsch der Faustsage, ja deren Schatten und leeres Echo ist. Doch lernen wir im Wagner-Buche wieder einen neuen Zauberer kennen, Wagners Ge-

nossen, Johannes de Luna, und das Buch schlägt auch wieder in den Bereich jener bereits besprochenen abenteuerlichen Reisen ein, und gefällt sich in der Schilderung indianischer Völkerschaften der neuen Welt, wie auch der Lappländer u. a.

Durch die Faustsage wurde zunächst eine ganz eigenthümliche Literatur geweckt und hervorgerufen, eine Literatur der Magie und des Zauber wirken sollenden Unsinns, die dem Volke ungemein schädlich war, und noch immer, obschon schwach, Nachwirkungen zeigt. Dahin gehören „Dr. Fausts dreifacher Höllenzwang, sein schwarzer Rabe, sein Meergeist, die Clavicula Salomonis und vor Allem das

„Romanusbüchlein, vor Gott der Herr bewahre meine Seele, meinen Aus- und Eingang, von nun an bis in alle Ewigkeit, Amen. Halleluja. Gedruckt zu Venedig.“

Wol kann man schon vom Titel genug haben, und mit Recht nennt Görres dies Büchlein einen „von allen Weltgegenden her zusammengetrommelten Unsinn, in Beschwörungen, Zaubersprüchen und Besprechungen sich ergießend“, gleichwol aber läßt es tiefe Blicke thun in den noch heute fortwuchernden Volksaberglauben, über den wir im 1. Theil so manche Andeutung gegeben, in Heilungen durch Sympathie, durch Segensprüche, durch magische Zettel u. dgl. Das leicht zu bethörende Landvolk griff gierig nach solchen Büchlein, und es giebt immer noch Bauern genug, die an Schätzegraben, an Erdspiegel, darin man sieht, wo gestohlene Sachen sich befinden, an Brut- und Heckepfennige, wie an die Kraft der Alraune, St. Johannishände und sonstiger Zauberwurzeln steif und fest glauben, wie noch viele davon träumen, daß in jeder bedeutenden Bibliothek Doctor

Fausts Höllenzwang an einer starken Kette angeschlossen verwahrt werde.

Als spätere Nachgebilde der Faustsage in Bezug auf Bündnisse mit dem Teufel tauchten noch manche Volksbücher und kleine Flugschriften auf; eines der bedeutenderen ist:

„Des weltberufenen Herzogs von Luxemburg, gewesenen königl. General und Hofmarschals Pacta oder Verbündtniß mit dem Satan, und das darauf erfolgte erschröckliche Ende, wobei auch dessen bei seinem Leben verübte tyrannische Mord- und Frevelthaten kürzlich beschrieben werden. Gedruckt zu Offenbach und Nürnberg." (eine vielleicht noch ältere Ausgabe auch zu Frankfurt und Leipzig.) Ein Leben voll Gräuel, dem ein Ende mit Schrecken folgt; das Buch entbehrt jene heiteren und ergötzlichen Züge, mit denen das Faustbuch gewürzt ist, darin neben dem zermalmenden Ernst doch auch der Humor seine Gaukelspiele und Gauklerkünste treibt, und deutet einestheils nach einer älteren Sage von einem Grafen von Mascon aus der Provinz Lyon hin, anderntheils nach jener deutsch-französischen von dem Bündner des Teufels in Verdün, der einen Glücksseckel besaß, und auch auf dunkelm Roß hinweggeführt wurde (D. Sagenbuch 86). Herzog von Luxemburg.

Noch gehört in diese Traum- und Zaubersphäre das Buch:

„Eine schöne lesenswürdige Historie von dem unschätzbaren Schloß in der Höhle Xa Xa, sammt einer artigen Historie von einem in der Hölle und Vorhimmel gewesenen versoffenen Bauern. Cöln." Auch mit unter der Reihe der von G. O. Marbach erneuten Volksbücher. Das Schloß in der Höhle Xa Xa.

Schon der zweite Theil des vorstehenden Titels zeigt uns an, wie dieses Buch eine passende Stelle als Uebergang

zum nächstfolgenden Volksbücherkreise einnimmt, die Hauptmäre aber tritt in völlig morgenländischer Färbung uns entgegen; Erd-, Luft- und Feuergeister bewegen sich im Kampfe elementarischer Zwietracht, und Alles klingt wie ein Märchen aus 1001 Nacht, so daß das Ganze füglich nicht als deutsches Volksbuch gelten kann. Mit richtigem Takt hat der letzte Erneuerer den trivialen Anhang hinweggelassen, der nichts ist, als eine alte Anekdote, die zu jüngst in verfeinerter Form als Posse: „Der verwunschene Prinz", von Plötz, aufs Neue dem Publikum vor Augen geführt ward.

Volksbücher aus bürgerlichen und bäuerlichen Lebenskreisen mit vorwaltendem Scherz und Schwank. Anhang: Natur-, Kunst- und Handwerkskreis.

Stets behaupteten der Scherz, der Humor, die Schalkhaftigkeit und die deutsche Neckelust ihre Rechte, drangen tief in das Innerste unseres Volkslebens ein, und entblühten diesem hinwiederum als Poesieblumen solcher Art, wie eben schlichte Bürger- und Bauerngärten sie pflegen; frisch und duftreich wie Reseda, Nelke, Veil, Rosmarin und der wie Häring riechende Kranichschnabel, zwar ein afrikanisches Kind, aber doch bei uns heimisch geworden, mindestens bis in die Häuser der Bauern eingedrungen, wie die sich gleicher Abkunft rühmenden Zigeuner.

Das älteste Volksbuch in diesem Kreise ist das aus einem älteren mittelhochdeutschen Gedicht: Salomo und Morolf entstandene:

Salomo und Morolf. „Der visirliche Marcolphus, bestehend in einem abenteuerlichen Gespräch zwischen dem König Salomon und

diesem unberichtsamen und groben Menschen. Ganz neu gedruckt."

Aeltere Ausgaben führten den einfachen Titel: „Frag und Antwort Salomonis und Marcolphi." Das alte Gedicht, dessen früheste gedruckte Ausgabe in den Anfang des 16. Jahrhunderts fällt, erneute unter dem Titel: „Salomon und Morolf. Ein kurzweiliges Heldengedicht, neu gereimt" — Dr. Karl Simrock, Berlin 1839. Das Volksbuch in Prosa unter dem Titel: „Historie von Salomo und Morolf" erneute O. F. H. Schönhuth. Reutlingen 1852. Fr. H. von der Hagen nahm Salomon und Markolph in sein „Narrenbuch, Halle, 1811" — auf, erläutert im Anhang dessen Ursprung, der wol in Judäa zu suchen ist, und weist dessen literarische Verbreitung nach. Der Weisheit König Salomo's tritt der Witz des Rüpelthums in der häßlichen und unfläthigen Person Morolfs personificirt entgegen; dem Letzteren ist noch zum Ueberfluß sein Weib beigegeben, ganz so reizvoll, wie der Dichter des „Ring (S. 51) die Huldin Mäczli Rürenzumph" beschreibt, von der er sagt:

Die augen lauchten sam der nebel
Der äten smacht ir als der swebel.

Mit bäurischer Derbheit glossirt Morolf die zu Tage gelegte Weisheit Salomo's, und erwiedert unter Anderem, als der Weise die Treue der Frauen preist, daß eine Laus noch treuer sei, da sie sich sogar mit dem Manne, mit dem sie sich verbunden habe, henken lasse, wogegen ein Weib sich bedanken und bedenken werde (was indeß späterer Zusatz zu sein scheint), doch wird noch viel Aergeres im Zwiegespräch vorgebracht, auch begegnet manch anderer Zug, der an ganz entfernt liegende Sagen erinnert, wie z. B. das Blasen eines Hornes in der Stunde äußerster Gefahr, wie

es in der Rolandsage vorkommt, und in jener böhmischen vom Herzog Jaromir, dem verrätherischen Geschlechte der Wrsch und dem treuen Jägermeister Howora, und in anderen.

Morolf ist ganz die Persönlichkeit, die sich in späterer Zeit als Eulenspiegel verjüngte, das derbe Element der deutschen Bäuerlichkeit, das seit fünfhundert Jahren noch um kein Haar anders und besser geworden ist, rauh, roh, ungeschliffen, unsauber, sackgrob, plumpwitzig, im ewigen Bauernkrieg gegen alles Zarte, Feine und Edelschöne begriffen, und da, wo diesen Eigenschaften ein Damm gegen deren Ueberschwellen entgegentritt: verschmitzt, heimtückisch, heimlich in sich hinein grollend, boshaft und in aller Weise nichtsnutzig. Der Bauer gewöhnlichen Schlages ist im Handelsverkehr gegen den Städter hartnäckig und ärger als der ärgste Jude, auf der Landstandbank ist er nur dem Fortschritt geneigt, der seinem Stande Vortheil bringt, gegen jeden andern starr abgeschlossen, zäh, ungefüge, beschränkend, verweigernd, begriffelos, und dabei überall zugänglich jedem grassen Unsinn, der ihm eingeredet wird; er giebt sich dem Winkeladvocaten mit demselben Vertrauen hin, mit dem er dem aufwiegelnden Volksredner unter der Linde Beifall zubrüllt; er stürmt, wenn ihn die Tollwuth erfaßt, mit derselben Lust noch heute Edelsitze und verbrennt Archive, wie er vor mehr als dreihundert Jahren Ritterschlösser stürmte und ihre Bewohner durch die Spieße jagte.

Eulenspiegel. Aus so tölpisch-täppischem und dabei kanibalischem Element, aus dem Schlamm emporgezogen, ist denn auch der vielbeliebte Eulenspiegel erstanden, und der ungeheuere Beifall, den dieses Buch im Volke fand, ist die Signatura plebis für alle Zeiten. Treffend sagt Görres über dasselbe: „Was ihm (dem Eulenspiegelbuche) die allgemeine Haltung giebt, ist durchaus das immer sich gleichbleibende Gepräge

der untern Volksklasse, in der es ursprünglich entstanden war, daß man in allen seinen charakteristischen Merkmalen hier wiederfindet, bis auf die Ader von boshafter Tücke hin, die durch den ganzen Charakter Eulenspiegels durchläuft, und die man als den deutschen Bauern eigen, allgemein anerkennt." Namentlich nennt Görres die Bauern der innern Schweiz, die uns in neueren Zeiten der jüngst leider verstorbene Pfarrer Bitzius (Jeremias Gotthelf) so schlagend und treffend, mit spiegelklarer Wahrheit geschildert hat: gleichsam Zoten (doch im guten Sinne des Wortes), die die Natur gerissen habe. Der Eulenspiegel ist ganz, wie Reinecke Fuchs in der Thierfabel, der Tribun des Plebs.

Das Volksbuch vom Eulenspiegel tauchte zuerst plattdeutsch auf, nach den Niederlanden hindeutend; es eignete in jene Gefilde der stinkenden Wassergräben, der Härings- und Käsefässer. Man schreibt Thomas Murner die große That zu, das Buch im Jahre 1540 ins Hochdeutsche übertragen und ohne seinen Namen herausgegeben zu haben; that er dies aber nicht früher, so ist die Nachricht unwahr, denn die

„Wunderbarliche und seltsame historyen, Tyll Vlnspiegels auß dem Land zu Braunschweig bürtig, neulich auß Sächsischer sprach auff gut Hochdeutsch verdolmetscht." erschien bereits 1539 zu Straßburg in Quartformat.

Andere Ausgaben folgten rasch, denn Thorheit beherrscht die Welt, und bald nach der Mitte des 16. Jahrhunderts erschienen sogar mehrere Uebersetzungen des Eulenspiegel in die lateinische Sprache, wahrscheinlich zu Nutz und Frommen der studirenden Jugend; die deutsche Gelahrtheit eines Johann Nemius und Aegidius Periander fand es gar nicht so unpassend, neben Xenophon und Thukydides, neben Tacitus

und Cicero auch das Ulularum aut Noctuae speculum zu stellen. Doch auch an andere Länder wurde von dem Schatze abgegeben, in Frankreich und Holland veranstaltete man Uebertragungen, die Schweiz nahm das Buch mit großem Antheil auf. Manche meinen, Eulenspiegel habe nie gelebt, das sind die Alles Verneinenden, denen statt einer Person von Fleisch und Bein stets eine personificirte Idee als Wesenheit gilt, es sind die, denen kein Christus, kein Hermann, kein Dietrich von Bern, kein Faust, und schon deshalb kein Eulenspiegel lebte, weil sie ihn, den immer Lebenden, in jedem Spiegel erblicken.

Auch das Eulenspiegelbuch soll nach und nach zusammengetragen sein, in verschiedenen Zeiten, gleich einem Scherbenberg; wir glauben das gerade Gegentheil, glauben, daß ein solcher vagabundirender Schalk lebte, und seine Streiche übte, denen man dann allerdings noch andere hinzugefügt haben mag, daß aber ein Mann das Buch schrieb.

Die Sage thut dies mindestens durch Eulenspiegels Denkmal dar, wenn es erlaubt ist, ein solches steinernes Monument noch der Sage zuzueignen, statt es lieber als einen Sagenzeugen zu betrachten, welcher der Geschichte die Hand reicht. Zu Mölln im Sachsen-Lauenburgischen Lande ist Eulenspiegel begraben worden, höchst wahrscheinlich ganz so, wie es im Buche geschildert ist, und die Möllner setzten ihm einen Grabstein, der oft erneut und noch viel öfter abgebildet wurde, und lautet der Beginn der Inschrift:

Anno 1350 ist düsse Steen upgehafen
Tylle Eulenspiegel lehent hierunter begraven.

(D. Sagenb. 205).

Auch das gereimte Volksbuch, nach dem oben S. 50 erwähnten Gedicht gebildet, und betitelt:

„Die Geschichte des Pfarrherrs vom Kalenberg", 1602 zu Augsburg in Octav, dann auch 1620 erschienen, gehört in diesen Kreis. Fr. H. von der Hagen nahm dasselbe in sein „Narrenbuch" wieder auf, und fügte ihm den „Peter Leu", oder der andere Kalenberger durch Achilles Jason Widmann von Hall — bei. Er spricht die einleuchtende Ueberzeugung aus, daß auch dieser Kalenberger gelebt und Weigand von Theben geheißen habe, gestützt auf Zeugnisse in Joh. Jacob Fuggers Ehrenspiegel des Erzhauses Oesterreich und andere Quellenschriften, neben dem oben S. 50 ebenfalls genannten Nithart als lustigen Rath des Herzogs Otto des Fröhlichen von Oesterreich. Der Pfarrer vom Kalenberg.

Auch in diesen Büchern ist es der Schwank, der in Morolfischer Bäuerlichkeit und Eulenspiegelischer Plattheit als frischer Kuhfladen auf der Matte der alten Volkspoesie liegt und mit ihr um die Wette grünt. Vielen Antheil am allgemeinen Beifall solcher Schriften hatte der Abenteurersinn und -Trieb, dem vielfach und willig mehr und mehr durch Bücher gefrönt wurde, während nach anderer Seite hin das Hofnarrenthum, das sich bis in ziemlich späte Zeiten erhielt, ebenfalls dazu beitrug, diese Richtung zu begünstigen. Die Verhöhnung des Hohen, Guten, Edeln und Schönen durch den unflätbigen Possenreißerwitz, wie sie im Salomo und Morolf offen zu Tage trat, wurde feststehend, wurde beliebt, wurde förmlicher Charakterzug, und half in einer großartigen Weise den allgemeinen Geschmack, besonders den der Mittelklassen, verderben. Theils erschienen noch Bücher, wie

„Des sogenannten Clausnarrens weyland churfürstlichen sächsischen gewesenen Hofnarren u. s. w. lustergötzende Historia, darinnen seine Geburt, Leben, Wandel und Tod auch kurzweilige Scherzreden beschrieben 2c. Gedruckt in Claus Narr.

diesem Jahr. Nürnberg." (aber schon 1579 in Frankfurt a. M. gedruckt.)

darin ein wirkliches Narrenleben glaubwürdig abkonterfeit vor Augen trat, theils wurde auch achtbaren Persönlichkeiten unverhofft die Narrenkappe von fingerfertigen Schreibern aufgestülpt. Dies widerfuhr unter anderen dem in Wahrheit verdienten französischen Dichter **Clemens Marot**, der das Madrigal in Frankreich einführte, mit Beza die Psalmen rhythmisch übertrug und sie dem französischen und schweizerischen Kirchengesange übereignete, und Meister eines Styles wurde, welcher sich durch natürliche Anmuth und Naivität auszeichnete, daher auch mit seinem Namen als Style Marotique benannt wurde. Gleich ausgezeichnet in Liebes- wie in Glaubenshändeln war dieser Dichter, und ihn machte erst ein holländisches, dann ein deutsches Volksbuch, das den Titel führt:

Clement Marot. „Kurzweilige Geschichte. Leben und Wandel des **Clement Marot** übergesetzet und vermehrt, aus dem Holländischen Amsterdamischen Exemplar ins Hochdeutsch übergesetzt. Gedruckt in Frankenau auff der Neustadt im itzigen Jahr" — geradezu zu einem Hofnarren Königs Franz I. von Frankreich, und erzählte von ihm eine Menge Eulenspiegel- und Clausnarrenstreiche.

Endlich überfluthete förmlich diese Literatur der Kurzweil, des Scherzes, des derben, oft unsauberen und zweideutigen Witzes, der meist außerordentlich eindeutig war, und die Leser mit der Nase an Orte stieß, wo letztere ungern zu verweilen pflegt, und schwemmte Hunderte von Büchern und Büchelchen an das nach solcher Kost lechzende Land, manche leidlich, manche bedenklich, manche schier unangreifbar. Dahin gehören Bartholomäus Kriegert „wirklicher Hans Klauert." — „Die Abenteuer Schelmuffsky's",

— „Garzoni's Spital unheilsamer Narren", — die Taubmanniana, Kyau. Auch der Simplicissimus, die Bücher Fischarts, Philanders von Sittewaldt, Moscherosch's, der Hirschleifer, das Buch Schimpf und Ernst, mehrere Bücher, die Reisenden zur Erheiterung dienen sollten, wie das Rollwagenbüchlein, die lustige Gesellschaft des „Lyrum, Larum Löffelstihl", die Allabattrita (Olla potrida) Joco-Seria, lieblicher Sommerklee und anmuthiges Wintergrün, Neu aufgezimmerte Lust- und Schatzkammer der neuesten auserlesenen kurzweiligsten Historien und Possen ꝛc. Allen Reisenden und Maulhenkolischen Personen zur Recreation ꝛc. Gedruckt zu Schnatterberg im Waschland 1670. — Hanß Guck in die Welt oder sonsten Mercks-Matz genannt (eine Sammlung zeitkürzender Scherzreden), der lustige Democritus und eine Menge anderer, neben denen noch zahlreiche Facetien, Sprichwörter-, auch Räthselbücher u. dergl. den Büchermarkt damaliger Zeit überdrängten, die noch heute Zeugniß ablegen, daß jene Zeit zwar keine gute, sittenreine, aber doch eine unbefangenere, fröhlichere war, als die jetzige, sorgloser und sparrenloser, wo der Humor noch auf offenem Markt sich tummelte, und des Schalksnarren Pritsche durch die gute und beste Gesellschaft klitschte und klatschte.

In solcher Zeit konnte Erasmus Lob der Narrheit Boden finden, konnten Grobianus und Grobiana floriren, die Mären von Utopia und Schlauraffenland alle Welt ergötzen, Landkarten selbst dieses Landes, das auf italienisch Cucagna hieß, so beliebt werden, daß noch in den späteren Homannischen Atlanten die Karte des Schlaraffenlandes nicht vermißt werden durfte. Bechers kluge Narrheit und thörichte Weisheit ging von Hand zu Hand; neben der Räthselliteratur schloß sich die der Fabel an, nach an-

derer Seite hin die des Studentenwesens mit seinen Bacchantentollheiten und Pennalpossen; Sprichwörter flogen von Mund zu Mund, weit mehr, als wir noch kennen, und auch die dramatische Kunst verließ, schon auf Hans Sachs sich stützend, den Boden des Ernstes, der höchstens noch im Nachklang alter Mysterien und in den Schülercomödien betreten wurde, und schlug ihr leichtbewegliches Schaugerüst auf offenem Markt auf, zum Tummelplatz der Pickelhäringe und Hanswurste, zu Schönbartspiel und Mummenschanz. Nebenbei brachen sich das magische Element, das alchimistische Treiben, die politischen Flugblätter, neue schreckliche und wunderbarliche Zeitungen, Nachrichten von Zeichen am Himmel und auf der Erde ihre vollberechtigte Bahn, und mitten durch alle Drangsale des dreißigjährigen Krieges selbst trug unsere vaterländische volksthümliche Literatur hoch und frei und fröhlich ihre prächtig schwellende Fahne und ließ tausend bunte Banner noch neben ihr im Winde flattern und fliegen. Dadurch geschah es, daß namentlich Fabel und Märchen mit bereichert wurden, denn die Saat der Stoffe wurde mit vollen Händen ausgestreut, und auch Sage und Mythe gingen nicht leer aus, sondern empfingen neuen Zustrom, einestheils durch Scherze, die, an Oertlichkeiten haften bleibend, Volkssagengestalt annahmen, anderntheils durch jene zahlreichen Mittheilungen über Wunder und Zeichen, durch die Kalenderbücher und Praktiken, deren gemeinsamer Inhalt, oft auf uralte Ueberlieferungen begründet, in frühe und früheste Zeiten zurückwies und zurückleitete.

Aus örtlicher sagenhafter und zugleich scherzhaft neckelustiger Ueberlieferung waren nun eine Anzahl Volksbücher hervorgegangen, deren Zweck kein anderer war, als, wie die Griechen mit ihrem Abdera gethan, auf einen wirklichen

oder erfundenen Ort die Fülle des Spottes durch Erzählung seltsamer, närrischer und verkehrter Streiche seiner Bewohner zu häufen, wozu nachbarlicher Hohn ganzer Völkerschaften oder Einzelorte sein reiches Theil beitrug, und selbst der Dialekt mußte und muß noch als Zielscheibe nachbarlich-gegnerischen Witzes dienen. Bereits 1597 oder 1598 erschienen

Schildbürger.

„Die Schildbürger, wunderseltsame u. s. w. itzunt also frisch, menniglichen zu ehrlicher Zeitverkürzung aus unbekannten Authoren zusammengetragen und aus utopischer auch Rothwälscher in deutsche Sprach gesetzt, u. s. w. Gedruckt in Verlegung des Authors in der Festung Misnopotamia.“

Diesem folgte:

Grillenvertreiber.

Grillenvertreiber, das ist newe wunderbarliche Historien, seltzame abentheuerliche Geschichten, Kauderwelsche Rathschläg und Bedenken, sowohl von den Witzenbürgischen als auch Caleecutischen Commissarien vnd Parlamentsherren unterschiedlich vorgenommen, beschlossen, vnd ins Werk gesetzt u. s. w. In zwei Bücher abgetheilet Durch Conradum Agyrtam von Bellemont ꝛc. Frankfurt a. M. 1603.“

Im Jahre 1605 folgte das dritte Buch mit dem Titel: „Hummeln oder Grillenvertreiber“ den ersten beiden nach, dann kam:

Das Lalenbuch.

„Das lustige und lächerliche Lalen-Buch. Das ist wunderseltsame abentheuerliche unerhörte ꝛc. Geschichten und Thaten der Lalen zu Lalenburg in Misnopotamien hinter Utopia gelegen. Durch M. Aleph, Beth, Gimel, der Vestung Ypsilonburger Amtmann.“ o. O. u. J.

Der Inhalt dieser drei Bücher ist im Ganzen ein und derselbe, und hat nur in den später erschienenen Ausgaben verbessernde und läuternde, theilweise aber auch verunzierende

Durchsicht erhalten. In Fr. H. von der Hagens Narrenbuche sind die Schildbürger vollständig erneut, auch Simrock erwies dem Buche gleichen Dienst, und man findet es wol noch hie und da in älteren Nürnberger und Reutlinger Volksausgaben.

Die Geschichte der Schildbürger ist eine köstliche Ironie, ein Goldstück von allezeit gültigem Gepräge, eine Geisel der Kleinstädterei und ihres Aberwitzes, der wie eine Krankheit forterbt von Geschlecht zu Geschlecht der Witzenburgischen und Calecutischen Commissarien und Parlamentsherren, mögen letztere nun in Utopia oder sonst wo tagen. Das Buch ist so vom Geiste Fischarts getragen und durchdrungen, daß man sich gern geneigt fühlen möchte, ihn für den Sammler dieser überall heimischen, überall vereinzelt wieder begegnenden Volkswitze und Volksthorheiten zu halten. Viele Einzelzüge sind in den Schildbürgern uralten überkommenen Ursprunges, andere entnahm der Verfasser des Buches wol ohne Zweifel seiner Zeit und aus nächster Nähe. Das Misnopotamia deutet offenbar auf Meißen hin, und unter dem Schildburg dürfte jener wol das Städtlein Schilda im Meißnerlande gemeint haben, das bis heute den Ruf des Lalenthums mit manchen andern deutschen Städten theilt. Der verdienstvolle Herausgeber des Narrenbuches spricht ausführlicher über den Werth des Schildbürgerbuches, vergleicht die Ausgaben und erläutert die Beziehungen der Lalenstreiche zu einander und zu den in andern gleichzeitigen Schriften erwähnten.

Jedes deutsche Land und Ländchen hat seine Stadt oder sein Städtchen, jede Landschaft hat ihr Dorf, an dem der unschädliche Fluch des Lächerlichen haftet und sagenhaft forterbt von Kind auf Kindeskind. Die deutsche Neckelust aber beschränkte sich nicht einmal auf Spottbilder, Spott-

sagen und Spottlieder, sie prägte selbst Spottmünzen aus, gab Städten spöttische Wahrzeichen, drängte sich sogar in Wappenschilde. Vom Alpengebirge der Schweiz bis zum deutschen Nordmeer, vom fröhlichen Rheinufer bis zur freudeleeren Polengrenze gehen diese eigenthümlichen Züge, liebt Völkerschaft um Völkerschaft sich zu necken, sich eins anzuhängen und aufzumutzen, Lalenburgerstücklein von einander zu erzählen. Professor H. F. Maßmann hat ein ausführliches Buch über diesen anziehenden Gegenstand zu geben versprochen.*)

Die Schweizer werden von ihren schwäbischen Nachbarn Kuhmelker gescholten; ein Berner Plappert (Münze), den ein Mann von Constanz einen Kühplappert nannte, ward, auf der Luzerner Anhetzung, Anlaß zu einer Fehde zwischen Constanz und Bern. Als die Züricher ihren Breitopf gen Straßburg geführt hatten (D. Sagenb. 38), schalt und spottete man rings umher, selbst in Schriften, über den kühwarmen (d. h. euterwarmen) Brei. Dem Städtlein Bretten dient sein Hündlein zum spöttlichen Wahrzeichen, der Stadt Passau ihr geschundener Wolf. Die Schwabenschüssel in Speier mag auch in ähnlicher Weise an die mit Neckeschimpf genugsam heimgesuchten guten Schwaben erinnern; spricht man doch von Schwabenstreichen als von etwas Allbekanntem, und nennt das Erreichen des vierzigsten Jahres als das Schwabenalter, das in ihrem Lande einer erreichen muß, bevor er klug wird. Kein anderes Land kann sich neckischer Verherrlichung so rühmen wie Schwaben durch das treffliche Volksbuch:

„Geschichte von den sieben Schwaben", welches durch Auerbacher erneut wurde, mit schöner Bilderzier 1832 zu Sieben Schwaben.

*) Siehe C. Spindlers Zeitspiegel. Sechster Band. München, 1831. S. 57 u. ff. Deutscher Scherz von H. F. Maßmann.

Stuttgart erschien, und auch die Nr. 7. der von G. O. Marbach erneuten Volksbücher bildet. Dieses Volksbuch ist ganz allerliebst, anmuthig, neckisch, heiter erzählt, wer aber ist sein erster Urheber? Alte Ausgaben giebt es nicht; J. Görres, dessen mehr erwähntes Buch „Die teutschen Volksbücher“, 1807 erschien, führt es nicht mit auf, er kannte es vielleicht gar nicht. Und doch ist die so anziehende hübsche Märe nicht neu. Fanden wir beim Suchen nach des Büchleins Ursprung keine Schrift, so fanden wir doch etwas dahin Deutendes, ein altes fliegendes Bildblatt, welches den Abenteuerschwank darstellt, wissen aber nicht, ob das Bild nach dem Buche, oder das Buch nach dem Bilde gefertigt wurde.

Unser altes Blatt ist farbig, mit Firniß überstrichen, zierte wahrscheinlich eine Stubenthüre, ist eng beschnitten, ohne Stechernamen, und trägt die Firma: J. P. Wolff Seel. Erben. exc. Oben in den Wolken hängt eine Schrifttafel, darauf steht: Die Sieben redliche Schwaben. Ueber den Mannen, die in geschlitzter Tracht und theils in Hüten, theils in Barteln dargestellt sind, stehen ihre Namen, 1. Veitli, 3. Hans, 2. Michall, 4. Jergly, 5. Marly, 6. Jäckly, 7. Schultheiß. Der letzte ist der Vorderste, der den ungeheuern Spieß gegen den im Gebüsch sitzenden Hasen lenkt. Unter dem Bilde stehen die Dialekt-Reime, die wir in unser deutsches Märchenbuch aufgenommen haben, die äußerst charakteristisch sind, und die das Volksbuch nicht enthält. Der letzte dieser Reime lautet:

Potz Veitli güg luegg wasch ischt das,
Das Ungeheuer ischt nur an Haas.

Ein zweites Bildblatt, dasselbe Abenteuer darstellend, ist jünger. In ganzer Breite des Blattes zieht am obern

Rande die Ueberschrift hin: Abbildung und entwurff der Sieben Frommen und Redlichen Schwaben.

Die Landschaft ist reicher ausgeführt, die Mannen sind kleiner, tragen Hahnenfedern auf den Kappen, und Seitengewehre. Die Tracht ist halb studentisch; Wämser, die am Hals offen stehen, ausgezackte Krägen. Die Namen sind verändert, und stehen unter den Füßen, wie folgt: Märte. Bärtle. Jäcklj. Lentzli. Heintzli. Galle. Fritza. Unter dem Bildblatt stehen die charakteristischen Reimzeilen:

Obgleich Sieben Schwaben hier Hertz verzagt den Haasen stechen;
So muß man den Schwaben doch Treu und Redlichkeit nachsprechen.
Denn, viel besser ists gethan, Haasen hetzen, alß wie dort
Jene Römer um die Katze thun den großen Menschenmord.
Ward nicht einst die leichte Schaar mit dem Ziegenbock gehetzet
Wie sie Ihren Meister Krebs in die See zum Todt gesetzet.
Drümb lacht nicht die Schwaben aus, Schwaben schweben in den ruhm
Darnach manche' trachten soll, From sein ist ihr Eigenthum.

Paulus Fürst Exc.

In diesen Versen ist wieder doppelte Hindeutung auf fortgepflanzten Volksscherz enthalten. Der römische Mord um die Katze, die Anspielung auf Ziegenbock und Krebs deutet nach der im Lalenbuche Kap. 41, im dritten Buche des „Grillenvertreiber“, und auch in dem Buche „Aller Praktik Großmutter“ enthaltenen Schildbürgermär, vom verirrten Krebs, den die Witzenburger für einen Schneider halten, weil er zwei Scheeren hat. Der Krebs zwickt einen Bürger mit den Scheeren, und wird zum Tode des Ertränktwerdens verurtheilt.

Auch außerdem gilt im Schwabenlande hin und her die Neckelust, Bopfingen und Derendingen zieht das Geschlecht der Gelbfüßler groß, deren Urähnle die Eier mit den Füßen fest in einen Kasten stampften, auf daß recht viele hineingingen. Die zu Jaxtheim werden von ihren

Nachbarn Eierleger genannt; die Jesinger heißen Räpplesfresser; in besonderer Weise ist das Schießen der Hornberger berühmt; die Ulmer heißen Spatzen, weil ihnen der Lalenstreich vorzugsweise aufgemutzt wird, daß sie mit einem Balken quer zum Thore hineingewollt, bis sie einen Spatzen erblickt, der seinen Strohhalm der Länge nach im Schnabel hielt, und durchs Thor flog. Der Rottweiler Bürgermeister brütete den Kürbis aus. Die Neuffener werden von ihren getreuen Nachbarn und desgleichen Eselsfresser gescholten, die Seebronner Sensenschmecker, die Hirschauer Kröpfle, weil sie die Waden nicht unterm Knie, sondern unterm Kinne haben. Kibinger und Munderkinger werden Mondfanger und Stangenstrecker genannt, weil sie den Mond, den sie in den Neckar gefallen glaubten, mit Stangen herauszufischen trachteten. Vom Dorfe Ganslosen werden ganz lose Streiche erzählt; auch Schwaben hat sein Trippsdrill, wie das Vogtland, allwo die Pelzmühle, auf der die alten Weiber gemahlen werden. Der Schwabe muß allezeit das Leberlein gefressen haben.

Vom oben schon erwähnten Speier geht das auch an vielen andern deutschen Orten in ähnlicher Weise gehört werdende Sprichwort um: „Speirer Wind, Heidelberger Kind, Hessen Blut, thut selten gut.“ Die Elsasser werden Bettler geschimpft. Zu St. Goar am Rhein war ein Halsband am Wall befestigt, welches Fremden, die zum ersten Male dorthin kamen, umgelegt ward, worauf sie nach eigenem Willen mit Wasser oder mit Wein in derbscherzhafter Weise getauft wurden. „Zu Wetzlar auf dem Dom, sitzt der Teufel auf der Nonn'“ — geht ein Schwankwort von einem dortigen Wahrzeichen. Das Neckarbrückenwahrzeichen zu Heidelberg, ein Affe, wie das des Frankfurter

Brücken-Hahns ist nicht ohne scherzhafte Auslegung geblieben, und auch in andern Städten ist dergleichen nicht selten. Bis zum hohen deutschen Norden und selbst in das Dänenland hinein ist die Neckelust zu Hause, lauter Blitz- und Witzstrahlen, die im Schildbürgerbuche ihren Brennpunkt fanden. Die Bonner heißen Pfefferlecker, die Cölner haben ihren Dräckes. In Schleswig sind die „tollen" Jagler daheim, von Hotstrupp geht das Sprichwort: Geh nach Hotstrupp und laß dir die Narrheit verschneiden, gleich dem biblischen: Bleibet zu Jericho, bis euch der Bart gewachsen, dann kommt wieder. Sie haben dort eine Scheuer, in die sie alle Dummheiten einheimsen. Gabel wird mit dem Katzenkaufe des Lalenbuches aufgezogen, den die örtliche Sage noch viel weiter dort ausgesponnen hat (D. Sagenb. 190). Von den Romöern wird auch eine lustige Märe erzählt, von den Bosümern an der See viel mehr als eine Märe; wie die Schildbürger, die nicht zählen konnten, die Finger in den steifen Brei steckten, daß es fünf Löcher gab, so steckten die neun badenden Bosümer, als sie meinten, einer von ihnen müsse vertrunken sein, ihre Nasen in den Sand, und zählten nun mit Freuden alle Neune — auch die vorhin erwähnte Krebsgeschichte hat sich in Bosüm häuslich niedergelassen; die Kisdorfer trugen in Säcken den Tag in ihren neuen Rathhausbau. Die Fockberger besetzten einen Teich mit eingesalzenen Häringen, meinten davon Brut zu gewinnen, fingen aber andern Jahres nur einen großen Aal, meinten, der habe ihnen die Häringsbrut gefressen und verdammten ihn zur Strafe des Ersäufens. Die Hamburger ließen 1679, als die Dänen ihre Stadt belagert, aber nicht genommen hatten, eine Spottmünze prägen. Wer kennt nicht die zahlreichen Spottmünzen, die in den Niederlanden auf den österreichi-

schen Erbfolgekrieg geprägt wurden? Die Bardewiker darf man nicht nach ihrem Spiegel fragen, die Osterburger nicht nach ihrem Pech, wie man durch Blankenburg in Thüringen nicht einen Rockzipfel mit der Hand umfassen und die Spitze hervorsehen lassen darf. Spottlieder. Spottlieder wurden besonders zur Zeit des 30jährigen Krieges sehr üblich; der sächsische Vogelfang, die Magdeburger Dame, der Prager Koch, die Breitenfeldische Weiberkomödie, das Bon Aviso aus der Pfaffengasse und viele andere entsprangen dem deutschen Volkscharakter der Neckerei in Schimpf und Ernst. Eines dieser Lieder: das Wallensteinische Gelächter, spricht diesen Nationalzug mit baren Worten aus:

„Es bleibt doch wol darbey: Der Spott folgt auf den schaden
Man schenkt es keinem nicht, hieß er gleich ihr Genaden
Und sonst ihr Excellenz: Es steckt beym Teutschen Sinn
Noch mancher Rabelaiß vnd Peter Aretin.“

Auf viele Städte und Flecken wurden von ihren Nachbarn Spottlieder gesungen, ganze Länder mit schlimmen Namen belastet. Die Schlesier hießen Eselsfresser, die Thüringer Häringsnasen, die Baiern Säutreiber, die Hessen heißen blind, die Nürnbergischen Franken Pfeffersäcke. In Sachsen sind Schilda, Schöppenstädt, Krähwinkel u. a. als des Lalenthums verschrieen, in Thüringen und Franken Friedrichrode, Blankenburg, Wasungen, Ummerstadt, Karlstadt, im Vogtlande Triptis, Auma und Bodelwitz. Das Vogtlandstädtchen Pausa liegt im Mittelpunkt der Welt. In Baiern und Würtemberg sind Weilheim, Stockach, Reutlingen, Wolfsheim u. a. die Sündenböcke, denen bald der, bald jener Lalenstreich, bald alle zusammen, aufgemutzt werden. Im Rhöngebirg ist Ditris, eigentlich Ditges, ebenso beschrieen, und es wäre nicht übel, auf deutschen Gaukarten

unter solche Orte einen besonderen Farbenstrich zu machen, man würde dann sehen, welche Witzfülle dem vaterländischen Boden entsproßte, nur dürften die Orte sich das nicht zum Schimpf ausdeuten und annehmen, sondern müßten bedenken, daß auch der verkehrte Witz noch Witz bleibt, und daß es der Orte ungleich mehr giebt, deren Einwohnern man weder eine lustige Thorheit noch überhaupt einen Witz nachzurühmen im Stande ist.

Daß mancher nacherzählte Lalenstreich von dem und jenem Witzenburg in irgend einem rein geschichtlichen Ereigniß wurzelt, ist außer Zweifel, denn es ereignen sich dergleichen noch zu jeder Zeit, andere erscheinen als angeflogen und angelogen, und je größer, unwahrscheinlicher und lächerlicher die Lüge auftrat, um so willkommener war sie in jenem Zeitalter, wo Prahlerei und Aufschneiderei des gartenden Kriegsvolkes, der fechtenden Vaganten und Bacchanten, der Allamode-Cavaliere und Messieurs an der Tagesordnung war. Daher konnte auch noch ein in diesen Kreis gehöriges Buch Glück machen:

„Der edle Finkenritter, mit dem tapfern Cavalier Monsieur Hans Guck in die Welt, oder Historia von dem weit erfahrenen Ritter, Herrn Policarpen von Kirlarissa, genannten Finkenritter, wie der dritthalbhundert Jahr, ehe er geboren ward, viel Land durchwandert, seltsame Dinge gesehen u. s. w." Gedruckt in der jetzigen Welt. Nürnberg. Der edle Finkenritter.

Eine andere, wahrscheinlich frühere Ausgabe erschien 1668 o. O. mit etwas anderem Titel. Dies Buch ist eine personificirte Lügen-Märe, und diente vielleicht jenen Lügenmärchen, die später in Kinderbücher übergingen, mit zum Vorbild, wenn es nicht selbst eine Nachbildung mittelhochdeutscher Lügenmären ist, was eher zu glauben. Die

äusserste Verkehrtheit, der hirnloseste Unsinn, aber Alles mit lustiger und unerschöpflicher Pickelhäringslaune vorgetragen, bildet den Inhalt der Reisefahrt des Finkenritters.

In diesen Lügenkreis gehört auch die schon oben erwähnte Schlaraffenlandfabel; wir haben diese und eine ächte Lügenmäre in unserm deutschen Märchenbuche zusammengestellt. Mochte den Schilderungen des Schlaraffenlandes Thomas Murners Utopia zum Grunde liegen, sie spannen sich dann doch selbstständig weiter und breiter aus. Es gab auch ein Lied in des Lindenschmids Ton: Ein Landt das ist mir wol bekanndt, das wird genanndt Schlauraffen Landt.

Als Volksbuch trat es unter dem Titel ans Licht:

Schlaraffenland. „Vom Schlauraffen-Landt. Ein vast kurzweilige vnd lustige Histori zu lesen. Zu Wormbs truckts Sebastianus Wagner 1541. Quart." Spätere Ausgaben mit sehr länglichen Titeln sind genannt:

„Erklärung der Wunder-seltzamen Land-Charten Utopiae, so da ist das neuentdeckte Schlaraffenland, ꝛc." davon hat eine Ausgabe o. J. die Druckorte Frankfurt und Leipzig, eine andere hat: „Gedruckt zu Arbeitshausen, in der Grafschaft Fleiß, im Jahr, da Schlarraffenland entdecket war."

Die Entdeckung Amerikas, die fabelhaften und übertriebenen Berichte von dem neuen Eldorado jenseits des Oceans, die dem Abenteurertrieb die willkommenste Nahrung boten, wie sie in unsern Zeiten einen starken Wiederhall gefunden, mag vielen Antheil am Entstehen solcher Bücher gehabt haben. Die Lust am Scherz, an neckender Ironie und Satyre verspottete jene Nachrichten, oft mit gutem, oft mit trivialem Witz, wie es kam, und wie er gerade zu Gebote stand, und bürgerte eine neue Idee in die deutschen Volkskreise ein, die von dem müssiggängerischen

faulbehaglichen Maulaffenthum, welchem die Tauben gebraten zufliegen, und das, ohne nur die Hand zu regen, aller Wünsche Erfüllung sich zu erfreuen hat.

Der Verfasser der letztgenannten Schrift belehrt seine Leser sogar über die physikalische Geographie seines Schlaraffenlandes, und dieser Zug deutet wieder auf die im Volke lebende Neigung, regen Antheil zu nehmen am Leben und Weben der dasselbe umgebenden Natur, der Himmelskörper, der Aspecten und Constellationen, welche geweckt war durch volksthümliche Schriften von Astronomen und Astrologen, durch die mancherlei Praktika's und Kalender, durch die Vorliebe zur Vorherverkündigung kommender Ereignisse, die in einer Ueberfülle gedruckt vorhanden waren. Hand in Hand ging mit der himmlisch-physikalischen Weisheit und Wissenschaft die irdische, die Medicin und Naturkunde; durch den Makrokosmos führte der Weg zum Mikrokosmos, zum menschlichen Leibe, dessen Gesundheit und Kranksein, und auch der sonst so ernste Aesculap vermochte zu lächeln, auch die schmerzlichste Krankheit reizte die Spottlust. Während ernst gemeinte Bücher, wie „der Gart der Gesundheit“, Mainz 1485, „der schwangern Frauen und Hebammen Rosengarten“, das „Buch der Natur“ mit seinen blattgroßen bunten Holzschnitten, die zum Theil aus Aristoteles geschöpften Mittheilungen von Albertus Magnus, letzterer noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts nachgedruckt und erneut, Michael Scotts und Paracelsus Schriften, wie auch die Kräuter- und Thierbücher Geßners, Fuchsens, Bocks, Matthioli's, Tabernämontans u. A. zum Theil in Volkshänden umliefen, scherzte Fischart über das Podagra in seinem: Natur-, Kunst- u. Handwerkskreis.

„Podagrammisch Trostbüchlein. Inhaltend zwo artlicher Schutzreden von herrlicher ankunfft, Geschlecht, Hoff- Podagrammisch

Trostbüchlein. haltung, Nutzbarkeit vnd tieffgesuchten lob des Hochgelehrten, Gliedermächtigen vnd zarten Fräwleins Podagra", welches er „zu Kitzeligem Trost andächtiger Pfotengrammischer Personen oder Handkrämpffigen vnd Fußverstrickten Kämpffern lustig vnd wacker (wie ein Hund auff dem Lotterbet), possirt vnd publicirt" (Straßburg 1604). Die erste Ausgabe dieses Büchleins, auf der sich der Verfasser Hultrich Elloposcleron nennt, erschien indeß bereits 1577. Auch sonst noch erschienen ähnliche Schriften, wie 1601 die:

„Action oder Anklag der armen Podagrischen Rott; Ueber die Tyranney vnd unbarmherzigkeit ihrer Königin Podagrae u. s. w."

Mit den Bewegungen, welche die Reformation auf kirchlichem wie auf politischem Gebiete hervorrief, brachte man gern und häufig als Vorzeichen und Vorbedeutungen Erscheinungen am Himmel und auf der Erde in eine gewisse Verbindung, und die alten Stimmen, die dem germanischen Volke in seiner Frühzeit aus Felsen und Bäumen getönt, verjüngten sich ihm, sprachen prophetisch aus Sonnen- und Mondfinsternissen, aus Kometen, Nordscheinen und andern Himmelsmeteoren, und wurden mit einer Gläubigkeit vernommen, die sich durch nichts widerlegen ließ. Die zahlreich in das Volk ausgestreuten Praktikabücher deuteten vor- wie rückwärts, nannten die Jahresregenten, meldeten die Finsternisse an, schilderten die Planeten-Gestirnzusammenkünfte und deren der Erde und den Menschen glück- und feindselige Scheine und Gegenscheine. So sollte eine Constellation des Saturn, Jupiter und Mars, im Zeichen des Krebses, im Jahr 1504 den bairischen Krieg vorbedeutet haben, eine zweite im Zeichen der Fische, im Februar 1524, den Bauernkrieg, eine dritte im Scorpion, im September 1544, die kirchliche

Spaltung, „den Riß der flackten Rotten von Schulen und Kirchen, Wittenberg und Leipzig.“ Gern wurde auf „den Türken“ Alles bezogen, was irgend schlimme Deutung zuließ; den Erbfeind der Christenheit zu hätscheln, fiel Niemandem ein. Der Türke war stets der drohende irdische Komet, die Straf- und Zuchtruthe, die Gott über die Christenheit verhängte, und ihm gesellten die protestantischen Eiferer den Papst zu. Als im Jahre 1517 die Sachsenfürsten zu Wittenberg aus der Christmette gingen, sahen sie am Nordhimmel ein blutrothes Kreuz mit traurigem Gemüthe, und prophezeiten aus ihm den Zwiespalt der Kirche. Im Jahr 1520 zeigte sich über dem Stephans-Dom zu Wien eine Sonne, ein Mond und ein Regenbogen, in Erfurt drei Sonnen zugleich, und der Türke nahm Stuhl-Weißenburg ein, auch heerte eine Pest im südlichen Deutschland. 1523 ereignete sich in Thüringen eine Storchenschlacht, gleich der Krähenschlacht 1484; sie verkündete den Bauernkrieg. Im Jahre dieses Krieges, 1525, stand die Sonne einen ganzen Monat lang klein und bleich, nicht größer wie ein Kinderball, am Himmel. Ein Feuerzeichen im Januar 1529 verkündete den Einfall der Türken in Ungarn und Oesterreich, durch welchen über 100,000 Christen ihr Grab fanden. Noch mahnt in manchem deutschen Ort unbewußt und der Erinnerung verloren gegangen, manchen Glöckleins Schall zum alten Türkengebet, während fast Niemand mehr betet, am wenigsten gegen den Türken, vielmehr ihm zu Hülfe gezogen wird, damit doch ja sein auf europäischem Boden usurpirtes, zerrüttetes und verrottetes Reich als Reliquie Muhameds Europa erhalten bleibe.

Eine im Jahr 1530 zu Speier wahrgenommene Erscheinung lebt nicht nur sagenhaft fort, sie rief sogar einige Volksbüchlein hervor, betitelt: „New warhafftig und Wun-

derbarlich geschicht, welche sich bey Speyr am Rein den 18. 19. und 20. tag Julii begeben hat", welche Schrift im Jahr darauf unter dem Titel: „Ein new wunderbarlich mönchsschiffung so zu Speyer am 18. 19. und 20. Tag des Heumons am Rein geschehen" nochmals erneut wurde (D. Sagenb. 42).

Mönchsschiffung.

Wunderzeichen.

Es ist ein gehäuftes Leid, das die dahin bezüglichen Schriften jener Zeiten verkünden — neben dem Scherz und der landstörzerischen Tollheit schreitet händeringend über Deutschlands Verfall und Unglück der Wehklage grausenhaftes Gespenst, und denen mochten wol die Haare zu Berge stehen, die sich in das Studium dieser Schriften und Flugblätter vertieften. Kinder weinen im Mutterleibe, andere kommen als entsetzliche Monstra zur Welt, Wasserfluthen verschlingen ganze Provinzen, Quellen strömen Blut aus, Erdbeben zerstören halbe und ganze Städte. Der Himmel wird kaum leer von Kometen; Bäume werden am Himmel erblickt, so bei Eisenach 1532 kurz vor dem Tode Kurfürst Johann des Beständigen, und wehklagende Stimmen tönen aus Gewölken nieder. Häufig regnet es Blut, feurig gekrönte Drachen durchfahren die Lüfte, so auch Rosse und Reiter, wie über Münster nur ein Jahr vor dem dortigen gräulichen Aufruhr. Der Teufel wandelt sichtbar auf Erden, er zündet das Städtlein Schildach in Schwaben an, führt aus Hameln am Tage Mariä Magdalenä die Kinderschaar, und lehrt zu Frankfurt a. d. Oder und zu Lebus einer Magd fort und fort Geld zu fressen (D. Sagenb. 901, 294, 367). Alles dieses wurde der Welt alsbald in fliegenden Blättern mitgetheilt, und mit Grausen vernommen. Kriegsheere ziehen am Himmel hin und liefern einander Wolkenschlachten, Heuschreckenschwärme bedecken meilenweit die Auen, furchtbare und unerhörte Ungewitter zerstören Ortschaften

in Schlesien und in andern Ländern, Alles gilt für bedeutsam, für Zeichen des göttlichen Zorns, für gerechte Strafe. Blutroth scheint die Sonne vor der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg, Kreuze regnen vom Himmel und fallen auf der Menschen Kleider, wie auch schon früher geschehen, und künden Sterben vorher. Schade, daß nirgend eine Nachricht über die Substanz dieser Kreuze steht, aus was sie bestanden; waren es Schneekrystalle, war es Hagel, war es sonst ein atmosphärisches Gebilde? Da die Nachrichten von solchem Kreuzregen sich öfters wiederholen, so muß doch wol eine derartige Erscheinung vorgekommen sein; es ist kaum zu denken, daß sie gänzlich erfunden und so zu sagen, aus der Luft gegriffen sei. Sonstige Gesichte, die aller Orten und Enden in den Wolken oder am Himmel erblickt wurden, sind zahllos, Drachen, Löwen, Bären, Adler, Störche, Festungen, Städte, Krieger, Alles im meteorischen Fata Morgana-Scheine. Immer wiederholen sich Dinge und Thaten, welche die frühe Zeit schon überlieferte, so die Tänzer von Kollbeck, die tanzenden Kinder zu Reichenbach, die nach dem Kinderkreuzzuge, und nach jenem Tanzzuge der Kinder von Erfurt nach Arnstadt deuten (D. Sagenb. 314, 588, 651), so Getreide-, Fleisch-, Blut- und Steinregen, immer griff der Wunderglaube in den unerschöpflichen Fortunatus-Säckel der Vergangenheit und immer fand er in ihm das alte unvergängliche Sagengold, wie oft es auch schon verausgabt war, und wie jenem Glauben die Natur in Thieren, Pflanzen, Steinen und Metallen zinste, wie er die Elemente und das Himmelsgewölbe nutzte, so mußte selbst die Kunst ihm Stoffe bieten, und was nicht unter den Augen sich gestaltet hatte, was der Vergangenheit angehörte, das mußte übermenschlichen Ursprunges sein, ein Wunder, durch göttlichen oder dämonischen Einfluß bewirkt, einerlei, ob das

angestaunte Gebilde die Hand der Natur, oder die der Kunst geschaffen hatte.

Dahin zielen alle die Sagen und Märchen von Teufelsbauten, Teufelsburgen, Teufelsmauern, von den Thürmen, deren Bau mit Teufelskunst und Hülfe zu Stande gebracht war. Die Heilings-Felsen bei Karlsbad müssen Zauber- und Teufelswerke sein, wie der Loosberg bei Aachen, wie die Wasserleitung von Trier nach Köln zu, wie das Danewerk, wie der bartensteiner Bartel, die goldene Laus zu Bismark (D. Sagenb. 345), die sicherlich ein uraltes mißverstandenes Kunstgebilde war, das Goslarer Schallbecken, und so manch anderes Werk uralter Kunst, das den Nachkommen unbegreiflich vorkam, und daher übernatürlicher Geistes- oder Körperkraft sein Entstehen verdanken mußte. Es lag dies mit im niederdrückenden Gefühle jener späteren Zeit, denn mit dem abgeblühten Ritterthum, mit dem Glanze und der Pracht des Bürgerthums war die alte deutsche Herrlichkeit dahin, die Kunst versank, kaum daß das Handwerk sich noch hielt. Wo baute man noch Dome? Wo gipfelten Sacramenthäuser sich auf von gegossenem Stein, wie das Nürnberger zu St. Lorenz, das Erfurter zu St. Petri, beide in ihrer Art schier unvergleichlich? Diese Kunst war versunken, die der Glasmalerei erblaßte und ging fast ganz verloren. Die Poesie brachte kein bedeutsames Werk mehr hervor; die Sprache, die durch Luther auf eine edle hohe Stufe gehoben war, wurde aufs Neue von Grund aus verdorben durch den eingeschleppten Mischmasch zahlloser Fremdwörter. Alle Poesie flüchtete sich in Sage und Märe, in die Ueberlieferung vom schönen Einst, sie verzauberte sich selbst in das dornige Gehege laub- und blüthenlosen Ungeschmackes, um hundert und mehr Jahre zu schlummern.

Nur das Handwerk blühte noch fort auf seinem goldenen,

ähren- und ehrenreichen Boden; es pflegte in seinen Zünften den ehrlichen und biedern deutschen Sinn, schloß sich dem Scherz nicht ab, hielt aber fest am gediegenen Wahlspruch: Bete und arbeite — und auch seinem Schooß entblühten Volksbücher, die des Guten Saat ausstreuten, den Sinn für Redlichkeit wach hielten, nach dem alten Glauben hinwiesen, das Gewerk hoch und in Ehren halten lehrten, und gute Sitten priesen. Als trefflichstes derselben nennt Görres das Büchlein:

„Neu verbesserter Müller-Ehrenkranz" rc. (folgt ein langer, gereimter Titel). Gedruckt in diesem Jahr. Müller-Ehrenkranz.

Das Ganze sei „mit einer Ruhe, einer stillen Innigkeit, einer festen, gleichen, besonnenen Haltung und einer treuherzigen Ehrlichkeit abgefaßt, die als eigentliche Virtuosität in ihrer Art erscheint." Es ist dies Büchlein völlig poetisch gehalten, betrachtet das Weltgebäude mit dem Blick eines Mühlen-Arztes, preist Deutschlands berühmteste Mühlen (deren viele, wie z. B. die große Günthersmühle zu Arnstadt, einen Gang hatten, auf dem, nach der Sage, der Teufel mahlte) und andere Werke.

Es giebt solcher Handwerksbüchlein noch mehrere, z. B. vom Bäcker-, Kürschner-, Zimmergewerk, wenn schon sie von ungleichem Werthe sind. Auch Sage und Märchen ziehen nicht ungern das Handwerk wie die Künstlerwerkstatt in ihre Kreise, zunächst die Schmiede und Metallarbeiter. — Nachhall mythischer Ueberlieferungen von kunstreichen Zwergen und von Wiland dem Schmied. Ein Schmied war es, der den Thüringer Landgrafen hart hämmerte (D. Sagenb. 452); einen kunstvollen Meister, der die Münsteruhr zu Straßburg fertigte, beraubte, nach der Sage, himmelschreiender Undank seines Augenlichtes (a. a. O. 37); ein Schmied vollbrachte mit Satans Hülfe das unbegreif-

liche Gitter um den Taufstein in der Kirche zu Wismar (a. a. O. 215). Der kunstreiche Grinken-Schmied, halb gnomenhaften Wesens, wohnte und arbeitete in einer Erdhöhle im Dettenberge bei Münster, wie der Häggele-Schmied im Erzberge bei Osnabrück (a. a. O. 277 und 281). Ein Schmied zu Belgern mußte dem Pferde des Teufels Hufeisen anlegen, und in den Schweckhäuserbergen schmiedete und sang ein verliebtes Zwerglein (a. a. O. 371 und 385). Im Klosterhammer bei Lobenstein dienten Zwerglein als Hüttenarbeiter, wie sie auch als Bergknappen thätig sind, bald in großer Zahl, bald vereinzelt, wie der Meister Hämmerling in erzgebirgischen Gruben (a. a. O. 560 u. 625). Der Feilenhauer von Weißendorf im Fichtelgebirge konnte Geister citiren und bannen; selbst das Dängeln ihrer Sensen auf Galgenholz verschaffte dem Markt Enkeringern im ehemaligen Bisthum Eichstedt den Spitznamen Galgendenkler. Der Schmiede von Apolda, Jüterbogk u. a. ward schon erwähnt.

Ebenso wie der Schmiede ist die Sage der Mühlen und der Müller häufig eingedenk. Ein gutes Theil Mühlen schreibt die Sage zunächst dem Teufel zu; wer hätte nicht die Teufelsmühle am Wienerberge, wär' es auch nur als Lieberposse, nennen hören? Der Teufel hat der Mühlen mehr als genug, auf dem Rammberge des Harzwaldes, im Riesengebirge, auf dem Rhöngebirge; im Thüringerwalde sind Zwerge als Schleifmüller hülfreich; Kobold Pumphut reist als Mühlenarzt; ein altes Holzbild, das der Mühlgötz heißt, in der obern Mühle zu Planen im Voigtlande, strafte mit sturmvollem Gerassel und Geprassel ihm widerfahrene Beunruhigung (D. Sagenb. 477, 564, 567). Ein Teufelmühlwehr befindet sich in der Schwarza, eins in der Saale, ohnweit Ziegenrück, andere sind nebst

Teufelsmühlen in Schwaben zu finden. Der sagenhaften und doch heute noch vorhandenen Reismühle wurde schon oben gedacht. Die Müller sagen, wenn das Werk geht und es ist nicht aufgeschüttet, daß auf dem leeren Gange der Teufel seinen Waizen mahle.

Auch von Angehörigen des ehrsamen Schneidergewerkes erzählen Märe und Sage manchen Zug, meist neckischer Art; beide paaren gern bei den Schneidern Herzhaftigkeit und Furcht, und bringen dadurch heiterironische Wirkung hervor. Ein Schneider dringt kühnlich bis zur Schlangenjungfrau im Heidenloch bei Angst, aber er läuft am Ende doch davon und läßt die feurig hoffende Jungfrau unerlöst (D. Sagenb. 27); desto herzhafter war der Schneider in Männerstadt, der dem Teufel den Schwanz abschnitt (das. 820), während sich wieder der Schneider von Unken (das. 983) erst prahlerisch und dann als Hasenherz bewies. Mehr noch als die Sage liebt das Märchen, mit Schneidern Scherz zu treiben. Das Märchen vom tapfern Schneiderlein (das erste in unserm d. Märchenbuche) ist ein allbekannter, allbeliebter Schwank, der in mancherlei poetischer Kleiderhülle umwandelt. Es wird kaum ein Märchenbuch vorhanden sein, in welchem nicht auch ein oder das andere Schneidermärchen vorkommt. Insgemein ist gegenüber plumpen, groben oder liederlichen Gesellen und Wandergenossen der Schneider der unschuldige, zarte, furchtsame, aber dabei doch auch witzige, gewandte und stets unverzagte Geselle; kemperdurstig, immer fröhlich. Von diesem Gesichtspunkte aus wurde auch das ganze ehrsame Gewerk allgemein betrachtet, wie jener Vers unter dem Bildblatt von den sieben Schwaben deutlich genug kund giebt. In diesem Sinne wurde ja auch die Schneiderscheere mehr spöttliches als ernstes Wappenschild der tapfern Zunft, und sollte man

nicht meinen, sie habe das verdient, da mit ihr das große Werk gelungen, den Teufel seines Schwanzes stutzend zu berauben, und ihn zum mehr manierlichen Cavalier umzugestalten, zumal derselbe sich auch an anderen Orten die Hörner längst abgestoßen und abgelaufen, und die Klauen ebenfalls verloren hatte?

Haben wir hier des Wappens einer ehrsamen Gewerbs-Innung nur im Scherz gedacht, so führt das doch dahin, überhaupt einen Blick auf das deutsche Wappenwesen zu werfen, da uns aus demselben eine reiche Fülle von Sagenstoffen entgegentritt, von denen manche allerdings sehr neumodisch romantische Färbung haben, andere aber dagegen uralten Ursprunges und gediegenen Kernes und Gehaltes sind; es sind eben jene neuen Wappenmären mit Zinn- und Messingschaum tingirt, und die alten mit ächtem Gold und Silber.

Schildsagen.

Schildsagen. Fast jedes deutsche Fürsten-, Grafen-, Herren- und Ritterhaus hatte (und hat zum Theil noch) seine Schildsage, die überlieferte Erzählung, wann und wie seine Vorfahren ihr Wappen überkommen, was es bedeute und ausspreche, so daß sich ganz gut ein stoff- und füllereiches Schildsagenbuch schreiben ließe. Viele dieser Sagen lehren dem Kundigen auf den ersten Blick, daß sie nichts als angefabelte Erdichtungen späterer, schmeichlerischer und ungründlicher Heraldiker sind, doch lauten häufig auch diese Erdichtungen sehr hübsch, und man erwirbt sich bei den Eigenthümern solcher Wappen den schlechtesten Dank, wenn man ihnen nachzuweisen versucht, daß die poetische Mär,

die aus Vätertagen auf sie vererbte, und die treuherzig geglaubt wurde, eben nur eine Märe und nichts weiter ist. Bald glauben jene, man sage dies aus Neid, bald aus aschgrauer archivstaubiger Pedanterei, oder man verstehe überhaupt nichts von solchen Dingen, und wolle sie aus Eitelkeit oder aus Neuerungssüchtelei besser wissen, und das alte schöne Fabelgebäude über den Haufen stoßen.

Die Schildsage ist uralt, sie beginnt mit der Entstehung der Abzeichen auf den Schilden, welche letztere als Schutz- und Schirmwaffe in frühe Zeiten hinaufreichen, aber sie wurde erst später ausgebildet. Durch diese Ausbildung jedoch verlor sie an ihrer Einfachheit, und je mehr ihr geschichtlicher Untergrund abblaßte, um so mehr traten die poetischen Gebilde hervor. Einestheils waren es einfache Hausmarken, welche in das Schild aufgenommen wurden, d. h. auf demselben geschnitzt oder gemalt erschienen, anderntheils Bilder aller nur erdenkbaren Gegenstände aus dem Reiche der Natur, der Kunst, wie aus den Erscheinungen am Himmelsgewölbe. Letztere gaben naturgemäß der Phantasie mehr Stoff und Anhalt, als erstere. Die sogenannten heraldischen Ehrenstücke oder Ehrenzeichen bestanden aus vereinzelten Nachbildungen des Tafelwerkes des Hauses*) (ligna stratoria, figurae laterculi), und waren zunächst Balken, dann Balkenkreuze, Sparren, Schrägbalken, geschachte Felder 2c., die sich recht gut auf das mannichfaltige Gefüge und Fachwerk der alten germanischen Holzarchitektur beziehen, und aus dieser ableiten lassen. Diese Wappenzeichen sind älter, als die späteren Bilder, sie kommen früher vor, und wurden in den

*) S. Ueber die Ehrenstücke und den Rautenkranz als historische Probleme der Heraldik. Von A. L. S. Michelsen. Jena 1854. 4.

Familien, die sich ihrer von Alters her bedienten, beibehalten, nicht von den Bildern verdrängt; wol aber dienten sie den Bildern häufig als Unterlagen. Um das Ehrenzeichen dem Auge hervorzuheben, gab man dem Schildfelde eine Farbe, ihm selbst meist die des Goldes und Silbers, oder man stellte es farbig dar, und legte es auf Silber oder Goldgrund, eine Weise, die ja ohnehin bei der byzantinischen Malerei beliebt war, und früher hinauf, als diese Zeit, dürfen wir wol kaum eigentlich heraldische Färbung (Blasonirung) suchen. Sehr wenige dieser überaus zahlreichen Wappenschilder sind redende, die redenden gehören meist der späteren Zeit der Wappenbilder an, und diese letzteren sind es vorzugsweise, welche der Sage willkommene Stoffe darboten. Der Schild der alten Landgrafen von Thüringen bestand, wie die alten Siegel lehren, erst nur aus fünf wagerechten rothen Balken, die über ein silbernes Feld gelegt waren. Erst später wurde der Löwe in das Thüringische Wappen aufgenommen; man bildete ihn von Silber, stellte ihn in ein blaues Feld, und überzog ihn mit den fünf rothen Balkenstreifen, so daß er nun die Farben des ursprünglichen Wappens zeigte. Landgraf Hermann, der Sängerfreund, führte zuerst den Thüringer Löwen auf dem Schilde. So war es auch mit dem ersten Wappenschilde der Markgrafen von Meißen der Fall; es standen senkrechte Pfähle im Schilde, wie sie im Stadtwappen von Dresden und Leipzig noch zu ersehen sind, und erst Markgraf Heinrich der Erlauchte nahm den Löwen an und auf. Man wählte vorzugsweise gern die edle, tapfere, großmüthige Gestalt des Thierkönigs in sein Wappenschild, denn im 12. und 13. Jahrhundert war der Bär als deutscher König der Thiere bereits entthront, und behauptete nur noch im Wappen der Askanier eine hervorragende Stelle, wie in den

Schilden der uralten Schweizer Abteien von Appenzell und St. Gallen, und der Städte, die nach ihm hießen: Berlin (Bärlein) und Bern (Bären), und einiger ritterlichen Geschlechter. Wol mögen auch schon in der ältesten Vorzeit die Bilder von Bär, Ur, Eber, Wolf, Elch, Hirsch und anderen größeren Thieren der Wildniß zu Heerzeichen der Volksstämme gedient haben; vom Stier von Uri ist dies geschichtlich erweislich, auch das Wappen von Steyermark (Styria) soll ursprünglich ein Stier gewesen sein, und an diese Thierbilder heftete sich sogleich die Schildsage an, ja sie wagte sich doch bisweilen auch an die frühen Gebälkwappen. So sollen die Balken im ältesten Schilde der Askanier ein Blockhaus, Balkenhaus versinnbilden, daraus der spätere Stadtname Balkenstädt — Ballenstädt entstanden wäre.

Das Pferd, eigentlich doch ein noch ungleich edleres Thier als der zum falschen Katzengeschlecht gehörige fremdländische Löwe, war ohne Zweifel das Heerzeichen des alten Sachsenvolkes, das ja schon seinen mythischen Heerführern Rossesnamen: Hengist und Horsa, gab, ein Thier, das die urgermanische Sage zum Liebling Wodans erkor. Die Sage will, die Sachsen hätten unter ihrem Heldenherzog Witukind ein schwarzes Roß als Heereszeichen geführt; nachdem nun Witukind sich habe taufen lassen, habe Karl der Große mit Hindeutung auf das weiße Pferd der Apokalypse und zum Zeichen seines Sieges angeordnet, daß der Heerschild statt des bisher geführten schwarzen Rosses fürder ein weißes führe. Sehr hübsch redend ist das Wappen des Klosters Roßwein in Sachsen, es führt ein Roß und einen Weinstock in seinem Wappen, das aus dem 12. Jahrhundert stammt.

Wenn wir einen Blick auf die mannichfaltigen Wappen-

bilder werfen, so strömt uns aus ihnen eine Fülle mythisch-sagenhaften Stoffes entgegen. Beginnen wir mit der menschlichen und dämonischen Gestaltung, so begegnen uns vielfach Meerminnen und Sirenen. So im Würtembergischen Wappen das Schild der Grafschaft Mümpelgart, eine wachsende Jungfrau, die statt der Arme 2 Fische zeigt. Auf einem der Wappen-Helme der Grafen von Henneberg-Schleusingen erscheint ebenfalls eine Jungfrau mit starken Zöpfen, und die mannichfaltig veränderte Sage geht von ihr: Es zog ein Graf von Henneberg in fremdes Land; Einige nennen Palästina, Andere beschränken diese Entfernung nur bis Würzburg; er fand in der Fremde eine Geliebte, die gesegnet war mit Schönheit wie mit Reichthum, doch nicht an Rang ihm gleich. Er versprach ihr die Ehe, und zog in sein Heimathland zurück, um seine Angelegenheiten zu ordnen, und verhieß, dann wieder zu kommen und die Geliebte als seine Gemahlin heimzuführen. Die Verwandten in der Heimath widersetzten sich aber seinem Vorhaben einer unebenbürtigen Verbindung, zwangen vielmehr den jungen Herrn, sich standesgemäß zu vermählen, und so harrte die ferne Geliebte vergebens auf seine Wiederkehr. Von Sehnsucht und Ungeduld getrieben, erhob sie sich mit ihren Schätzen und ihrer Dienerschaft, und zog ihm nach. Als sie in das Henneberger Land kam, hörte sie von allen Kirchthürmen feierliches Glockengeläute. Auf die Frage nach der Ursache dieses Geläutes ward ihr die Antwort, es gelte der heutigen Vermählungsfeier des neuen Landesherrn, des Grafen — der ihr Geliebter und Verlobter war. Im jammervollen Schmerz riß sich die Fremde ihre beiden schönen Zöpfe aus, gründete von ihrem reichen Gut ein Kloster und barg sich in diesem für immer vor dem Auge der Welt. Reuevoll nahm der Graf dann ihr Bild

noch im Schmucke der schönen Zöpfe als Helmkleinod an, und ließ es auf allen Wappen rings im Lande anbringen.

Diese einfache Sage lebt bis heute im Volksmunde; eine andere kommt uns minder ächt vor; sie bezieht sich auf das Wahrzeichen und Rathhausschild der Stadt Schleusingen, der ehemaligen Residenz der Fürstgrafen von Henneberg: eine Wasserfeine. Sie soll die Quellnymphe der dort zusammenströmenden vier Waldwasser, der Erlau, Nahe, Vesser und Schleuse sein, welcher letzteren die Stadt ihren Namen dankt (D. Sagenb. 724 und 725).

Das Jungfrauenbildniß mit dem Kränzlein über der gethürmten Mauer im Stadtwappen von Magdeburg deutet auch nach der mythischen Frühzeit, es soll Frau Venus selbst sein, der an der Stätte der späteren Stadt schon ein Tempelheiligthum der Sage nach geweiht war.

Durch die Vermählung eines Grafen von Henneberg-Römhild mit einer Prinzessin von Würtemberg kam auch jenes mümpelgartische Helmkleinod zum Wappen der Römhilder Linie. Diese führte statt des Hennenschildes eine gekrönte Säule im Wappen. Graf Otto IV. hatte im Jahre 1465 mit dem italienischen Fürsten Anton von Colonna Bekanntschaft gemacht, welcher behauptete, daß die Henneberger von seinen Vorfahren abstammten und daß der erste Begründer dieses uralten und damals noch in hoher Blüthe stehenden deutschen Reichsgrafengeschlechtes, dessen andere Linie sogar das Fürstenstandesprivilegium vom Kaiser erhalten hatte, ein Römer und aus dem Geschlechte derer von Colonna gewesen sei. Diese handgreifliche Fabel schmeichelte jenem Grafen und des Papstes Paul II. Unfehlbarkeit stempelte sie zur Wahrheit um, indem der Papst jenen erdichteten Ursprung durch eine Bulle vom Jahre 1467 urkundlich bestätigte. Die Sage knüpft noch daran,

daß der Papst gesagt habe, die Henneberger hätten im Kampfe oder in einer Schlacht fest wie eine Säule gestanden, daher die Goldkrone der Treue auf der makellosen (silbernen) Säule im rothen (blutigen) Felde. In dieser Bulle nannte der Papst die 6 lebenden Grafen der Römhilder Linie geradezu de Columna, Comites in Henneberg; und Kaiser Friedrich III. bestätigte die päpstliche Bulle noch im December desselben Jahres.

Die Stadt Coburg führt, wie oben schon erwähnt, einen Mohrenkopf im Wappen, ohnstreitig zu Ehren ihres Schutzheiligen, St. Mauritius; die Sage weiß dies anders. Auf ihrer Reise gen Bethlehem kamen die heiligen drei Könige durch Coburg, und übernachteten daselbst. Man bezweifelte, daß sie die heiligen drei Könige seien. Da rief Balthasar der Mohr: Ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß wir die heiligen drei Könige sind! Die Coburger nahmen das Pfand an und setzten es in ihr Wappenschild. Andere berichten, als die Leiber der h. drei Könige nach Köln geführt worden, sei man mit ihnen in Coburg über Nacht geblieben, und daher sei das Mohrenhaupt angenommen worden. Eine zweite Sage behauptet, ein Graf, der vor uralten Zeiten jene Gegend und auch Coburg besessen, sei etwas ungestümer und schlimmer Natur gewesen, so daß der Kaiser dies beklagt, jedoch die Hoffnung ausgesprochen habe, der Graf werde sich bessern. Darauf habe der Kanzler mit der Bibelstelle widersprochen: Kann auch ein Mohr seine Haut wandeln und ein Pardel seine Flecken? — Nun denn — habe der Kaiser gesagt: so soll er fortan einen Mohrenkopf im Schilde führen. Viele ritterliche Geschlechter führten Mohrenköpfe, halbe oder ganze Mohren im Wappen, z. B. die Stössel, Seidwitz, Breckendorf, die Schachner, Mordeisen, Wörbis, die Grumbach und Wolffs-

kel u. a. Den Meißner Helm ziert ein *Judenkopf* und Rumpf, von welchem die Judengroschen einiger Sachsenfürsten ihren Namen empfangen.

Die Herren von *Landschaden* führen einen Türkenkopf im Wappen und nach ihrer Schildsage hieb Bligger der Landschade einem Sultan den Kopf ab und brachte diesen mit in die Heimath, worauf der Kaiser ihm den Kopf in das Wappen verlieh (D. Sagenb. 893). Die Herren von *Türke* führen auf dem Helm und im Wappenschild über einer Mauerzinne einen bewehrten Saracenen.

Das Löwenschild der Grafschaft *Orlamünde* ist mit rothen Herzen bestreut. Die Sage geht, daß von einem äußerst tapferen Grafen von Orlamünde der Kaiser rühmend gesprochen: Von diesem Manne muß man nicht nur sagen, er hat Herz, sondern er hat Herzen — und habe ihm den schönen Schmuck ins Wappen verliehen. Jedenfalls wissen die Geschlechter der Freiherren oder Herren von Einsiedel, Münchhausen, Bettler von Herdern, woher ihr Einsiedler, ihr Mönch, ihr Bettler ihnen ins Wappen gekommen! Wie mannichfach ist die Zahl der Säugethiere, Vögel, Fische u. s. w., der Fabelthiere, der Pflanzen, Blumen und Blätter in redenden und nicht redenden Wappen! Da begegnen uns Greif und Einhorn, Seelöwe und Drache, Phönix und Pelican, Basilisk und in Flammen unversehrt ruhender Salamander. Wurmlingen, das Schwabenstädtlein, nahm den Lindwurm, der in seiner Nähe gehaust hatte, und dem es den eigenen Namen dankt, in sein Wappenschild.

Das böhmische Geschlecht der Herren von *Pardubitz* und *Stara* hat die Schildsage, daß einem seiner Ahnherrn im Kriege Kaiser Friedrich des Rothbarts mit Mailand beim Zurückziehen aus der Stadt durch ein herabfallendes

Fallgätter die Hälfte des Rosses abgeschlagen worden, und Geschek von Pardubitz gerufen habe: „Das halbe Roß, ihr Wälschen, schenk ich euch.“ Daher habe der Kaiser den jungen Edeln zum Ritter geschlagen, und ihm ein halbes weißes Roß im rothen Felde zum Wappen verliehen. Das rothe Feld, wie es in fürstlichen Wappen den Blutbann und alle Regalien ausspricht, deutet meist auf Blut, wie schon bei der oben erwähnten Römhilder Säule, so auch bei der bekannten Schildsage des Erzhauses Oesterreich, dessen ersten erlauchten Ahnherrn weißer Waffenrock in heißer Schlacht so blutüberströmt gewesen, daß nach derselben nur der Gürtelstreifen noch weiß befunden ward. Daher im Herzschild des Oesterreichischen Wappens der silberne Streifen im rothen Felde.

Selbst Heilige wurden bisweilen zu Trägern von Schildsagen. Eine der schönsten derselben ist die der Herren von Handschuchsheim. Ein Ritter dieses Namens verlobte sich der heiligen Katharina, die ihm in einem Traume erschienen war, hielt aber der himmlischen Verlobten sein Wort nicht, sondern freite ein irdisches Weib, doch betete er fleißig fort und fort zu der Heiligen. Seiner Hausfrau ward über seine fast allzuhäufigen Kirchengänge böslich Arges hinterbracht, und der Teufel der Eifersucht reizte sie so sehr, daß sie sich ein Messer durch den Hals stach. Als nun der Ritter darüber vor Herzeleid ganz außer sich war und weinend seine Heilige anrief, erschien ihm diese und strich mit ihrer Hand ihm die Thränen vom Angesicht, und aus den Thränen wob sich um die Hand der Heiligen ein Handschuh, den Katharina dem Ritter zurückließ, indem sie mit der tröstlichen Verheißung entschwand, seine Frau lebe und habe ihm ein Töchterlein geboren. Der Ritter war deß hoch erfreut, zumal er das Wort der Hei-

ligen wahr befand, band den Handschuh auf seinen Helm, wie jener Ritter that, dem einst St. Elisabeth als Gabe einen Handschuh verehrt, und ward von demselben als von einem Talisman in aller Gefahr beschirmt, nahm ihn auch in sein Wappenschild und nannte sich nach ihm Handschuchsheim. (Ausführlicher im D. Sagenb. 52.)

Wie das goldene Rad in das Wappen der Stadt und des Bisthums Mainz kam, weiß alle Welt. Der fromme Bischof Willigis, eines armen Rademachers Sohn, ließ das hölzerne Rad in seiner Stube und an sonstigen Orten anmalen, um sich bei dessen Anblick stets seiner niedern Abkunft zu erinnern. Wie das Beil eines heiligen Mannes zum redenden Stadtwappen von Heiligenbeil wurde, ward schon erwähnt. Einem Hofe zu Königsberg, der Kneiphof geheißen, weil der deutsche Ordenshochmeister Winrich von Kniprode ihn erbaut, wurde als Wappenschild ein blauer Arm, der eine Krone hält, verliehen, weil ein tapferer Gesell, aus jenem Hofe bürtig, genannt Hans von Sagan, in einer Siegesschlacht des Ordens sich hervorgethan, und einen blauen Aermel getragen (D. Sagenb. 245).

Auch der Schildsage vom Raben am Merseburger Dom und auf verschiedenen Denkmälern in demselben erwähnten wir schon. Es ist der Rabe im Wappen der Herren von Trotha, der einen goldenen Ring im Schnabel hält, das jener Bischof aus deren edlem Geschlechte angenommen haben soll, nachdem sein Rabe ihm einen Ring entwendet, und in sein Nest entragen, und der Bischof einen unschuldigen Diener, auf welchen der Verdacht gewälzt war, den Ring geraubt zu haben, enthaupten ließ. Als nun ein Sturmwind des Raben Nest vom Thurme warf, fand sich nebst vielen andern weggeschleppten Kleinodien auch des Bischofs Ring, und er ließ nun büßend und bereuend sich

zur Strafe in das neuerwählte Wappenschild den Raben setzen, und auf den Helm zwei emporgehobene Mannes-Arme, deren Hände den Ring halten. Jedenfalls hat der Ursprung dieses Wappens seine geschichtliche Untersage; sehr möglich ist es aber auch, daß das Wappen der Sage zu Hülfe kam, und die letztere sich erst bildete, nachdem sie das Wappen so zahlreich angebracht vorgefunden. Gewiß erscheint, daß nicht die Bescheidenheit eines Bischofs Willigis des Wappens häufige Wiederholung im Merseburger Schloß, wie im Dome veranlaßte — sehr anziehend aber ist, daß gerade diese Sage lebendig in das Bewußtsein der Einwohnerschaft Merseburgs trat, da zumal in Folge einer Stiftung fort und fort noch immer ein lebendiger Rabe als Sagenzeuge dort gehalten wird. — Bekannt ist die Sage vom Raben im Wappen der Fürsten und Herren von Schwarzenberg. Graf Adolf von Schwarzenberg befreite durch seine Tapferkeit die von den Türken hart belagerte Festung Raab, und empfing zum Andenken einen Raben in das Schild, der auf einem abgehauenen Türkenschädel sitzt und von ihm zehrt.

Die Henne im Wappen der gefürsteten Grafen von Henneberg sollte eigentlich eine Wildhenne, ein Rebhuhn sein, denn die Stammsage des edeln Geschlechts führt an, daß, als vor Zeiten der erste Begründer desselben in waldiger Gegend umher gesucht, sich einen geeigneten Burgsitz aufzufinden, so sei plötzlich auf dem Gipfel eines hohen Kegelberges eine wilde Henne sammt ihren Küchlein aus dem Gebüsch aufgeflogen, und da jener Herr den Berg zum Burgsitz wohl geeignet befand, so nannte er die Burg, die er darauf erbaute, Henneberg. Dieselbe Sage fand ihre Wiederholung auf einem ebenfalls vormaligen gräflich hennebergischen Burgsitze in der Nähe von Kissingen, die

Huhnburg genannt, von der man kaum noch Spuren sieht, während jener ersterwähnte Henneberg noch eine sehenswerthe und großartige Trümmer mit Spuren byzantinischer Bauart trägt. Von jener letzten Burg aber bewahrten die alten Chroniken sogar den Reim:

Hier hat gelegt das Huhn ein Ei,
Daß Burg und Berg benennet sei.

(D. Sagenb. 729.) Die Sage will sogar ausdrücklich, daß Henneberg vom wilden, Huhnburg aber vom zahmen Huhn den Namen trage, Heraldik und Diplomatik aber kehrten sich in alter Zeit so wenig an die Sage, wie sie es heute thun, denn auch die Huhnburg wird in alten Urkunden mehrfach Henneberg über Rüdlingen, zum Unterschiede von Henneberg überm Dorfe gleichen Namens genannt, und das Hennenwappen zeigte stets eine schwarze Henne mit rothem Kamme auf grünem Dreiberge im goldenen Felde.

Weit verbreitet ist jene Sage von den Geschlechtern der Welfen, Hunde und Rüden, deren Urgrund darin wurzelt und bei allen übereinstimmt, trotz sonstiger Verschiedenheit, daß eine Mehrzahl zugleich geborener Knaben aus Furcht vor dem Zorne des Hausherrn heimlich zum Ertränken in einer Schürze hinweggetragen worden sei, und die Trägerin auf Befragen ausgesagt habe, sie trage junge Hunde (Welfsein). Welf war nicht blos junger Wolf, sondern überhaupt Junges höherer Jagdthiere, des Löwen, des Bären, des Wolfes, des Hundes, welfen war so viel wie werfen, d. i. Junge gebären, daher Welfen die frisch Geworfenen. Meist ist bei diesen Sagen noch ein Bettlerweib im Spiel, das von der Edeldame übel gescholten und verdächtigt wird, mit mehr als einem Manne zu thun gehabt zu haben, weil es zwei, oder gar drei Kinder auf einmal geboren. Dieses Weib spricht dann gegen

die edle Dame eine Verwünschung aus, welcher es hernach noch viel schlimmer ergeht, indem sie sechs bis acht, ja ein volles Dutzend Kindlein zur Welt bringt, wenn ihr nicht geschieht, wie jener Hennebergerin, Margarethe von Holland, die bei ganz gleichem Anlaß gar die runde Zahl der Schalt-Jahrestage, 366, geboren.

So entstand das hohe Geschlecht der Welfen aus dem Samen des Grafen Isenbart zu Altdorf und Ravensburg in Schwaben, und seiner Gemahlin Irmentrut. (Gebr. Grimm, Deutsche Sagen. Th. 2. 515.) Ganz selbstständig wiederholt sich dieselbe Sage, sogar mit denselben Namen an einem fernen Ende Deutschlands, im Saalthale bei Saalfelden unterm Watzmann, wo im festen Thurmschlosse Ritter Isenbart mit seiner Hausfrau Irmintritt hauste. Den Knäblein wurde der Name Hund gegeben, und als sie erwachsen waren, ließen sie die Namensursprungs- und Schildsage herrlich in ihrem Rittersale auf ein Getäfel malen. Von den Hunden von Wenkheim zu Altenstein, deren einer des Geschlechtes, Burkhart, kurfürstlich sächsischer Amtmann zu Gotha war, und Doctor Luther aufs Schloß Wartburg in Sicherheit bringen half, geht dieselbe Geschlechtssage, obschon sie keinen Hund, sondern einen gezäumten Pferdekopf im Schilde führten, wol aber führt das schlesische Geschlecht der Herren von Hund im blauen Felde einen silbernen Bracken (Leithund), das hessische derer von Hund zu Kirchberg im rothen Felde einen springenden, silbernen Hund; die steyerische Familie von Hund führt dasselbe Wappen, nur daß ihr Hund nach links springt, jener nach rechts, und daß er auf dem Helme sitzt. Die Rüden von Collenberg, ein fränkisches Geschlecht, am Main begütert, haben eine von der gewöhnlichen abweichende Familiensage, nach welcher es der Ritter ist, dem

prophezeit wird und der die 12 Söhne will ertränken lassen; was aber Gottes Hand verhinderte. Sie erwuchsen und nahmen den Namen Rüden an. (D. Sagenb. 800.)

Bei Querfurt heißt noch heute ein Teich der Welfenteich, in welchen die angeblichen 8 Welflein getragen werden sollten, Söhne einer Gräfin von Querfurt, die der heilige Bruno rettete, taufte und auferziehen ließ. Mannichfach ist die Art und Weise der Strafe, welche der Unthat folgt, die Kinder ertränken lassen zu wollen. Graf Isenbart verzeiht seinem bereuenden Weibe; Frau Irmintritt auf dem Thurme zu Dorf bei Saalfelden wird vom Schreck auf der Stelle des Todes, als ihre That an das Tageslicht kommt. Die Wenkheimerin mußte in einem Kloster büßen. Dem Ritter Rüd von Collenberg erfüllte sich der Fluch des Bettelweibes; seine Söhne aßen ihn bettelarm. Der Gräfin von Quedlinburg wurden rothe Schuhe zu Theil; sie waren von Eisen und wurden im Feuer roth geglüht. Die Gräfin von Weißenstein im bairischen Walde verdammte sich selbst zur Vermauerung und bestand auf der gerechten Strafe, der Graf aber gab den sieben Knaben, von dem sie sechs hatte ertränken lassen wollen, den Namen Hund von Weißenstein, und nahm auch den Hund in sein Wappenschild auf (D. Sagenb. 862). Nach diesen zahlreichen Welfensagen scheint auch das Wappen der Grafen von Weißen-Wolf hinzudeuten, denn dasselbe zeigt im 4. rothen Felde, wie auf dem 3. Helme ein Paar an einander gekoppelte weiße Jagdhunde, nicht Wölfe.

Sehr häufig gaben auch außerdem Jagdthiere in Wappen, zumal wenn es redende waren, Anlaß zu mannichfaltigsten Schildsagen. Daß die Löwensteine von Löwenstein einen Löwen führten, wird Niemand verwundern; die Wolf von Metternich führen so gut wie die Wolff zu Carlsbach

und die Wolff zur Todtenwart ihren Wolf, die fränkischen Fuchs von Thüngen, die französischen Renardier, die niederdeutschen von Vos und Vohs ihre Füchse, die schlesischen Herren von Schweinichen ihr Schwein, die preußischen Herren von Hirschberg ihren Hirsch. Die von Dachsberg und die Dachs, genannt Bolsnitz, lassen ihren Dachs munter im Schilde springen, die Freiherren von Bibra ihre Biber; mit dem Esel paradiren die Adelsfamilien Esel vom Berg, Eselsburg, Esel von Tauenheim; die Freiherren Riedesel von Eisenbach führen einen Eselskopf im Wappen.

Vögel begegnen einzeln und in Schaaren; gleich den Hennebergern führten die Herren Huhn von Ellershausen eine Henne, aber eine silberne; meißnische und thüringische Geschlechter führten Namen und Bild der Gans, die der Herren Gans von Putlitz ist sogar gekrönt. Schwanberge und von Schwanen zeigen den schönen Vogel im Wappenbilde, eine Menge von Falken und von Falkenstein, Rabenstein und Rabensberg führen die den Namen entsprechenden Vögel, und so viele andere mehr.

Die Stadt Saalfeld hat in ihrem uralten Stadtwappen zwei Barben, nach andern sollen es Häringe sein, und Bezug zu dem sogenannten Häringsmännchen an der dortigen St. Johanneskirche haben, dem alten Wahrzeichen der Stadt und des Schimpfnamens der Thüringer Häringsnasen, den ihnen ihre bei Saalfeld angrenzenden Nachbarn, die Sorbenwenden, gegeben. Bekannt sind die Salmen im Wappen des fürstlichen Geschlechtes Salm. Die Stadt Waltershausen hat in ihrem Wappen einen Karpfen im Gezweig dreier Bäume, der Sage nach zum Andenken einer vormaligen starken Ueberfluthung, in deren Folge man die Fische auf Bäumen zurückgelassen fand (D. Sagenb. 486). Ueberall heftet die Sage ihre fliegenden Sommer-

meißeln gern an alte graue Wappenschilde der Städte, Schlösser und Geschlechter, und ob die alten Farben dieser Schilde längst verblaßt und verblichen sind, die Sage in des Volkes Mund schmückt sie dauernd mit ihrem Gold, mit ihrem Farbenschmelze wieder aus. Nur sind noch lange nicht alle diese Sagen kundbar geworden. Welche Stoff-fülle bietet nicht auch auf diesem Gebiete das Pflanzenreich! Hier begegnet uns als sagengeschichtlich höchst anziehend der vielbesprochene Rautenkranz im sächsischen Herzogschilde, von dem es nicht eine Sage giebt, sondern viel-leicht fünf bis zehn.

Eine der ersten derselben lautet: Als Bernhard I., Sohn des Askaniers Albert des Bären, vom Kaiser Friedrich I. mit dem Herzogthum Sachsen belehnt wurde, wünschte er ein Schildzeichen, zum Unterschiede von dem mit seinen Brüdern bisher gemeinschaftlich geführten Balkenwappen.*) Des Kaisers Haupt war nach der Zeitsitte mit einem Rautenkränzlein geschmückt; Friedrich nahm dies ab und hing es über Bernhards mit den askanischen Balken gemalten Schild. Daß sich gegen diese Sage schon frühzeitig Zweifel erhoben, ist bekannt, obschon der hauptsächlichste, die Belehnung sei zur Winterzeit erfolgt, in der man keine Kränze trage, leicht widerlegbar ist. Die Gewohnheit des Kränzetragens war so allgemein, daß auch zu Zeiten gemachte Blumen die Stelle der natürlichen versahen, wie wir

Schildsagen vom sächsischen Rautenkranz.

*) Es muß hier bemerkt werden, daß dieses askanische Wappenschild ein für allemal aus fünf schwarzen Balken im goldenen Felde besteht, und daß alle die tausend und aber tausend späteren Abbildungen des askanischen und des sächsischen Herzogschildes, die 5 schwarze und 5 goldene Streifen zeigen, oder die mit schwarz beginnen, auf Siegeln, Münzen und in Staatshandbüchern ꝛc. ꝛc. sämmtlich falsch dargestellt sind.

auf Bildern alter Zeit, welche Tänze u. dergl. darstellen, wahrnehmen, und es war nur eine Befangenheit des Chronisten, welcher die Sage zuerst mittheilte, daß er hinzufügte, der Kaiser habe den Kranz zur Kühlung wegen der Hitze getragen. Fand die Belehnung wirklich im Winter, so fand sie nicht im Freien statt, und im Festsaal erschien der Kaiser schwerlich in einer Pelzschaube. Uebrigens hatten schon die Römer Warmhäuser, Caldaria (von calidus), und Tepidaria, zum Ueberwintern beliebter Pflanzen. Später erhielt die Sage ausschmückende Zusätze. Herzog Bernhard I. habe eine Pilgerfahrt nach Wälschland, wo nicht nach Palästina unternommen, aber aus Geldmangel zu Venedig verharren müssen. Dort trat er bei einem reichen und angesehenen Handelsherrn in Dienst, mit dessen Tochter er ein Liebesverhältniß anknüpfte. (Ganz derselbe wiederholende Zug der Sage, wie bei dem oben S. 160 erwähnten jungen Grafen von Henneberg, der auch bei einer Kaufmannstochter zu Würzburg, Venedig oder sonst sich in süße Bande verstrickte.) Beim Abschied von der Geliebten theilte sie mit Bernhard einen Rautenkranz, den sie zum Symbol des herben Trennungsschmerzes trug, und er befestigte seine Hälfte quer über sein Wappenschild.

Gewiß als Sage ganz poetisch, pflanzensymbolisch, möglich, obschon nicht wahrscheinlich.

Nach anderer Mittheilung entstammte der sächsische Rautenkranz einer Galanterie des Kurfürsten Albrecht II. von Sachsen gegen seine Gemahlin Agnes, Tochter Kaiser Rudolphs I. Sie trug den Kranz in ihrem schönen Haar, und ihr Gemahl hatte die Aufmerksamkeit, denselben in sein Wappen aufzunehmen.

Aeltere Heraldiker, weniger poetisch gestimmt, deuteten den sogenannten Rautenkranz einestheils als einen über die

askanischen Balken schrägrechts gelegten grünen Balken, oder aber als eine Herzogkrone, wozu wieder die gewöhnlich begegnende spätere Form der heraldischen Darstellung des Rautenkranzes mit kronenlaubartig ausgebogenen Blättern verleitete, obschon grüne Kronen, falls ein Kranz von Krone zu scheiden, in der Heraldik eben so selten sein dürften, als der grüne Esel Nerans in Gellerts Fabel in der Wirklichkeit war. In der oben S. 157 in der Anmerkung angeführten Schrift giebt nun deren gelehrter Herr Verfasser dem sächsischen Rautenkranze eine ganz andere Deutung, die zwar viel Sinniges an sich hat, aber doch auch nicht ohne Widerlegungen bleiben wird. Zunächst sei der Rautenkranz jüngerer Abkunft, Herzog Bernhard I. habe ihn nicht in seinen Siegeln geführt, sondern erst Herzog Albert I. habe dies gethan. Dann sei der Kranz auch keineswegs von der Gartenraute oder Weinraute, lateinisch Ruta graveolens L., mittelhochdeutsch rute, sondern er sei eine Ruthe, mhd. ruote (Zweig), ein Geflecht von Ruthen, Dornen, folglich eine Dornenkrone, und zwar die Dornenkrone Christi. Die angenommene gothische Form des Blattwerkes am Rautenkranz (meist diese ♣ oder ♧ kleeblattförmig) entspreche ebensowenig der heraldischen Rautenform ◇, als dem Blatte der Gartenraute, sondern vielmehr dem Laube der Stechpalme, Ilex Aquifolium, von der eine alte deutsche Sage gehe, daß mit diesem Gezweig der Herr gekrönt worden sei, daher auch das Bäumchen noch im Winter als immergrüne Palme die Wälder schmücke.

Wir haben diese Sage zwar nie im Volksmunde vernommen, da aber der ehrenwerthe Herr Verfasser sie in seiner Heimath vernahm, dürfen wir sie nicht bezweifeln.

Gleichwol dürfte der jüngern norddeutschen Sage die Annahme und Forschung älterer Zeit gegenüber zu stellen

sein. Die Ueberlieferung nennt zwar mehrere Dorn- oder Stachelpflanzen als Christi Schmerzenskrone, und es würde nur ein nicht durchzuführender müßiger Streit sein, die richtige Pflanze genau zu ermitteln; jene Ueberlieferung bleibt aber, und zumal im Morgenlande, bei einer Art des Wegdorns (Rhamnus) stehen, den schon die Alten Rhamnus sanctum nannten. Matthioli nennt ihn Spina Judaica, Andere, lange vor Linné, nannten ihn Spina Christi.*) Neuere sagen, es sei Rh. nabeca; auch Rh. paliurus L. wird genannt, ebenso Ononis spinosa und Lycium spinosum.

Nach Ritters Erdkunde (Asien. Palästina) fand der berühmte Reisende von Seetzen auf einem Durchzug der Wüste el Tih den Christdorn, el Auwitsch; von Wildenbruch fand ihn im Jordangebiet, nahe der Jacobsbrücke, und auch am todten Meere ward er als Wäldchen angetroffen. Linné sagt in seiner Naturgeschichte von der Stechpalme: Ihr Vaterland ist das wärmere Europa, Japan, Virginien; von jener Art des Kreuzdorns aber, den auch er Rh. Spina Christi nennt, sagt er: Sein Vaterland ist Mohrenland, Palästina.

J. Grimm erwähnt in der d. M. der Stechpalme und des ihr zugelenkten Vorzugs überall nicht, andere Forscher ebensowenig, und aus den eiförmigen, spitzen, stachelrandigen Blättern läßt sich eine heraldische Form mit Gewißheit nicht folgern. Alle als Reliquien gezeigt werdenden Dornen von der Krone des Herrn sind wirkliche Dornen, keine Stechpalmenblätter; wie hätten auch letztere bis aufs Blut verwunden können!

So gewinnen indeß zwei Pflanzen statt einer ein fa-

*) Vergl. Scheuchzers Physica sacra. T. IV. Pag. 1398. Tab. DCCIII., wo es von jenem Rhamnus auch heißt: „quem ipsum Bellonius crescentem vidit circa Hierosolymam.“

gangeschichtliches Interesse, ohne daß der sächsische Rautenkranz das seine verliert; das übrige Für und Wider den geistvollen Michelsenschen Hypothese mögen gelehrte Heraldiker des Weiteren entwickeln. Wenn aber, wie hie und da geschieht, behauptet wird, es sei überhaupt unwahrscheinlich, daß der Kaiser gerade einen Kranz von wirklicher Gartenraute getragen habe, so steht dem Folgendes entgegen. Man legte im Mittelalter ungleich mehr Werth auf Kräuter und deren Wirkungen, als heutzutage in Deutschland im Allgemeinen der Fall ist. Das Getränk der Frauen, für die es weder Kaffee, noch chinesischen Thee, noch Chocolade gab, beschränkte sich vielfach auf Milch und einheimische Kräutertränke, auch die Raute galt als vorzügliches Würz- und Heilkraut. „Rauten wird allenthalben in würtzgärten gezielt" — sagt das alte Kräuterbuch, während wir in der Jetztzeit sie kaum noch anbauen. Deren innere Kraft wurde außerordentlich gerühmt, aber was ihre Blätter, in Fülle zu einem Kranze gewunden (man liebte die Laub- und Blumenkränze oft sehr dick und wulstig), besonders als Hauptzier, empfahl, war die Eigenschaft, daß ihr starker Geruch Fliegen und Stechmücken abhielt und verscheuchte; innerlich und äußerlich wurde dem Safte der Rautenblätter Heilkraft gegen Biß und Stich giftiger Thiere, selbst gegen den Biß toller Hunde, zugeschrieben. Daher konnte gar wohl der Kaiser sein Haupt mit einem Weinrautenkranze geschmückt haben.

In deutschen Wappen war übrigens der Rautenkranz von sehr vereinzeltem Vorkommen; es führte ihn aber namentlich, außer den Sachsenherzogen in gleicher Stellung, die thüringische Familie der Herren von Wageleben. Die Dornenkrone, wo von einer solchen ausdrücklich heraldisch die Rede war, wurde als wirkliches Dorngeflecht gemalt;

so erscheint sie u. a. im Wappen der schwäbischen Adelsfamilie von Horben.

Wie die Kränze, die ja auch oft bei Turnieren, statt der Helme, das Haupt der Kämpfenden bedeckten und beschatteten, beschaffen waren, stellt der mit grünen Eichenblättern umsteckte Kranzwulst im Wappen der schlesischen Grafen und Freiherren von Schönaich und Schöneiche dar.

Anders gestaltet war das Lindenkränzlein der Herren von Seckendorf, die über dessen Empfang eine artige Schildsage haben. Nach derselben hatte Kaiser Heinrich II. einen Leibjäger, Namens Walther, „der schöne Jäger" geheißen. Dieser rettete durch unerschrockenen Muth, den er auf der Jagd bei Bekämpfung eines Urs zeigte, dem Kaiser, seinem Herrn, das Leben, worauf der letztere ihn zum Ritter schlug, und eigenhändig von einem nahe stehenden Lindenbaume einen jungen Sproß, mit 8 Blättern daran, abbrach, und ihm diesen zusammengebogenen Zweig in das Wappen verlieh. Vielleicht kam in ähnlicher Weise in das Wappen der Herren von Lindenau die Linde, in das der Birkner von Birck und in das der Pirkheimer die Birke u. s. w. Es würde zu weit führen, Bezug zu nehmen auf die zahllosen redenden Wappen adeliger Geschlechter, aber es würde einem Sagenbuche der Zukunft Bahn brechen, wenn Jemand auf den Gedanken käme, öffentlich alle deutschen Adelsfamilien aufzufordern, falls ihnen Sagen über den Ursprung ihrer Wappen bekannt seien, diese zum Zwecke einer Schildsagensammlung mitzutheilen. Wir wollen nur noch einige nicht unanziehende Schildsagen eigenthümlichen Gepräges anführen. In einer der in der fürstlich Lippischen Grafschaft Schauenburg begüterten Familien, und zwar jener der Herren von Oheimb, hat sich die Ueberlieferung vererbt, daß einer ihres Geschlechtes es gewesen sei, der als rettender Engel dem auf

der Martinswand verirrten Kaiser Maximilian I. erschienen sei und ihn mit den Worten angeredet habe: „O Heimb!“ so viel als: O geh' heim! Und darauf habe jener, der ein aller Gebirgssteige kundiger Gemsenjäger gewesen sei, den Kaiser sicher herab zu seinem Gefolge gebracht, wofür ihm dann der Kaiser den Dank nicht schuldig geblieben. Er habe seinem Retter aus der augenscheinlichsten Lebensgefahr sofort den Ritterschlag ertheilt, seinen Namen in den Namen Oheimb umgewandelt, und ihm in das silberne Wappenschild den Obertheil eines Gemsschädels sammt Gehörn und Ohren verliehen, aus welchem Schädel 7 Blutstropfen fallen.

Die Freiherren von Schmiedburg im vormaligen Erzstift Trier haben eine in fast allzufrühe Zeit verlegte und daher wenig glaubhafte Sage über die silberne Schnalle in ihrem Wappen. Ein muthiger Waffenschmied Kaiser Otto's II., aus Trier gebürtig, habe im Jahre 982 den Kaiser, der sich, der Gefangenschaft der Griechen zu entgehen, in das Meer gestürzt hatte, dadurch gerettet, daß er ihn an der silbernen, mit kostbaren Edelsteinen besetzten Gürtelschnalle gepackt und über dem Wasser gehalten habe. Darauf habe der Kaiser den Getreuen flugs zum Ritter geschlagen, ihm die mit Edelsteinen besetzte hochwerthvolle Schnalle zum Andenken nicht nur geschenkt, sondern ihm auch erlaubt, sie im Wappen zu führen, auch ihn im Erzstift Trier reich mit Gütern beliehen. Dann habe der Vielgetreue ein stattliches Schloß gebaut, und es Schmiedburg genannt, worauf er Stammvater eines blühenden Adelsgeschlechtes geworden.

Diese letztere Sage ist nun eine von denen, wie sie nicht sein sollen, erträumt und ersonnen von irgend einem ungründlichen Fabulanten — denn 982 trug kein Kaiser

eine silberne Schnalle, man setzte nicht in eine solche kostbare Edelsteine, man setzte Schnallen nicht in die Wappen und schlug Niemanden zum Ritter. An alle diese Dinge war in so früher Zeit noch nicht zu denken.

Redende Stadtwappen. Wir wollen nicht in das weitausgedehnte Feld der Heraldik allzuweit abirren, nur noch einen flüchtigen Blick auf die meist redenden Wappen deutscher Städte, außer den bereits erwähnten, werfen, in die manch sagenhafter Zug gelegt ist, und zugleich der Zug einer eigenthümlich gemeinsamen Richtung bei Annahme der Städtewappen. Bei den Reichsstädten findet sich vorwaltend der Reichsadler, und bei den älteren nur der einköpfige, aber auch andere Städte führten ihn, noch andere liebten dagegen ihre städtische Festigkeit und Wehrhaftigkeit durch Mauern mit Zinnen und zwei oder mehr Thürmen im Siegelbilde zu bekunden, und es zeigt sich in diesen so zahlreichen Siegeln, ohngeachtet des gemeinsamen Grundzuges, dennoch die größte Verschiedenheit.

Mit ganzen oder halben Menschengestalten, meist ihren Schutzheiligen, oder auch nur Menschenköpfen, siegelten die deutschen Städte Bamberg, Eisenach und Rod unter Lüneburg (St. Georg), Trier (St. Petrus), Coburg (Kopf St. Mauritii), Nürnberg (Engel), Glarus (Pilger), Danzig (zwei Tänzerpaare), Magdeburg (halbe Jungfrau auf der Zinne), Trentelburg (eine Engelgestalt unter der Mauer), Vacha (St. Veit im Oelkessel), Lauingen (gekrönter Mohrenkopf auf halb blau, halb rothem Felde), dieses Wappen war zugleich das Helmkleinod der Reichserbmarschalle von Pappenheim, und war der Stadt zu Theil geworden durch den Sieg eines tapferen Lauinger Schusters, welcher gegen die Hunnen focht, und für seine Vaterstadt manches Ehrenrecht erlangte (D. Sagenb. 960). Königsberg in Preußen

hat ein gekröntes Königshaupt. Heidenheim hat einen Judenkopf, ähnlich dem Meißner Helmkleinod, der aber wol einen Heiden vorstellen soll, Lauffen hat einen Boten, Blaubeuern einen blauen Bauer im Wappen, der in jeder Hand ein halbes Hirschgeweih hält; München hat seinen Mönch, das vielliebe Münchner Kindel, nach dem es heißt, und mit dem es seit dem 13. Jahrhundert siegelt, unbeschadet, daß übergelehrte Diftelei, die der Welt so völlig unnütz ist, sich einst abmühte, zu behaupten, der Stadtname komme nicht von den München, sondern vom griechischen Mounichia her! Der Wappenmönch hält ein Buch in der Hand, ist jugendlich dargestellt und auf den meisten Siegeln ist sein Haupt von einem Heiligenscheine umgeben. Da der Schutzpatron Münchens nächst der Gottesmutter St. Benno ist, so liegt mindestens die Vermuthung nahe, daß die Mönchsgestalt den Schutzheiligen bedeute.

Eine große Anzahl Städte nahm Thiere in ihr Wappenschild auf. Bibrach hieß nach seinem Biber, Gingen hat ein Einhorn, Schwäbisch Gmündt und Steyer haben desgleichen. Hasfurth führt einen Hasen, Ochsenfurth einen halben Ochsen, Brackenheim einen Bracken, Stuttgart eine Stute, Ziegenhein ein Monstrum im Schilde, welches oben Ziege und unten Hahn ist, also redend Ziegen-Hahn ausspricht. Chur hat einen Steinbock, Schafhausen ein gekröntes Schaf. Wolfsberg einen springenden Wolf ꝛc.

Die zahlreichen Löwen in den Städtewappen sind nicht alle so frühen Ursprunges, wie u. a. der Braunschweiger, häufig nahmen in späterer Zeit Städte das Landeswappen in ihre Siegel, so Dresden und Leipzig den Meißner Löwen, so die Städte Coburg, Hildburghausen, Neustadt an der Haide, Schalkau, Eisfeld, Ummerstadt und Rodach, alle zugleich diesen Löwen, nachdem die Pflege Coburg an

Sachsen gefallen war. Weimar nahm den Löwen von Orlamünde an, Heidelberg siegelt mit dem Löwen der Pfalz, Zweibrücken legte auf den Pfälzer Löwen seine zwei Brücken. Selbstständig scheinen den Löwen zu führen: Königsberg in Franken, schwarz in Gold, Homburg, Löwin mit 2 Welfslein, Alsfeld, gekrönt, Gundelfingen (der Löwe hält einen grünen Baum), Heldburg (der Löwe trägt eine Säule), Velburg (der gekrönte Löwe blickt rückwärts), Leonberg (Schellings Geburtsort) drückt seinen Namen durch den Löwen im Schilde deutlich aus, ebenso Arnstadt durch seinen Aar, der uns zu den vielen Städten leitet, die mit dem Adler siegeln. Dieser ist in den meisten Fällen der Reichsadler, wie bei Aachen, Frankfurt, Schweinfurt, Windsheim, Heilbronn, Goslar rc. Viele Städte setzten auf die Brust des Adlers den Anfangsbuchstaben ihres Namens, so unter anderen Kempen, Tull, Wangen, Wörth in Schwaben. Mit dem halben senkrecht getheilten Adler begnügten sich neben einem zweiten Schilde Nürnberg, Kaufbeuern, Memmingen, Genf, Ratibor, Oppeln rc. Ingolstadt und Rostock führen Greife. Mit anderem Geflügel siegeln Frankfurt an der Oder (Hahn), Dornhahn (desgl. in einem Dornzweig), Bottwar (Storch), Zwickau (drei Schwäne, und unter einer gethürmten Mauer drei Jungfrauen, welches nach der von Musäus erzählten Schwanjungfrausage hinzudeuten scheint). Auch Fische erscheinen in Städtewappen; außer jenen schon erwähnten Barben Saalfelds und dem Baumkarpfen Waltershausens führten Ahlen einen Aal, Quolzbach drei Fischlein in einem Bach, Kinzingen 2 Fische, ebenso Forchheim. Velden hat nur einen Fisch, Gingenbach auch nur einen.

Dem Gewächsreiche sind viele redende Stadtwappen entnommen, andere, nicht redende, aus demselben Gebiete,

drücken örtliche Beziehungen aus; so deutet die Traube im Wappen von Jena auf den Anbau jenes von Asmus besungenen Thüringer Ausbruchs. Augsburg hat die Frucht der Zirbelkiefer oder der Pinie, Buchhorn hat neben dem Horn die Buche im Wappen stehen, Lindau die Linde. Dünkelsbühl führt drei Dünkelähren (Triticum Spelta L.), jedenfalls vom häufigen Anbau dieser Kraftmehl liefernden Getraideart. Altenburg, Dietfurt, Geislingen, Hagenau, Rosenheim und Rosenfeld führen eine Rose im Schilde, Wertheim deren 3 von seinen Grafen, Sulzbach führt 6 Lilien, Coblenz eine Feuerlilie, Neus drei Silberlilien, Kassel eine Anzahl Kleeblätter, Felsberg deren drei. Rosbach hat eine Rose zwischen zwei Thürmen, Eschwege hat den Eschen-, Ilmenau den Ilmen- (Ulmen-) Zweig. Wolfhagen hat drei Bäume, die einen Hain (Hagen) vertreten, unter denen ein Wolf schreitet, Weiden hat eine Weide. Wildbad, Garttech, Waldenbuch haben Bäume im Wappen, Weinsberg hat einen Rebstock, Dornstädt führt Dornen.

Zahlreicher als diese meist redenden Wappen, deren Ursprungssagen alle zu kennen, uns äußerst erwünscht wäre, während leider das Gegentheil Statt findet, sind in Städtewappen die Mauern, Thore, Thüren und Burgen, deren Name sich von selbst erklärt, bisweilen aber auch verhüllt ist, und der Forschung noch ein weit offenes Feld läßt. Es lag in der Vorzeit so nahe, eine Stadt im Siegelbilde mit dem zu vertreten, was sie nach den Zeiten Heinrichs des Städtegründers war, ein gethürmter unmauerter Burgsitz, vom griechischen Pyrgos, ein Thurm, daher die Bewohner ungleich früher Burger waren, als Städter. Die Zahl der Thürme im Wappenschilde erscheint dabei nicht immer gleichgültig, vielmehr bisweilen bedeutsam. So siegelte die früher Hochstift-Würzburgische Stadt Meiningen

uranfänglich mit einer dreigethürmten Burg, zu deren Innerem eine offene Pforte führte, in der 4 Sterne standen, und hieß der Sage nach in alter Zeit Porta Franconiae, des Frankenlandes Pforte, aber später verlieh ihr ein Kaiser das Recht, fünf Thürme zu führen, welche in allen nachfolgenden, oft erneuten Stadtsiegeln bis auf den heutigen Tag zu erblicken sind. Der größten Thürmezahl erfreute sich wol unstreitig das alte Städtchen Themar, das es bis zu sieben Thürmen brachte und sich von seinen Gelehrten gern Heptapyrgos nennen hörte, im Stadtsiegel führte es aber ursprünglich die Thürme nicht, sondern 2 Hennen neben einem Lindenbaume, erstere erscheinen nur auf Themar'schen Hennebergischen Amtssiegeln. Magdeburg, früher Maidenburg, ließ die Maid auf der Burg im Siegel dem Eigennamen entsprechen, Offenburg zeigte eine offene Veste. Halle an der Saale läßt eine hohe gethürmte Gewölbhalle, zu der eine ganz kleine Thüre führt, im städtischen Siegel erblicken. Weissenburg im Nordgau, Salzburg, Lüneburg, Hamburg u. a. zeigten weiße Burgen, Ravensburg führt eine blaue, Rothenburg eine rothe u. s. f. Außerdem sprachen noch auf den Namen hindeutend mancherlei Bilder in Städtesiegeln und folglich Städtewappen. Mühlhausen prägte sein Mühleisen schon auf Brakteaten, die es unter Kaiser Friedrich II. schlug, und heftete es dem später angenommenen Reichsadler auf beide Flügel. Innsbruck hat eine Schiff-, Kitzingen am Main eine steinerne Brücke im Siegel, gewiß bedeutsam genug für beide Städte, und darauf hinweisend, was sie ihren Flüssen danken. Hall im Innthale zeigt durch eine von 2 Löwen gehaltene Salzbutte auf ihren Reichthum, das Salz; Biel deutet durch 2 ins Andreaskreuz gelegte Beile nach dem Ursprunge seines Namens hin, wie Heiligenbeil durch sein

eines. Cannstadt führt eine Kanne, Nagolt einen Nagel, Hornberg zwei Hörner, Windlingen eine mechanische Winde, Schiltach drei Schilde, Kirchen am Neckar eine Kirche.

Woher alle diese Namengebung, alle diese Bilderfülle? Entquillt ihr nicht ein reicher noch ungehobener Sagenschatz? Wir denken Wunders, wie viel wir erfragt und erlesen und zu Tage gebracht, und müssen uns am Ende sagen, daß wir erst an der Pforte deutscher Sagenforschung stehen. Hier öffnet sich für rüstige Jünger ein weites, blüthen- und fruchtreiches Gefilde — sie mögen nur suchen, so werden sie finden.

Die spätere Fabel- und Märchendichtung.

Spätere Fabel- u. Märchen-dichtung.

Wir verfolgten den Gang der deutschen Fabeldichtung bis zu Eiering, Th. 2. S. 20. Die Fabel war durch jene Dichter, die sie vorzugsweise pflegten, dem Volke für immer gewonnen, sie wurde mehr und mehr ein selbstständiger Ast am Baume der deutschen Literatur, und wahrlich ein reichbelaubter. Es wandten sich ihr sehr achtbare Kräfte zu, die theils auf angebahntem Wege weiter vorwärts schritten, theils selbstständig schöpferisch neue Blätter und Blüthen der Fabelpoesie hervorriefen. Aber wie reich auch das Gefilde der Fabel angebaut wurde, der Wahrnehmung können wir uns nicht erwehren, daß die Fabel nie so tief in das Innerste des Volkslebens eindrang, wie die Sage, oder das spätere Märchen; denn, wenn wir z. B. in eines Dorfes Nähe lustwandelnd einem alten Manne oder einer alten Frau begegnen, und sie ausholen über dieses und jenes, so wird in den meisten Fällen diese oder jene Sage ihres Ortes und der nächsten Umgegend den schlichten Landleuten auf den Lippen schweben, aber nie wird es Jemand einfallen, uns eine Fabel zu erzählen, und da

ersehen wir gleich den großen himmelweiten Unterschied zwischen Sage und Fabel im Leben und Bewußtsein unseres deutschen Volkes. Sagen kennt und erzählt es noch, Fabeln kennt es auch, es hörte und lernte sie in der Schule vom Schulmeister, aber es erzählt sie nicht weiter, weil sie in der Regel seinem Lebenskern nicht zusagen, ihm widerstreben, weil sie ein Gemachtes, Erdichtetes, nichts Natürliches sind, während der Sage lebendiges Leben schöpferisch fortquillt, gleich einem unerschöpfbaren Borne, der aus Felsgeklüften zu Tage rinnt und rauscht. Die Sage wandelt im Buchenhain und die Fabel lebt im Bücherschrein.

Was uns nun Fabel ist, kennt der Landmann kaum, und wenn er es kennt, achtet er es nicht, es wäre denn als Scherzrede, als Anekdote; was uns aber Sage ist, das ist ihm Fabel, das nennt er Fabel, und dünkt sich wunderklug, darzulegen, wie aufgeklärt er sei, und wie er der Vorfahren sinnige Gedanken als alte Fabeln zu belächeln vermöge, die er uns zu erzählen sich schämt und Anstand nimmt, aus Besorgniß, wir möchten ihn für abergläubisch halten, — denn obschon er abergläubisch ist, will er doch nicht dafür gehalten sein — oder er fürchtet, wir möchten ihn auslachen.

Und wie der Landmann die Sage Fabel nennt, so nennt er sie auch unbedenklich Märchen, und dies thut nicht blos der Landmann, auch der Gebildete, weil man eben früher die Begriffe nicht sonderte, und einer Menge Schriftsteller, die Märchen, Fabeln und Sagen schrieben, selbst der Unterschied und sondernde Begriff abging.

Das Märchen hat zur Sage eine ungleich innigere Beziehung als zur Fabel, und eben so die Sage zum Märchen, während so Viele glauben, Märchen und Fabel lasse sich eher in einen und denselben Begriff zusammenschmelzen.

Das Band, das jene beiden einigt, ist aber wieder der Mythus, und dieser geht der Fabel ab, wenn auch hie und da einmal in ihr von einem Gott, einem Faun, einem Geist oder Gespenst die Rede ist — es fehlt das höhere geistige Element, es fehlt die dämonische Welt in ihrer Lieblichkeit und in ihrem Grauen, wie sie in der Sage, wie sie im Märchen lebt, und daher steht das Märchen auf einer höheren Stufe. Dienende Geister, neckische Elben, gräuliche Riesen, gute und böse Zwerge sind der Sagenwelt wie der Märchenwelt gemein. Die Schriftsteller und Dichter der mittleren deutschen Literaturperiode waren sich des Märchens und seiner Reize kaum bewußt, dies holde Kind der Poesie war ihnen noch gar nicht geboren und selbst die Fabeldichtung lag eine Zeitlang völlig brach, nachdem die Zeit des Hans Sachs, Burkhard Waldis, Schopper und Eiering vorüber war; waren ja doch bereits die Letztgenannten nur dürftige Nachahmer ihrer Vorgänger gewesen. Dennoch starb die Neigung zur Fabel im sechzehnten Jahrhundert nicht völlig ab; Daniel Holzmann, der Augsburgische Meistersänger, erneute 95 Cyrillische Fabeln in seinem zu Augsburg 1571 u. ff. erschienenen: „Spiegel der natürlichen Weisheit." Die Neigung der Zeitgenossen scheint sich in jener Periode mehr dem Drama zugewendet zu haben, denn es erschienen zahllose Komödien, Tragödien, geistliche und Fastnachtspiele, nächstdem die Reiseliteratur, insonderheit die abenteuerliche, noch treulich fortgepflegt wurde, ebenso die Scherzerzählung, die Anekdote. Auch ein später Beitrag zur Thierfabel wurde noch von Balthasar Schnurr in seinem schnurrigen „Ameisen- und Mückenkrieg" geliefert, der nicht ohne Glück den Froschmäuseler nachahmte. Huldreich Wohlgemut, dessen Herkunft ganz unbekannt geblieben ist, ließ 1623 zu Frankfurt

einen „neuen vollkommenen Esopus“ erscheinen, und Adam Olearius brachte in seinem Persischen Rosenthal 1654 die Fabeln Lokmanns. Ziemlich lange nachher gab Melander einen deutschen Phädrus (1712), und Riederer übersetzte den Aesop 1717.

Die Mehrzahl der Dichter der Opitz- Lohenstein- Hofmannswaldauischen Periode vermieden die Fabeldichtung, pflegten dagegen um so lieber das Sinngedicht, auch das gereimte Gleichniß. Ulrich Megerle, der berühmte Abraham à Santa Clara, war einer der Wenigen, welcher der ziemlich vernachläßigten Fabel sich aufs Neue annahm und ihr wieder zu Ehren half, aber seltsam genug, ganz ohne dies eigentlich zu wollen. Auch ihm ist die Fabel nur Hülfsmittel zu seinem didaktischen Zweck: Beispiel, Gleichniß, Lehre, daher kommt es ihm auch nicht darauf an, sie mit einer oder der andern Sage und Märe zu vermengen. Er spricht dies selbst aus in dem Werke, welches wir meinen:

„Das geringe Werckel (äußerst bescheiden! es ist ein Quartband und zählt 611 Seiten) nennt sich dermalen HUY und PFUY der Welt, und zwar HUY, weil wir solche Anfrischung wohl vonnöthen haben zu denen lobwürdigen Tugenden, so da absonderlich wohl anständig sind einem frommen Christen. Das PFUY hat fügsam müssen beygerucket werden, damit der Mensch ein billiges Abscheuen solle tragen an denen Lastern, welche uns neben dem ewigen, auch öfters ein zeitliches Uebel auf den Hals laden. Der Fabeln hab ich mich darumb nicht gebraucht, als ob dergleichen sollen auf der Cantzel vorgetragen werden, sondern damit der einsame Leser desto lieber unter solchem Deckmantel möge die Wahrheit hervorsuchen; Etliche sind, die in die Zahl der Fabeln gezogen werden, welche doch

für unleugbare Geschichten zu halten; weil sie aber etwas Lustig's in sich begreiffen, also haben sie müssen denen anderen die Gesellschaft leisten."

Die Einrichtung dieses eigenthümlichen und für unseren Zweck wichtigen und anziehenden Buches, das 1710 zu Würzburg erschien, und zugleich als eine reiche Sammlung von Heiligen- und Wunder-Geschichten betrachtet werden kann, ist die stehende, daß jeder der hundert Artikel aus der Natur und dem Menschenleben zugleich die Ueberschrift nebst Sinnspruch lateinisch über einem erläuternden Kupferstich enthält, unter welchem eine Reihe lateinische Distichen stehen. Dieses Alles nimmt regelmäßig eine Seite ein. Dann folgen auf frischer Seite die Ueberschrift deutsch, der Sinnspruch und die Distichen in deutschen Reimen, letztere in Alexandrinern. Nun reiht sich die Betrachtung ganz im bekannten Style des Dichters und beliebten Volksredners an, eine Fülle von Humor, Gelehrsamkeit und Belesenheit zugleich entwickelnd, und den Schluß macht jedesmal eine Fabel, meist im ergötzlichen Tone, und diese wird hierauf vom Autor wiederum ganz ernsthaft erläutert.

Bald mengt sich diesen Fabeln Megerle's ein Sagen- bald ein Märchenstoff ein, bald sind sie nicht einmal eigentliche Fabeln, sondern nur physikalische Betrachtung, zumal das Naturleben vorwaltend und überwiegend behandelt ist, oder sie sind selbst theilweise sehr triviale Anekdoten.

Die erste Fabel meldet von der beabsichtigten Vermählung der Sonne, worüber bei den Fröschen große Freude entsteht, nur ein alter kluger Frosch sagt Unheil aus solcher Ehe und folglicher Nachkommenschaft für sein Geschlecht voraus, da ja die eine Sonne so oft die Lachen austrockne. Die zweite Fabel deutet schon nach dem Kin-

der-Märchen hin,*) in welchem der Mond ein Kleid begehrt, und geißelt die Unbeständigkeit. Jupiter sagt zum Mond: „Ich glaub' die Schneider insgesammt würden mit mit ihren Begel-Eisen den Himmel stürmen, wenn ich ihnen soll befehlen oder auferlegen, daß sie dir sollten ein Kleid machen." Die dritte Fabel hat sagenhafte Färbung, sie handelt vom König Ludwig XI. von Frankreich, dem auf der Jagd ein Köhler bevorstehendes Unwetter voraussagt, nachdem der Hofastrolog gutes prophezeit. Des Köhlers Wetterprophet ist dessen Esel, und seine Vorherverkündigung ist die, welche eintrifft; der Astrolog wird vom Hofe entfernt und der Esel kommt zu Ehren, wie so oft geschieht, daß die Wissenschaft der groben Empirie weichen muß, daher auch der Autor den Astrologen billig in Schutz nimmt. Im sechsten Stück wird die Legende vom heiligen Patricius mitgetheilt, der mit Eiszapfen heizte, welche in deutscher Sage sich beim heil. Sebaldus wiederholt. (D. Sagenb. 845.) Die siebente Fabel ist antikmythologischen Inhaltes, sie erzählt die Mythe vom Riesen Antäos, „der die Kälber geschluckt, wie die Speckknödel."

Die Fabel des 11. Stückes deutet nach dem Lalenburger Streich vom gedörrten Schnee hin, ein Bauer wird mit dieser Märe angeführt. Im folgenden wird die Sage von einem verzweifelten Spieler berichtet, der mit dem Dolche in ein Muttergottesbild stößt, aus welchem alsbald Blut fließt; ähnlich erging es jenem Trunkenbold in Mainz (D. Sagenb. 64). Beim 13. Stück, das von Regenbögen handelt, erwähnt der Verfasser der denselben ursprünglich nur zugeschriebenen Farben-Dreizahl (S. Th. 1.

*) Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm. 1812. Anhang. XXI.

S. 88), und kennt deren selbst nur fünf. Hübsch ist die Fabel des 16. Stücks, vom Löwen, der mit dem Esel wettläuft, und am Ziele einen andern Esel stehen sieht, den er für seinen weit hinter ihm zurückgebliebenen Mitkämpfer hält, deshalb umkehrt und neuen Lauf beginnt, wo er dann jenen sich weit voran erblickt, und die Wette verloren giebt. Diese Fabel hat ganz märchenhafte Natur und findet sich noch schöner wiederholt in dem niederdeutschen Märchen vom Wettlauf des Hasen mit dem Swinegel, das wir in die 12. Ausgabe unseres deutschen Märchenbuches aufgenommen haben. Da vertritt des Swinegels Frau die Stelle des zweiten Esels, und der arme angeführte Lampe zahlt seinen Wettlauf mit dem Leben. Die trockene Moral beider Märchen ist, daß man mit Eseln und Swinegeln sich in keiner Weise einlassen soll. Eine ähnliche Fabel giebt es vom Fuchs und Krebs. Die neunzehnte Fabel, in welcher der Zögling eines Einsiedlers sich Gänse wünscht, weil sein Erzieher bei einem Gang in die Stadt ihm junge Mädchen als Gänse bezeichnet, deutet offenbar nach dem Schwank: Das Gänselein hin, dessen oben S. 31. Nr. XXIII. der Fr. H. von der Hagenschen Sammlung gedacht wurde. Fabel 20. ist die bekannte von der Ameise und Heuschrecke oder Grille, welche oft erneut wurde. Das 23. Stück enthält außer seiner Fabel auch noch die Sage von der Abensberger Schaar (D. Sagenb. 852), und erstere handelt vom prophetischen Kukukschrei, über den sich ein Paar Landleute streiten, und deshalb Proceß beginnen, worauf der Richter beide bedeutet, daß der Kukuk, den er einen „edeln Paradeys-Vogel" nennt, für ihn geschrieen habe, und nicht für sie beide. Fabel 29. enthält bereits die in neuerer Zeit wieder aufgefrischte, mit russischem Grün gefärbte Anekdote zu dem Spruche: „Der Bien

muß.“ Ein Aufschneider erzählt, daß er in einem Lande gewesen, darin die Bienen so groß wie die Schafe seien u. s. w. Im 31. Stück wird der auch in Deutschland häufig begegnenden sogenannten Hungerbrunnen oder Hungerquellen gedacht, deren Fließen Theuerung, deren Versiechen wohlfeile Zeit voraussagt, und es werden mehrere solcher Wunderbrunnen außerhalb der Grenze Deutschlands namhaft gemacht; selbst eine spanische Sage wird angeführt, die nach jener burgundischen und jener deutschfränkischen von den St. Gangolfsbrunnen hindeutet (D. Sagenb. 768). Die 32. Fabel ist die bekannte vom Lügner: „Ein guter dummer Bauernknabe“ rc. in der Erneuung von einem Hunde und einer Brücke erzählt; hier ist ein Fuchs das Thier, das der Lügner seinem Herrn so groß als einen Ochsen schildert, und statt der Brücke, auf der in der Erneuung der Lügner ein Bein bricht, ist es ein Fluß, in welchem Jeder ersaufen muß, der einer Lüge sich schuldig machte u. s. f.

Mit dem 56. Stück beginnt der Verfasser vorzugsweise Thiergeschichten. Der Sage von dem polnischen Mäusethurm wird gedacht, und an der Stelle der 63. Fabel steht jene von den Belagerten im Schlosse Karlstein, die nahe daran, ausgehungert zu werden, ihren letzten Bock schlachteten, ein Stück Rücken mit Rehhaaren aus einem alten Sattel bestreuten, und dasselbe als Rehrücken dem Feind sandten, der darauf sprach: Der Teufel thue diese Kerl aushungern (D. Sagenb. 682). Fabel 64. erzählt von einer Elster, die aus einem Wirthshaus gerufen: Wein um sechs! Wein um sechs! Als nun die Gäste vollauf gezecht hatten, wollte jeder nur sechs Kreuzer zahlen, indem sie sich darauf beriefen, es habe Jemand oben vom Fenster den Wein um sechs Kreuzer ausgerufen. Ein Kellner nahm wahr, daß dies die Elster gethan, ergriff sie und warf sie herab in

den Straßenkoth. Als sie sich mühsam herausarbeitete, gewahrte sie ein Schwein, das sich darin wälzte, und schrie diesem zu: Du hast gewiß auch den Wein unrecht ausgerufen? Deutlich weist diese Fabel nach jener S. 97 aufgeführten Märe hin, in welcher die zur Strafe ihrer Plauderhaftigkeit gerupfte Elster den Kahlen fragt: Du hast wol auch vom Aal geschwätzt?

Solche humoristische Züge der Märe und Fabel sind ächt volksthümlich. In unserm Wohnort läuft eine jenen beiden nahe verwandte Märe um. Bäckersleute hielten einen Staar, der immer die Worte vernahm, wenn die zu leichten Semmeln beseitigt wurden: Auf den Boden in die Lade! — Eines Tages kam die Polizei und spürte nach leichten Semmeln, — alle vorgefundenen waren vollwichtig, aber der Staar wackelte in der Stube umher und sprach: Auf den Boden in die Lade, auf den Boden in die Lade. Die Polizei ging hinauf, fand, wog, strafte. Wüthend schleuderte der Bäcker seine Mütze nach dem gefiederten Verräther, der sich angstvoll unter die Ofenbank flüchtete. Gleich darauf führte sich der Spitz übel auf, bekam einen Tritt und kroch heulend und winselnd an denselben Zufluchtsort. Als der Spitz zu dem Staar, der bereits ruhig unter der Bank saß, gekrochen kam, rief ihn jener an: Hast d' a geredt? Hast d' a geredt?

Im 66. Stück erzählt der Autor die Hubertus-Legende, und im 68. bringt er in veränderter Form die Sage von der Immenkapelle (D. Sagenbuch 110), bei ihm ist es ein Bauerweib, das eine consecrirte Hostie in oder auf einen Bienenstock legt, und wiederholt noch einmal die Anekdote von den Bienen des Lügners. Die 69. Fabel ist jene vom Fuchs und dem kranken Löwen, und im folgenden Stück führt er den oben

erwähnten bedeutsamen Zug an, daß die Bauern zu gewissen Zeiten vermieden, den Wolf mit seinem Namen zu nennen.

Mit liebenswürdiger Naivität schildert Abraham a Santa Clara im 72. Stück das Reich der Vögel, giebt jedem einen entsprechenden Beinamen. Er nennt mitten unter ihrer Schaar den „unsterblichen Phönix", an den er mithin noch glaubte, und zieht im 73. die Fabel von der Krähe an, die sich mit Federn fremder Vögel schmückte, welche, wie er sagt, „Esopus mit seinem Dickkopf schon längst spitzfindig gedichtet." Das 82. Stück bringt eine Aufzählung aller jener Fabelmenschen, von denen Aulus Gellius, Pomponius Mela und Andere geschrieben haben, welche im Volksbuche von Herzog Ernst (vgl. oben S. 103) vorkommen, und zugleich eine abgeänderte Rübezahlsage, die der Verfasser aber auf einen Zauberer überträgt, und ihr eine bestimmte Zeit, nämlich die des Oesterreichischen Bauernkrieges, zuweist. Mit vollem Glauben werden im 85. Stück Hexengeschichten mitgetheilt, dagegen wird im unmittelbar darauf folgenden gegen abergläubische und teufelskünstlerische Kuren geeifert, und dabei der hübsche Fiebersegen angeführt, der auf ein Papier geschrieben werden und in welches irgend etwas aus einer Kirche Entnommenes eingewickelt sein muß: Febris, Fubris, Fabris, transi ad Calabris. Linquas me in pace, sic gaudeo in thorace. — Jedenfalls nicht minder hülfreich und geistreich als im Jahre des Heils und der Aufklärung 1854 die Münchener Zauberzettel und Buchstabensegen gegen die Cholera. Endlich schließt das 100. Stück mit einem förmlichen Lügenmärlein. Ein Stummer bat einen Blinden, wenn dieser einen Harfner sehe, so möge er ihm denselben zuweisen, damit der Harfner des Stummen thörichten und melancholischen Sohn erheitere. Der Blinde sagte, daß er vor einiger Zeit einen solchen

Künstler gesehen habe; und versprach dem Stummen, ihm seinen gelähmten Sohn zu leihen, daß dieser überall umher laufe und den Künstler suche. Der Lahme lief und fand den Harfner, der keine Hände hatte, doch überredete ihn der Lahme, daß er mit stiller Musik den Melancholischen lustig mache. Diesem Spiele sah der Blinde mit Verwunderung zu, und der Stumme lobte den Spielmann über alle Maßen, der Krumme aber tanzte voller Freude, und das Haus, wo solches geschah, wurde bald lautmärig.

Auch in anderen seiner Schriften versäumte Abraham a Santa Clara nicht, Fabeln und Gleichnisse, die er über Alles liebte, anzubringen. Nach ihm blieb wieder ziemliche Ebbe in der deutschen Fabelliteratur. Daniel Stoppe aus Hirschberg, der zu Breslau 1745 Neue Fabeln oder moralische Gedichte in 2 Bänden erscheinen ließ, zeigte sich erfinderisch in der Fabeldichtung, und Spätere haben ihm in aller Bescheidenheit die Ehre erwiesen, ihn zu benutzen, ohne ihn nennen. Selbst der nur ein Jahr später mit seinen Fabeln hervortretende Christian Fürchtegott Gellert dichtete in gleicher Manier, wie Stoppe, und es findet sich mancher Fabelstoff von beiden in verwandter Weise behandelt, so heißt bei Gellert Stoppens Fabel: „Die Kropfländer“ — „Das Land der Hinkenden“ u. dgl.

Das ächte Fabel-Element, die Thierwelt, lieferte Stoppe, wie Gellert die besten Gedanken und Bilder; die zahlreichen, blos allegorischen Fabeln sind bei beiden oft zu breit ausgesponnen und es fehlt ihnen das Schlagende des Witzes, und zwar Stoppe noch mehr, als Gellert. Zur Zeit beider ließ auch Dan. Wilh. Triller, der Sänger des sächsischen Prinzenraubes, „Neue äsopische Fabeln“ erscheinen, und Joh. Heinrich Gottlob von Justi gab 1759 Fabeln und Erzählungen heraus.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts trat für die Fabeldichtung ein neuer Umschwung ein. Der Sinn für die versunkenen Schätze der mittelhochdeutschen Dichtungen erwachte wieder. Schon 1704 bis 1710 hatte Johann Georg Scherz, der geschätzte deutsche Lexikograph, in eilf von ihm gehaltenen Disputationen unter lateinischem Titel 51 spätmittelhochdeutsche Fabeln nach einer alten Handschrift erscheinen lassen. Gellert würdigte diese alten deutschen Fabeldichtungen mit großer Anerkennung in dem Vorwort zu seinen eigenen Fabeln, welche zuerst 1746 erschienen, und war so gütig, den Dichter jener alten Fabeln für den Lafontaine seiner Zeit zu erklären, auch ihm nachzurühmen, daß er wohlklingender geschrieben habe, als man vor Opitzen schrieb — also doch nicht so wohlklingend, als man nach Opitz zu schreiben sich einbildete. Jetzt gab nun nach einer ungleich besseren Züricher Handschrift im Verein mit Breitinger und dem Freundeskreis, den er um sich gezogen, Johann Jacob Bodmer jene „Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, Zürich 1757“ heraus, ohne noch zu wissen, was auch Scherz nicht wußte, daß es Boners Edelstein war, den beide erneuten.

Gellerts Vorwort: „Nachricht und Exempel von alten deutschen Fabeln“ — ist mit Vorliebe für den Gegenstand geschrieben, und zeigt, daß er, der beste und beliebteste Fabeldichter seiner Zeit, mit Studium und Bewußtsein sich an seine Stoffe gab. Seine große Vorliebe für, und seine Hingabe an Lafontaine müssen wir der Zeitrichtung und dem verkehrten Geschmack, der für alles Französische schwärmte, und Deutsches mißachtete, zu Gute halten, und Gellert sehr dankbar dafür sein, daß er die deutsche Fabeldichtung so überaus glücklich anbaute, was ihm indeß auch ein nie geahneter Erfolg lohnte. Gellert erwähnt nebenbei, daß man

Burkard Waldis zu viel thue, wenn man ihn mit Hans Sachs in eine Reihe setzen wollte, und scheint sonach Hans Sachs mißachtet zu haben; ferner nimmt er Bezug auf einige andere alte Fabelbücher: „Die losen Füchse dieser Welt", den „Eselkönig" und den „Gänsekönig" — obschon diese mehr sinnbildlicher Art waren. Er hebt Dr. Luthers Verdienst um die äsopische und deutsche Fabeldichtung hervor, und erwähnt, daß Luthers Freund und erster Biograph, Matthesius, auch einige Fabeln gedichtet habe. Ebenso wird noch der poetischen Hervorbringungen Georg Philipp Harsdörfers und der Nützlichen Lehrgedichte Justus Gottfried Rabeners, der 1699 als Rector zu Meißen starb, Erwähnung gethan, und endlich geißelt Gellert mit heiterer Ironie die Schwächen seiner Zeitgenossen, welche die Schwächen aller Zeitgenossen sind. Er sagt, es würden Viele lieber gesehen haben, wenn er, statt von alten Fabeln zu reden, lieber die der Neueren erwähnt, und sie entweder recht unverschämt gelobt, oder recht kunstgemäß heruntergemacht hätte; beides kommt noch alle Tage vor, und mancher, vielleicht der Züchtlingsjacke mit genauer Noth entlaufene, nichts Selbstständiges zu leisten vermögende sogenannte Literat, der sich zum Literarhistoriker aufwirft, spricht mit zwei wegwerfenden Zeilen über die Thätigkeit von Männern ab, die ein Menschenalter hindurch ihr Volk belehrten und erfreuten. Ferner äußert Gellert, es würde Vielen lieber gewesen sein, wenn er die Trümmer einer uralten griechischen oder lateinischen Fabel aufgetrieben, und sie, mit einem historisch-philologisch-kritischen Commentariolo von sechs oder zwölf Bogen versehen, herausgegeben hätte. Ist es heute anders? Würde Gellert die „Vielen" mit classischen Zöpfen nicht noch heute finden?

Es konnte nicht fehlen, daß von Gellerts überaus glück-

lichen Erfolgen angeregt, die Fabeldichtung wieder sicheren Boden und geistigeren Halt gewann, wenn auch manche Nachahmung verunglückte und der verdienten Vergessenheit wieder anheim fiel. Die Brüder Christoph Joseph und Johann Josias Sucro traten schon gleichzeitig mit Gellert ebenfalls mit Lehrgedichten und Fabeln auf, Magnus Gottfried Lichtwer gab äsopische und eigene Fabeln und zeigte sich in denselben als witziger und erfinderischer Kopf. Ebenso Joh. Wilhelm Ludwig Gleim, der schon durch seine Kriegslieder sich als ächter Volksdichter bewährte. Matter waren die Fabeln des Freiherrn Friedrich Karl von Moser. Karl Wilhelm Ramler sammelte die Fabeln Anderer, und verstümmelte sie in seiner bekannten Balhorn-Weise. Just. Friedrich Wilhelm Zachariä versuchte sich in Fabeln nach der Manier des Burkhard Waldis, die weniger Glück machten, wie seine erzählenden Gedichte.

Wichtiger als alle diese letzteren Dii minorum gentium im Bereiche der Fabeldichtung, war es für die letztere, daß Johann Gotthold Ephraim Lessing sich ihrem Anbau aus der Fülle des eigenen Geistes nicht nur unterzog, sondern daß er auch ihr ganzes Wesen mit kritischem Scharfsinn erfaßte und erläuterte, die Urtheile anderer guter Köpfe über das Wesen der Fabel zusammenstellte, und ihr so gewissermaßen zuerst einen wissenschaftlichen Unterbau schuf, zu welchem auch schon Gellert durch das Selbstkritisiren mehrerer seiner eigenen Fabeln einige Steine herbeigetragen hatte. Es ist nicht unwichtig, die Stimme eines so bedeutenden, in der vaterländischen Literatur eine neue bessere Aera beginnenden und Epoche machenden, großen Geistes, wie Lessing war, zu vernehmen und seine Ansichten zu würdigen, wenn auch das fast vollendete Jahrhundert, welches

zwischen der Erscheinung jener Lessingschen Arbeit, 1759, und der Jetztzeit liegt, Manches im anderem Lichte erblicken lehrte, und mancher Ansicht andere Richtung gab.

Lessing sagt: „Ich hatte mich bei keiner Gattung von Gedichten länger verweilet, als bei der Fabel. Es gefiel mir auf diesem gemeinsamen Raine der Poesie und Moral. Ich hatte die alten und neuen Fabulisten so ziemlich alle und die besten von ihnen mehr als einmal gelesen. Ich hatte über die Theorie der Fabel nachgedacht. Ich hatte mich oft gewundert, daß die gerade auf die Wahrheit führende Bahn des Aesopus von den Neueren, für die blumenreichern Abwege der schwatzhaften Gabe zu erzählen, so sehr verlassen werde."

Lessings Abhandlungen zerfallen in folgende:

I. Von dem Wesen der Fabel. Darin bespricht er zunächst, was eine einfache, was eine zusammengesetzte Fabel sei, sehr klar, und führt auch die Urtheile von einigen Ausländern an; zuerst De la Motte, welcher die Fabel als eine unter die Allegorie einer Handlung versteckte (oder eingekleidete) Lehre erklärt. Dieser Satz ist von vorn herein falsch, denn die Fabel soll kein Gleichniß sein, die Allegorie ist durchaus eine Dichtungsform für sich, deren Literatur, mit jener der Symbolik und Emblematik, sehr reich, aber auch noch lange nicht genug gewürdigt und durchforscht ist. Diese allgemeine Wahrheit wird ziemlich weitläufig ausgeführt.

Richer, ein anderer Franzose, erklärte die Fabel als „ein kleines Gedicht, das irgend eine unter einem allegorischen Bilde versteckte Regel enthalte." Ebenso schwankend und unbestimmt. Was de la Motte Lehre nennt, nennt Richer Regel. Beiden schwebte jedenfalls Sittenlehre, Sittenregel vor. Beide letzteren aber bilden nicht das

Wesen und den Kern der Fabel, sondern nur jenen des Gleichnisses; viele Fabeln, die von den ältesten bis auf die späteren Dichter so benannt wurden, sind keine, sind blos kleine Geschichtchen, Anekdoten u. dgl.

Batteux nennt die Fabel: „Erzählung einer allegorischen Handlung." Auch damit ist so viel als nichts gesagt, und der Satz ist der langen Auseinandersetzung, deren Lessing ihn würdigte, nicht werth. Man war leider zu Lessings Zeit schon allzusehr gewohnt, die Fabel als eine angenehme Dreingabe zur Sittenlehre in den Kauf zu nehmen, einen poetischen Markknochen gleichsam zum saftlosen Fleische der trockenen Moral. Man vermochte durchaus nicht, Gleichniß, Beispiel, Exempel, Parabel, von der eigentlichen Fabel zu scheiden, und daher gelangte selbst der so geistvolle Lessing zu der zwar richtigen, aber schwerfälligen Erklärung des Wesens der Fabel, die er in nachstehenden Worten aussprach:

„Wenn wir einen allgemeinen moralischen Satz auf einen besonderen Fall zurückführen, diesem besonderen Falle die Wirklichkeit ertheilen, und eine Geschichte daraus dichten, in welcher man den allgemeinen Satz anschauend erkennt, so heißt diese Erdichtung eine Fabel."

II. Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel. Auch in dieser Abhandlung mangelt der tiefere Einblick in die Dichtungen alter Zeit, und die Kenntniß, wie aus ihnen sich die Thierfabel entwickelte, gänzlich. Komisch wirkt die Erklärung Batteux': „Die Fabel ist die Erzählung einer allegorischen Handlung, die gemeiniglich den Thieren beigelegt wird." Mit Recht ruft Lessing darüber aus: „Vollkommen à la Françoise!" Er selbst setzt die Thierfabel „in die allgemeine Bestandtheit der Charaktere" und hat somit, wenn wir an die Hauptträger der

Thierfabel zurückdenken (vgl. S. 16), einer richtigen Ahnung der Wahrheit, die er auf dem mühsamen Wege eigenen Nachdenkens erreichte, zu der man aber jetzt mühelos gelangt, entsprechenden Ausdruck verliehen. Der Charakter der Menschenwelt mit dem Charakter der Thierwelt in nicht allegorisirende, sondern ironisirende Verbindung gebracht, war und ist die ursprüngliche Grundlage der Thierfabeldichtung.

III. Von der Eintheilung der Fabeln. Dieser Abhandlung steht der unbestreitbare Satz voran: „Die Fabeln sind verschiedener Eintheilungen fähig" — minder dürfte der Nachsatz sich bewahrheiten: „Der Nutzen dieser Eintheilung (nämlich in einfache und zusammengesetzte Fabeln) hat sich bereits an mehr als einer Stelle gezeigt." Der Poesie einestheils, und dem Volke, für welches doch die Fabeln gedichtet werden und sind, ist es völlig einerlei, ob die kunstrichterliche Gelahrtheit die Fabeln in directe und indirecte, oder, nach Aphthonius, in vernünftige, sittliche und vermischte, überhaupt, ob man philosophisch oder unphilosophisch eintheilt (unter letzterer versteht Lessing die Eintheilung nach den verschiedenen Dichtern). Er selbst theilt nun die sogenannte sittliche Fabel wieder ein in mythische und hyperphysische u. s. f. und spricht sich über seine Eintheilung des Breiteren belehrend aus — doch wird der Fabeldichtung durch keinerlei Eintheilung etwas gewonnen.

IV. Von dem Vortrage der Fabeln. Hier wird gleich eine sehr eigenthümliche Frage an die Spitze gestellt. Es ist die: ob Aesop oder Phädrus oder Lafontaine das wahre Muster sei, wie die Fabel vorgetragen werden solle? — das heißt, wie sie poetisch zu behandeln sei? und die Antwort ausführlich abgehandelt. Da wir nicht geneigt sind, Lessing abzuschreiben, so wird es genügen, nur anzudeuten

daß die Fehler des Phädrus in manchen seiner Fabeln stark gerügt, aber auch die Mängel des Lafontaine nicht verschwiegen werden.

V. Von einem besonderen Nutzen der Fabeln in den Schulen. In dieser letzten seiner Abhandlungen über die Fabel, welche zugleich die kürzeste derselben ist, hebt Lessing den heuristischen (erfinderischen) Nutzen der Fabeln hervor. Wir sollten glauben, ihr ethischer Nutzen wäre bedeutender. Auf letzteren kommen wir im dritten Bändchen ausführlich zu sprechen. Ob das von dem großen Manne empfohlene „Princip der Reduction" eine praktische Anwendung finden könne, ob es möglich sei, Schülern äsopische Fabeln erfinden zu lassen, das werden Schulmänner vom Fach ungleich besser als wir zu beurtheilen verstehen. Wir bezweifeln, daß gelungene Versuche gemacht worden sind, diesen Rath zu befolgen, wenn man sich irgend wo herbeiließ, überhaupt derartige Versuche zu machen. Ist doch dem uns noch höher stehenden höchst beherzigenswerthen Ausspruche Lessings, in derselben Abhandlung: „Man müßte dem Rathe eines neueren Schriftstellers folgen, den ersten Anfang des Unterrichtes mit der Geschichte der Natur zu machen, und diese in der niedrigsten Klasse allen Vorlesungen zum Grunde legen" — ebenso wenig noch bis heute eine Folge gegeben, und die Unkenntniß auf dem Gebiete der Naturwissenschaft ist in allen Ständen und Gesellschaftskreisen theilweise noch schreckhaft, trotz aller wackern Bemühungen der Neuzeit. Es wird in den Gelehrtenschulen Naturgeschichte nicht genügend vorgetragen, man betrachtet sie der Gelehrsamkeit und Kenntniß in alten Sprachen und den Classikern gegenüber immer noch nicht ebenbürtig und nicht vollberechtigt. Ohnlängst begegnete uns auf einem Maculaturblatte ein Gedicht, in

welchem der Poet frischweg von Misteln auf hohem Tannenbaume singt. — Nur ein wenig Botanik in der Schule gelernt habend, würde er diese grobe poetische Licenz sich nicht gestattet haben.

Durch Gellert drang wol zunächst die Fabel in die Schulen, zumal die allmählich erwachenden pädagogischen Bestrebungen Geneigtheit zeigten, der Jugend niederer Klassen etwas mehr geistige Nahrung zuzuführen, als neben dem Elementar-Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen, Katechismus-, Gesangbuch- und Bibel-Auswendiglernen ihr gewährten. Die Fabel war dazu ein treffliches Mittel, sie erheiterte und belustigte, indem sie belehrte. Sie lehrte verkehrtes Thun meiden, und schärfte den Blick für das Leben. Sie lehrte zugleich mehr Lebensweisheit im allgemeinen, als nur einen Zweig derselben, die Moral. Zwar stieß die Form der Dichtung Hörer und Leser durch den gewöhnlichen Schlußsatz der Fabeln mit der Nase auf die aus der Fabel zu ziehende unvermeidliche Lehre, aber ein guter Kopf vermochte in einer guten Fabel Vieles zwischen den Zeilen zu lesen, und wie die Kupferstiche vor der Schrift werthvoller erachtet werden, als die späteren Abdrücke mit der Schrift, so möchte man vielen Fabeldichtern, Gellert nicht ausgenommen, gern die hinterdrein angehängte hausbackene Moral erlassen, und die Dichtung avant la lettre vor sich haben.

Nach Gellert und Lessing trat wieder Stille ein auf dem Gebiete der Fabeldichtung. Gellert, der Liebling der Nation, hatte in deren Bewußtsein den Sieg über alle Fabeldichter davon getragen, seine Fabeln erlebten eine Auflage nach der andern, und andere Dichter, welche sich noch auf dieses Gebiet wagten, wie Joh. Friedrich August Kazner, Joh. Gottlieb Willamov (Dialogische Fabeln), Gottl.

Wilh. Bürmann, machten wenig Glück. Erst Gottlieb Conrad Pfeffel errang eine neue Palme als Fabeldichter; die Ader seiner Fabeldichtung sprang lebensfrisch, bisweilen benutzte er auch Sagenstoffe. Ebenso zeigte Ludwig Heinr. Freiherr von Nicolay für die Fabel entschiedenes Talent. Gleichzeitig dichteten noch Karl Friedrich Kretschmann, Heinrich Gottfried von Bretschneider und Joh. Georg Jacoby Fabeln, während wieder beliebte und berühmte Jugendschriftsteller, wie Pestalozzi, Campe und Bertuch dieses angenehme Mittel, auf junge Gemüther belebend einzuwirken, verschmähten. Gleiche Mißachtung erfuhr die Fabel von den hervorragendsten Geistesgrößen des Jahrhunderts. Weder die Sturm- und Drangperiode, noch die romantische Schule beachteten diesen Zweig deutscher Dichtung, und es blieb ihm überlassen, im Stillen fortzugrünen und andern Poesieformen, welche der empfänglichen Welt der Leser mehr zusagten, Raum zu gönnen.

Während die Fabel in keiner Weise mehr naturwüchsig sich aus dem Volke selbst erzeugte, und außer den in Schulen erlernten Stücken in ihm nicht umlief, glich sie in der That dem fremdartigen Mistelgewächs auf der Eiche der deutschen Literatur: angeflogen, nicht angepflanzt, benutzt, aber nicht angebaut, immer grün, aber ohne rechte Blüthe. Dagegen umrankte und umgrünte der Epheu der Sage kräftig den stolzen Baum, und das lebendige Märchen durchflog sein Gezweig in bunter Vogel-, Schmetterlings- und Libellengestalt. Längst waren die alten Mären vergessen, und das eigentliche Märchen, das Glück und die Freude der Kinderwelt, war eben frei und ungebunden, mindestens in kein Buch, wie die Vögel unter dem Himmel. In der Spinnstube, in der Kinderstube, bei sonstiger friedlicher Arbeit des Hauses, welche um einen Tisch die Bewohner Märchendichtung.

wies, da lebten im engen Geschwisterbunde Sage und Märchen, gingen von Munde zu Munde, erbten von Geschlecht zu Geschlecht sich mündlich fort, und lange Zeit dachte kaum ein Dichter daran, die bunten Vöglein einzufangen, und sie sich und Anderen zu Lust und Freude in der Stube zu halten. Und wie die so eigenthümlichen, grauelnden und gruselnden, wunderbar fesselnden Kindermärchen eigentlich entstanden sind, wissen wir nicht zu sagen.

Lange Zeit schwankten die Begriffe, schwankte die Feststellung des Unterschiedes zwischen Sage, Märe und Märchen, auf den wir Th. 1. S. 3 u. ff. bereits hingedeutet haben. Dieses Schwanken lag und liegt in der Natur der Sache, und die Sonderung läßt sich, wie mehr erwähnt, nicht immer leicht bewirken. Eine Fülle deutscher Sagen ist mit dem Mythus auf das innigste verbunden, eine Fülle deutscher Märchen nicht minder; mit letzterem, aber auch mit der Sagenwelt, sind Märchen so häufig und so nahe verwandt, wie Sagen mit Mythen. Und wieder steht das Märchen zur Fabel in einem gleichen Verhältnisse, ein Märchen kann auch als Fabel gelten, aber nur wenige Fabeln kann man Märchen nennen, mit Ausnahme der Thierfabel. Die Sage kann Mythe sein, und auch das Märchen kann in das Gebiet der Mythe eintreten, dagegen ist die Fabel niemals Mythe und niemals Sage.

Ungern wiederholen wir uns selbst, da aber einmal diese Schrift ausschließlich in volksthümlicher Weise Aufschlüsse über Mythus, Sage, Märchen und Fabel zu geben bestimmt ist, so können wir nicht umhin, auf allgemeine Grundlinien, die wir schon an andern Orten zu zeichnen, Anlaß hatten,*) hier nochmals Bezug zu nehmen.

*) Germania, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft

Wie nicht vermieden werden konnte, beim Mythus auch fremdländischer Götter-Elemente zu gedenken, und bei Sage und Märe die Muster mit zu erwähnen, die von Osten und Westen her genommen und in den Prachtteppich deutscher Dichtung eingewebt wurden, so müssen wir noch mehr und vorzugsweise beim Märchen das Morgenland, wie das europäische Abendland in Betracht ziehen. Das eigenste Wesen des Märchens ist das Wunder — das scheinbar Unmögliche und Unglaubhafte, meist in enge Beziehung zur Menschenwelt gesetzt, und der das Wunder bewirkende Zauber. Geht dieser Zauber von Göttern, von Geistern, von Elfen und Feen, Riesen und Magiern, Kobolden und Zwergen, Hexen und Ungethümen aus, so ist er mythisch, und da dies in den meisten Fällen geschieht, so ist die Verwandtschaft des Märchens mit dem Mythus die allerengste und allernächste. Denn was bliebe der Märchenwelt ohne den mächtigen und dabei geheimnißvollen Apparat des alten Mythus? Im Märchen ist Alles möglich, daß Thiere reden, daß Berge sich aufthun, daß Geister gehorchen; das Märchen macht euch zu Somnambülen, und reist mit euch durch Sonne, Mond und Sterne. Da das Märchen nirgends örtlichen Halt hat, so kann es das, und wir haben es deshalb schon öfter einen in Himmelslüften schwebenden, ruhe- und heimathlosen Paradiesvogel genannt. So lebt und schwebt es, bald ernst und Grausen erregend, bald zart und sinnig, bald schalkhaft und neckelustig, immer aber vom geheimnißvollen Reiz des Zauberhaften und Wunderbaren umgeben. Nennt ein Märchen ein bestimmtes Land,

---

der deutschen Nation. Leipzig 1852. Band 2. Lieferung 5. — Deutsches Märchenbuch von Ludwig Bechstein, Vorwort, namentlich zur 12. Auflage. Leipzig 1853.

einen Ort, oder eine Zeit — so verliert es schon das Zauberwort, gleich jenen Peri's der Persermythe, durch welches es zum Himmel zurückgetragen wird, und bleibt am Boden haften, es wird dann alsobald Sage. Sehr schön hat dies J. Grimm mit den Worten ausgedrückt: D. M. 2. Ausg. Vorrede S. XIV. Das märchen fliegt, die sage geht, das märchen kann frei aus der Fülle der poesie schöpfen, die sage hat eine halb historische beglaubigung. Wie das märchen zur sage, steht die sage selbst zur geschichte, und, lässt sich hinzufügen, die sage selbst zu der wirklichkeit des lebens. — Der alte mythus aber vereinigt gewissermassen die eigenschaften des märchens und der sage, ungehemmt im fluge vermag er zugleich örtlich sich nieder zu lassen.

Ja, das Märchen fliegt, dies weiß und sagt uns schon die harmlose Kinderwelt, wenn ein Häuflein Kinder zusammen kauert und sich Märchen erzählt, und ein Kind mit seiner Erzählung zu Ende ist, so ruft es:

„Und damit ist mein Märchen aus,
Und fliegt auf meines Nachbars Haus!"

Worauf ein anderes Kind ein neues Märchen zu beginnen hat.

Kindermärchen Und dies führt uns von selbst in den harmlosen Kreis des Kindermärchens ein, das sich ganz allmählich, unmerklich und doch unmittelbar ausgebildet hat. Denn das ächte und rechte Märchen ist nur das Kindermärchen. Die ausgesponnenen Liebesmärchen des Orients sind schon Novellen, da ja die Novelle das Wunder und das Gebiet des Zaubers nicht ausschließt; ebenso gehört das märchenhafte Element in manchen Volksbüchern, wie z. B. das unschätzbare Schloß in der Höhle Xa Xa, dem Kreise der Novellendichtung an. Zwar darf auch ein Märchen lang sein, nur nicht langweilig, besser aber ist es kurz und nicht in die Breite gezogen. Es muß sein Vortrag einfach sein,

sein Styl gleich fern von Schwulst, Pathos, Blümelei und Weinerlichkeit; frei von romanhafter Verwickelung und Einschachtelung — das deutsche Märchen weist unbedingt die Episode von sich ab.

Bevor wir zu diesen einfachen, schlichten, dabei aber dennoch wundersamen, und zugleich herzigen, gemüthlichen Kinder- und Hausmärchen gelangen, ist noch Manches über die ganze Literaturwelt der Märchen überhaupt, und über das sogenannte Volksmärchen zu sagen, welches lange ein überaus schwankender, nicht recht sicherer und feststehender Begriff blieb, weil man bald Novellen, bald Sagen, bald Abenteuer Volksmärchen zu nennen begann und beliebte.

Ziehen wir dem Ursprunge des Märchens nach, so finden wir es in den Poesiequellen der Frühzeit. Es ist nur ein Paradies, dem die vier Ströme des Mythus, des Märchens, der Sage und der Geschichte entspringen, es ist nur ein heiliger Urdborn der Vergangenheit, aus dem alles poetische Leben der Menschheit und der Menschenalter hervorbricht. Kindermärchen und Fabel gehören der Kindheit, sie versinnbilden sie gleichsam, denn zu dem Kinde reden Thiere und Kinder reden zu Thieren, und erwarten Antwort von ihnen. Selbst in Sagen reden Kinder zu Schlangen. Andersen läßt in einem seiner Märchen ein Kind ausrufen: Mutter, was werden die Hunde sagen, wenn sie mein neues Kleid sehen! Parabel und Gleichniß stehen schon eine Stufe aufwärts, sie stellen die Flügelkleidzeit der ersten Schuljahre dar, in denen das Kind belehrt wird, wie es an schlimmen Beispielen Gutes lernen soll, nicht stehlen, wie der diebische Rabe, nicht schmutzig sein, wie das Schwein, welches — wie ein guter Lehrer den Kindern erklärte — das Thier ist, das seinen Namen mit der That trägt. Lehrte doch schon die heilige Schrift: „Gehe hin zur Ameise,

du Fauler, siehe ihre Weise an und lerne." Dies deutet nach dem ethischen Werth und Nutzen der Fabel- und Märchendichtung hin, den wir später zu erörtern haben. Spinnen wir das begonnene Gleichniß fort, so tritt nach zurückgelegter Kinderzeit die Sage in ihr Recht, sie ist die poetische Jugend voll Minne und Abenteuer, daher auch der aufwachsenden Jugend besonders lieb, während der Ernst der Geschichte dem reiferen Alter am meisten zusagt, und endlich hohes Greisenalter an der Hand der Erinnerung in den Kindergarten zurücktritt, wo fast das ganze zurückgelegte Leben wieder als Märchentraum erscheint.

Märchen, Fabel und Parabel, wie sie gleichzeitig dem Morgenlande entsprangen und nach Europa kamen, lassen sich nicht streng scheiden, mindestens würde die versuchte Sonderung völlig zwecklos sein. Was die Stoffe der märchenhaften Fabeln des Bidpai oder Pilpai, auch Kalila ve Dimna genannt, betrifft, so wurde ihrer schon gedacht; sie bildeten die Unterweisung (Hitopadesa) der Inder, und die Erzählungen des Braminen Sindbad, oben S. 67 erwähnt, waren gleichem Grund und Boden entwachsen. Aus diesen Werken schöpften die abendländischen Novellendichter, Italiener und Franzosen; letztere waren unerschöpflich in Hervorbringung von Fabliaux und Conte's, besonders bauten sie mit Vorliebe das Feenmärchen an, nächstdem das moralische Märchen, zu Nutz und Frommen der lieben Jugend. Von den Italienern bearbeiteten Boccaccio und nach ihm Giovan Franzesco Straparola theils orientalische, theils selbst erfundene Märchenstoffe in Novellenform, und eine der Novellen des Letztgenannten hat den köstlichen Stoff zum Märchen vom gestiefelten Kater geliefert.

Leider spannen die Franzosen die Märchenstoffe zu Märchenromanen aus, so daß sie weder ächte Volksmärchen,

noch ächte Kindermärchen wurden oder blieben, und gaben dadurch der deutschen Nachahmungssucht das übelste Beispiel.

Das Feenmärchen hat durchaus keinen deutschen Charakter. Wie Name und Begriff der Feen sich gebildet haben, wurde Th. 1. S. 6 mitgetheilt. Der Mythus des Morgen- wie des Abendlandes hatte sich dämonische weibliche Wesen geschaffen, welche Trägerinnen jenes uralten Dualismus des guten und bösen Princips waren. Der Osten hatte die Ueberfülle der Dews, Peri's, Dschinnen, Engel, der Westen jene der Elfen, Trollen, Zwerge und Unterirdischen, ebenfalls in gute und böse zerfallend, und Südeuropa, Italien, Frankreich und die pyrenäische Halbinsel erschufen sich die Welt der Feen. Im ächt deutschen Märchen der späteren Zeit sind es immer nur Waldfrauen — und wenn dieselben als böse gedacht und geschildert werden, Hexen, welche die Rollen übernehmen, die in südabendländischen Märchen die Feen spielen. Diese Waldfrauen, die im deutschen Märchen so wichtig auftreten, sind der letzte Nachhall altgermanischer Mythe, sind entweder Holden oder Unholden, guten oder bösen Zauber übend. Feenmärchen.

Das Märchen, indem es durch den Volksmund von einer Generation zur andern übertragen wurde, mithin Volksmärchen war, fand lange Zeit hindurch in der deutschen Literatur keinen Anbau, außer dem, was von Märchenstoffen in den Volksbüchern sich barg, und was Adam Olearius in seinem „Persischen Rosenthal" dem Osten entnommen. August Bohse, genannt Talander, schrieb viele Romane und Novellen, und unter andern auch 1001 Nacht, 1001 Tag — ohne richtiges Verständniß der Märchenpoesie vom heutigen Standpunkte der Beurtheilung. Volksmärchen.

Christoph Martin Wieland schuf aus der alten Ritter-

märe von Hüon von Bordeaux sein allbeliebtes Meisterwerk „Oberon", und behandelte auch sonst noch Märchenstoffe, doch mit so vieler Zuthat eigener Phantasie, daß ihre ursprüngliche Färbung verloren ging. Ihm folgte unmittelbar Johann Karl August Musäus mit seinen „Volksmärchen der Deutschen" und errang sich mit ihnen zu seiner Zeit eine wohlverdiente Palme. Durch und durch Gemüthsmensch, erschien er als der glückliche Finder der Wunderblume, der Wiederfinder und Wiedererwecker des verloren gegangenen Märchens, wenn auch, was er Märchen nannte, nicht eigentlich Märchen sind. Das vor Allem ist sein großes Verdienst, daß er das Wort Märchen zuerst in so schöner Verbindung mit dem Volke gebrauchte, in einer Zeit, wo das Wort Volk noch keine hohe und edle Geltung hatte, wo die vornehme Welt sich unter Volk nichts dachte, als die verachtete, gemeine, niedere Schicht der Bevölkerung, und daß Musäus seine Begabung nutzte, die gebildete Welt für die reichen Stoffe deutscher Sage wieder empfänglich zu machen, was ihm in hohem Grade gelang, denn das bezeugen die Schaaren der Nachahmer, die er fand, und die zahlreichen späteren Auflagen seiner Volksmärchen. Durch sein Verdienst, durch den errungenen Beifall und durch die Wahl seiner Stoffe, die uns wichtig sind, ganz abgesehen von einer kritischen Würdigung seiner Bearbeitungsweise, — die sowohl für die Sage, wie für das Märchen nach italienischen und französischen Vorbildern gewählte novellistische Form — verdient Musäus, daß wir nicht flüchtig an ihm vorbeigehen. Er verdient es, weil er als Märchendichter Epoche machte, ohne daß er Märchen schrieb.

Man führt gewöhnlich an, Musäus habe sich die von ihm bearbeiteten Volksmärchen von alten Weibern oder von Invaliden beim Qualm der Tabakspfeife erzählen lassen.

Vielleicht hatte er dies selbst geäußert, und sehr wahrscheinlich ist es, daß er, wie am Ende Jeder thut, dem es Ernst ist, dem Volke selbst seine Sagen abzulauschen, sich bisweilen dieses Mittels bediente; allein die würden sehr irren, welche unbedingt glaubten, die Reihe dieser oft sehr lang ausgesponnenen, sehr verwickelten Novellen sei ihrem Verfasser aus dem Munde des Volkes wirklich und in Wahrheit überliefert worden. Weder das Volk um Jena, wo Musäus geboren wurde und studierte, oder um Eisenach, wo er als junger Candidat des Predigtamtes den damals schrecklichen Fehler beging, auf der Kirmes zu Fischbach einmal zu tanzen, noch das um Weimar, wo er als Pagenhofmeister und Professor lebte, lehrte und starb — konnte eine Kunde haben von dem altfranzösischen Rittergedicht über Rolands Knappen, wußte wol kaum mehr als Handwerksburschenüberlieferungen vom Rübezahl, wußte nichts von der Insel Rügen, nichts von der Böhmenkönigin Libussa, nichts von Ulrich mit dem Bühel, und vielleicht nur die Schwanenjungfrauen-Sage, die Musäus „Der geraubte Schleier" überschrieb, sowie die Sage vom zweibeweibten Gleichen-Grafen, die im Thüringer Volke lebt, mochte er mündlicher Ueberlieferung, doch auch nur theilweise, danken.

Musäus besaß viele Bücherkenntniß und verstand sehr gut, sich Schriftquellen zu suchen, die ihm ungleich besser dienten, als alte Spinnfrauen und schmauchende Invaliden. Betrachten wir die 14 sogenannten Volksmärchen, denn mehr sind es nicht, etwas näher.

1. „Die Bücher der Chronik der drei Schwestern" ist nach dem Pentameron des Dichters Giambattista Basile, einer der besten italienischen Märchensammlungen des 17. Jahrhunderts, gearbeitet. Der Dichter, der um 1637 starb,

schrieb ganz in der von Musäus glücklich nachgeahmten, und dem Geschmacke seiner Zeit ziemlich lange zusagenden, witzelnden und ironisirenden Weise, mit der vorwaltenden Neigung, Sitten und Unsitten zu geisseln. Musäus mischte seiner Umarbeitung vieles Eigene ein, wobei er sich bis zum slavischen Mythus verstieg, und aus dem Tschernobog, dem schwarzen Gotte, einen Serbenfürsten Zornbock formte. Das Märchen heißt im Pentameron Basils: Die drei Könige, und ist dort einfacher und edler erzählt.

2. „Richilde", nach Brabant verlegt, ist das Märchen vom Schneewittchen, widerwärtig modernisirt und der Anmuth des einfachen Märchens völlig entkleidet. Unter der Aufschrift: „Die Küchenmagd", steht das Märchen ebenfalls in Basils Pentameron.

3. „Rolands Knappen." Dieser Stoff ist dem schon oben erwähnten Volksbuche entnommen und des Breiteren nacherzählt.

4. „Legenden von Rübezahl." Die hier sehr ungebunden waltende Phantasie des Dichters entnahm ohne Zweifel die Mehrzahl dieser Stoffe nicht dem thüringischen Volksmunde, sondern dem oben S. 68 angeführten Volksbuche und dem Prätorius. Daß M. den Geist des Gebirges stets einen Gnomen nennt, muß die beschränkte Anschauungsweise der Zeit des Dichters entschuldigen. Die südländische Eintheilung der Elementargeister in Salamander, Silfen, Undinen und Gnomen, ist dem deutschen Wesen ganz fremd, ist nur angenommen worden, aber nicht eigen, trotzdem, daß Matthisson sie besang, und Goethe sie im Faust in der Beschwörungsscene anwandte. Rübezahl ist kein Gnom, auch kein Kobold, wie Hinzelmann oder Hütchen; er steht höher, riesenhafter, dämonisch gewaltiger da. Gleichwohl ist die Mehrzahl der Rübezahlsagen von Musäus

anmuthig und allerliebst, selbst bisweilen rührend erzählt.

5. „Dämon Amor." Die hier behandelte Märe vom mächtigsten aller Dämonen, als solcher schon von der antiken Welt anerkannt, hat mindestens ebensoviel sagen- als märchenhafte Färbung; sie spielt an der Ostseeküste, und die ganze Anlage derselben verräth keinen volksthümlichen Ursprung.

6. „Liebestreue" scheint, was den Stoff betrifft, einer Chronikensage entnommen. Auch dieser Novelle gab der Dichter einen örtlichen Spielraum, und entrückte sie damit dem Kreise des Märchens völlig.

7. „Stumme Liebe." Der Sagenstoff von dem die Besucher eines einsamen Schlosses barbirenden Gespenst, der vielfach benutzte von einem durch den Traum eines Andern kundbar gewordenen und gehobenen Schatze, und örtliche Anklänge an Bremische Sagen, wie die ausdrücklich erwähnte von der Bürgerweide (D. Sagenb. 306), sind in dieser Novelle glücklich zu einem Ganzen verwebt, das ein halbes Bändchen füllt.

8. „Libussa." Bei dieser Erzählung giebt der Verfasser selbst seine Quellen an, die böhmische Geschichte des Johannes Dubravius und das Werk des Aeneas Sylvius: „Geschichte vom Ursprung und den Thaten der Böhmen." Anziehend ist, daß auch in den böhmischen Libussa-Sagen das weiße Roß oder der Schimmel eine Rolle spielt (vergl. Th. 1. S. 117). Ein solches Roß ritt die mythische Böhmenkönigin Libussa, und es ging später ihren Boten Pfad zeigend voran, die ausgesendet waren, den künftigen König zu suchen. Auf schneeweißen Rossen reiten die Ritter des Berges Blanik in der schönen böhmischen Sage, die der deutschen Kiffhäusersage nahe verwandt ist.

9. „Der geraubte Schleier“ ist eine örtliche Ueberlieferung aus der Gegend von Zwickau, eine neumodisch-romanisirte Schwanjungfrauensage, aus allerlei Elementen zusammengewebt, viel zu verwickelt, um dem Glauben Raum zu geben, sie könne so im Munde des Volkes umgehen. Das Zwickauer Stadtwappen aber scheint nach ihr hinzudeuten.

10. „Die Nymphe des Brunnens“ zeigt, wie auch die vorige Erzählung, nach dem sagenreichen Schwabenlande, und ist ein sehr schöner Stoff, der an manche andere Nixensagen erinnert; aber der Verfasser entfernt sich so sehr aus dem Gebiete der Märchenwelt, daß er sogar dem schwäbischen Bunde eine Rolle in dieser Erzählung zutheilt, während andererseits der märchenhafte Zug des Dienens der Tochter eines edeln Hauses, diesesmal eine freiwillige Aschenpuddel, der Dichtung anmuthigen Reiz verleiht. Eine böse Schwiegermutter, die in so vielen Märchen und Sagen ein stehendes Rollenfach bekleidet, vollendet das Bild, und eine von dieser bestochene ruchlose Amme schwitzt in gehitzter Badestube nach des Verfassers eigenem Ausdruck „ihre schwarze Seele aus.“

11. „Der Schatzgräber.“ Wieder örtliche Sagemäre, deren Beginn nach Rothenburg an der Tauber verlegt ist, dann zum Brocken führt, und uns in dem wilden Mann auf den Harzgulden den Geist des Harzgebirges erblicken lehrt, den wilden Mann, der wieder an Rübezahl, wie an die Riesen und wilden Frauen des Untersberges erinnert. Anmuthig wird die Gewinnung der Springwurzel geschildert.

12. „Die Entführung“ nennt der Verfasser selbst eine Anekdote. Die Handlung ist auf das Schloß Lauenstein im Thüringer Walde verlegt, und die Zeit derselben ist der

dreißigjährige Krieg. Liebe und Geisterspuk bilden die Grundelemente des unbedeutenden Stoffes, der vielleicht örtlicher Sage entnommen ward, aber im Ganzen ziemlich unbekannt sein dürfte.

13. „Ulrich mit dem Bühel." Die Erzählung beginnt märchenhaft mit großer Noth einer edlen Frau in tiefer Waldeinsamkeit, der ein altes Waldweib Gastfreundschaft erzeigt, welches zugleich im Besitz eines Huhnes ist, das goldene Eier legt. Dann spielt sich der Gang der Handlung nach Bamberg u. s. w. und wird ganz modern erzählte Rittermäre, der der Anhauch des Geschmacklosen nicht abgeht, welcher alle jene sogenannten Volksmärchen der Deutschen, Sagen der Vorzeit u. dgl., die man mit und bald nach Musäus in die Welt sandte, charakterisirt.

14. „Melechsala" endlich ist die ebenfalls in der einmal sich angeeignet habenden Manier des Verfassers erzählte Sage vom Grafen Ernst zu Gleichen und seinen zwei Frauen, deren Stoff die thüringischen Chroniken enthalten, und die besonders in Sagittars Historie der Grafen von Gleichen sehr ausführlich mitgetheilt ist. Der Verfasser webt auch die schöne Sage von den Rosen der heiligen Elisabeth von Thüringen ein, welches Wunder er mit folgenden hochpoetischen Worten schildert, die als Probe der Weise dienen mögen, wie er und seine Zeitgenossen solche Stoffe auffaßten, behandelten und wiedergaben.

„Laß sehen, was du trägst, sprach der gebieterische Eheherr (Landgraf Ludwig der Heilige) und riß mit Ungestüm der Zagenden die Schürze weg. Das schwache Weib konnte sich gegen diese Gewaltthätigkeit nur zurückweichend vertheidigen: Thut doch gemach, edler Herr, gegenredete sie, und erröthete vor Schaam, daß sie vor ihrem Hofgesinde auf einer Lüge sollte befunden werden. — Aber o Wunder

über Wunder! das corpus delicti hatte sich wirklich in die schönsten aufblühenden Rosen verwandelt; aus den Semmeln waren weiße, aus den Schlackwürsten purpurfarbene, und aus den Eierkuchen waren gelbe Rosen worden. Mit freudigem Staunen nahm die heilige Frau diese Verwandlung wahr, wußte nicht, ob sie ihren Augen glauben sollte, denn sie hatte selbst ihrem Schutzheiligen so viel Politesse nicht zugetraut, zum Vortheil einer Dame ein Wunder zu bewirken, wenns darauf ankommt, einen strengen Ehemann zu hintergehen und eine weibliche Nothlüge bei Ehren zu erhalten."

(Der Landgraf schnauzt nun sein Hofgesinde an, das Elisabeth bei ihm, wie er glauben mußte, verläumdet hatte.)

„Hierauf nahm er eine der Rosen, und steckte sie zum Triumph der Unschuld auf den Hut. Die Geschichte meldet aber nicht, ob er den folgenden Tag eine verwelkte Rose oder eine Schlackwurst darauf fand."

So schrieb der Weimaraner Musäus über die gefeierte Ahnherrin seines Fürstenhauses und that damit „den Besten seiner Zeit" genug, errang der Zeitgenossen fast ungetheilten Beifall, und wurde zwar nicht von den Astronomen unter die Gestirne, aber doch von mehr als einem der Leute, welche den Büchermarkt versorgen, unter die sogenannten deutschen Classiker versetzt. Aber wie gesagt, wenn man sich auch von dieser Classicität des Styls und der Behandlungsweise verletzt abwenden muß, das Verdienst bleibt Musäus unbestritten, glücklich und erfolgreich angeregt zu haben. Seine Volksmärchen, die keine waren, erschienen 1782. Im Jahre 1787 kam in Erfurt von einem ungenannten Verfasser ein anspruchloses Büchlein heraus, betitelt: Kindermärchen aus mündlichen Erzählungen gesammelt. Dies war unseres Wissens der erste Beginn, das deutsche Kin-

Ammenmärchen auf heimischem Boden anzubauen, denn einige früher erschienene Ammen- und Feenmärchen waren nur Uebertragungen aus dem Französischen. Der Styl freilich war noch ungelenk, der Inhalt: „Das Vögelchen mit dem goldenen Ei"; „Weißtäubchen"; „der treue Fuchs"; „Königin Wilmwitte mit ihren zwei Töchtern" — bot Stoffe, die mit Ausnahme des zweiten, andern jetzt mehr bekannten Märchen verwandt waren.

Um dieselbe Zeit wirkte für Sagenstoffe Heinrich August Ottokar Reichard durch seine „Bibliothek der Romane", Riga 1778 bis 1797, in Deutschland auf das anregendste ein, und trug neben seinen übrigen verdienstlichen Schriften wesentlich dazu bei, Sinn und Vorliebe für diesen Literaturzweig wach zu erhalten. Er schrieb auch sein selbstständiges Märchen „Blauauge." — Reichards Romanbibliothek war dem Plane der in Paris zu jener Zeit erscheinenden Bibliothèque universelle des Romans nachgebildet, und sollte neben anderen Stoffen und den Uebersetzungen moderner Romane des Auslandes auch alte Prosaromane der eigentlich romantischen Periode theils ganz, theils im Auszuge bringen, die damals, so zu sagen, fast völlig vergessen waren. Reichard schied Ritterromane, Volksromane, deutsche Romane, ausländische Romane und Episoden aus größern Romanen, und wir erwähnen seiner an dieser Stelle gern als Zeitgenossen der Männer, die, von gleichem Sinne beseelt, die Poesie der vaterländischen Vorzeit, wie Märe und Sage beachteten, liebten und pflegten.

Mit Hinweglassung alles Neueren und manches nichtsnutzigen Ausländischen führen wir indeß vom Inhalt seiner Sammlung nur die Stücke an, die für unsern Zweck werthvoll erscheinen.

Der erste Band gleich brachte in einfachen Umrissen

die Artussage und die Faustsage; der zweite ebenso den Wigaleis vom Rade, nach dem Volksbuche von 1563, und den Eulenspiegel; der dritte enthält Lanzelot vom See, die Schildbürger und Markgraf Walter. Den vierten Band der Romanbibliothek eröffnet die Sage von Karl dem Großen und seinen zwölf Palatinen, es folgte, nur kurz besprochen, Ogier aus Dänemark und dann Doolin von Mainz. Im folgenden Bande wird Ogier von Dänemark mitgetheilt, und ein Bericht über die Edda gegeben. Im sechsten Bande begegnen wir den Haimonskindern, finden aber nur deren Vorgeschichte, den Roman von Maugis und Vivian; daran reiht sich Herzog Ernst und das Buch Scherz mit der Wahrheit, das ein buntes Durcheinander von Rittermären, Anekdoten und Fabeln in sich birgt, dabei unter andern auch die Märe vom diebischen Wirth und dem Kriegsmanne, dessen Fürsprach (Anwalt) der Teufel selbst wird (D. Sagenb. 372).

Der siebente Band der Reichardschen Romanbibliothek bringt nun die Haimonskinder und einen berichtlichen Auszug der Mörin Hermanns von Sachsenheim, nach einem Wormser Druck von 1538; in dessen Eingang der Verfasser bemerkt, daß alle Maschinen dieser romantischen Dichtung aus den Volkssagen Deutschlands genommen sind, da Eckart, der Venusberg und der Tannhäuser darin auftreten. Es folgt im achten Bande Bliomberis aus dem Artussagenkreise und eine Ueberarbeitung (Umschaffung sagt der Herausgeber) des Volksbuches vom ewigen Juden, dann ein Auszug des gereimten Volksbuches von Heinrich dem Löwen, die nach dem verloren gegangenen älteren Gedicht über diesen Helden hinweist. Dieser Beitrag rührt von Vulpius her. Band 9. bringt eine Episode aus dem

Artussagenkreise: Der Falke, die Fortsetzung des ewigen Juden (breit gesponnene, ungenießbare Phantasiegeschichte) und einen Bericht über Reineke Fuchs. Der zehnte Band enthält den ersten Theil des Palmerin von Oliva, dessen oben S. 65 gedacht ist, und eine zweite Fortsetzung des leidigen ewigen Juden, der eine dritte im eilften Bande, so wie der Schluß des Palmerin folgte. Der Inhalt des zwölften Bandes ist unwesentlich für unsere Betrachtung, doch wird endlich die Geschichte des unerquicklichen Juden in derselben zu Ende geführt. Im dreizehnten Bande wird der Inhalt des Volksbuches vom gehörnten Siegfried etwa in dem Tone von Musäus geschildert; auch dieser Beitrag rührte von Vulpius her. Den vierzehnten Band beginnt eine Episode aus dem Perceforest, Ritter Louwennel, und bringt darin noch einen Auszug des Volksbuches von der schönen Magelone, nach einer französischen Ausgabe von 1480, die „ein Roman" genannt wird, „der unter den Romanen seines Zeitalters so gut seine Rolle spielte, als bei uns Werther, Siegwart, Agathon und andere mehr." Wieder von Vulpius.

Der funfzehnte Band brachte: Die Wanderungen Ritter Rolands, ohne alle Quellenangabe, dann folgt die Ueberschrift des Volksbuches der sieben weisen Meister, aber statt das deutsche Volksbuch zu erläutern und im Auszug zu geben, folgt: Die Sultanin von Persien und die Wesiere (sic).

Den sechzehnten Band eröffnet Ritter Veit nach einem späteren französischen Ritterromane, dann folgt der Finken-Ritter, den der Herausgeber sehr richtig als „Spottroman" bezeichnet, eine „Mode-Lectüre unseres Vaterlandes, in dem Zeitalter des dreißigjährigen Krieges" — und ihn nur als Probe des Geschmackes jener Zeit aufge-

nommen hat. Die Fülle des in diesem seltsamen Volksbuche zusammengedrängten Stoffes ist wieder in einzelne Lügenmärchen auseinander gegangen und es ist das bekannte vom Blinden, der den Hasen laufen sah, den der Lahme erläuft und der Nackte in den Busen schiebt, auch dabei. Am Schlusse folgt noch „Das Körbchen“ ein ächt arabisches Märchen, in welchem der Vogel Simurg oder Anka eine Rolle spielt.

Im siebzehnten Bande wird der Schluß des Ritters Veit gebracht, dem sich das Volksbuch anreiht: Das bis an den jüngsten Tag währende Elend, welches oben S. 78 erwähnt ist, und welches der Herausgeber einen „Roman“ nennt, dann folgen Ergänzungen zum Buche „Schimpf und Ernst“ nach einer älteren Ausgabe.

Auch der achtzehnte Band beginnt wieder mit einem minder bekannten Ritterromane: Ritter Gazul von Granada, dann folgt eine Schilderung der Hauptpersonen des Heldenbuches unter der Aufschrift: Deutsche Helden der Vorzeit, und so lernte die damalige Lesewelt, die kaum wußte, daß ein Heldenbuch auf der Welt war, doch mindestens etwas von diesem Nationalschatz kennen. Auch giebt der Herausgeber mit demselben Gefühl Proben des Romangeschmackes in Deutschland sechzig Jahre vor seiner Zeit, mit dem wir, mit wenigen Ausnahmen, auf die Hervorbringungen blicken, welche zu seiner Zeit die Lesekreise befriedigten und entzückten. Und wieder nach sechzig Jahren wird unser Styl, unsere Ausdrucksweise und unsere nie zur festgestalteten Regelung kommende Rechtschreibung den Nachkommen ebenso ein mitleidiges und bescheidentlich überhebendes Lächeln abnöthigen.

Der neunzehnte Band schließt den Ritter Gazul und bringt den Ritter Pontus nach einer gewöhnlichen Volks-

ausgabe. Aus der Mittheilung wird ersichtlich, daß das „Buch der Liebe“ dem Uebersender, Vulpius, unbekannt blieb.

Die beiden letzten Bände der Bibliothek der Romane: der zwanzigste und einundzwanzigste, haben wenig Anziehendes mehr, doch suchte ein Volksbücherverzeichniß, darin auch Würfel-, Glücksrad- und Räthselbüchlein, ebenso Fabeln rc. aufgeführt sind, die Erinnerung an den nationalen Bücherschatz in Volkshänden aufzufrischen. Den Schluß der Stücke deutschen Elementes macht ein Aufsatz von Vulpius: Tannhäußer und der treue Eckart, nach Prätorius' Blocksbergs-Verrichtungen; aus diesen wird auch das Tannhäuser-Lied mitgetheilt, und dann Bezug auf Agricola genommen. Nichts Neues und nichts eigen Beigebrachtes, keine Ansicht, keine Forschung. Man gewahrt, wie der Stoff und der Athem ausging, und die Roman-Bibliothek fand mit diesem Bande ihr Endziel. Die Uebersicht ihres Inhaltes, so weit er sich auf deutsche Volksbücher und Volkssagen bezieht, wurde nur deshalb hier eingeschaltet, weil in dieser Periode der Drang wieder lebhaft rege wurde, diese Stoffe mit poetischen Zuthaten reichlich versehen, bald als Volkssagen, bald als Volksmärchen zu bearbeiten und sie so in manchesmal bis zur Unkenntlichkeit veränderter Gestalt auf den Büchermarkt zu bringen. Ob ein Autor damaliger Zeit sein Buch, wie Veit Weber (Wächter) „Sagen der Vorzeit“, oder wie Benedicte Neubert: „Volksmärchen der Deutschen“, oder wie Gerrle: „Volksmärchen der Böhmen“ nannte, das galt den Autoren völlig gleich, und ebenso ihrem Publikum. Wächter sprang völlig willkürlich mit seinen Stoffen um. Frau Benedicte Neubert, in jeder Hinsicht achtungswerth, zeigte sich darin als Musäus Nachahmerin, daß sie auch eine „Legende vom Rübezahl“ schrieb, doch ist

ihr Styl viel edler, reiner und feiner; sie brachten unter den Titeln: „Erlkönigs Tochter“, „die Hamelnschen Kinder oder das Mährchen vom Ritter St. Georg“, „Ottilie“, „Die Legende von St. Julian“, „Jungfernsprung und Roßtrapp“, und „die weiße Frau“, bekannte Sagenstoffe in anmuthige Novellenform, die ebenfalls Alles waren, nur keine Märchen. Die besten Dichter jener Zeit unterschieden noch nicht Sage und Märchen, daher sang Bürger getrost, als er die Sage vom Abt von Kantelburg auf den Abt von St. Gallen übertrug: „Ich will euch erzählen ein Märchen gar schnurrig.“ Die Hainbunddichter alle hatten vielen Sinn für das Romantische, daher pflegten sie mit Eifer Romanze und Ballade, gossen mannichfache Sagenstoffe mit mehr oder minderem Glück in die Formen der Metrik, aber das Märchen pflegten sie nicht. Goethe hätte vermocht, sich desselben mit Liebe anzunehmen, sein „Knaben-Märchen“ in „Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit“ giebt davon vollgültiges Zeugniß. Es blieb minder hervorragenden Talenten überlassen, Märe und Sage fortzupflanzen und fortzupflegen, und dazwischen trat auch wieder mancher Hinweis nach den alten Heldengedichten und Volksbüchern in die Literatur, so Alxingers Doolin von Mainz und Bliomberis. Faust wurde vielfach dramatisirt, und neben dem ersten Theile des Goetheschen trat Johann Friedrich Schinks dramatische Phantasie: „Johann Faust“, in 2 Theilen, am poetisch-abentheuerlichsten hervor. Die Sage von Hans Heiling bearbeitete der fruchtbare Romanschriftsteller Christ. Heinrich Spieß; ein nicht minder fruchtbarer Zeitgenosse, Ludwig Adam Franz Joseph von Baczko, brachte, doch viel später, drei Theile Legenden, Volkssagen u. s. w. zu Markt, auch der beliebte Ludwig Theobul Kosegarten schrieb „Legenden“, und August Heinrich Julius Lafontaine

brachte unter seinen zahlreichen und lange Zeit äußerst beliebten Romanen ebenfalls „Sagen aus dem Alterthume“. Christian August Vulpius baute fleißig die betreffende Literatur an und zeigte ungemein viele Liebe für ihre unvergänglichen Stoffe, die er in seinen Zeitschriften: „Die Vorzeit“, 4 Theile, und „Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt (ein Buch, an dem nichts langweilig ist, als sein Titel), 12 Bände, ansammelte und niederlegte. Er schrieb auch eine „Hulda“ und eine „Truthina“, in die er thüringische Sagenstoffe einwebte, und endlich auch „Ammenmärchen“, die wol größtentheils mündlicher Ueberlieferung nachgeschrieben wurden. Eins behandelt, obschon sehr verändert, den seltenen Stoff, den unser Märchen „Der Hasenhüter“ im deutschen Märchenbuche behandelt; nächstdem sind Anklänge von dem Märchen „vom Wasser des Lebens“ und dem von der „weißen Schlange“, Nr. 97 und Nr. 14 der Grimmschen Sammlung, darin enthalten. Ein zweites ist die Sage von des Königs Abenteuer (D. Sagenb. 444), welche allerdings märchenhafte Färbung hat, aber von uns nicht nach Vulpius mitgetheilt, sondern örtlich aufgefunden wurde. Einige, aber nur einige Anklänge an diese Sage sind im Märchen 136 der Grimmschen Sammlung wahrzunehmen.

Fortzeugend und fortgestaltend traten nun Märchen- und Sagenbücher neben- und mit einander, oft geschwisterlich verschlungen, mehr und mehr zu Tage. So „Volksmärchen aus Thüringen“, von Fr. Wilh. Möller, o. O. 1794 mit einem Vorgedicht: An den Geist des unsterblichen Musäus, der ein „Barde“ genannt wird. Den Inhalt bilden: Hörselbergsspende und die silberne Braupfanne. Ferner „das Märleinbuch für meine lieben Nachbarsleute,“ 2 Bändchen. 1799, dessen Herausgeber sich Peter Kling nannte,

und sonst unbekannt blieb. Derselbe gab unter dem Namen Gevatter Johann auch „Wintermärchen" heraus. Der Autor benutzte Sagen- und Märchenstoffe zu gleicher Zeit, die sich in andern Büchern wiederfinden.

Ohne Namen des Verfassers erschienen 1800 in Eisenach 4 Bändchen „Volkssagen." Der Verlagsort, wie die Wahl der Stoffe deutet darauf hin, daß der Urheber ein Thüringer war, und sein obschon ganz leidlicher Styl kennzeichnet ihn ebenfalls, gleich Möller, als einen Nachahmer von Musäus. Der erste Theil beginnt mit der Sage: „Das wüthende Heer" und der Schauplatz ist zunächst nach Mühlhausen verlegt. Die Eckart- und Tannhäusersage nebst dem Tannhäuserlied wird beigebracht; im folgenden Stück ist die Sage vom Oldenburgischen Horn novellisirt, im dritten „Das Bergschloß" ist die anziehende Sage behandelt, welche die Brüder Grimm in ihre deutschen Sagen Th. 1. S. 146 aus dieser Quelle aufzunehmen würdigten. Der zweite Theil beschäftigt sich mit dem Kiffhäuser-Schloß, mit der Saalnixe bei Naumburg, und dem verfluchten Jungfernloch bei Eisenach, endlich selbst mit Rübezahl, doch sind es meist nur die Persönlichkeiten oder Oertlichkeiten, die anziehen, und der alle Sage verwässernde Inhalt stößt nur ab. So ist es auch bei der im dritten Bändchen auftretenden Frau Holla der Fall. Dabei verfällt der Verfasser nicht selten in die Manier, zu dialogisiren (so wie Schlenkert), eine Manier, die nichts weniger als zusagend ist. Im letzten Bändchen wird neben andern Phantasiegemälden sogar die Legende von den Sieben-Schläfern aufgetischt.

Ungleich besser als alle diese vergessenen Bücher zeigten sich die „Volkssagen von Otmar." Bremen 1800. Es war die erste gediegene Sagensammlung aus dem alten Hartingau (dem Harzgebiete), voll klarer Einsicht in das Wesen

der ächten Sage, und wir kommen gern später auf dieses wichtige Buch zurück.

Im Jahre 1801 erschienen „Feen-Märchen“ in Braunschweig, welche aber nicht ausschließlich solche waren, sondern, doch auch nur theilweise, ächte deutsche Kindermärchenzüge enthielten.

Eine Menge später folgender Volksmärchensammlungen, theils nach ursprünglichen Stoffen, theils eigener Phantasie der Dichter und Erzähler, werden in der literarischen Uebersicht besser als hier angeführt stehen. Es ging einem großen Theile ihrer Verfasser, wie es vielen jungen Dichtern noch heute ergeht, und wie es uns selbst beim Beginne unserer poetischen Versuche ergangen ist, sie wollen Märchen und Sagen schreiben, und wissen noch nicht, was ein Märchen ist, und wie die Märchendichtung zu behandeln; halten Märchen zu schreiben für etwas Leichtes, und doch ist es schwerer, als alle Novellendichtung, und unter zehnen gelingt wol kaum eins. Als das Märchen wieder zu Ehren gebracht war, versuchten sich die achtbarsten Kräfte der neueren Literatur an ihm, die jedoch immer noch nicht alle umhin konnten, vorgefundene und von ihnen ausgewählte Stoffe durch Zuthaten eigener Phantasie auszuschmücken, und dadurch, statt eigentlicher Märchen, zumeist märchenartige Novellen erzählten.

In diesem Schriftstellerkreise glänzen die Namen Christian Ernst Graf von Benzel-Sternau, K. F. Gottschalk, Karoline Freiin de la Motte Fouqué, W. A. Lindau, E. Th. A. Hoffmann, K. Streckfuß, Joh. Rudolph Wyß, Joh. Gustav Büsching, Karl Schall, C. W. Contessa, Karoline Stahl, selbst Ernst Moritz Arndt.

Der bedeutendste unter dieser Dichterzahl, Ludwig Tieck, widmete dem Anbaue des Märchens ebenfalls seinen Antheil,

über Wunder! das corpus delicti hatte sich wirklich in die schönsten aufblühenden Rosen verwandelt; aus den Semmeln waren weiße, aus den Schlackwürsten purpurfarbene, und aus den Eierkuchen waren gelbe Rosen worden. Mit freudigem Staunen nahm die heilige Frau diese Verwandlung wahr, wußte nicht, ob sie ihren Augen glauben sollte, denn sie hatte selbst ihrem Schutzheiligen so viel Politesse nicht zugetraut, zum Vortheil einer Dame ein Wunder zu bewirken, wenns darauf ankommt, einen strengen Ehemann zu hintergehen und eine weibliche Nothlüge bei Ehren zu erhalten."

(Der Landgraf schnauzt nun sein Hofgesinde an, das Elisabeth bei ihm, wie er glauben mußte, verläumdet hatte.)

„Hierauf nahm er eine der Rosen, und steckte sie zum Triumph der Unschuld auf den Hut. Die Geschichte meldet aber nicht, ob er den folgenden Tag eine verwelkte Rose oder eine Schlackwurst darauf fand."

So schrieb der Weimaraner Musäus über die gefeierte Ahnherrin seines Fürstenhauses und that damit „den Besten seiner Zeit" genug, errang der Zeitgenossen fast ungetheilten Beifall, und wurde zwar nicht von den Astronomen unter die Gestirne, aber doch von mehr als einem der Leute, welche den Büchermarkt versorgen, unter die sogenannten deutschen Classiker versetzt. Aber wie gesagt, wenn man sich auch von dieser Classicität des Styls und der Behandlungsweise verletzt abwenden muß, das Verdienst bleibt Musäus unbestritten, glücklich und erfolgreich angeregt zu haben. Seine Volksmärchen, die keine waren, erschienen 1782. Im Jahre 1787 kam in Erfurt von einem ungenannten Verfasser ein anspruchloses Büchlein heraus, betitelt: Kindermärchen aus mündlichen Erzählungen gesammelt. Dies war unseres Wissens der erste Beginn, das deutsche Kin-

dermärchen auf heimischem Boden anzubauen, denn einige früher erschienene Ammen- und Feenmärchen waren nur Uebertragungen aus dem Französischen. Der Styl freilich war noch ungelenk, der Inhalt: „Das Vögelchen mit dem goldenen Ei"; „Weißtäubchen"; „der treue Fuchs"; „Königin Wilmwitte mit ihren zwei Töchtern" — bot Stoffe, die mit Ausnahme des zweiten, andern jetzt mehr bekannten Märchen verwandt waren.

Um dieselbe Zeit wirkte für Sagenstoffe Heinrich August Ottokar Reichard durch seine „Bibliothek der Romane", Riga 1778 bis 1797, in Deutschland auf das anregendste ein, und trug neben seinen übrigen verdienstlichen Schriften wesentlich dazu bei, Sinn und Vorliebe für diesen Literaturzweig wach zu erhalten. Er schrieb auch sein selbstständiges Märchen „Blauauge." — Reichards Romanbibliothek war dem Plane der in Paris zu jener Zeit erscheinenden Bibliothèque universelle des Romans nachgebildet, und sollte neben anderen Stoffen und den Uebersetzungen moderner Romane des Auslandes auch alte Prosaromane der eigentlich romantischen Periode theils ganz, theils im Auszuge bringen, die damals, so zu sagen, fast völlig vergessen waren. Reichard schied Ritterromane, Volksromane, deutsche Romane, ausländische Romane und Episoden aus größern Romanen, und wir erwähnen seiner an dieser Stelle gern als Zeitgenossen der Männer, die, von gleichem Sinne beseelt, die Poesie der vaterländischen Vorzeit, wie Märe und Sage beachteten, liebten und pflegten.

Mit Hinweglassung alles Neueren und manches nichtsnutzigen Ausländischen führen wir indeß vom Inhalt seiner Sammlung nur die Stücke an, die für unsern Zweck werthvoll erscheinen.

Der erste Band gleich brachte in einfachen Umrissen

andern anerkannt, und es wird wenige Märchen geben, die sich nicht auf diese Sammlung zurückführen, nicht in ihren Hauptzügen in den Einzelstücken sich darin wieder auffinden lassen, daher müssen wir ihr vor allen nähere Betrachtung widmen, die ungemein dadurch erleichtert wird, daß das verehrte Brüderpaar schon der ersten Ausgabe Nachweise und Erläuterungen anhing, und später, beim Wachsen der Sammlung, einen selbstständigen Commentar als dritten Band erscheinen ließ. Diesen wollen wir keineswegs ausschreiben, vielmehr auf ihn als ein Ergebniß gründlicher Forschung auch auf diesem Gebiete nur verweisen, und blos in ganz allgemeinen Umrissen die Heimath und die Quellen einer Anzahl dort aufgenommener Märchen andeuten, um welche die hundertaugige Argusfalter-Schaar der Märchen auf blauen, gold- und silberschillernden Flügeln flattert und schwebt, und sehen, wo wir der Verwandtschaft dieser Märchen zu deutscher Mythe und Sage begegnen. Ein halbes Hundert wird dazu ausreichen, um nicht ein Buch über ein Buch zu schreiben.

1. „Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich" ist eins der ältesten deutschen Märchen, Rollenhagen kannte und erwähnt es bereits. In Hessen lebt es volksmündlich und mit Veränderungen. Auch in Schottland ist es zu Hause und soll sogar Beziehungen zum Wolf Fenrir der scandinavischen Mythe enthalten. Ein Zug dieses Märchens, und zwar der, nach welchem der Frosch immer aufs Neue zu der Jungfrau begehrt, findet sich in dem in unser d. Märchenbuch aufgenommenen Märchen „Oda und die Schlange" wieder, nur daß letzteres mit der Verwandlung der Schlange in einen edlen Jüngling endet. Rührend ist der Zug vom treuen Diener Heinrich, der drei Eisenreife um sein Herz legen läßt, damit der Schmerz es nicht breche,

ein Bild, das in alten Mären und Liedern wol wieder begegnet.

2. „Katze und Maus in Gesellschaft“ ist eine der zahlreichen, dem Märchen so nahe verwandten Thierfabeln, oder, wenn man eben will, ein Thiermärchen. Wir möchten aber einen Unterschied zwischen beiden Gattungen der kindlichen Erzählung darin suchen, daß ein Stück, worin Thiere blos als Thiere auftreten und ihrem Charakter getreu mit einander reden (denn die Charakteristik der Thiere ist ja das Wichtigste in allen diesen Stücken), als Thierfabel zu betrachten sei, wenn aber Menschen in Thiere verwandelt auftreten, und wiederum Thiere in Menschen sich verwandeln, wo demnach das eigenste Wesen des Thieres nicht zu Tage tritt und es einerlei ist, ob Frosch oder Kröte, Schlange oder Vogel die Metamorphose bestehen, so wird — doch auch nicht unbedingt und in allen Fällen — eine Berechtigung vorhanden sein, ein solches Stück Thiermärchen zu nennen. Verkehren aber Thiere mit Menschen, wobei wieder ihr Charakter und Wesen festgehalten bleibt, dann dürfen wir unbedingt der Erzählung die Benennung Thiermärchen zugestehen; in diese Klasse gehört z. B. der gestiefelte Kater. — Katze und Maus stammen auch aus Hessen, wo man das Märchen in ähnlicher Weise von Hühnchen und Hähnchen, so auch von Fuchs und Hahn erzählt. Unser „Hühnchen und Hähnchen“ und „Der Hahn und der Fuchs“ im D. Märchenbuche haben andere Beziehungen.

3. „Marienkind.“ Ebenfalls aus Hessen, und dort noch mit Veränderungen volksmündlich. Das hartnäckige Läugnen in diesem Märchen erinnert einigermaßen an jenes vom Schwaben, der das Leberlein gefressen; der Scheiterhaufen aber, auf dem die unschuldige Königin verbrannt werden soll, an manche Volksbuchmäre.

4. „Märchen von einem, der auszog das Fürchten zu lernen." Dieser Stoff beschließt unter der Ueberschrift: „Das Gruseln", selbstständig bearbeitet, die neueste Ausgabe unseres deutschen Märchenbuches. Es geht vielfach verändert um, und in den Grimmschen Erläuterungen (Kinder- und Hausmärchen. Dritter Band) werden mehrere Umwandlungen dieses Märchens angezogen, wo wieder Züge begegnen, die unser Märchen: Die drei Musikanten, auch enthält, das wir mündlicher Ueberlieferung aus Franken zu verdanken haben.

5. „Der Wolf und die sieben jungen Geislein." Allverbreitet und eine der in der Kinderwelt beliebtesten Thierfabeln aus Boners Edelstein, wo sie beginnt: Ein geiz wolt 'vf ir weide gan. Sie ist auch im Elsaß und in Frankreich heimisch, Ehrenfried Stöber nahm sie in sein Elsass. Volksbüchlein auf.

6. „Der treue Johannes." In Hessen und im Paderbornischen zu Hause, für ein Märchen fast zu lang und ausführlich, nach mythischen und antiken Stoffen hindeutend. Redende Raben sprechen prophetische Warnungen aus und ertheilen weise Rathschläge, auch feiert — wie in der Sage, die den Stoff zu Schillers Bürgschaft lieferte, die edle Treue noch ihren Triumph.

7. „Der gute Handel." Das Märchen deutet gleich in seinem Beginn nach den Lalenstreichen; die Frösche schreien ak, ak, ak, ak, und der vorbeigehende Bauer, der seine Kuh um sieben Thaler verkauft hat, versteht acht und wirft ihnen ärgerlich das Geld in den Teich, damit sie es selbst zählen sollen, wie nach einer fränkischen Sage vom Dorfe Dittis der Bote that, der die Steuersimpla gen Fulda tragen sollte, da die Frösche immer riefen „aicht, aicht, aicht, aicht!" Der Weiterfortgang hat den Zug mit der Königs-

Tochter, die zum Lachen gebracht wurde, und der Schluß begegnet schon im Pfaffen vom Kahlenberge, so wie in verschiedenen Hofnarrengeschichten.

8. „Der wunderliche Spielmann" ist zu Lorsch bei Worms daheim, und steht ganz selbstständig da. Es ist wieder ein Thiermärchen, das von fern an die antike Orpheusmythe erinnert, doch ist der Spielmann in der That recht wunderlich in dem übeln Sinne, mit dem wir bisweilen dieses Wort in der Bedeutung von grämlich, ja boshaft gebrauchen, denn er behandelt die Thiere, die ihm vertrauen und, von seinem Spiele gelockt, sich nahen, schlecht und mit Arglist.

9. „Die zwölf Brüder." Deutet offenbar nach dem Märchen von den sieben Raben, Nr. 25 der Grimmschen Sammlung, das wir nach mündlicher Ueberlieferung unter gleicher Ueberschrift in das d. Märchenb. aufnahmen. In beiden Märchenstoffen kommen die Brüder hinweg, und die einzige Schwester bleibt, in beiden begegnen einsame Häuschen, in beiden macht die Schwester sich auf, die Brüder zu suchen. Im Pentamerone Basils sind es 7 Tauben statt 7 Raben, in welche die Brüder verwandelt werden, und in Nr. 49 der Gr. Sammlung 6 Schweine; allen diesen Anklängen fehlt der Zug mit den Hemden der Brüder, den ein hessisches Märchen hat. Am Schlusse wird eine böse Stiefmutter in ein Faß gesteckt, voll giftiger Schlangen und siedenden Oeles. Dieser wichtige Zug, der in so vielen Märchen wiederkehrt, ist sehr zu beachten. Gebildete Frauen haben uns die Besorgniß mitgetheilt, es möge durch solche Märchen in Händen von Kindern, welche Stiefmütter hätten, leicht Abneigung erzeugt, und Herzensverhärtung genährt werden. Sehr schön heißt es über dieses Thema in der Vorrede zur ersten Ausgabe der Grimmschen Samm-

lung S. IX. „Dieses Verhältniß kommt oft vor und ist wohl die erste Wolke, die an dem blauen Himmel eines Kindes aufsteigt und die ersten Thränen erpreßt, welche die Menschen nicht sehen, aber die Engel zählen." Bekannt ist die volksthümliche Symbolik unseres Stiefmütterchens, der beliebten Sinnviole (Pensée). Jedes der drei gelben Blätter, welche die heitern eigenen Kinder der Stiefmutter vorstellen, hat ein grünes Stühlchen; die beiden größeren, die um ihre Mutter trauern, und daher dunkel gekleidet stehen, haben keine Stühlchen. — Nun giebt es doch gewiß auch sehr edle, wohlwollende und liebevolle Stiefmütter, denen es schmerzlich sein müßte, wenn ihre Stiefkinder aus den Märchen lernten, daß Stiefmütter immer böse seien — denn leider schildert kein einziges Märchen eine gute Stiefmutter. — Das ist nun freilich eine Wahrheit, die nur durch Liebe überwunden werden kann.

10. „Das Lumpengesindel." Paderbornische Thierfabel; Thiere wandern mit einander, wie im Märchen von den Berner Stadtmusikanten, Nr. 27 der Grimmschen Sammlung, oder wie in dem: „Herr Korbes", Nr. 41. In letzterem kommen auch unbelebte Dinge vor, die es um so mehr auf das Gebiet der Fabel drängen, ein Mühlstein, eine Nähnadel, eine Stecknadel, ein Ei.

11. „Brüderchen und Schwesterchen." Beginnt gleich mit der bösen Stiefmutter, und ist eine Verwandlungsmäre, am Main zu Hause, einigermaßen dem Märchen vom singenden Knochen, Gr. S. Nr. 28, und dem von uns nach mündlicher Mittheilung unter dem Titel: „Vom Knäblein, vom Mägdlein und von der bösen Stiefmutter" in unser Märchenbuch aufgenommenen ähnlich. Aecht märchenhaft, mit Verzauberung und Wiederverwandlung und glücklichem Ausgang und Hexenbrand der bösen Stiefmutter. Deutet dadurch

daß die verloren geglaubte rechte Mutter wieder allnächtlich zu ihren lieben Kindern zurückkehrt und ihnen zu trinken giebt, nach Nr. 13 der Grimmschen Sammlung.

12. „Rapunzel.“ Wir möchten dieses Märchen ein Pflanzenmärchen nennen, wie unser Freund Herrmann Jäger zu Eisenach deren jetzt schreibt. Es geht ein botanisch-mythischer Zug durch das Ganze, das Uebrige deutet nach fremdländischen Sagen hin. Welche Pflanze ist Rapunzel? Flora's Reich ist reichlich mit Rapunzeln gesegnet. Gewöhnlich heißt die Valeriana Locusta, Varietas a. Olitoria so, deutsch Feldlattich, Ackersalat, Rabinschen, deren Blätter im Sommer und selbst im Winter dauernd als Frühlingsboten auf den Tafeln erscheinen. Allein diese, die zwar auch, aber doch nicht allgemein, in Gärten gezogen wird, meint schwerlich unser Märchen. Es könnte Campanula Rapunculus L. sein, die Rüb-Rapunzel, ein Küchengewächs, oder auch C. rapunculoides, die Feldrapunzel, ebenfalls genießbar. Von beiden speist man die rübenförmigen Wurzeln. Nicht minder aber kann die Rapunzelwurzel, Oenothera biennis L. gemeint sein, welche die Gärtner Rapontika nennen, denn an die nur in Gärten heimische Rhabarberwurzel, Rheum Rhaponticum, dürfte doch wol nicht zu denken sein. Die genannte Pflanze aber, die auch französische Rapunzel und Tagkerze heißt, stimmt am meisten zu dem im Märchen ausgesprochenen Gelüst einer Schwangeren; zumal im Volke, wenigstens in Thüringen, der Glaube lebt und die Rede geht, ein Pfund dieser ungemein nahrhaften Wurzel gebe mehr Kräfte, als ein Centner Ochsenfleisch. Im Pentamerone Basils hat unser deutsches Märchenrapunzelchen den ebenfalls botanischen Namen Petrosinella, welcher nach der Vielen angenehmen breitblättrigen Petersilie, Apium Petroselinum latifolium, hinweist, deren Wurzeln mehr als

das Kraut beliebt sind, und als nächste Verwandte des kräftigenden Selleries werthvolle Eigenschaften besitzen. Freilich liegt der botanische Bezug zum Märchen sehr tief und ist hier nicht näher zu entwickeln.

13. „Die drei Männlein im Walde." Ein Märchen von stark mythischer Färbung; auch von Basil im Pentamerone von drei Feen erzählt. Es treten drei Haulemännerchen (Höhlenmännchen, folglich Wichtlein, Moosleute, Kinder stehlende Kobolde) darin auf, denen wir bei Betrachtung der Dämonenwelt im dritten Theile wieder begegnen werden. Der Zug, daß auf eine Verwünschung dem Mädchen bei jedem Worte eine Kröte aus dem Munde springt, erinnert an jene Sage von den Buben zu Leisnig, die den Vater verfluchen wollten, worauf ihnen die Zungen zu Kröten wurden (D. Sagenb. 617). Die auch hier wieder eine Rolle spielende böse Stiefmutter spricht sich selbst die ihr zu Theil werdende Strafe zu, in ein mit Nägeln durchschlagenes Faß gespündet, und einen Berg hinabgerollt zu werden. Diese antike Strafe, der grausamsten eine, die es nur geben kann, ist schon aus der Geschichte der punischen Kriege bekannt, in welchen Marcus Atilius Regulus sie erlitt. So erging es auch einem Niederländer, Gerhard von Velzen, der 1296 den Grafen Florens von Holland erschlug, und der, nachdem er drei Tage lang gerollt worden war, sprach:

„Ich bin noch derselbe Mann,
Der Graf Floris sein Leben nahm."

wie jener Heinrich Velsbach, auf Wartburg, von der Blide durch die Luft geschleudert, dennoch schrie: „Thüringen gehört doch dem Kinde von Brabant."

14. „Die drei Spinnerinnen." Westphälisch-hessisch, nach Spinnfrauen schwäbischer Sagen deutend, nicht minder

scheint die beim Hause des faulen Mädchens vorüberfahrende Königin Frau Hulda oder Frau Bertha in eigener Person zu sein, und die drei häßlichen alten Basen sind nur verstellte Dienerinnen derselben, die an ihre Hülfe eine Bedingung knüpfen, und da diese redlich erfüllt wird, so wird das zum Spinnen wenig Lust zeigende Mädchen dennoch glücklich.

15. „Hänsel und Gretel.“ In mannichfacher Form umgehend, begegnet auch hier eines der bekanntesten Kindermärchen, welches Grundzüge des Märchens vom kleinen Däumling, von Nennillo und Nennella im Pentamerone und mehreren anderen enthält. In neuerer Zeit haben Gubitz und Fr. von Pocci es neu erzählt und illustrirt, es lebt vielfach in der Kinderwelt, für die das Häuschen aus Zucker, Brod und Eierkuchen, und „der Wind, der Wind, das himmlische Kind“, einen ewigen Reiz behalten.

16. „Die drei Schlangenblätter.“ Nachhall einer griechischen Sage, die wieder nach der antiken Sitte des Einmauerns zeigt, wie nach der nordischen Sage der Blutbrüder Asmund und Aswit, nebenbei ists für Kinder ein wenig bedenklich.

17. „Die weiße Schlange.“ Völlig nach der von uns in diesem Buche oft angedeuteten Volkssage von der weißen Schlange, deren Genuß die Sprache der Thiere verstehen lehrt, hinzeigend, ist dieses Märchen eins der anziehendsten überhaupt, zugleich erinnert es an Märchen, die dem Orient entstammten, und die das Buch: Der alten Weisen Exempel, uns aufbewahrte. So an „die dankbaren Thiere“ in unserem deutschen Märchenbuche, und auch, obschon entfernt, an unser Märchen „Die verzauberte Prinzessin“, das indeß, da wir es aus zweiter Hand erhielten, des volksthümlichen ächten Märchentones entbehrt. Das ungleich besser erzählte

Märchen der Grimmschen Sammlung nennt auch den Ameisenkönig (analog dem Bienenweisel), und gesteht somit diesem Thierstaate das monarchische Princip zu. Auch in unserem Märchen „Der Hasenhüther" zeigen sich Hasen, Ameisen und Mäuse hülfreich. Jener Zug, daß die jungen Raben ihrem Erretter nachziehen und ihm einen Apfel vom Baume des Lebens bringen, läßt an die Raben denken, die St. Meinrad aufzog, die ihn überall hin begleiteten, und die nach dem an ihm verübten Meuchelmord Enthüller der Unthat wurden.

18. „Strohhalm, Kohle und Bohne" — ist eine hübsche schwankhafte Fabel, welche an die äsopische vom Dornstrauch, Taucher und der Fledermaus erinnert, und besonders ist ihr Schluß humoristisch. Der Schneider, der die vor Lachen geplatzte Bohne zusammennähte, bediente sich schwarzen Zwirnes, „seitdem haben alle Bohnen eine schwarze Nath." Solche Märchen mit naturgeschichtlichen Anklängen sind nicht gerade häufig und es ist sehr Acht auf dieselben zu haben, denn insgemein sind sie das Ergebniß volksthümlicher Auffassung und Wahrnehmung; wir wollen nur an die Märchen vom Kreuzschnabel, von der Trauerweide, von der Espe, von der Jehovahblume u. a. erinnern, in denen allen eine besonders hervortretende Eigenschaft des Thieres oder der Pflanze mythisch oder symbolisch gedeutet wird.

19. „Der Fischer und seine Frau." Dies in pommerscher Mundart gegebene Märchen, das wir unter dem Titel: Mann und Frau im Essigkrug, nach elsassischer Märe und hochdeutsch wieder gegeben haben, ohne daß sein Grundzug wesentlich verändert ward, ist höchst charakteristisch, es ist ein treffliches Spiegelbild des Niebefriedigtseins der menschlichen Seele, der ewig neuen Wünsche, deren Erfüllung nur dient, wieder höher fliegende Wünsche der Eitelkeit zu

wecken. In Hessen heißt der Mann Männchen Domine und die Frau Dinderlinde. Das Gespräch mit einem Fisch, der gefangen wird, und auf seine Bitten wieder freigelassen; erinnert an die indische Fluthsage von Manus, dem Brama in Fischgestalt erscheint und sich von ihm fangen läßt. Auch an ein Märchen der 1001 Nacht läßt der Eingang denken. Niemand kann das Märchen so schön nacherzählen, wie es in der Grimmschen Sammlung erzählt ist, wie die Wünsche so rasch sich steigern, wie dem Manne das Herz mehr und mehr beklommen wird, wie Fluth und Himmel immer schwärzer, dunkler und grauenvoller werden, wie die Throne wachsen, und der der Frau als Papst eine Meile hoch ist. Wie der Seesturm schaurig losbricht, als die Frau zuletzt Gott werden will — und dann, wie ein greller Blitz der rasche Schluß. Schade, daß der Mann, der beim Grimmschen Märchen nicht mit wünscht, dennoch für des Weibes Frevelwunsch mit büßen muß!

20. „Das tapfere Schneiderlein." Vielfach umgehend, scheint dieses anziehende Märchen doch dem „Wegkürzer" seinen Ursprung zu danken. Im dritten Bande der Grimmschen Sammlung wird mitgetheilt, daß es in Hessen noch volksmündlich lebt, und da ist denn freilich der Eingang und die Einkleidung ganz anders, als im Wegkürzer, aber im Weiterverlauf nähern sich die Verschiedenheiten. Eigen ist es, daß gerade dieses Märchen das sonst so selten vorkommende und genannt werdende Einhorn erwähnt.

21. „Aschenputtel." Das Aschenbrödelmärchen, wie es insgemein genannt ist, ist in mannichfachen Umwandlungen im Munde des Volkes und der Kinder, und so trat es auch in die Bücher. Die Brüder Grimm theilten es nach drei Erzählungen aus Hessen mit, und führen zahlreiche Varianten an, so wie die vielen Benennungen und das Vor-

kommen des Märchens, das sehr alten Ursprunges ist, auch in außerdeutschen Ländern. Italiener und Franzosen bauten es fleißig an, man benutzte es selbst zu Operntexten. Manche andere Märchen entlehnten Züge von diesem. Die obligate Bösewichtin, die Stiefmutter, und — in Märchen nicht selten begegnende neidische Schwestern bringen viel Herzeleid über das arme Stiefkind, bis seine Glücksstunde schlägt und seine Leidenszeit endet, was nicht geschieht, ohne daß die, die an Aschenbrödel gefrevelt haben, ihre Strafe empfangen.

22. „Das Räthsel." Wieder eine schlimme Stiefmutter und eine leidende Unschuld, und das in Märchen so beliebte Waldhäuschen, dann aber Uebergang in die östliche Turandot-Märe. Im Ganzen zwei Märchenhälften, die uns vorkommen wie zwei Schaalen einer Meermuschel derselben Gattung, die aber doch nicht recht zusammenklappen, weil sie von zwei verschiedenen Exemplaren genommen sind.

23. „Von dem Mäuschen, Vögelchen und der Bratwurst." Fabelmäre aus Philanders von Sittewald Gesichten, Theil 2. Schluß des 7. Gesichts, wol kaum sehr verbreitet.

24. „Frau Holla." Hier begegnet im Märchen die Waldfrau des Mythus, wie sie so häufig auch in der Sage auftritt. Da das Kinder- und Hausmärchen mythische Personen selten mit Namen nennt, so ist auf dieses Märchen ein ganz besonderes Gewicht zu legen, zumal es, wie wir a. a. O. erfahren, in Hessen, wie in Westphalen noch volksmündlich lebendig ist, was sich sehr gut begreift, da der Meißner, auf welchem Frau Holle nächst dem Hörselenberge, und eigentlich noch mehr, geradezu heimisch ist, im Hessenlande liegt. Der Zug der in den Brunnen gefallenen Spule zeigt wieder deutlich nach der oft erwähnten

Eigenschaft der Frau Holla als Spinnefrau. Die im Märchen geschilderten großen Zähne der Frau Holla weisen nach der Märe von der Stampe hin. Sehr vereinfacht lebt dies Märchen in Franken noch mündlich, ganz ohne Bezug auf die Frau Holla zu nehmen, etwa so, wie wir es unter dem Titel: Die Goldmaria und die Pechmaria in unserem d. Märchenbuche gegeben haben. An die Stelle der Frau Holla tritt ein Pötz, Türschemann geheißen, aus dem wir nichts zu machen wissen, denn an einen Turfen der Nordlandsmythe bei diesem Trivialnamen zu denken, würde allzukecker Sprung des Hypothesenrosses sein. Gleichwol hält auch die fränkische Ueberlieferung das „Kikeriki" der hessischen fest, während das „rüttle mich, schüttle mich!" anderswo begegnet.

25. „Die sieben Raben." Bereits oben unter Nr. 9 erwähnt. Die Züge dieses Märchens kommen nicht selten vereinzelt vor, wichtig aber ist immer der Zug vom Glasberg, der für Kinder so anziehend ist, und ein Nachhall alter Ueberlieferung. Im Wolfdietrich-Gedicht wird einer mit Glas überzogenen Burg erwähnt, im Titurel ein Glasberg, in der Artussage eine Glasinsel, und in Schottland giebt es noch überglaste Burgmauern, deren Basaltstücke muthmaßlich durch ungeheure Feuer bis zur Verglasung der äußeren Oberfläche gebracht wurden.

26. „Rothkäppchen." Auch dies ist eines, sich der größten Gunst und der größten Verbreitung erfreuenden Märchen in Deutschland wie in Frankreich. Es ist sehr schlicht, kindlich und einfach und erinnert an das Märchen von den sieben Geislein. Tieck hat ihm romantische Bearbeitung widerfahren lassen. Die Grimmsche Sammlung bringt es so, wie es in den Maingegenden erzählt wird. Auch sonst begegnet es nicht wesentlich verändert.

27. „Die Bremer Stadtmusikanten." Thiermärchen, dessen Entstehung bereits im lateinischen Reinhart Fuchs zu finden ist, das in anderer Weise der Froschmäuseler gereimt enthält, das auch mit Nr. 10 Verwandtschaft hat. In ihm wandern Esel, Hund, Katze und Hahn; im alten Reinhart: Ziege, Bock, Fuchs, Hirsch, Hahn und Gans. Bei Rollenhagen: Ochse, Esel, Hund, Katze, Hahn und Gans. Ursprünglich sind die Einwohner des Waldhäuschens, auf das die Wanderer stoßen, Waldthiere, die spätere Umwandlung der Fabel zum Märchen aber machte Räuber aus ihnen.

28. „Der singende Knochen." Etwas schauriger Art, die alte Lehre einprägend, daß keine Unthat verborgen bleibt. Das aus Niederhessen mitgetheilte Märchen geht verschiedentlich um, zeigt auch nach andern Märchen. Aehnliches lebt auch nach Grimm in altschottischen, wie in altschwedischen Balladen. Mittelbar deutet die Enthüllung der Mordthat nach der von uns im deutschen Märchenbuche mitgetheilten Sagenmäre: „Das Rebhuhn" hin, aber der Zug, daß ein Knochen des Gemordeten singend die That offenbart, ist märchenhafter und ungleich poetischer.

29. „Der Teufel mit den drei goldenen Haaren." In diesem Märchen spielt die Glückshaut eine Rolle, deren wir Th. 1. S. 178 gedachten. Es bestätigt den dort erwähnten Aberglauben, der weit und bis nach Island verbreitet ist, wo man sogar, nach Grimm, glaubt, daß ein Geist sie bewohne, und das in ihr geborene Kind durch das ganze Leben schützend begleite. In Belgien wird sie der Helm genannt, weil in der Regel, und naturgemäß bei Kopfgeburten, sie mitgebracht wird, bei Arm-, Bein- u. a. Geburten aber sie zerrissen wird und zurückbleibt. Ein zweiter Zug des Märchens, die Ueberbringung des Briefes

vom König an die Königin und dessen Umtausch, weist unmittelbar nach der schwäbischen Volkssage vom Grafen von Kalw (D. Sagenb. 905), in welcher nur, statt des Räubers im Märchen, ein Priester den Brief umändert, außerdem trägt sich in der Sage Alles genau so zu, wie im Märchen. Der Weiterverlauf des letzteren ist sehr phantastisch, denn da der König nun die harte Bedingung stellt, sein Eidam wider seinen Willen solle vom Haupte des Teufels aus der Hölle 3 Haare holen, so muß das Glückskind noch manches Abenteuer bestehen. Der im Alterthume so beliebte Zug schwer zu lösender Räthselfragen, der schon in Eddaliedern zur Erscheinung kam, begegnet auch in diesem Märchen, und demnächst machen wir in ihm die Bekanntschaft einer anziehenden Persönlichkeit, deren Natur, Wesen, Abkunft ꝛc. noch gar nicht genau erforscht ist, obschon sie in aller Munde lebt, nämlich der von des Teufels Großmutter oder Aeltermutter, die sich dem Glückskinde hülfreich und gütig zeigt. Wieder ein anderer Märchenzug, und zwar jener aus dem kleinen Däumling, wo der Menschenfresser spricht: Ich rieche Menschenfleisch — kommt auch hier vor; der Teufel sagt dasselbe.

30. „Läuschen und Flöhchen.“ Heitere Fabel, mehr Kinderscherz und Redeübung, als eigentliches Märchen, wie dergleichen in Kinderbüchern viel gefunden wird, auch als Spiel begegnet.

31. „Das Mädchen ohne Hände.“ Der Grundzug des Märchens, der auch in vielen andern vorkommt: das unbedachte Versprechen, tritt gleich im Beginn entgegen, und zeigt sich unheilvoll durch das ganze, rührende, mit Sinnigkeit ersonnene und lang ausgesponnene Märchen, das nach 2 in Hessen umgehenden und sich ergänzenden Erzählungen mitgetheilt ist. Wie in der Genovevensage tritt auch hier

ein Sohn des Namens Schmerzenreich ans Licht. Das Märchen ist so reich an Stoff, daß es recht gut zum Volksbüchlein verarbeitet werden könnte.

32. „Der gescheidte Hans." Hier in lebendig dramatischer Form plastisch anschaulich, anderwärts in üblicher Märchensprache, auch bereits in früheren Schriften gedruckt, und durch Anführen einer Oertlichkeit, des Geslinger Thales, zur Sage gemacht. Eine Däumlingsmäre, die nach eitel Lalenstreichen hinweist, und vereinzelt da und dort so, und anderswo anders erzählt wird. Sie gehört in das Gebiet der Eulenspiegeleien und ergötzt als solche.

33. „Die drei Sprachen." Ein schönes und, wie uns bedünkt, bedeutsames Märchen. Der Sohn eines Grafen, der dem Vater als Däumling erscheint, hat ein tiefes Wissen gewonnen, er hat gelernt, was die Hunde bellen, die Vögel sprechen, die Frösche quaken. Das achtet der Vater gering, verstößt den Sohn und befiehlt, ihn zu tödten. Da tritt der stets in den Märchen, wie in den Sagen wiederkehrende Zug ein, daß ein Thier statt des zu Tödtenden geschlachtet, und dessen Zunge zum Wahrzeichen geschehener That überbracht wird. Die Kenntniß wird nun im Weiterverlaufe — Macht, was sie stets ist. Die Hunde offenbaren einen großen Schatz, der dem Begabten zur Hand einer schönen Jungfrau verhilft; die Frösche quaken prophetisch und Glück verheißend. Zu Rom, wohin der junge Graf reist, ist der Papst gestorben, und man harrt eines Wunderzeichens, das die Wahl des neuen Papstes bestimmen soll. Wie der Graf in die Kirche tritt, fliegen zwei weiße Tauben auf ihn zu und setzen sich auf seine Schultern, und er wird nun Papst. Immer bleiben die Tauben bei ihm und flüstern ihm Weisheit in die Ohren, wie die Raben Hugin und Munin dem Gotte Odin nach der nor-

dischen Mythe. Die Brüder Grimm führen an, daß dies Märchen aus dem Visperthale in Oberwallis stamme, einer Gegend, aus welcher alle Sagen, die uns aus ihr bekannt geworden sind, hochpoetisch klingen und innig mit der Natur verwachsen sind, weil eine großartige Gebirgs- und Hochalpennatur dort die einfachen Gebirgsbewohner hehr umgiebt.

34. „Die kluge Else.“ In manchem Zug ein Seitenstück zum klugen Hans, wie auch zum Catherlieschen, Nr. 59 der Grimmschen Sammlung, andererseits an das bekannte Scherzlied erinnernd:

Es schickt der Herr den Jokel h'naus,
Er soll den Hafer schneiden.

Das Ganze hat keinen rechten Schluß.

35. „Der Schneider im Himmel.“ Schwank, nach älteren Volksschriften erzählt, auch von Hans Sachs in poetische Form gebracht. Wichtig ist der Zug vom Throne des Herrn, von dem der darauf Sitzende die ganze Welt und was in ihr vorgeht, überblickt, gerade wie die nordische Mythe von Hlidsciálf, dem Thronsitze Odins rühmt, auf den auch Freir sich einst setzte. Zugleich enthält das Märchen die hübsche Lehre, daß übereiltes Strafen wenig frommt, blinder Eifer nur schadet, und daß das Regiment, Richter- und Strafamt nicht in die Hände der Flickschneider gelegt werden dürfe, selbst wenn es politische wären.

36. „Tischchen deck' dich, Goldesel, und Knüppel aus dem Sack.“ Ist häufig in Hessen, Thüringen und Franken zu hören, natürlich mit mancher Abwandlung. Die Grimmsche Sammlung hat es sehr ausführlich. Das Tischlein deck' dich erinnert an das Wünschtüchlein in der Märe von Rolands Knappen, das ein Nachhall aus sehr früher Zeit ist. Der Esel in der mündlichen Erzählung speit

kein Gold, er bringt dasselbe vielmehr auf andere Weise zum Vorschein. Der ganz zum Thiermärchen verklingende Schluß mit der geschorenen Ziege, vor welcher Fuchs und Bär sich fürchten, fehlt meist der mündlichen Mittheilung, wo diese nicht aus der Grimmschen Quelle schöpfte.

37. „Daumesdick." Ist in den meisten Zügen mit dem Märchen vom kleinen Däumling verwandt, und insofern wichtig, denn die Däumlingsmäre ist wieder eine der überall heimischen und allbeliebten. Schon die Griechen kannten Märchen von winzigen Däumlingen, andere Ausländer nicht minder. Vom Rhein und Main klingt dieses Märchen bis zur fernsten Ostgrenze Deutschlands. Dem Grimmschen Märchen Nr. 37 wie Nr. 45 fehlt der Zusatz, der vielleicht jünger ist, wie Däumling große Thaten thut und großartig dafür belohnt wird. Bekanntlich hat auch L. Tieck das Märchen in ergötzlicher Weise umgearbeitet, wie wir selbst neben dem gestiefelten Kater auch versucht (Stuttgart, E. Hallberger 1853). Der Zug von den Siebenmeilenstiefeln, den mit so vielem Glück Chamisso auch in seinem Peter Schlemihl benutzte, ist ganz besonders wichtig; sie gehören zu der magischen Garderobe, zu deren Wunderschrein die Poesie Beschließerin ist, darin des Fortunatus Wünschhütlein am goldenen Nagel hängt, Panzer und Ringe der Unsichtbarkeit glänzen, Fausts Zaubermantel den Motten anheimfällt, und Aschenbrödels Schuhe verstauben.

38. „Die Hochzeit der Frau Füchsin." Reines Thiermärchen, das in Hessen und in den Maingegenden verschiedentlich umgeht. Es entstammt dem altfranzösischen Romane du Renard und hat in seinem Element durch die eingestreuten Reimreden viel der Kinderwelt besonders Zusagendes.

39. „Die Wichtelmänner." Dies ist ein häufig be-

gegnender Sagenstoff, der in 3 verschiedenen Märchen nach den dämonischen Wichteln hinweist, die später näher zu erörtern sind. Das Verschwinden der hülfreichen Hausgeister, gleich nachdem man versucht hat, sie zu kleiden, ist Grundzug der Wichtlein- und Hütchensagen, ebenso das Wiederbringen der gegen schöne Kinder eingetauschten Wechselbälge. Doch ist in dieser Nummer noch das eigene Vorkommen, daß der Schuster in dem durch die Wichtlein gewonnenen Glücksstand bleibt, während der letztere in andern Sagen alsbald ein Ende zu nehmen beginnt, wenn die Wichtlein hinweg sind.

40. „Der Räuberbräutigam." Wie in Hessen, so in Thüringen, wenn auch mit Abwandlungen, häufig und weitverbreitet. Wir haben dieser Märchen einige in unser d. Märchenbuch nach mündlicher Ueberlieferung aufgenommen, die mehr oder minder Verwandtschaft zu dem angeführten haben. Es wurde schon oben auf die Räubermärchen hingedeutet und zwar bei Nr. LXVI. der Gesammt-Abenteuer. Wir halten das Räubermärchen, welches in den eben angeführten Ländern nicht selten vorkommt, für die späteste Form des Märchens überhaupt, die nicht früher entstehen konnte, als es Räuber in dem Sinne gab, wie die Märchen sie schildern. Wir suchen nach solchen Schilderungen vergebens fast in allen alten Liedern und ebenso in den Volksbüchern. Aber als das, im ganzen ziemlich poesielose Räubermärchen erst da war, ward es auch willkommen geheißen, brach sich Bahn und wurde zur Quelle der zahlreichen Räuberromane und Räubercomödien, die zur Zeit völliger Geschmackverdorbenheit die Lesewelt entzückten, und selbst hochbegabte Dichtergeister, wie Schiller und Zschokke (Karl Moor und Abällino), zu phantastischen Ausgeburten hinrissen und Beifallsstürme hervorriefen, deren Nachhall

noch durch die Melodien der Räuber-Opern Fra Diavolo und Zampa bis in die neueste Zeit fortklingt.

41. „Herr Korbes" wurde schon oben beim „Lumpengesindel" erwähnt. Die menschliche Persönlichkeit, welche in diesem Stücke auftritt, erhebt es gegenüber der oben genannten Thierfabel zum Märchen, zumal die unbelebten Gegenstände in demselben zwar handeln, aber nicht reden.

42. „Der Herr Gevatter." Hat vielen Anklang an Nr. 44, ist aber auch wieder eigenthümlicher Art, und verläuft unheimlich. Es scheint Bruchstück.

43. „Frau Trude." Ebenso, unheimlich, gruselig und lückenhaft. Der Name Frau Trude weist nach hexenhaften Wesen hin, und so erscheint auch die benannte Persönlichkeit in diesem Märchen.

44. „Der Gevatter Tod." In Hessen, wie auf dem Harze und in Thüringen heimisch, ein Märchennachtstück gleichsam. Dasselbe hat einen grauenhaften Reiz und ebensoviel sagenhafte, als märchenhafte Färbung. Es handelt vom Manne, der, mit allzureichem Kindersegen beglückt, keinen Gevatter mehr bekommen kann, und ausgeht, einen Pathen für sein jüngst geborenes dreizehntes Kind (die schlimme Zahl) zu suchen. Es begegnen ihm der liebe Gott und der Teufel, einer nach dem andern, und bieten sich ihm zum Pathen an, er fertigt sie ab, da naht der Tod, der jenem recht ist, weil er Alle gleich macht. Der Mann ist offenbar ein moderner Communist. Der Weiterverlauf ist als bekannt vorauszusetzen. Schon Jacob Ayrer bearbeitete den sehr dankbaren Stoff, Prätorius im „Glückstopf" theilte ihn mit; Dr. Schiff behandelte ihn als Novelle, wir thaten das Gleiche; ebenso haben wir ihn in kurzer Balladenform mit entsprechender Bilderzier von Franz Pocci erscheinen lassen. Der Tod hat in einer Höhle aller

Menschen Lebenslichter, sowie eins erlöscht, hört ein Mensch auf zu leben; aus Tücke stößt er das ohnehin kleine Lebenslicht seines Pathen, der ihm zweimal Trug spielte, um, als er es eben erneuen soll.

45. „Däumlings Wanderschaft“, wurde schon bei „Daumesdick“ erwähnt.

46. „Fitchers Vogel.“ Dieses Märchen hat mit vielen andern Verwandtschaft durch hervortretende Einzelzüge, die theils an Räubermärchen, durch das Bestreichen mit Honig und das Wälzen in Federn, wie in dem unseren: „Die schöne junge Braut“, das wir in Thüringen fanden, theils an den Räuberbräutigam, wie an das Blaubartmärchen, oder auch an nordische Sagenstoffe anklingen. Andere Bezüge noch enthält die Grimmsche Sammlung Theil 3. In einer Sage aus dem Hannöverschen, die a. a. O. mitgetheilt ist, treten Zwerge an die Stelle der Räuber, was ungleich poetischer klingt und auf früheren Ursprung hinweist. Erst die spätere Zeit wandelte die Höhlen bewohnenden Zwerge in Räuber um. Der Name Fitchers Vogel scheint, ohne daß wir Bezug auf das isländische Fitfuglar (Schwimmvögel) zu nehmen brauchen, aus dem alten fetich, vettech, Fittig abzustammen, ein Fittig-Vogel, der laufend lebhaft die Schwingen regt, wie alle Wasservögel zu thun pflegen.

47. „Der Machandel-Boom.“ Eins der schaurigsten Märchen, die es giebt, von den Brüdern Grimm in pommerscher Mundart mitgetheilt. Es hat viele Veränderungen und ist selbst außerhalb der Grenzen Deutschlands bekannt und fortlebend. Bekanntlich deutete auch Goethe im Faust auf dasselbe in einigen, ganz sicher alt überkommenen Reimzeilen, und bei der allerergreifendsten Scene seiner gewaltigen Tragödie darauf hin. Der Machandel-Baum ist der Wachholder, ein verjüngender Baum, deshalb werden unter

ihm die Beinchen aufgehoben, d. h. die Knöchlein verscharrt und verwahrt. Sinnig deutet diese ihm verliehene Eigenschaft schon die Sprache an, wach ist munter, lebendig, was auch Queck ist, daher die stets lebendig fortsprossende Quecke, und der Queckbaum, der aber wieder der Wachholder ist, daher erquicken, soviel als erfrischen, neues Leben geben, und Quecksilber, das gleichsam lebende, unruhige, nicht zu fesselnde Metall. Selbst im lateinischen juniperus — jung aussprossend, analog der Wortbildung von Vipera — für vivipara. Die böse Stiefmutter fehlt auch in diesem Märchen nicht, und der Zug mit dem Aepfelkasten und dem Zuschlagen des Deckels desselben, während die Kinder sich darüber beugen, tritt auch in anderen, kürzer gefaßten Märchen hervor, namentlich in dem von uns aufgenommenen und schon erwähnten „Vom Knäblein, vom Mägdlein, und von der bösen Stiefmutter", welches wir mündlich zugetragen bekamen, und das auch August Stöber metrisch behandelte.

48. „Der alte Sultan." Heiterer Schwank, Thiermärchen, von dem eine Paderbornische Abwandlung auch den Zug des Wettlaufes zweier Thiere beibringt.

49. „Die sechs Schwäne." Fast ganz wieder das Märchen von den sieben Raben, wie nach der Schwanensage und den Schwanenhemden hindeutend, auch wird die böse Stiefmutter wiederum zu Asche verbrannt.

50. „Dornröschen." Aus Hessen, auch sonst volksmündlich, altnordischer Sage entstammt, doch auch in italienischen Werken, wie im Pentameron Basils schon aufgenommen. Die Märe ist sehr anmuthvoll, und daher zum Liebling der Dichter und Künstler geworden; wir wollen nur an Neureuthers reizendes Blatt erinnern, ohne poetische

Spielereien mit dem Märchen und dessen Zusammenschmelzen mit politischen Tagestendenzen geschmackvoll zu nennen.

Diese flüchtige Skizze möge genügen, darauf hinzuweisen, welchen Schatz von Poesie, von Erinnerungen alter Zeit und an alten Mythus in den Kinder- und Hausmärchen schlummert, und wie reich wir eben sind, wäre es auch nur an — Märchen.

Einige Dichter, und unter diesen der mit Recht beliebte Däne Andersen, haben Märchen gedichtet, in denen sie, gleich früheren Fabeldichtern, auch unbelebte Gegenstände reden lassen, Hausgeräthe und dergleichen. Ein solches Märchen kann nur Fabel heißen, und das ist eben der Unterschied zwischen Märchen und Fabel, daß das erste zwar auch Thiere reden läßt, daß Sonne, Mond und Gestirne, Wind und Wellen sich in Stimmen vernehmen lassen, daß es in ihm aus Grotten tönt und aus Bäumen rauscht, aber daß das unbelebte Werk der Menschenhand im Märchen nicht spricht, während es in der Fabel getrost sprechen, und sich sogar, wenn es will, vor Lachen ausschütten darf. Wir würden eine solche Dichtung Fabelmäre benennen.

Der luftige Bau der Märchenwelt war nahe daran, zu zerfallen, wie in unserer vielgepriesenen Neuzeit so mancher Bau zerfällt, den man früher unvergänglich glaubte, weil Nagemäuse und Rattenkönige unablässig ihn unterwühlen, um endlichen völligen Ein- und Umsturz herbeizuführen, wie die Schlange Nidhöggr an der Welt-Esche Wurzeln nagt. Das Verdienst der Brüder Grimm war es, durch ihre Sammlung jenen Bau zu retten, ihm für immer gesicherte Stützen zu geben. So wie sie — konnte Niemand Märchen sammeln und ohne ihren Vorgang hätten dann auch Spätere nicht in gleicher oder doch ähnlicher Weise gesammelt. Niemand hat tiefer als wir die Wahr-

heit jener Worte empfunden, welche die erste Vorrede der Grimm'schen Sammlung ausspricht: „Es war vielleicht gerade Zeit, diese Märchen festzuhalten, da diejenigen, die sie bewahren sollen, immer seltener werden — denn die Sitte darin nimmt selber immer mehr ab, wie alle heimlichen Plätze in Wohnungen und Gärten einer leeren Prächtigkeit weichen, die dem Lächeln gleicht, womit man von ihnen spricht, welches vornehm aussieht, und doch so wenig kostet. Wo sie noch da sind, da leben sie so, daß man nicht daran denkt, ob sie gut oder schlecht sind, poetisch oder abgeschmackt, man weiß sie und liebt sie, weil man sie eben empfangen hat, und freut sich daran, ohne einen Grund dafür."

Wie die Grimm'sche Sammlung gewirkt hat, wie sie anregte und weiterzeugte, ist bekannt. Mit Entzücken hat die deutsche Kinderwelt sie begrüßt und empfangen, und ihre Märchen sind nun gerettet auf immerdar. Ganz oder theilweise wurden die Grimm'schen Kinder- und Hausmärchen in die meisten Sprachen Europa's übersetzt, und in vielen bedeutenden Auflagen ging und geht jene Sammlung fortwährend von Hand zu Hand, machte die Kinderwelt glücklich, weckte und wahrte in ihr den Sinn für diese heiteren und reinen Dichtungen. Auch unser eigenes deutsches Märchenbuch, dessen Mängel wir nicht verkennen, und das wir in keiner Weise neben die Grimm'sche Sammlung stellen oder mit ihr vergleichen wollen, denn unser Zweck der Herausgabe war ein anderer, erfreute sich eines kaum geahneten Erfolges — der am besten gleich jener reichhaltigeren Grimm'schen Sammlung die Ungunst widerlegt, welche der Märchen- und Sagendichtung von gewissen Seiten her zu Theil wird, und die man, unbekümmert um sie, völlig auf sich beruhen läßt. Der Kinder- und Ju-

gendwelt bleibe ihr Himmel rein erhalten, mehr als zu früh erblickt sie das graue ernstdrohende Gewölk der Zeitgewitter, das den Horizont der Erwachsenen nach allen Seiten hin verdüstert, oder empfindet den kalten Höhenrauch mehr und mehr einreissender Gemüthlosigkeit.

Wir wissen kein schöneres Schlußwort für diesen Theil, als jenes in der Vorrede zu der Grimm'schen Sammlung, das zugleich eine gute Wehr und Waffe gegen jede Verunglimpfung der harmlosen und unschuldigen Märchenpoesie ist: „Was so mannichfach und immer wieder von neuem erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt seine Nothwendigkeit in sich, und ist gewiß aus jener ewigen Quelle gekommen, die alles Leben bethaut, und wenn auch nur ein einziger Tropfen, den ein kleines zusammenhaltendes Blatt gefaßt, doch in dem ersten Morgenroth schimmernd."

So ist im Leben und Bewußtsein des deutschen Volkes, wie wir ebenfalls in einer andern Schrift schon aussprachen, auch dem Märchen unsterbliches Leben gesichert, und die holden Blumen seiner Dichtung werden fortblühen, so lange der Menschen Geschlechter sich verjüngen.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Das deutsche Volk

dargestellt

in Vergangenheit und Gegenwart

zur Begründung

der Zukunft.

XVI. Band.

Mythe, Sage, Märe und Fabel

von

Ludwig Bechstein.

Dritter Theil.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1855.

Mythe,

Sage, Märe und Fabel

im

Leben und Bewußtsein des deutschen Volkes.

Von

Ludwig Bechstein.

Dritter Theil.

Leipzig,
T. O. Weigel.
1855.

Einleitung.

Getreu der Aufgabe, die wir uns bei diesem Buche gestellt haben, sind nun im dritten Theile vornehmlich die örtlichen Sagen des Volkes zu überblicken, in ihrer Gesammtheit wie nach ihrer natürlichen Sonderung; es ist auf ihren ethischen und poetischen Werth hinzuweisen, und auf die Verwandtschaft vieler derselben zu einander, wie sie — oft fast völlig gleichlautend — an weit von einander entfernten Orten begegnen. Auch zu diesen anziehenden Wanderungen haben die Gebrüder Grimm in ihren „Deutschen Sagen. Berlin 1816.“ Pfade gebahnt und Wege gezeigt, und sich dadurch der später kommenden anerkennendsten Dank erworben. Vor allem haben sie gelehrt, den Weg der Treue und Wahrheit zu gehen, an dessen Rändern der Sagen schlichte, unverkünstelte Blumen blühen, Arten und Abarten in bunter Fülle. Die Mannichfaltigkeit der deutschen Sagen ist unübersehbar, kein Buch ist im Stande sie zu fassen, wie sollten wir sie in den engen Raum dieser Bogen einzudrängen vermögen? Aber wie wir bemüht waren, in unserm „Deutschen Sagenbuche“ in einer Zahl von einem vollen Tausend die bedeutendsten zusammen zu stellen, so werden wir auch hier wieder häufig auf dasselbe verweisen müssen, nichts destoweniger aber auch auf andere Samm- Einleitung.

lungen und auf die dort nicht aufzunehmen vergönnte reiche Sagenfülle der österreichischen deutschen Lande. Unsere Aufgabe in diesen Blättern ist nun nicht, ausführlich Sagen zu erzählen, bei welcher Erzählung wir nur Gefahr liefen, uns selbst oder andere zu wiederholen, sondern gleichsam die Wunder-Schreine und Zauber-Schachte der deutschen Sagenwelt dem Auge des Lesers zu erschließen, um ihm zu zeigen, welche Macht und Herrlichkeit deutscher Poesie aus dem Leben, Kern und Bewußtsein des Volkes hervorgegangen, in ihm in seinen Sagen noch lebend — und des Lesers Miteigenthum ist. Dabei wird sich von selbst häufige Hinweisung nach den verwandten Stoffen, Dichtungen, Büchern, nach Mythe und Märe ergeben, mit denen sich die beiden vorhergehenden Theile vorzugsweise beschäftigten. In Bezug auf Anordnung und Aufeinanderfolge der zu gebenden Andeutungen und Uebersichten mußte ein anderer Weg als der im Sagenbuche eingeschlagen werden. Dort war es die Form einer Wanderung von Land zu Land, ohne Bekümmern um Grenzpfähle und politische Abmarkungen, diese liegen auch dermalen noch uns fern. Es handelt sich jetzt darum, den geistigen Zusammenhang der deutschen örtlichen Sagenwelt theils unter sich, theils mit dem Mythus, theils mit alter Dichtung und Märe übersichtlich nachzuweisen, und so ist die Gliederung nothwendig geworden, die wir wählten, weil sie uns als sich so von selbst verstehend erschien, obgleich sich auch einiges gegen sie anführen ließe. Auf die Schwierigkeiten allbefriedigender Gliederung der Sagen ist schon in der Vorrede zu den D. S. der Gebrüder Grimm ausführlich hingewiesen worden, und wir legen auf die von uns im Nachstehenden beliebte durchaus kein maaßgebendes Gewicht, und erwarten nicht, daß darauf ein solches von andern gelegt werde.

Wir stellen kosmische Sagen voran, Sagen von der Elemente Macht und Gewalt, vom Einfluß des Naturlebens auf die Menschen. Erst mußte der Kosmos vorhanden sein, bevor der Mythus entstand, und Völker mußten vorhanden sein, ehe die Gottheiten geahnt und ihre Einwirkungen empfunden werden konnten. Im Bereiche des Mythus enthüllt sich die Fülle der Sagen von Göttern und Dämonen anfangs sparsam, dann je weiter die Dämonenwelt von den ewigen Höhen zur ewigen Tiefe sich absenkt, immer reicher und quellender, bis die alten Dämonen sich in eine einzige nachtdunkle Gestalt zusammenballen, und aus ihr der Allherrscher des Nachtreichs sich formt, der Teufel, der nun mit seinen Bündnern und den ihm verfallenen Menschenkindern eine neue, große mythische Gruppe bildet. Er, der Fürst der Finsterniß und seine Schaar als lebendige Teufelsmauer um das gefestete Reich des Heidenthums, in welchem der Aberglaube sich als Commandant dauernd seßhaft gemacht — stehen fortwährend kampfgerüstet gegen das Lichtreich eines noch neueren Mythus, der mit tausend und aber tausend Streitern jenem kämpfend entgegentritt. Dieser ist das Christenthum, mit den Schaaren seiner Heiligen und Märtyrer, seiner Blutzeugen und Bekehrer, das die deutsche Sagenwelt unschätzbar bereichert hat. Kämpfe rufen Helden ins Dasein; mit dem Eintritt des Christenthums in Deutschland gliedert und festet sich die Geschichte, wenn auch noch umwallt von Sagenschleiern, und die Heldensage tritt geharnischt an das Tageslicht. Sie bringt als reiche Mitgift die Fülle der Romantik, des Ritterthums, alles heldenhaften tapfern Wesens, alle kerndeutsche Mannheit und Ehrenhaftigkeit, die endlich nicht allein dem Ritterthum, die auch dem Bürgerthum ziemt und zukommt und von ihm geübt wird. Wür-

devoller Ernst paart sich mit zwangloser Heiterkeit, letztere aber, voll derber sinnlicher Lebenslust, schlägt bisweilen um und wird allzu zwanglos, wird Spötterei, wird Verkehrtheit, wird Eulenspiegelei, wird Lalenthum.

In diesen reichen und weiten Sagenkreisen erblühen uns eine Menge Blumen, welche, vom Anhauche wahrer Poesie berührt, in Duft und Farbe wundersam prangen, und andere, welche gleich edlen Würzen und Heilkräutern Herz und Sinne ethisch erfreuen und das Gemüth erquicken. Auf solche ist vornehmlich zu achten, sie enthalten und predigen eine Fülle von Väterweisheit, von treuer Lehre und Warnung; sie sind der sittlich-geistige ätherische Balsam auf manche Herzenswunde. Ihnen besondere Würdigung angedeihen zu lassen, stellten wir uns mit als Aufgabe bei dieser Arbeit, und mit derselben schließt sich der Kreis unserer Betrachtungen nicht unpassend ab.

Der literarische Ueberblick kann und soll nicht auf Vollständigkeit Anspruch machen, diese würde ein ganzes Buch für sich bedingen, gleichwol wird er manchem nicht ganz unwillkommen und für neugewonnene Freunde besonders des Sagenreiches anregend und einstweilen auch ausreichend sein.

I.

Kosmische Sagen.

Aus der Betrachtung des Himmels und seiner ewig wandelnden Gestirne, der Natur und ihrer ewig wechselnden Erscheinungen mußten den Frühvölkern Ideen kommen, die sie festhielten, weiter sprachen, vererbten. Die empfundenen Aeußerungen der Naturgewalten wurden ihnen zu Werken unbegriffener und unbegreiflicher Mächte, die sie dankbar empfinden und anerkennen, aber auch fürchten und scheuen lernten. Diese Scheu wurde die antike Moira, die heidnische Götterfurcht, bis das Christenthum jenes Andenken an die zu scheuende und zu fürchtende Gottheit sittlich hob und zur Gottesfurcht, zur Andacht verklärte. So wurden Sonne, Mond und Sterne zu Gottheiten und die Erscheinungen im Makrokosmos, welche häufigst erschütternd auf die Menschheit wirkten, wurden es nicht minder. Im Gewölk, das von Blitzen durchflammt, von Wetterschlägen durchhallt war, mußte ein zürnender Donnergott wohnen, das Brausen des Orkans war das Wehen der Riesenschwingen einer Sturmgottheit, aus dem Gebrüll der Meereswogen zürnte der Geist der Gewässer. Wie diese und andere Erscheinungen den Mythus begründeten, braucht nicht an Einzelbeispielen nachgewiesen zu werden; einige dahin deu-

Kosmische Sagen.

tende wurden bereits im ersten Theile erörtert, und wenn wir aus dem kosmischen Sagenkreise das abscheiden, was aus ihm in den des Mythus trat, so zieht er sich jenem gegenüber ziemlich eng zusammen, wird gleichsam nur ein kleiner Punkt inmitten der Sphären, die ihn umkreisen, wie alte Bilder die irdische Natur mit Land und Meer, Felsen, Bäumen, Gebäuden und Geschöpfen im Kleinen darstellten, um welche dann die Kreise der Luft und des Aethers, des Feuers und der Planeten und des Firmamentes bis zum krystallinischen Himmel gezogen sind.

Es ist leicht begreiflich, daß von Sonne, Mond und Sternen, vom Himmelsgewölbe, von kosmischen und tellurischen elementaren Erscheinungen örtlicher Ueberlieferungen, von welchen letzteren wir hier doch hauptsächlich handeln, keine große Anzahl Sagen vorhanden sein können. Ungleich häufiger, als Mythe und Sage, hat die Fabel auf solche Bezug genommen, allein diese kann in das Bereich dieser Betrachtungen nicht gezogen werden, da sie nur in äußerst untergeordneter Weise zu ihrer Bilder- und Gleichnißsprache solcher Stoffe sich annahm. Sonne und Mond erscheinen frühzeitig mythisch; die Sonne wurde verehrt als das schöne, lichthelle Auge des Himmels, als sein leuchtender Schild, als sein Strahlen werfendes Rad, als das große, mehrere Licht, gegenüber dem kleineren, minderen, dem Mond, dessen erstes wiedererscheinen nach der Abnahme noch immer mit dem Ausdruck Neu-Licht volksthümlich benannt wird. Spätere Anschauungsweise betrachtete das große und das kleine Himmelslicht gleichsam als ein Gatten- oder Geschwisterpaar, Herr Man und Frau Sonne, die Sterne zum Theil mindestens und im ersteren Falle als deren Kinder. Unbewußt blieb Sonnenverehrung im Gemüthe der Völker lange nach der Einführung des Christenthums, daher die

Sonnenwendefeste; die Sonne war den Frühvölkern das allsehende Gottesauge, dem keine noch so dunkle Menschenthat sich entziehen konnte. „Die Sonne bringt es an den Tag“ hieß eine Rede, so gewichtvoll wie eine Ladung der Vehme. „Kein Fädchen ist so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen“, ist tiefbegründeter ethischer Wahrspruch im Volksmunde.

Wenn die deutsche Sage auch die Sonne nur sparsam in örtliche Beziehung zu bringen gewußt hat, so schaltet um so freier das Märchen mit ihr, denn in dem schönen und ausführlichen Märchen: „Das singende und springende Löweneckerchen (K.- und H.-M. der Br. Grimm 88) geht die suchende Maid zur Sonne und zum Mond und hält Umfrage nach ihrem entrückten verzauberten Gemahl. Ebenso im Märchen vom Eisenofen, das dem Löweneckerchen nahe verwandt ist, ja selbst in scherzhafter Kalendermäre a. a. O. Th. 3. S. 31, wo der Schneider die Sonne selbst ist. Ernster begegnet die Sonne in jenen Sagen von frevelhaften Jägern, welche in sie schießen. Zu Marne im Ditmarschenlande war ein Bauer, der gern des Waidwerks pflag; der ging einmal an einem düstern Tage, an welchem ihm das Jagdglück gar unhold gewesen war, heimwärts, und sah vor sich einen grünen Jagdgesellen raschen Schrittes schreiten. Endlich pfiff er ihm und der Grüne stand, und kam mit jenem ins Gespräch und lehrte ihm dunkle Jägerkünste. Eine geweihte Hostie sollte er in die Büchse laden, und in der Sonntagsmittagsstunde im einsamen Walde ein weißes Tuch ausbreiten und mitten in die Sonne hineinschießen, da werde ihm nie mehr ein Schuß fehl gehen. Der Bauer that's, da er aber das dem grünen Jäger gelobte Schweigen schon gebrochen hatte, so gerieth seine Kunst zu übelm Ausgang. Die Sonne wurde rabenschwarz,

ein Wetter brüllte, Raben flogen herbei, des Jägers Tapfen auf dem weißen Tuche waren voll Blut — sein Haus lohte in Flammen auf, er wurde zum ewigen jagen verdammt, sein Weib und seine Kinder mußten ihn als Hunde begleiten. (D. S. 176.) Ein Jäger zu Benshausen auf dem Thüringer Walde hatte gleiche Kunst erlernt und sie nicht verplaudert. Auch er schoß in die Sonne, da fielen blos 3 Blutstropfen aus ihr herab (gleich dem Sonnensaamen im Regenbogen), die raffte er auf, das war der Fahrsame, als dessen Besitzer er nun niemals fehlte. Aber zuletzt mußte er ebenfalls als ewiger Jäger spuken. Er that seinen Schuß am wichtigen Sonnenwendetag, was die Beziehung zur Sonne besonders hervorhebt. Nach örtlichen Sagen in Schwaben soll der freble Schuß am nicht minder wichtigen Christtag, wie am Charfreitag erfolgt sein, und die gleiche Strafe ewigen jagens nach sich gezogen haben. Einer dieser Sonnenschießer soll nahe bei Frauenstadt im finstern Schwarzwald gewohnt haben, ein zweiter im Buchwald bei Neuenburg im wilden Gaisthale nach Herrenals zu, andere an anderen Orten (a. a. O. S. 500 und 913). Ein unglücklicher Spieler schoß voll Zorn und Frevel einen Pfeil gegen den Himmel — mit frischem Blut gefärbt fiel der Pfeil vor ihm nieder. J. W. Wolf D. S. 192. Den Büsumern in Ditmarschen, die, wie schon Th. II. S. 143 erwähnt wurde, ob ihres Lalenthums verrufen sind, wird auch das nachgesagt, daß sie in ihrem Kirchthurm sitzen und die Sonne an einem Tau halten und lenken. Jeden Abend ziehen sie die Sonne ein wie eine Klappe, und jeden Morgen stoßen sie sie wieder hinaus. Auch werfen die Gassenjungen des Ortes mit Taschenmessern an Bindfaden gegen Abend nach ihr, um sie herein zu zücken, davon sieht bisweilen das Gesicht der Sonne so fleckig und

verkritzelt aus und muß sich mit dem Herrn Mond trösten, der ja auch Flecken hat und noch dazu stetige, welche ihm durch die Stangen der schwäbischen Mondfänger ins Gesicht gestoßen worden sind.

Von des Mondes Flecken oder nach Sage und Märchen: „Vom Mann im Mond“ ließe sich ein artiges Büchlein füllen, so reichhaltig und mannichfaltig wurde dieser Stoff volksthümlich ausgebeutet. In der Nähe von Hamburg liegt ein Dorf, von dessen Bewohnern erzählt wird, daß sie das beim Monde thun, was die Büsumer bei der Sonne. Auch außerdeutsche Völker haben die Mondflecken sagen- oder märchenhaft erläutert. Die allgemeinste Deutung im deutschen Volks- und Kindermund ist die, daß jene Schatten ein gebücktes Männchen, mit einer Welle Reisig beladen, darstellten. Wie dieses Märchen in unsrer Heimath lebt, haben wir es in unser D. Märchenbuch aufgenommen, anderwärts geht es vielfach verändert um. Ein Mann geht am Sonntagmorgen zum Walde und haut sich eine tüchtige Welle. Der liebe Gott begegnet ihm und stellt ihn über die frevle Sonntagsarbeit zur Rede, und da jener, statt reuig, protzig ist, nach Bauernart, spricht der liebe Gott, er solle nun auch ewiglich die Frucht für seine Sonntagsholzgeherei tragen, zur Warnung für alle die, welche gegen Gottes Gebot den Sonntag mit Arbeiten schänden und entweihen. Auch in der Mark ist dies Märchen bekannt, man fügt vielfach hinzu, was sehr natürlich ist, daß jener Holzfreund das am Sonntage geholte Holz auch noch dazu gestohlen habe, denn wenn er dessen gehabt, so brauchte er keins zu holen. Hol's ist die Volksetymologie des Wortes Holz: Hol's, es ist da, es ist dein, es wartet auf dich — dieser Weisheitlehre wird in Waldgegenden alle Tage nachgelebt, und deshalb braucht Niemand das Männ-

chen im Mond zu verdammen. Nur die Feiertagsentheiligung ist die Ursache der Strafe. In England ist das Mondmannmärchen allbekannt, es lebt in Gedichten, Shakespeare erwähnt es im Sturm, Act 2. Mr. Bell schrieb sogar ein Buch darüber, darin derselbe so gütig war, auch des Märchens in unserm Buche zu gedenken. Manche gesellen dem Mann im Mond einen Hund, machen auch wol aus dem Holzdieb einen Schaafdieb, welche Sage auf Silt im Ditmarschen zu Hause ist, in der Mark aber ist es ein Kohldieb, welcher in der Christnacht für seine Frau Kohl holte. Zur Strafe dafür wurde er in die Sonne gesetzt (wieder die Doppelbeziehung der Helle und Hölle, zusammenschmelzend im Begriff des ewigen Feuers), dort aber konnte er es vor Hitze nicht aushalten, daher der liebe Gott sich seiner erbarmte und ihm fortan seine Stelle im Monde anwies. In Schwaben ist's ein Weingärtner, der im Mondschein noch Rebenbüschel machte, da man doch im Mondschein nicht arbeiten soll, oder er schnitt Besenreis, und heißt daher das Besenmännchen. Eine Frau, die im Mondschein spann, kam in große Gefahr. (D. Sagenb. 945.) Eine andere Sage der Mark, in der Nähe von Salzwedel, nennt eine Spinnerin im Mond. Ein junges Mädchen spann drauf und drein, war aber auch gern lustig und tanzte gern, und ließ sich an einem Marienabend verleiten, mit jungen Burschen und Mädchen einem Tanze auf dem Kirchhof beizuwohnen, darauf verwünschte die Mutter dieses Kind in den hellscheinenden Mond, wo es nun sitzt und ohne Ende die Fäden spinnt, welche man Marienfäden nennt und fliegenden Sommer. (D. Sagenb. 333.) Leicht läßt sich an diesen Fäden die Mythe von Mondgöttinnen und Spinnefrauen weiter spinnen und von Isis, Diana, Hekate zu Freia, Holda und Berchta bis

zur heiligen Jungfrau Maria ziehen, weil auch diese als Mondgöttin erscheint, denn auf den Grund einer Stelle in der Offenbarung Johannis steht Maria, die Himmels- und Engelkönigin, auf dem Monde, und zahllose Bildwerke der zeichnenden und plastischen Kunst bilden sie also ab.

Von den Sternen leben in Holstein scherzhafte Sagemären. Dort ist jede Tagessonne, welche aufgeht, eine neue; die alte und untergegangene Sonne wird von den alten Jungfern, versteht sich von den verstorbenen, zu Sternen zerschnitten. Von den Gestirnen wurde schon Th. I. S. 89 einiges mythische erwähnt. Der Himmelswagen oder der große Bär, dessen Sternenstellung frühzeitig in die Augen fallen mußte, blieb nicht ohne mythische Bezüge, besonders dürfte davon hervorzuheben sein, daß der Name des wichtigsten dieser Sterne, des Arctur, das Auge des Bären, auf jenen mythischen König und wilden Jäger Artur oder Artus gekommen, um den ein so reicher Heldensagenkreis sich zog. In der Schweiz heißt der Bär Herrawaga und seine verschiedene Stellung wird auf theure oder wohlfeile Zeit gedeutet. Der Stern, welcher der Fuhrmann heißt, wird in Niederdeutschland Hans Dümeken (Däumchen) genannt. — Das Märchen vom Siebengestirn lautet: Einst ging Christus mit seinen Jüngern an einem Bäckerladen vorüber, aus welchem der Geruch frischen Brodes duftete, und sandte einige Jünger, etwas von diesem Brode zu erbitten. Der geizige Bäcker schlug die Bitte so rund ab, wie seine Brode waren, die Bäckerin aber und deren sechs Töchter fühlten sich mitleidbewegt, und gaben jede ihr eigenes Frühstückbrod den Bittenden. Dafür wurden sie als Siebengestirn unter die Sterne versetzt, der Bäcker aber wurde zum Kukuk verwünscht; als solcher ruft er in der Frühlingszeit, so

lange das Siebengestirn in Abendstunden am Himmel sichtbar ist.

Kometen- und Sternschnuppenaberglaube ist allbekannt und wurde zum Theil schon berührt, örtliche Sagen von Einzelsternen werden sich schwerlich solche auffinden lassen, wie die scherzhafte, zu den Lalenstreichen gehörige im Hennebergischen vom Suhler (Suhlaer) Mond. — Ein Suhlaer war zum Besuch in eine seiner Heimath ferne Stadt gekommen. Als er dort den Mond, der gerade im letzten Viertel stand, erblickte, fragte er seinen Gastfreund ganz verwundert: Was ist das dort für ein Ding am Himmel? — Nun, das ist ja der Mond! ward ihm zur Antwort. Ach geht weg! höhnte der Suhlaer: laßt euch heimgeigen mit euerm Mond! da solltet ihr einmal den Suhler Mond sehen, der ist so rund wie ein Käß, und so groß wie eine Backschüssel. — Dieser Scherz klingt trivial, und dennoch liegt in ihm ein ethischer Zug, jener Zug der Heimathliebe, die leicht zur Vorliebe wird, die das heimische hochhält und das fremde geringschätzt. Immer besser, als wenn man das fremde unmäßig und über alle Gebühr ehrt und preist, und das einheimische gering und für nichts achtet.

Milchstraße und Regenbogen, welche der alte Mythus als Götter-, Geister- und Seelenwege betrachtete, wurden ebenfalls Th. I. S. 87 neben andern Erscheinungen am Himmelsgewölbe erwähnt, und eine Localsage angeführt, nach welcher sich zu Prag über 27 angesehenen Männern, die wegen Aufruhrs zum Tode verurtheilt waren, ein gekreuzter Regenbogen zeigte, zum Zeichen, daß ihnen nach vollbrachter Sühne die göttliche Gnade und Verzeihung nicht entgehen solle.

Den Donner hat der Völker kindlicher Sinn früh-

zeitig kindisch gedeutet: „Der liebe Gott schiebt Kegel, der liebe Gott zürnt“, hört man in Mitteldeutschland häufig sagen. Im Ditmarschen-Lande sind es die Engel, welche Kegel schieben, auf der Insel Silt sagen die Leute beim Donner: der liebe Gott fährt seine Kiesen, d. i. Feuerung, die aus dürrem Mist besteht.

Auch Sagen von der Wirkung der Elemente sind nicht mehr häufig in der Erinnerung der Völker, wo sie sich nicht mit der Mythe verschmolzen haben; die meisten derselben haben wir bereits in der ersten Abtheilung dieses Buches berührt und erwähnt. Als das der Erde nächste Element dachten die Alten sich das Wasser, das nach ihren Vorstellungen das feste Land rund und rings umfloß. Aeltester Nachhall nächst den Fluthsagen dürften jene westfriesländischen Sagen von den Wasser- und Feuer-Bützen (Brunnen) sein, welche in frühen Zeiten zum Ausbruch kamen, der Seewasser-Bütz bei Stavoren, der ausströmte, als man einen Süßwasserbrunnen grub, und der nur dadurch sich wieder schloß, daß man das Blut eines dreijährigen Knaben in die salzige Fluth sprengte (D. Sagenb. 156. 157. 159. und Th. I. S. 82). Wenn es in der Stadt Lauban in der Lausitz brennen will, fliegt jedesmal vorher ein Feuerputz durch die Straßen. Auch davon, daß Berge gebrannt hätten, gehen hie und da noch dunkle Ueberlieferungen.

Den Brunnen liegt große Bedeutung bei und die Sagen über Brunnen sind so unerschöpflich, wie die meisten derselben selbst unerschöpflich, oft sogar unergründlich sind. Diese traute Nähe und Zugänglichkeit gegenüber der oft erschreckenden Ferne kosmischer oder meteorischer Erscheinungen zog die Menschenwelt an, und häufigst zeigte sich ihr — wie sehr es auch zürnen und schrecken konnte — das Wasser als ein

freundliches Element, doch mitunter auch als ein feindselig drohendes. So in den Süßwasserbrunnen Stavorens, als man in denselben Seefische fing, weil die Meeresfluth das Land unterhöhlte und es zu verschlingen begann. So in der Th. I. S. 78 erwähnten thüringischen Sage, daß im Schneekopf eine ungeheure Wasserfluth verschlossen sei, die einst, alles Land überschwemmend, hervorbrechen werde. Daher werde in Erfurt — andere sagen in Arnstadt — für den Berg, oder vielmehr für die Bewohner des thüringischen Flachlandes alljährlich gebetet, daß jene drohenden Schleußen sich nicht eröffnen. Ganz dieselbe Sage wiederholt sich beim Sperrhügel und ebenso zweimal in Franken, einmal beim Frickenhäuser See, der eine Ader des Meeres sei, und für den im Dome zu Würzburg gebetet werde, daß er nicht überschwelle und das Frankenland überschwemme, und dann vom Liebfrauensee bei Kissingen, der mit unermeßlichen Wasserbecken verbunden sein soll. (D. Sagenb. 732 u. 782.) Das Thüringer Land hat zwei Fluthsagen, eine alte halbmythische, die Th. I. S. 77 bereits erörtert wurde, und eine jüngere, geschichtliche, über welche viel geschrieben wurde, und welche die Chronikenschreiber die thüringische Sündfluth nannten, die 1613 sich ereignete, welche Jahrzahl im Worte IVDICIVM, gleichsam „Gottesurtheil", enthalten war. Die alte mythische Fluth war jedenfalls größer und gewaltiger, als diese spätere, und ihre Zeit, die keine Jahreszahl kennzeichnet, mag wol im frühesten Morgen, ja in jener mythischen Dämmerung zu suchen sein, aus der alle Geschichte nicht nur wie Sage klingt, sondern Sage ist. Gern vermengt auch die Sage, wie in jener friesischen vom Wasserpütz geschieht, und wie es reimt, Fluth und Blut — daran erinnern die häufigen Nachrichten alter Chroniken von Blutregen, und da

sprachüblich „Fleisch und Blut" häufigst zusammen genannt wird, so fehlt auch der Fleischregen nicht, eine in der That noch nicht genügend erklärte kosmische, oder atmosphärisch-tellurische Erscheinung, wie denn so Vieles noch unerklärt und dunkel ist, was in Vorzeittagen geschehen sein soll. Niemand sagt, wie dieses Fleisch schmeckte, weil wahrscheinlich Niemand wagte, es zu kosten, und kochen konnte man es nicht, weil es, wie die Chroniken ausdrücklich bemerken, obschon es große, zehn bis zwölf Pfund wiegende Stücke waren, „hernach von der Sonnen zerschmolzen". Waren es Hagelstücke von solcher Größe, woher die blutrothe Färbung? — Waren es Nostoch-Tremellen? auch diese Erdgallerte ist stets nur gelbgrünlich, konnte unmöglich für Fleisch gehalten werden. Es war eine räthselhafte, wahrscheinlich nie wiederkehrende Naturerscheinung, gleich jenen Th. II. S. 151 erwähnten vom Himmel herabgefallenen Kreuzen, und es wäre ganz dankenswerth, wenn Forscher der Natur vom Fach sich das Verdienst erwürben, solche Ereignisse klar und bündig wissenschaftlich zu erörtern, ohne Hypothesenkram und volksverständlich. In solcher Mühe würden wir keineswegs ein zerstören der Sagen erblicken, nur in der völlig zwecklosen Verneinung; blos aus gelehrter Rechthaberei und in einem durch nichts begründeten besserwissenwollen tritt ein solches zerstören zu Tage. Nicht alles ist unwahr und haltlos in der Welt der Erscheinungen und in der Ueberlieferung, was nicht durch Pergamente verbrieft und besiegelt vorliegt, oder unzweifelhaft klar in die Augen springt. Zu Weimar überquoll im Jahr 1555 der Schloßgraben, als ob das Wasser siede, und quoll drei Tage lang, und das Wasser schien roth, wie Blut, und am Erdreich hing es wie Blutstropfen, auch blieb das Wasser, in Fläschen

gefüllt, aussehend wie rother Wein. Schon kurz vor dem Bauernkrieg war eine Brunnquelle bei Weimar in gleicher Farbe ausgeströmt, dieselbe begann jetzt auch aufs neue röthlich über sich zu sprudeln, und geschah dasselbe auch noch mit andern Brunnen in Thüringen. Niemand wußte es zu deuten, bald darauf aber begannen die unseligen Grumbachischen Händel, die so vieles und schweres Unheil über das Sachsen-Weimarische Fürstenhaus und das Ernestinische Sachsenland brachten. Eine Menge Sagen von Wunderbrunnen gehören in den christlichen Mythenkreis, und werden zum Theil später Erwähnung finden.

Ueber die wichtige naturgeschichtliche Frage: warum das Seewasser salzig sei, — haben die Norweger ein sehr hübsches Märchen von einer Teufelshandmühle, die ein Mann, der in der Hölle ein Tauschgeschäft machte, erlangte. Diese Mühle mahlte, was einer, der sie besaß, nur verlangte, wenn aber einer nicht wußte, sie einzustellen, so mahlte sie in einem fort, und in dieser Weise erlangte sie ein Schiffer, der sie Salz mahlen ließ, um dasselbe nicht ferner über Meer zu holen, und da mahlte sie das Schiff so voll Salz, daß es mit Mann und Maus in den Grund sank, und die Mühle sank auch mit, und mahlte fort und fort, und mahlt immer noch, und davon ist das Seewasser so salzig.

Das Element der Luft wie jenes des Feuers berührten wir ebenso, wie das der Erde, schon im ersten Theile. Feurige Lufterscheinung, namentlich die sich an einem Ort oder in einer Gegend oft wiederholte, wurde häufig zur stehenden örtlichen Sage; so die vom Heerwisch bei den Orten Lorsch und Hänlein an der Bergstraße, die feurigen Reiter bei Graudenz an der Weichsel (D. Sagenb. 57 und 267), jener Geist in Gestalt eines Lichtes

das auch zu Zeiten zu hoher Lohe anwächst, der zwischen Hohenstaufen und Hohenrechberg wandelt, und welcher der Staufer Geist genannt wird (a. a. O. 931); jener andere Geist, bei Schleiz im Voigtlande, der einem Fuhrmann zwischen Neundorf und Görkwitz leuchtete, und durch den Dank des Fuhrmanns erlöst wurde (a. a. O. 569); jenes räthselhafte Gespenst, das auch als wandelndes Licht erblickt wurde, und dem vorwitzigen neugescheidten Schulmeisterlein zurief:

„Bekümmere dich um dich!
Ich bin ein Licht für mich!" — (a. a. O. 561.)

Zu Wenduine zwischen dem Graffiansdyk und den Dünen wurde sonst zum öftern ein über und über glühendes Schiff erblickt, welches hellen Schein weit um sich über die Wellen warf; in der Helle aber stand die Gestalt eines rabenschwarzen Mannes. Bei Meiningen läßt sich allherbstlich zu gewisser Zeit zwischen Berggärten unter dem Donopsthurm, in der Pfanne, ein Licht sehen, das seinen Platz nie verändert; kommt Jemand, es zu untersuchen, so ist es hinweg. Diese Sage ist erst seit einigen Jahren entstanden, früher war nie die Rede von diesem Licht, aber Viele im Volke behaupten, das Licht gesehen zu haben. Daß über vergrabenen Schätzen Lichter oder glühende Kohlen brennen, wie unter andern die glühenden Kohlen bei Lorch am Rhein (a. a. O. 76), ist allgemeiner Volksglaube, und diese Schätze bestehen häufig in den Sagen nicht blos aus vergrabenem Geld, sondern sie gehören der Erde eigenthümlich an, sind Bergschätze, und das Erdelement erzeigt sich den Menschen gütig, indem es durch mancherlei Zeichen die Horte offenbart, die oft den Findern glückbringend, freilich noch öfter verderblich werden. Von solchen Schätzen giebt es unzählige Sagen, namentlich in Gebirgsge-

genden, wo Bergbau früher blühte, oder wo er noch fortblüht. Da sind auch die zahlreichen Ueberlieferungen von Walen und Venetianern zu Hause, welche gegenüber der einheimischen Beschränktheit schlau und listig, ächt wälsch (wälsch kommt von Walen) und kenntnißreich geschildert werden, die den Reichthum der deutschen Berge in frühern Zeiten von dannen getragen haben, so daß sich nun nichts mehr findet. Diesen Sagen nach wäre einst das sächsische Erzgebirge, das Riesengebirge, der Harz, ja fast auch der Thüringer Wald jedes ein Californien gewesen. Alte Walenbücher führen die Stellen an, wo solcher Bergsegen gefunden worden, z. B. „Zu Hirschberg (am Riesengebirge) frage nach Petersdorf, dann auf Schreibershau, gehe den obersten Weg am schwarzen Berge von der Glashütte, so kommst du ans Weißwasser, darinnen findest du Flammengold, Körner und Edelgesteine, von der Zwiesel (d. i. die Wünschelruthe) angewiesen. Willst du da nicht waschen, so gehe fort, du kommst gegen Abend an ein Wasser auf einer Ebene bei anderthalbem Viertel Weges weit in einen Pechwald, so gehe nach dem Niedergange der Sonne wohl einen Steinwurf, da ist ein großer steinerner Trog, um den Stein sind Menschenbildzeichen, findest du die nicht, so ist da eine Gabel, davon thue drei Schritte, so kommst du an ein Wässerlein, ist verborgen unter der Erde, heißt der verlorne Bach — lege dich, höre, bis du es findest, arbeite durchs Gemöß (Moos), es sind gute Goldkörner da u. s. w.“

Auch ist in solchen Büchern ein großer Trost ausgesprochen, nämlich der, daß das Gold wieder nachwachse, „in guter Erde Witterung seinen Wiederwachs“ habe. Wir wollen nur auf einige Sagen von derartigen Bergschätzen hindeuten. Im Thüringerwalde gab es deren um den

Inselberg, wo die Walen fleißig herumkrochen, im Lauchagrunde, in dem Backofenloch auf dem großen Wartberg und im verzauberten, nur zu Zeiten, in Dreifaltigkeits- und Johannisnächten offenen Geißbeinsloch; bei Liebenstein, Altenstein und Steinbach, wo der Glücksbrunner Bergbau einst im höchsten Flor war, wo am Löge, oberhalb Steinbach, ein goldener Hirsch sich sehen ließ, auch große und kleine Berggeister erblickt wurden. (D. Sagenb. 475. 481. 482. 745.) Jene Sage vom goldenen Hirsch ist nahe verwandt mit der vom vormaligen Bergwerke zu Goldlauter bei Suhl, das den Namen eines Gebirgsbaches führt, der hinwiederum den seinigen dem Golde dankt, das in ihm gefunden wurde. Das Bächlein heißt die Gold, und entspringt unterm Hirschkopf, dort steht im Berge ein goldener Hirsch — aber das Bergwerk ist durch Zauber verschlossen. Auf dem Schneekopf ist die goldene Brücke (a. a. O. 494). Auch bei Ohrdruf, wie um Ilmenau und um Saalfeld sind ähnliche Sagen lebendig; nicht allzufern von letzterer Stadt die schaurige von der Verwünschung eines ganzen ergiebigen Bergwerkes durch den Fluch einer Wittwe, deren einzigen unschuldigen Sohn man des Diebstahls bezüchtigt und hingerichtet hatte. (Vgl. Th. I. S. 99. u. 100.) Das geschah im Orte Reichmannsdorf, dem der Goldberg und der Venusberg und die ganze Umgegend aus zweihundert und zwanzig Gruben Schätze spendeten. Auf ähnliche Weise wurde auch zu Schleiz im Voigtlande ein reicher Schacht verflucht und verwünscht. In der Gegend von Pösneck liegen die Camsenberge, in denen, nach der örtlichen Sage, Schätze verzaubert ruhen und von Drachen bewacht werden. In einer Wüstung bei Orlamünde im Saalthale quoll ein Silberschaumquell empor

(D. Sagenb. 538. 578. 579), und die letztere Sage deutet nach jener vom quellenden Silber auf dem Harze hin (a. a. O. 404), wie denn von Bergsagen des Harzes und dessen Schätzen, die der Harzmann hütet, viel zu schreiben wäre. Selbst am und um den sagenreichen Kiffhäuser wie um die reichen Gruben der Gegend um Goslar blüht häufig über den Bergeshalden jene Wunderblume, die auf Schätze im Erdenschooße unter ihr deutet, abgesehen von allen goldenen Zwerg- und Geistergaben: römischen Münzen, grünen, in Gold sich verwandelnden Zweigen, goldenem Flachs, Knotten, goldenen Kegeln und andern Geräthen. Auch dort ist viel von Schatzgräbern und Venetianern die Rede, und in Walenbüchern sind die Stellen bezeichnet, wo man Goldsand findet. Die Kiffhäuser Burgruinen wurden von Schatzgräbern förmlich durchwühlt. Weit berufen ist die Tidian-Höhle, in der ein goldener Mann steht, und ungleich sagenreicher noch in dieser Beziehung ist der Rammelsberg bei Goslar, woselbst neben den zahlreichen Erzgruben auch der Teufel eine eigene hatte, wie in der großen Günthersmühle zu Arnstadt einen Mahlgang. Die Andreasberger Gruben sind weit bekannt, auch in ihnen wohnte ein Berggeist, auch ihrer einige wurden, gleich jener Reichmannsdorfer, auf immer verschüttet durch den Fluch eines unschuldig gerichteten Bergmanns. Im sächsischen Erzgebirge heißt der Berggeist Meister Hämmerling, der in Mönchsgestalt erscheint, und durch Anhauch, ebenso wie der Berggeist auf dem Harze, den Knappen nützt oder schadet. Auch hier deutet die Sage wieder auf die Th. II. S. 35 erwähnte magische Kraft des Anhauchens und Anblasens hin. Im schlesischen Gebirge bei Brieg an der Oder steht, wie bei Steinbach und Goldlauter im Thüringer

Walde ein goldener Hirsch, ein goldener Esel, ein zweiter steht beim Dorfe Fischbach im Kittnerberge. Auch der Zopten gilt für goldreich. Ganz gleiche oder doch sehr ähnlich sich wiederholende Sagen von Schätzen der Tiefe im Bergesschooße hat auch der schlesische Berg: die hohe Eule, zwischen Glatz und Schweidnitz, desgleichen der erzreiche Kuttenberg in Böhmen, von dem die Sage von den drei verschütteten Bergknappen weit bekannt ist. (D. Sagenb. 391. 392. 406. 624 625. 646. 662. 663.)

Im Fichtelgebirge finden wir wiederum die Sagen vom verschlossenen Segen der Tiefe, der nur wenigen Auserwählten und auch diesen nur zur glücklichen Stunde zu Theil wird. Die Goldkluft im Schloß Epprechtstein, die jährlich einmal offensteht, aber nur so lange der Pfarrer in Kirchenlanitz das Vaterunser betet, die Schätze der Luchsburg, die goldene Geisterkirche am Ochsenkopf (a. a. O. 697. 698. 700. 703 u. s. w.), alles deutet auf denselben Sagenzug, dessen Poesie fort und fort schöpferisch lebendig ist. Laßt heute ein neues Bergwerk muthen und erschließen, es wird gar nicht lange dauern, so hat dieser oder jener von der Knappschaft etwas gesehen, oder es hat einen angehaucht, oder es ist ihm vorbeigerauscht, oder es findet sich aus Hörensagen, daß an dieser und jener Stelle vor Alters schon ein Schatz gebrannt habe, und die Bergmannssage ist wieder neugeboren. Wo nur ein Bergstock sich durch ein Land zieht, wo nur jemals ein Heuer einschlug, da verweilt sie, und nun vollends im Hochgebirge, wie im bairischen Hochland, im österreichischen Salzkammergut, da ist sie an allen Orten und Enden zu vernehmen. Jene Hochpunkte zumal, an denen auch noch in anderweiter Hinsicht die Sage sich ihre Echohallen gewölbt, wie der Untersberg, sind mit Berggeistern reich bevöl-

kert, deren wir noch weiter zu gedenken haben, sind mit Bergschätzen reich begabt, zeigen Höhlen voll Goldsand, voll Goldzacken, und Wundersteine werden in ihnen gebrochen. (D. Sagenb. 985. 990—93. rc.)

Auch der Pflanzen- und Thierwelt hat sich die deutsche Sage treulich angenommen. Der götterheiligen Bäume erwähnten wir schon Th. I. S. 32 u. ff., nicht minder jener Flora, die vorzugsweise in mythischer Beziehung geheimnißvolle, zum Theil abergläubische Geltung hat. Einiges anderweite wollen wir hier noch andeuten und zum Theil nachholen.

Den Ahorn hielten schon die alten Deutschen für gar werth, zogen ihn in Königshöfen und begossen ihn mit Wein; er gehörte neben der Linde, der Eiche und der Hasel zu den der Jungfrau Maria besonders lieben Bäumen. In Franken heißen drei Dörfer Ahorn, wie denn überhaupt in diesem Lande viele Orte den Namen von Bäumen tragen. (S. Sagenschatz des Frankenlandes, Würzburg, 72.) Der Apfel galt frühzeitig, wie aus der Idun-Mythe hervorgeht, als Verjüngungssymbol, ebenso auch die Haselnuß. Durch den Apfel wird Hexenzauber gebrochen, davon bei J. W. Wolf D. S. unter 163 eine Mär enthalten, daher dient er auch noch als sympathetisches Mittel zum Vertreiben der Warzen. In der Nähe von Gera stand ein Apfelbaum, der trug in jeder Christnacht reife Aepfel, und wurde so der Vorgänger des allbeliebten Christbaums. (D. Sagenb. 572.) Von der Espe geht ein hübsches Märchen: sie blieb ganz unbeweglich, als Christus durch einen Wald ging, und alle Bäume und alles Laub sich vor ihm neigten, da verwünschte Christus ihr Laub zu stetem Bewegen, daß es zittern müsse bis zum jüngsten Tage; daher das Sprichwort entstanden ist: er bebt, wie Espenlaub.

Deshalb erblickten auch die Alten im Espenlaub ein Symbol der Furcht und des Bangens. In Schweden gilt der Vogelbeerbaum für zauberwirkend, und wurde nach einer Mythe „Thorrs Hülfe" genannt.

Von Lindenbäumen gehen sehr viele Sagen; eine Wunderlinde im Ditmarschen verdorrte, als des Volkes Freiheit gebrochen war, aber sie wird einst wieder ausschlagen und grünen. Diese Linde stand bei Süderhadstete. (D. Sagenb. 175.) Bei den meisten berühmten Wallfahrtkirchen standen alte ehrwürdige Lindenbäume, so bei Grimmenthal, bei der Burg Windeck, wo die Wallfahrtkirche selbst „zur Linde" heißt. (Schnezler, badische Sagen Th. 2. S. 239.) Muthmaßlich war auch jener verwünschte „kalte Baum" in der Sage von der unglücklichen Leuchtenbergerin eine Linde, gleich jener verdorrten Blutlinde der rheinischen Sage (a. a. O. 865 u. 72).

Von Hollunderbäumen giebt es besonders in Ditmarschen und Holstein mancherlei Sagen; nicht weit von der erwähnten Wunderlinde zu Süderhadstete stand ein solcher Baum, an den sich merkwürdige Sagen knüpfen, denn die stille Messiashoffnung auf Erlösung von fremdländischer Unterdrückung lebt tief im Herzen jenes biedern deutschen Volksstammes. Aber auch den Dänen ist der Hollunderbaum lieb, ja heilig, und eine Art Feine, Namens Hyldemoer, soll schutzverleihend gern unter ihm wohnen. Der Donner-, der Marien- und anderer Eichen wurde mehrfach bereits Erwähnung gethan. Die mittelalterliche Symbolik ließ Eichenlaubkränze zum Zeichen der Festigkeit und Männlichkeit, der Standhaftigkeit und Beständigkeit tragen. Die Fichte war ebenfalls Marienbaum. Die Gründung des Klosters Michelstätten in Krain hat Bezug zu einer Fichte, aus der eine Stimme hallte, und in wel-

cher ein Marienbild verborgen war, gerade wie jenes Christusbild im hohlen Baume, das die Gründung des Klosters zur Noth Gottes veranlaßte. Ebenso sprach zu einem Lärchentannenstock auf dem Serlesberge in Tirol die Stimme eines Gottesengels: „Du Stock sollst der Frauen im Himmel Bildniß fruchten." — Aus einer Erle und einer Esche läßt schon die scandinavische Mythe das erste Menschenpaar hervorgehen, daher darf das hervorgehen heiliger Bilder aus Bäumen und Baumstöcken in den Mythen der späteren Zeit nicht befremden. Daß aber der Name eines Geistes, genannt Erlkönig, mit der Erle nichts gemein hat, daß Erlkönig nichts ist, als willkürliche Umdeutung des Wortes Elfkönig, Alb — Aube, Auberon — wurde bereits von den Brüdern Grimm in deren Irischen Elfenmärchen, Leipzig, 1826. S. LXI. unter 4) nachgewiesen; wenn daher örtliche Sagen vom Erlkönig irgendwo begegnen sollten, so sind sie spät gemachte. An das innewohnen von göttlichen Bildern aber erinnert wieder ein von uns aufgefundenes fliegendes Blatt, das ein Crucifix abbildet, welches ganz natürlich in einen Erlenstamm gewachsen war, und im Jahre 1742 bei Mottol durch einen unter einem General Starhemberg dienenden Croaten der k. k. Armee, die damals das von Baiern und Franzosen besetzte Prag belagerte, gefunden wurde, der den Stamm spaltete, ohne das wunderbare Bild zu verletzen.

Vor allen andern Bäumen sind es Birnbäume, deren sich die Sage gern bemächtigt. Das meist vereinzelte stehen solcher Bäume in den Flurmarken, das hohe Alter, welches sie erreichen, der Umstand, daß auf ihnen am häufigsten die geheimnißvolle Mistel wächst, mochte sie schon frühzeitig dem Volke wichtig und bedeutend machen. Häufig wird angegeben, daß Schätze unter ihnen vergraben lägen;

so unter andern steht solch ein Birnbaum nahe Lützendorf bei Weimar, wo vormals eine Wallfahrtkirche zu St. Gangolf im Gange war. Unter diesem Baume liegt ein Schatz, den ein Husar vergrub, welcher nun ruhelos zu gewissen Zeiten von und zu dem Baume wandert. Wie auf dem Rathsfeld, nahe dem alten Bergschloß Kiffhausen, steht auf dem Walserfeld bei Salzburg ein alter Birnbaum, der nach bekannter Sage dürr ist, wie jene Linde in Ditmarschen, und wieder grünen wird, wenn der Rothbart aus seiner Bergverzauberung dereinst hervortritt, und die große Rettungsschlacht schlägt, was nach der thüringischen Sage auf dem Rathsfeld und in der güldenen Aue stattfinden soll. Wir kommen auf die Kiffhäusersage noch besonders zurück, wenn wir die Orte nennen, an welchen vornehmlich Erinnerungen an die deutsche Heldenzeit und Herrlichkeit lebendig erhalten sind. In solcher verjüngenden Beziehung ist auch der Wachholder- oder Machandelboom des Märchens wichtig.

Rauscht das leise Flügelwehen der Sage durch alte Bäume geheimnißvoll, so tritt sie wieder in ganz anderer und in ganz eigener Weise uns selbst in der Thierwelt entgegen, darum so eigen, weil die Sage, wo sie Thiere in ihr Bereich zieht, selten mit dem Märchen verschmilzt, mit der Fabel aber, die so gern mit Thieren die Fülle ihrer Bilder belebt, niemals. Wir wollen dabei gar nicht weitläufig werden über die sogenannten Fabelthiere, die viel besser mythische und höchstens Sagenthiere heißen sollten; wohl aber wollen wir zuvor eine Anzahl örtliche Sagen namhaft machen und nachweisen, in denen wirkliche Thiere mit im Vorgrund stehen, wobei es bei vielen nichts weiter bedarf, als sie zu nennen. Der Löwe, nach welchem die Sage Heinrich den Löwen benennen läßt,

steht so dauernd in der Sage, wie sein Erzbild zu Braunschweig; ein Steingebilde auf der Wartburg verewigt den Löwen, welcher dem Thüringer Landgrafen Ludwig dem Heiligen sich gehorsam beugte — nächstdem daß den First des neuen Palas neben einem Wächterdrachen ein neues riesiges Leuengebilde ziert. Den Löwen, den der tapfere Grym zu Köln überwältigte, nachdem schändlicher Verrath ihn in den Zwinger des hungernden Thieres gestoßen, verewigt ebenfalls ein Steingebilde am Kölner Rathhaus. (D. Sagenb. 312. 466. 116.) Jene uralten Steinlöwen vor dem Bamberger Dom, welche das Volk irrig die Domkröten nennt, und sich von ihnen mit der Sage trägt, daß sie rechte Teufelskröten gewesen, die beim Bau des Domes zur Nacht alles wieder zerstört hätten, was am Tage gebaut worden sei (a. a. O. 831), gehören ebenfalls hierher. Es liegt ein tiefer Sinn in dieser Sage von Löwen, die nur als Kröten gelten und zerstörend in den Tempelbau einzugreifen versuchen.

Der Wichtigkeit von Löwen und Bären als Wappenthieren wurde Th. II. S. 158 gedacht; Bärengestalt nahm einestheils eine Hexe an, theils überwältigten Bären den als Kobold spukenden Teufel. Beides geschah in Mühlen. (D. Sagenb. 33 u. 633.) Der Teufel selbst erschien einem frevelhaften Spieler zu Glückstadt drohend in Bärengestalt. Vom Affen ist uns nur eine einzige Sage bekannt worden, die eines Kindesraubes durch Affenhand, noch durch ein Steinbild in der Burg Dhaun verewigt. (D. Sagenb. 78.) Der Teufel wurde häufig Herrgottsaffe gescholten; ein halbmondförmiges Backwerk, die sogenannten Hornaffen, das die Zeichendeutler gleich zu Symbolen einer Mondgöttin stempeln würden, heißt nur scheinbar nach diesem Thiere, wie auch jene rautenförmigen ausgeschweiften Glasstückchen,

welche bei gebleiten Rundscheiben die Zwischenräume ausfüllten. Die Silbe af deutet nur auf die Krümmung. In Affengestalt erschien Christoph Wagners Geist Auerhahn.

Die Katze, das beliebte Hexenthier, tritt vielfach in Sagen auf; auf ihre Tänze wurde schon Th. I. S. 120 hingewiesen. J. W. Wolf kennt eine ungleich größere Menge solcher Katzenmären. Ein Mütterlein, das sich im Busch bei Hohenholde mit 7 Töchtern und 7 Söhnen aufhing, steht gespenstig an einem alten Muttergottesbild, und sieht ihre Kinder, in ebenso viele Katzen verwandelt, die Söhne in schwarze, die Töchter in weiße, allnächtlich dort umgehen. Ein Zauberjunge aus Molzheim bei Straßburg fuhr in einem Wagen mit 6 Katzen bespannt. Wir fanden in Hexenacten aus Maßbach in Franken, daß ein ebensolcher Junge vor Gericht im freien Verhör aussagte, um Wein aus fremden Kellern zu holen, dürfe man nur Katzen an einen Wagen spannen. Ein Brauer zu Dendermonde wurde Nachts am Bottich von Katzen umtanzt, und überschüttete sie mit heißem Sud. Am Tage lagen sechs Weiber todt auf der Straße, mit schwarzen verbrannten Gesichtern. Zu Affenade tanzten Katzen um die Vogelstange; wo sie getanzt hatten, war ein Kreis in den Rasen gebrannt. Andere tanzten bei Avecapelle um eine Weide, auf der ein Lichtchen brannte, und eine davon redete sogar. Zwischen Huysse und Auweghem steht eine uralte Linde, welche die Katzenlinde heißt, und wo die Katzen einen Hexensabbath hielten. Wer zu solchen Katzenschmäusen eingeladen war, und von ihrer Speise annahm, durfte diese nicht bekreuzen, oder nicht den Mangel des Salzes in derselben rügen, sonst verschwand gleich alles.

Sind Katzen Teufelsbündnerinnen, Hexen, so sind auch

Hunde häufig Teufelshörige, wie Dr. Faust's Prästigiar, oft auch sonstige Träger von Sagen. Jenes Hundes, der in der Märe VIII. in von der Hagens Gesammtabenteuern ebenfalls auftritt und eine bestialische Rolle spielte, wurde schon Th. II. S. 26 gedacht; ein anderer war der des Jan von Nivelle, dessen ehrliche Treue den schönen Stoff zu Bürger's Ballade: „Das Lied von der Treue" lieferte. Ein jüngerer Jan von Nivelle, der ein Zauberer war, empfing vom Zauberer Cornelius Agrippa einen schwarzen Hund mit unaussprechlich geheimnißvollem Namen. Der eigene Hund des Agrippa hieß Paradrius. (D. Sagenb. 143.) Von Gebannten der Kirche verschmähten, der Sage nach, Hunde Brod anzunehmen, a. a. O. 342. Hunden von ausgezeichneter Treue wurde ausgezeichnetes, oft kirchlich-anstößiges Begräbniß zu Theil, und es giebt mehr als einen Ort, von dem die Rede geht, die hernach zum Scherzwort wurde: „Hier liegt der Hund begraben"; so das Dorf Winterstein am Fuße des Inselberges, wo Stutzel ruht, im Parke zu Weimar, im Schloßgarten zu Sinnershausen; auch in einer österreichischen Sage wird ein solcher Ort erwähnt.

Der bekannten Geschlechtersage von den zahlreichen Familien des Namens Hund wurde Theil II. bei den Schildsagen gedacht. Außerdem ist noch sagenhaft merkwürdig jenes Hündlein Quedl, das zur Erbauung und zum Namen der Stadt Quedlinburg Anlaß gab. (D. Sagenb. 322.) Daß Menschen aus Gottes Zorn und zur Strafe in Hunde verwandelt wurden, erwähnt nicht nur ein von Görres unter 37 aufgeführtes Volksbüchlein, sondern die Sage nennt auch einen polnischen Edelmann, Namens Albert Perekowski, im Dorfe Beinen, in der Gegend von Soldau, dem auf erfolgte Gotteslästerung und einen Pistolen-

schuß gen Himmel jenes Schreckliche widerfuhr. J. W. Wolf hat diese Mär in seine D. Märchen und Sagen aufgenommen; dieselbe fand aber auch in Böhmen einen getreuen Widerhall, denn ein fliegendes Blatt, das 1673 zu Prag ausging, aber den grausamen adeligen Uebelthäter und Gotteslästerer nicht nennt, erzählt weit ausführlicher die Geschichte, und bildet in Kupferstich den Hund mit beibehaltenem schnurrbärtigen Menschengesicht ab, halb Löwe, halb Bulldogg. Von Wölfen weiß die örtliche Sage viel zu erzählen; nächst dem, was Th. I. S. 121 u. f. bereits in Verbindung mit Wärwölfen erwähnt wurde, ist noch Bezug darauf zu nehmen, daß der Teufel im Dome zu Aachen statt einer Menschen-Seele einen Wolf fing, oder aber, daß er selbst in Wolfsgestalt eine Seele fing. (D. Sagenb. 120.) Bei Danzig schoß ein Jäger einen Wärwolf an; in Liefland geht ein hinkender Junge nach der Christnacht in den Zwölften durch die Ortschaften, und ruft die bösen Leute zusammen, die dann in Wärwölfe sich wandeln (a. a. O. 244). Ueberhaupt sind Wärwolfsagen im deutschen Norden sehr heimisch und häufig. Im Magdeburgischen ließ sich ein Wärwolf sehen, der fähig war, sich mannichfach zu verwandeln, ein Schäfer aber erschlug ihn dennoch, und ein Felsblock heißt an jener Stelle noch heute der Wärwolfstein (a. a. O. 320). Eine seltsame Bewandtniß mochte es immer auch mit jenem Wolfe gehabt haben, der in der Erfurter Flur im Jahre 1555 zur Sommerszeit herumlief, und die Leute umarmte und liebkosete, absonderlich die Weibsleute, aber Niemand biß und Niemand ein Leid anthat (a. a. O. 596). Eigenthümlich sagenhafte Bedeutung gewann auch jener zahme Wolf auf dem Bergschloß Kynast, der erkoren war, das einem Lamm gestellte Horoskop in Erfüllung zu bringen. Vor der Sporenschlacht

warnte ein zahmer Wolf, der Bruno hieß, den Grafen von Utrecht.

Der in Goldberge verzauberten Hirsche und Esel, welche die Sage häufig als goldene bezeichnet, wurde schon gedacht; der Hirsch des heiligen Hubertus erschien auf der Jagd auch dem Kurfürsten Joachim dem andern zu Brandenburg; ein Hirsch trug die verirrte Jungfrau Lorenz aus ihrem Walde sanft nach Tangermünde zurück (D. Sagenb. 359 u. 339); ein schneeweißer Hirsch lebt in den Kammerlöchern bei dem thüringischen Dorfe Angelroda, der ist nur den Reinen sichtbar; alle Jahre wächst diesem Goldhirsch, gleich den natürlichen Hirschen, ein neues Geweih von purem Golde, nur selten aber kommt ein völlig unbefleckter Finder, und trägt die goldenen Zinken heim (a. a. O. 513).

Hasen leben in den Sagen als Spukthiere. Bei der Belagerung von Magdeburg 1631 liefen deren viele zwischen der Stadt und dem Lager und lockten gleichsam die Feinde zum Fang — es ward ihrer aber keiner gefangen, sondern die, welche ihnen nachgejagt, fielen in die Hände der Besatzung und mußten ihre Jagdlust mit dem Leben bezahlen. Vor einer Schlacht derer von Brügge gegen die Genter durchlief ein Hase das ganze Lager der ersteren und schreckte durch sein Erscheinen so sehr das ganze Heer, daß ihm aller Muth entsank und es wirklich die Schlacht verlor. Kaninchen zeigen in niederländischen Sagen Schätze an oder erscheinen spukend. Ein Adler verkündete durch seinen Flug dem Kaiser Karl V. vor einer Schlacht den Sieg, indem er über dem Heere lange schwebend stand. Nach Falken wurden viele Schlösser und Felsberge genannt, fast kein Land ist ohne irgend einen Falkenstein.

Kröten, Frösche und Schlangen spielen vielfach

Rollen in örtlichen Sagen, selbst **Eidechsen** sind vertreten, wenn auch nicht örtlich. Ein über alle Maaßen eitles Mädchen ging, um Schmuck zu bekommen, Teufelsbuhlschaft ein, und gebar von ihm ein Eidechsmännlein und ein Eidechsweiblein; davon sind die glatten, schlanken, stets schmucken Eidechsen hergekommen. (J. W. Wolfs D. M. und Sagen. 453.)

Der **Krötenstuhl**, ein Berg im Elsaß, erhält die Sage von einer verwünschten Jungfrau, die, in eine Kröte verwandelt, der Erlösung entgegenhoffte (D. Sagenb. 32). Das eierlegende Huhn einer Teufelsbuhle bei Köln verwandelte sich in eine scheußliche Kröte, welche ganze Körbe voll Hühnereier legte; in Kröten verwandelten sich die Zungen gottloser Knaben, als diese ihrem Vater fluchen wollten (a. a. O. 617); ein Berg im K. baierischen Landgericht Rottenburg gebiert in gewissen Jahren Schaaren von Kröten, deren Anzahl, je gehäufter sie erscheint, um so reicheren Ackersegen verheißt (a. a. O. 851). Ein Mann aus Hopstag fand den heilkräftigen Krötenstein. (J. W. Wolfs D. M. und S. 367.)

Frösche im Teiche zu Schwante bei Oranienburg werden zum Schweigen gebracht, auf ein ganzes Jahrhundert (a. a. O. 355), eben das widerfuhr den quakenden Fröschen zu Frauensee am Vogelsberge, letzteren aber auf sehr natürlichem Wege: die Frohnbäuerlein mußten sie schweigen, damit ein Kaiser schlafen könne. Der Kaiser belohnte die Bäuerlein übergroßmüthig, er schenkte ihnen einen goldenen Frosch ins — **Wappen**. Ein Heiliger bei Namur vertrieb die Frösche, die ihn im Gebete störten, wie Bonifacius auf dem thüringischen Altenberge die Dohlen und Krähen — durch einen Machtspruch.

Mit Sagen von und über **Schlangen** ließe sich ein ziem-

licher Band allein füllen, abgesehen von denen über Schlangenjungfrauen. Schlangensagen sind über ganz Deutschland verbreitet. Wichtig treten von denselben hervor die Schlange zu Zürich, welche Kaiser Karl den Großen um Schutz anrief, dadurch, daß sie den Strang einer Rügenglocke zog, weil eine große Kröte auf ihrem Neste saß. Diese Schlange war es, die zum Danke dann dem Kaiser jenen Liebeszauberring überbrachte, den Karl der geliebten Fastrada schenkte, die ihn nun mit dem ihr dadurch verliehenen Zauber völlig beherrschte. (D. Sagenb. 123.) Sodann die Schlangen, die ein altes Weib zum Glockengusse der Stadt Bernau herbeitrug, und damit durch den nachherigen Schall dieser Glocke alle Schlangen aus der Flur verbannte (a. a. O. 354); ferner jene Schlange, in die sich der letzte Groschen eines Armen verwandelte, und zur Strafe ihrer nichtswürdigen Kargheit und ihres Kornwuchers eine Edelfrau zu Tode biß (a. a. O. 378). Auch die Schlange, die sich an die Brust einer ein Kind stillenden Frau ansaugte und immer größer und größer wuchs, steht nicht vereinzelt unter den Schlangensagen (a. a. O. 942). Die Begebenheit, die man von einem Dorfe in Schwaben erzählt, soll sich auch in der Nähe von Straßburg wirklich zugetragen haben; die Frau, der dort das Ungeheure widerfuhr, war die Frau eines Winzers. Ein Winzer war es auch, der auf der Petersstirn bei Schweinfurt die Schlange fand, welche Perlen weinte (a. a. O. 817).

Fische bringt die örtliche Sage nicht minder häufig zur Erscheinung. Seefische werden in den Brunnen der Städte gefunden, denen das Loos droht, vom Meere verschlungen zu werden; Häringe werden mit dem Besen auf Helgoland vom Strande ins Meer gekehrt oder mit Ruthen gepeitscht, und damit der Segen und Reichthum dieser Insel verloren (a. a. O. 159. 167). Im Magen von Fischen

finden sich Goldringe wieder, die aus frommem Eifer oder aber aus Frevelmuth in Stromes- oder Meerestiefen geworfen wurden, wie St. Arnulf auf der Moselbrücke zu Trier that, ebenso die übermüthige Jungfrau zu Stavoren, die frevelmüthige Frau auf der Wettenburg am Main u. a. (a. a. O. 89. 159. 797). In manchen Seen läßt die Sage große, geheimnißvolle Fische schwimmen, so im Frickenhäuser See bei Mellrichstadt, darauf einst von einem angeschossenen Fisch tellergroße Schuppen schwammen. Im See zu Ulmen in der Eifel sind solcher Riesenfische zwei; ihr Erscheinen kündet dem Ganerben von Ulmen baldigen Tod an. Im Kloster Corvei gab der Brunnen oder Weiher zu jedem Feste des Schutzheiligen zwei große Fische her; einer reichte hin zur Sättigung für den ganzen Convent, denn nebenbei gab es auch noch Hirschbraten und sonstige gute Sachen, und der andere ward jedesmal wieder in das Wasser gethan, bis einst ein gefräßiger Abt beide Fische abschlachten und verzehren ließ. Beim nächsten Feste gab es keine wieder und gab auch niemals weder Fische, noch Hirsche, noch quoll der Brunnen am Heiligenfeste jemals wieder Wein.

Der Immenkapelle zu Altenberge ward öfter erwähnt, des Heerwurmes gedachten wir ausführlich als eines sagenhaftanziehenden Insektes Th. I. S. 137. Kleine gelbe Ameisen läßt eine thüringische Sage sich in Gold verwandeln. (D. Sagenb. 586.)

Ein eigenthümliches halbmythisches Thier ist der Stollenwurm, an den in einem kleinen Gebiete des Kantons Bern der Glaube im Volke lebt. Er soll einem Wurme oder einer Schlange ähneln, aber kurze Füße haben und einen dicken Kopf wie Katzen. Diese Stollenwürmer sind sehr feindlich gegen die Herdmandli gesinnt, saugen auch den Kühen die Milch aus, und es giebt weiße wie schwarze.

Die weißen tragen Krönlein auf dem Haupte und sind sehr selten. Die Aelpler schwören darauf, daß es Stollenwürmer gebe, die Naturforschung hat sie noch nicht ermittelt; Wir dürfen sie immerhin als Uebergang zu den Lintwürmern und zu den Drachen der Sagen ansehen, nämlich solcher Drachen, die als Thiere gedacht sind, nicht des Teufels in Drachengestalt, nicht des Feuerdrachen. Diese Drachensagen sind in den Schweizeralpen stark vorherrschend. Auf dem Pilatusberge hausen Drachen in Menge; zu Wylen, in dieses Berges Nähe, lebte ein Mann des berühmten Namens Winkelried, der einem Lintwurm obsiegte, aber von dessen brennendem Blute beträuft, mit sterben mußte. Syntram und Bertram, zwei Herzoge von Lenzburg, bestanden einen merkwürdigen Kampf mit einem ähnlichen Wurme (D. Sagenb. 15). Unter Burg Frankenstein bei Darmstadt im Dorfe Eberstadt, wohnte ein Drache als Wächter eines Brunnens — ein Zug, der nicht selten in den Sagen begegnet — den ein Ritter von Frankenstein erlegte. Dem Schrei eines Drachen: „Gelre, Gelre,“ welchem letzteren ein junger Held obsiegte, soll Geldern Gründung und Namen verdanken. Der Drachenfels am Rhein trägt seinen Namen von dem Drachen, den Siegfried erlegte. Ein Drache hütet die Schätze der Gansenberge (a. a. O. 60. 136. 103. 578), ein Drache hauste in der Nähe des Schlosses Wartburg, und ein uraltes Steingebilde stellt ihn droben dar, wie er einen Mann verschlingt, in welchem man gewöhnlich einen kaiserlichen Boten hat erblicken wollen, weil man des Mannes an einem Riemen vom Halse herabhängenden Ritterschild mit einem Adlerbilde darauf prosaischer Weise für einen Reisesack oder Briefbeutel hielt.

Von den Drachen zu den Greifen ist nur ein Schritt, letztere Sagenthierart ist in Deutschland nicht von

allzuhäufigem Vorkommen, aber dennoch mehrfach vorhanden, wie wir oben schon bei den Schildsagen erwähnten. Der Greif, auch Vogel Greif genannt, entstammt dem Kreise der antiken Mythe und war nur theilweise Vogel. Nur Kopf und Flügel waren die eines Adlers, Füße, Klauen und Schweif waren die eines Löwen, so war er Vierfüßler und zugleich Säugethier, denn von Greifeneiern ist nirgends die Rede. Die Rollen, welche Greifen in den Volksbüchern von Herzog Ernst und von Heinrich dem Löwen spielen, wurden bereits erwähnt. Die Greifenklaue, welche der letztere mit nach Braunschweig brachte, kam zum Wahrzeichen in die dortige St. Blasii-Kirche. Mit der Sage von der Gründung der Burg Greifenstein über dem thüringischen Städtchen Blankenburg ist ein Greif in Verbindung gebracht, doch ist dieser Greif vielleicht nur als der Name eines Falken, der Imperativ des Zeitwortes greifen zu denken (D. Sagenb. 520), wie auch Greifswalde den Namen nicht vom Greif trägt, sondern von den Greifern, Grifones, Grippi, Seeräubern, wie im thüringischen Dialekt noch heute gripsen so viel als stehlen heißt. Aber Greifenberg in Schlesien trägt den Namen von einem Greif, den ein Schäfer bezwang, der dann der Ahnherr der Grafen von Schafgotsch wurde.

Vom Basilisken, der aus einem Ei kriecht, welches ein 7 oder 9 Jahre alter Hahn in den Mist gelegt, welches Ei dann eine Kröte ausgebrütet hat, dessen Anblick aber aller Creatur tödtlich ist, und der nur dadurch, daß er sich selbst in einem Spiegel sieht, ebenfalls am eigenen Anblick stirbt, haben die Alten viel geschrieben, aber von örtlichen Basiliskensagen ist wenig haften geblieben, nur in Raritätenkabinetten zeigte man angebliche Basilisken; auch will man Kunde haben, daß alte Hähne wirklich Eier ge-

legt hätten, es giebt sogar ein altes Buch: „Der Eier legende Göckelhahn.“ Georg Schaller dichtete noch zu Jost Ammans Thierbuch, Frankfurt, S. Feyerabends Erben 1592, allerlei Reime über Greife, Einhörner und Basilisken, das Holzschnittbild stellt die Greife mit vierkralligen Vorderfüßen und gespaltenklauigen Hinterfüßen dar. Gern bediente man sich der Greifen und Einhörner als Schildhalter. Das Wappen der Buchdrucker zeigt einen Greif, der ein Paar Reibeballen aufwärts hält; Thilmann Kerer, der berühmte Pariser Buchdrucker, ließ sein Schild von Einhörnern halten. Ueber die Symbolik der Buchdruckerzeichen allein ließe sich ein Buch schreiben. — Eine flandrische Sage führt an, daß nächst dem Basilisken auch Schlangen sich vor ihrem Spiegelbilde scheuten, welche Ueberlieferung aber Versuche, die wir selbst angestellt haben, nicht bestätigten. Die Schlangen, große armlange Ringelnattern, verhielten sich gegen ihre Spiegelbilder völlig gleichgültig.

So wenig, wie den Basilisken, kennt die deutsche Sage sonderlich den Salamander. Jener Salamanderlacken, der als Geschenk an die Grafen von Hoya kam (D. Sagenb. 276), war ein Tuch aus Asbest, welches Gestein Salamanderfeder heißt, aber aus mittelalterlichen Dichtern war die Annahme überliefert worden, der Salamander selbst webe Goldstoffe zu unverbrennlichen Lacken, weil man ihm Unverbrennlichkeit zuschrieb, gestützt auf Aristoteles und Plinius Zeugnisse. Im Volke lebt der von der Naturforschung für mehrere Eidechsenarten angenommene Name Salamander wenig oder gar nicht, derselbe müßte ihm denn in neuerer Zeit aus der Schule überkommen sein; ihm heißt das wirkliche Thier Mulch, Mole, Mull, Unke, gilt ihm für giftig, und weil es bisweilen Milchsaft ausschwitzt, für ein Thier, das den Kühen, Schaafen und Ziegen die Milch aussaugt,

daher es einestheils gehaßt und getödtet, anderntheils gefürchtet und unberührt gelassen wird. Dies alles gilt aber nur vom gelbgefleckten Erdsalamander; die verschiedenen Arten des Wassersalamanders kommen nicht in Betracht. Häufig diente auch, gleich Basilisk, Phönix und Pelican, der Salamander der Allegorie und Symbolik, und zwar in der Eigenschaft eines Bildes der Ausdauer, der Standhaftigkeit in Leiden, der siegreichen Macht über den Schmerz u. s. w.

Zum Bereich der kosmischen Sagen können auch noch jene gezählt werden, welche von ganzen Strecken, von Wäldern, Mooren, Einöden u. dgl. gehen, daß letztere verwünscht seien, daß es in ihnen umgehe, spuke, die Reisenden äffe u. dgl. So der bereits erwähnte Wald Zeitelmoos im Fichtelgebirge, die Teufelskreise auf dem Schneekopf im Thüringerwalde, die Wüstung Gertles bei Themar, in welcher verwünschte Dörfer liegen, die nur bisweilen einem Wanderer sichtbar werden (D. Sagenb. 728). Ein Eichenwald bei Hanau heißt der verfluchte, weil seine Bäume in Folge einer Verwünschung niemals Eicheln tragen; ein anderer Wald in der Nähe der Zillbach (S. Weimar-Eisenachische Parzelle im S. Meiningischen) heißt der Wald ohne Wipfel, weil die Bäume zwar grünen, aber, auch in Folge einer Verwünschung, nie Wipfel treiben. Ein tiefer Erdfall am Gebaberge entstand, weil zwei Brüder über eine Wiese im darunter liegenden Grunde bis auf den Tod mit einander haderten; da betete die sterbende Mutter dieser beiden, Gott möge den Gegenstand des Streites vernichten — und siehe, ein kleiner Bergsee brach unterirdisch herab, überfluthete die Wiese, die nun See ward, und an des Sees Stelle auf der Höhe fand man dann eine gähnende Trichtertiefe. Jene Aecker, die statt der Erbsen Steine tragen, deren die deutsche Sage kennt, ja selbst die arabische, deuten

auch dahin, und so hat die Sage mannigfach selbst des Naturlebens sich bemächtigt und über Wald und Wiese, über Feld und Flur ihre schimmernden Fäden gesponnen, welche jener blauen wundersamen Seide gleichen, die im Jahre 1665 in der Gegend von Naumburg gefunden und als vom Himmel herabgefallen erachtet ward.

II.

Einwandernde Völker, Stämme und Geschlechter in der deutschen Sage.

Wenige sind der Sagen, die örtlich haften blieben von Einwanderung und Niederlassung fremder Völker in den Länderstrecken Germaniens, oder der Auswanderung Eingeborener; selbst der Kreis der allgemeinen Stammsagen, den wir im 1. Theile S. 188 bis 200 berührt, ist kein umfangreicher. Was noch vor der Römerzeit liegt, ist sehr dunkel, halbmythisch, und die Römereinwanderung und Seßhaftmachung ist an den meisten Orten so durch zurückgelassene Spuren und Monumente beglaubigt, daß sie der Geschichte ungleich mehr angehört als der Sage, in deren Gebiet nur einige unzuverlässige Chronikinachrichten fallen, und jene ersonnenen Mären späterer Gelehrten, die im müssigen Grübeln auf Hypothesen sannen und mit Orten und Worten Phantasiespiele trieben. Doch tragen solcherlei Mären häufig einen so heiter ergötzlichen Charakter an sich, daß man sich immerhin an ihnen belustigen mag, daher auch wir mindestens einiger erwähnen wollen; klingt doch selbst das, was minder angezweifelt werden darf, als derartige Fabeleien, mehr mären- als rein sagenhaft.

Gern ergeht die älteste Frühzeitsage sich im Ungeheuerlichen und bevölkert die Lande mit Riesen; Nachklang an solche

finden sich durch ganz Deutschland verbreitet, und an alles gigantische Bau- und Mauerwerk, was nicht unmittelbar dem Teufel zugeschrieben ward, trat die Riesensage heran. Mit Riesen läßt die Frühzeitsage Britannien bevölkert sein, die aus Assyrien gekommen, von dort kamen sie auf Schiffen herüber nach dem deutschen Küstenlande, und bestanden harte Kämpfe mit den Niedersachsen. Holland und Friesland bevölkerten sie, und Harlem dankt Ursprung und Namen einem solchen Riesen. Der Stammvater des Friesenvolkes hieß Friso, er hatte noch zwei Brüder, welche Saxo und Bruno genannt wurden, die letzteren segelten, da der Friesen Volk sich mehrte, aus dem Lande und zwar in zahlreicher Begleitung bis zur Elbemündung, dort wurde Saxo, nachdem er mit seinem Volke Niederlassung begründet hatte, Stammvater der Saxen, Bruno aber wandte sich weiter, gewann das Wesergebiet, und erbaute die Stadt Bruno's-Wyk, das spätere Braunschweig. Vom Norden herab drängten auswandernde Schweden und Dänen auf das Volk der Friesen. Der Dänen erster Stammherr und König hieß Dan, er wohnte aber nicht im heutigen Dänenlande, sondern in Schleswig, allwo der Dänenkönig noch wohnen und ein deutscher König sein sollte. Nahe bei Tönningen im Amte Eiderstedt ist eine kleine Anhöhe, in diese hinein hat sich König Dan verwünscht, und darin schlummert er mit all seinen Wappnern, ein nordischer Barbarossa, und einst wird er hervorgehen und die aus ihren Fugen gegangene Welt wieder in Ordnung richten (D. Sagenb. 173). Von Friesland aus zogen Dänen, Schweden und Friesländer in Schaaren südwärts, sich neue Wohnsitze zu finden und zu gründen, so wurde die Schweiz gewonnen und bevölkert (a. a. O. 2). Alles das geschah in Zeiten, zu denen keine Schriftkunde hinaufreicht, die vom Nebelschleier der Frühe umflort sind.

Der gar nicht selten noch vorkommende Familienname Kiesling und Kieseling erinnert lebhaft an jene Kieselinge (Petreoli) der alten Stammsage von den Sachsen und ihrer Herkunft, und der alte Grenzort Scheidungen im Unstrutthale zeugt noch durch seinen Namen, wie die Thüringer sich gegen Sachsen und Sorben schieden. (D. Sagenb. 422.) Auf dem Thüringer Walde gehen noch Sagen, daß der Wald theilweise zuerst bevölkert worden sei von Einwanderern, die nordwärts her gekommen, vom Harze, und daß letztere die Kunst mitgebracht hätten, Erze zu graben und zu verarbeiten. Daß Merovig, der König der Westfranken, zwölftausend seines Volkes an die Ufer der Mosel gesendet, und eben so viele aus den Mosellanden nach Franken, daß die ersteren als gute Weingärtner ihre heimischen Reben in das Moselland trugen, und so des dortigen Weinbaues Begründer wurden, ist gewiß eine anziehende und im geschichtlichen Boden wurzelnde Sage.

In die alten Kunden von den Römerniederlassungen in Deutschland theilten sich Geschichte und Sage geschwisterlich. Wir dürfen annehmen, daß da, wo Römerbauten und deren Reste und Spuren gleichsam urkundliches Zeugniß vom Römeransitz ablegen, die Sage der Geschichte Raum giebt, wo aber solche Spuren gänzlich mangeln, die Geschichte zurücktritt und die Sage vorherrscht, und zwar häufig sehr wundersam und phantastisch, wie z. B. daß der Römerkaiser Nero sich in die Tiefe des Nürnberger Burgbrunnens, nach andern in den Schooß des Karlsberges verwünscht habe, daß durch die Worte „Nor im Berg" der Stadtname entstanden, und daß endlich Nero der Gründer Nürnbergs gewesen sei. Solchen Sagen, wie die letztangeführte, ist wenig zu trauen, sie gehören in die Klasse jener Lügenfunde des späteren deutschen gelehrten Zopfthums

und der Hypothesenmacherei, die gar klug und weise aus nichts etwas zu machen liebte, z. B. auf Anlaß des Fundes einer vielleicht phönicischen Münze mitten in Deutschland und noch dazu auf dem Gipfel eines unwirthbaren Berges eine phönicische Colonie begründete; die durch ein Thüringerwaldthal, durch das ein Bach rollt, der zufällig die Druse heißt (urkundlich im Jahre 933 Drusanda), ohne Weiteres den Römerfeldherrn Drusus namengebend ziehen läßt; die aus dem Klosterörtchen Trostadt bei Themar im Werrathale eine Drusi statio ohne die mindeste glaubhafte urkundliche Begründung schuf und mit demselben Rechte ein Troja daraus hätte machen können, da der Ort noch 1278 Troistat, später Trostat geschrieben ward — blos, weil sich dort zufällig einige alte Römermünzen hatten finden lassen. Dieselbe Afterforschung und neue Sagenschöpfung versuchte, der Stadt Römhild im alten Grabfeldgau Römerursprung zuzueignen, gänzlich unbekümmert darum, daß dieselbe um das Jahr 800 Rotmulti geschrieben wurde und hieß, und Niemand an Rom und Römer dachte. Von gleicher Ruhm- und Romsucht beseelt, hing ein solcher Forscher dem Preußenstädtlein Rheinsberg den Namen Remsberg auf, und behauptete dreist, ein auf einer Insel im nahen See aufgefundenes Heidengrab sei kein anderes, als das des Remus, Romulus Bruder. (D. Sagenb. 351.) Nicht bessere Bewandtniß hat es um die Sagen vom Hause Isern-Schnibbe bei Gardelegen, wo den im Irrgarten der Mythologie herumtaumelnden gelehrten Herren die einfache Uebertragung des mittelhochdeutschen isern in eisern keineswegs zusagte und natürlich erschien, sondern Mutter Isis herbeigezogen werden mußte, zumal auf Tacitus Zeugniß, daß die Isis in Deutschland verehrt worden sei, sich so trefflich stützen ließ. Und so steht es auch um alle die

Sagen von Städte- und Tempelgründung im deutschen Norden und in der Altmark, ja bis nach Schlesien hinein (D. Sagenb. 324. 329. 330. 351. 650) durch Römer, und um die Verehrung römischer Gottheiten in jenen Städten und Tempeln höchst bedenklich; sie wurzeln nicht im Volke, sie kommen nicht aus seinem Kern und Wesen, sie sind reine Erfindungen, die ihre Begründung nur in Muthmaßungen und Einbildungen beschränkter Köpfe haben. Dahin gehört auch die leere Erfindung, daß im Ansbacher Lande voreinst Druiden gelebt hätten, und die Ortschaften Wasser- und Altentrudingen von solchen Druiden die Namen trügen.

Ein ganz anderes ist es um die sagenhaften Ueberlieferungen von Römeransiedelungen in den Rheinstädten und in Süddeutschland, vor allen in Trier, Mainz und Cöln, die Namen: das reiche Trier, das goldene Mainz, das heilige Cöln reichen hoch hinauf in der Zeiten Frühe, wie in die Römerzeiten, und es ist anziehend, die Sagengeschichte dieser Städte auch in Bezug auf Sagen aus der Epoche der Römerherrschaft zu überblicken. Trier soll nächst Rom die größte Stadt der alten europäischen Welt gewesen sein, und länger als ein ganzes Jahrtausend vor Christi Geburt schon gestanden haben. Dreimal stürmten und verheerten diese germanische Stadt ihre Deutschland ewig feindlichen Nachbarn, die Gallier, und ließen zuletzt nichts von ihr übrig, als Gräber. Nach der Einführung des Christenthumes umgab ganz Trier und seine Gegend eine Martyrerglorie; nach Trier kam die heilige Helena und brachte dorthin ein Stück des von ihr wieder auf Golgatha aufgerichteten Kreuzes des Welterlösers und einen Nagel von Christi Kreuzigung und seinen ungenähten Rock, um den die römischen Kriegsknechte einst gewürfelt. In der Nähe von

Trier erblickte Kaiser Konstantin, Helena's Sohn; jenes mystische Kreuzeszeichen, das weltbekannte, häufigst mißbrauchte und durch solchen Mißbrauch schier verrufene I H S. In Trier läßt die Sage die berühmtesten Kirchenväter Ambrosius, Hieronymus und Athanasius zeitweilig leben.

Auch Metz, Triers Nachbarstadt, darf sich sehr alten Ursprunges rühmen; einen Römerfeldherrn nennt die Sage als dessen Erneuerer, Marius Metius, der die schon vor Julius Cäsars Zeit vorhandene Stadt unter dessen Herrschaft gewann und verheerte, dann aber herrlich erneuete, ihr seinen Namen gab, sie Metia nannte, und in ihr noch 18 Jahre lang herrschte und regierte.

Eine der sagenumklungensten Rheinstädte ist das altergraue Worms, das noch Ueberlieferungen bewahrt von der Ansiedelung der ersten Juden in Deutschland, welche Ansiedelung 600 Jahre vor Christo erfolgt sein soll, und die Juden hätten, so geht die Sage, ihrer Heimatherde ein gutes Theil aus Palästina mit übergeführt in das Rheinland, und dort ihren Friedhof damit überstreut. Einer andern Sage zufolge soll der erste Dalberg, der mit der zweiundzwanzigsten Legion römischer Krieger nach Worms kam, die ersten Juden als Sklaven mit dorthin gebracht haben; und dann kamen deren frühzeitig auch nach Mainz, nach Frankfurt wie nach Prag, die Wormser Juden aber ließen sich gern „fromme Juden" nennen, wollten keinen Theil gehabt haben an Christi Marter und Kreuzestod, und sind der deutschen Kaiser Kammerknechte geworden und geblieben, so lange es deutsche Kaiser gab. Es wäre gut, wenn jede mit dem auserwählten Volke Gottes seit undenklichen Zeiten her beglückte deutsche Stadt eine besonders geschriebene Geschichte ihrer Judeneinwanderung hätte, wie Schaab sie in jüngster Zeit für Mainz ausgearbeitet und

herausgegeben hat. Dieses Mainz, das sich gleich der alten Weltbeherrscherin aurea Roma golden nannte, war ebenfalls Römerstadt, Römerdenkmale wurden und werden in ihr und ihrer Umgebung immer noch zahlreich gefunden, und ziehen dem Rhein entlang bis zum heiligen Cöln, der Colonia Agrippina, bis Bonn und weiter nach den Niederlanden hin. Dort in Cöln klingt noch, was in Deutschland ungemein selten begegnet, aus den Heidenzeiten der Name des Bürgers Marsilius, dessen Verdienste um die Stadt nachhaltig in Ehren blieben (D. Sagenb. 113). Erinnerungen an die Römer leben nicht minder fort in Bergen und Flandern. An der Schelde soll zu Julius Cäsars Zeiten ein Riese, des Namens Antigonus, gehaust und den Leuten Stromzoll abgepreßt haben. Dem schlug der tapfere Held Braban Hand und Haupt ab, und warf erstere über den Strom, von diesem Handwerfen empfing Antwerpen Gründung und Namen, und vom tapferen Braban wurde das Land, das er sich gewonnen, Brabant geheißen. Im Lande Westphalen erinnert noch manche örtliche Sage an Deutschlands Unterjocher und ihre Vertilgung, so die vom Schellenberge bei Pyrmont, Thusnelda's, der Gemahlin Hermanns, Schloß. (D. Sagenb. 291.)

Ebenso bewahrt noch Augsburg, die alte Augusta Vindelicorum, die Römerkaiserstadt am Lech, Sagen aus den Römerzeiten und der Denksteine und Merkmale eine reiche Fülle. Eine Menge deutscher Burgen am Rhein, im Elsaß, am Lech und in Schwaben lassen ihren Aufbau muthmaßlich in Heiden- und Römerzeiten zurückführen, wie die Achel (Achalm) über Reutlingen; auf viele Meilen Weges ziehen Pfahlgraben und Pfahlhecken durch Schwaben und Baiern, durch den Nordgau und weiter, gleich den Römerstraßen in Frankreich und Belgien, und künden

in zahlreichen Sagen der Römer Werke und Anwesenheit, durch Trümmer, Inschriftsteine, Kunstgebilde, Gemäuer und Bauten, so auch im Odenwalde, im Spessart und bis zum südlichen Salzburg, wo Juvavia, die einstige Römerstadt, mit ihrem verblühten Glanze schlummert, und immer weiter und weiter durch Oesterreich und bis in die fernen Donauländer. Dreißig Meilen weit, von Pförring an der Donau, ohnweit Regensburg, zieht sich die oben erwähnte sogenannte Pfahlhecke oder der Pfahlgraben, fälschlich aus dem Römerworte Vallum gebildet und Wallgraben ursprünglich lautend, durch das ganze vormalige Bisthum Eichstädt, durch mehrere Ansbachische Aemter, bis zum Neckarstädtlein Wimpfen hin, und heißt auch Teufelsstraße, streckenweise auch Teufelsmauer. Manchen Teufelsspuk bringen die örtlichen Sagen mit diesem wundersamen alten gemauerten Römerwall, der als Straße mit dienen mochte, in Verbindung, und eine dieser Sagen lautet, daß sothaner Weg einen Gürtel um die ganze Erde bilde und die Straße sei, die der ewige Jude zu wandeln habe, welche Wanderschaft gerade sieben Jahre dauere, da komme er immer jedesmal wieder auf denselben Fleck und auf die nämliche Stelle. (D. Sagenb. 868.) Vorzüglich gern zieht diese Straße entlang das wilde Heer, dort in der Altmühl-Gegend „das wilde Gejaigd“ genannt, Frau Holle an der Spitze.

Wenn die Einwanderung fremder Völker berührt wird, dürfen wir auch jener der Zigeuner nicht vergessen; dieses räthselhafte Wandervolk machte sich zwar nicht in Deutschland ansässig, allein es faßte doch vielfach Fuß auf lange Zeit da und dort, und war lange genug eine Landplage. Das erste Auftreten der Zigeuner in Deutschland fällt, soweit man demselben bis jetzt geschichtlich nachzukommen vermochte, in die Mitte des 15. Jahrhunderts; sie brachten

gleich eine hochpoetische Sage mit, nämlich: die mit der späteren und aus ihr vielleicht erst erwachsenen Ahasverus-sage verwandte, daß sie die Abkömmlinge eines ägyptischen Volksstammes seien, welcher Christus, Maria und Joseph auf deren Flucht nach Aegypten Aufenthalt und Ruhe versagte, daher sie der Herr zum ewigen ruhelosen Wandern verdammt habe. Deshalb galten sie lange für Aegyptier und ließen sich als solche gelten, sie kamen aber aus Osten zu Lande und ergossen ihre Strömung durch Rußland und die übrigen Slavenländer westwärts. Sie vermehrten sich gleich dem Geschlecht der Wanderratten, daher die Schaaren der Zigeuner, die noch in diesen Ländern umziehen, nach sichern Angaben in der Moldau und Wallachei 50,000, in der Türkei 80,000, in Ungarn und Siebenbürgen 35,000, in Polen und Rußland 40,000, in Böhmen und dem eigentlichen Oesterreich 30,000 u. s. w. betragen. Vieles ist von ihnen in örtlichen Chroniken zu finden, davon nur ein Beispiel. Sebast. Güthes Chronik der Stadt Meiningen führt an:

„Anno 1435

d. 8. Februar sind die Zigeuner erstenmals hieher kommen, und in die eilf Tag allhir verharret, sind den Leuten seltzam fürkommen, weil sie so seltzam schwartz und heßlich ausgesehen. Auf dem Hafenmarkt hat eins dem andern auf den Schultern getantzet, und wunderliche Gebärden, in Beiseyn der Rathsherren, welche vom Rathhauß zugesehen, und ihnen anderthalb Eymer Wein, auch Fleisch und Brod verehret, von sich spüren lassen, der Pfarrer aber, Herr Berthold, hat sie mit Gewalt hinaus treiben lassen.“

Wir ersehen, daß dem Wandervolke, trotz seiner mehr abschreckenden als anziehenden Erscheinung, der Reiz der Neuheit Bahn brach, daß die geübten Tanz- und Gaukel-

künste nach Indien deuten; daß die Stadträthe jener Zeit sich und der Bürgerschaft das Vergnügen einer Augenweide eher gönnten als es beschränkten, und daß der eifernde Pfarrer muthmaßlich das anhaftende Heidenthum an den Fremdlingen herauswitterte, und sie deshalb unduldsam vertrieb. Wie es aber sehr treffend in Wolfs Zigeunercomödie Preciosa heißt:

> Bist du wo gut aufgenommen,
> Mußt du ja nicht zweimal kommen!

so erging es den Zigeunern schon im 15. Jahrhundert zu Meiningen; denn vom Jahre 1497 meldet dieselbe Chronik:

„Sind abermal viel Zigeuner hierher gekommen, welche wunderliche und seltzame Possen und Abentheuer getrieben, es hat ihnen aber E. E. Rath einen Orts-Gülden geben, und sie, nach Erkundigung ihres Betruges, fortweisen lassen.“

Um jene Zeit kam die vielbesuchte, weitberühmte Wallfahrt im Grimmenthal ohnweit Meiningen in Aufschwung, zu der zahlloses Volk aus Nähe und Ferne herbeiströmte. Da erschienen denn auch, nach einer überkommenen Nachricht, zu Pfingsten des Jahres 1503 dreihundert „Aethiopen“ oder Maurische Ritter — (berittene Mauren) — dort, die aus Schlesien gezogen kamen, um (angeblich) gegen die damals epidemisch grassirende Volkskrankheit, den Aussatz, dort Hülfe zu suchen. Wir glauben, daß diese Aethiopen Zigeuner und nichts anderes waren, denn das Erscheinen einer so großen Anzahl wirklicher Aethiopen und ihr Durchzug durch die deutschen Länder würde auch anderorts aufgefallen und nicht unerwähnt geblieben sein; sie zogen aus böhmisch-schlesischen Distrikten westwärts, an einen Ort, wo große Volksmengen sich sammelten, wo es Lustbarkeit und Verdienst für Schaukünstler gab, und schwanden dann wieder von hinnen. Schwerlich kamen sie als Kranke, Heilungsu-

ziehende, schwerlich waren sie Ritter, sondern nur Berittene, und wahrscheinlich mehr auf Maulen und Eseln, als auf Rossen. *)

Abgesehen indeß von diesen geschichtlichen Ueberlieferungen entstanden da und dort wirkliche Sagen von Zigeunern, namentlich in waldreichen Gegenden und in Waldgebirgen, in deren Schooße jenes Wandervolk sich barg. In einem Walde bei Meiningen steht noch eine Buche, die Kreuz- oder Zigeunerbuche geheißen; dort erschoß ein Landknecht (so viel wie heute zu Tage Gensd'arm, Feldjäger) einen Zigeuner und nahm zwei Weiber und ein Kind gefangen. Das Kind vermochte nicht, neben dem Pferde herzulaufen, und jener nahm es hinter sich aufs Pferd. Da schleudert eine der Frauen dem Kinde einen Dolch hinauf, und rücklings ersticht das Zigeunerkind den Reiter. Ein Kreuz in der Buche dicht am Wege bezeichnete fortan den Ort der Unthat. Am Schneekopf fingen Jäger auch eine Bande Zigeuner ein, und darunter ein Kind; einer der Jäger führte die Gefangenen von dannen. Das Kind erlangte heimlich ein Gewehr, lud eine gläserne Kugel hinein und erschoß den Jäger von hinten. Die Zigeuner entwichen. Gläserne Kugeln spielen häufig eine Rolle in Thüringerwaldsagen und Mordgeschichten. Es ward dem Glase vom Volke etwas zauberhaftes, wunderbares beigelegt, das an das Märchen vom Glasberge erinnert. Den Zigeunergraben, nahe den Freibächen, meinte Goethe in dem Gedichte „Ilmenau" in der Frage: „Ist's der Ve-

*) Vergleiche: Pistorius: Scriptores Rerum Germanicarum T. I. P. 600. Eodem anno (1503) vulgatur grandis peregrinatio ad (templum) beatae Virginis in Grimmenthal, sub generoso comite de Hennebergk — ubi talis concursus fit — — — ita ut quasi 300 Mauri equites, sive Aethyopes circa festum Pentecostes per Silesiam transirent, illuc peregrinando.

gyptier verdächtiger Aufenthalt?" — Beim Klosterorte Georgenthal heißt heute noch ein Waldpfad der Zigeunerweg, weil nur auf diesem und nie auf einem andern Pfade die Zigeuner kamen. Beim Dorfe Steinbach bei Liebenstein lagerten häufig Zigeunerhorden; eines Spätherbsttages bei sehr wildem Wetter kam aber eine solche mit Sack und Pack ins Dorf herein, und bat um Gottes Willen um Obdach in einer Scheune. Niemand wollte sie aufnehmen, bis endlich ein alter Bauer sich ihrer erbarmte und seine Scheuer ihnen öffnete. Kaum waren die Zigeuner darin, so entzündeten sie ein Feuer, dessen Lohe bis hinan zum obern Barn schlug, wo die ganze Aernte noch unausgedroschen lag. Dem Bauer und seinen Nachbarn wurde angst und bange, und schalten heftig die Zigeuner, und wollten sie wieder austreiben, die aber hielten vor der Bauern Augen ganze Schütten Stroh mitten in die lodernden Flammen, und besprachen sie, und sie brannten nicht an, kein Hälmchen sengte, und der Glaube wurde fest bei den Bauern, daß die Zigeuner Macht haben, das Feuer zu besprechen, ja, daß in einem Dorfe, wo Zigeuner lagerten, gar kein Feuer auskommen könne. So umgaben sich diese Fremdlinge mit einem gewissen mystischen Schimmer als halbdämonische Gebieter der Elemente, wie als Zukunftschauer, und der Aberglaube einte sich mit der scheuen Furcht, unterwarf der List jener Gauner das Landvolk und machte letzteres der ersten zinsbar. Gleiche oder doch sehr nahe verwandte Bestandtheile mischten schon im frühen Mittelalter die Judenfurcht, den Judenhaß, den Judenabscheu, die in zahllosen Sagen wie in rohen Ausbrüchen der Volkswuth offenbar wurden. Beiden Völkerschaften gemeinsam war im Auge des deutschen Volkes die fremdländische Abstammung, die unverständliche ausländische Sprache, der

orientalische Typus, die Scheu vor ruhig-bürgerlichem Gewerbe, das man ihnen zudem nicht einmal zu treiben vergönnte, und die Neigung zu täuschen, zu vervortheilen, endlich die wirkliche, oder vom Volke doch geglaubte geheime Wissenschaft, die Zauberkunst. Daß die Juden geistig ungleich höher standen, als die Zigeuner, vermochte das gemeine Volk auf dem Lande, wie der Pöbel der Städte, ebenso wenig zu unterscheiden, als überhaupt zu begreifen, und wo die Judenschaft, wie es in mehreren größeren Städten der Fall war, unter dem Schutze von Kaiser und Reich einen in sich fest gegliederten Körper bildete, wo sie ehrwürdige Gottesäcker, stattliche Synagogen besaß, wo sie sich eigenen reichen Besitzthumes erfreute, da fanden Haß und Neid um so lockerern Boden, es bildete sich der natürliche Widerstand gegen alles, was Staat im Staate ist und heißt, aus, und die Verfolgung wurde geboren, welche die christliche Geistlichkeit zum Fanatismus schürte. Fort und fort von den Kanzeln und außer diesen verflucht und vermaledeit, weil die Juden den Heiland gemartert und gekreuzigt, zum Tragen einer kennzeichnenden Kleidung gezwungen, allen möglichen Quälereien Preis gegeben, büßten die Nachkommen schwer und trugen das herbe ihrem Volke auferlegte Verhängniß duldend und schweigend durch die langen Jahrhunderte. Die Chroniken vieler deutschen Städte sind voll von den Gräuelthaten, deren die Juden, meist grundlos, beschuldigt wurden, von ihrem geheimnißvollen Tekupha-Blut, von ermordeten Christenkindern, von durchstochenen und geschändeten Hostien, von Selbstverbrennung in ihren Häusern und Synagogen.

Kinderwanderungen. Anklingend an die mannichfaltigen Sagen von wandernden Völkern könnten auch (der Geiselfahrer und Kreuzzüge nicht zu gedenken) die sagenhaften Kinderwande-

rungen, Kinderwallfahrten und Kindertänze noch Erwähnung finden. Der Kinderkreuzzüge in Deutschland wie in Frankreich im Jahr 1212 wird vielfach in Chroniken gedacht; im Jahr 1237 machten die Kinder zu Erfurt eine Tanzfahrt, an der Zahl Eintausend, Knaben und Mädchen, vier Stunden weit bis nach Arnstadt, wo sie ganz erschöpft ankamen. Die Aeltern wußten gar nicht, wo die Kinder hin waren, bis Botschaft von Arnstadt nach Erfurt kam. Da fuhren die Bürger mit Wägen hinüber in die Nachbarstadt, und holten die Kinder wieder, viele der letzteren aber starben bald darauf, und manche blieben mit anhaltendem zittern behaftet, bis an ihren Tod. Es war ein Anhauch der Volkskrankheit des Veitstanzes. So ergriff 1448 auch die Kinder zu Schwäbisch-Hall eine Wallfahrtsucht, daß sie davon zogen gen St. Michael in der Normandie, an der Zahl 200, und die nicht mitgelassen werden sollten, starben alsbald jähen Todes. Die alte Schwäbisch-Haller Chronik sagt darüber wörtlich und wahr: „War mal eine seltsame und wunderliche Begeisterung.“ Eben eine solche war es, welche im Jahre 1708 in Schlesien die Kinder erfaßte, in Haufen zusammenzuströmen, und Andachten auf freiem Felde zu halten, selbst gegen der Aeltern und Angehörigen ernste Verbote. (D. Sagenb. 588, 879, 647.) Und auf ähnliches, nicht aber auf einen Kriegszug erwachsener Stadtkinder, deutet auf alle Fälle jener vielbesprochene und viel beschriebene Auszug der Kinder von Hameln, nur daß bei den Kinderandachtfahrten der Zug der Sage eudämonisch, bei dem Hameler Kinderauszug aber kakodämonisch zu Tage tritt. Es war mehr oder minder auch eine Tanzfahrt, denn es begegnet in der Hameler Sage genau der gleiche Zug, wie in der Erfurt-Arnstädter, daß die Kinder

sich an den Händen gefaßt in Reihen führten, und wie den kreuzzugbethörten Kindern ein fremder Knabe singend vorangewandelt sein soll, so zu Hameln der dämonische Rattenfänger pfeifend — dort die Himmelsmahnung durch die Engelstimme, hier die Höllenmacht durch die Teufelstanzmusik, denn zu allen Hexentänzen spielten Pfeifer auf, und der Teufel selbst konnte nicht eigentlich singen, sondern nur plärren, aber trefflich pfeifen, was er in der Mär vom Brande zu Schiltach genugsam an Tag legte. (D. Sagenb. 901.) Ein wunderliches Mißverständniß gestaltete die Hameler Sage höchst abenteuerlich; die in den Berg „unter den Köppen" geführte Kinderschaar sollte unendliche Meilen Weges unter der Erde fortgeführt und erst im Lande Siebenbürgen zu Tage gekommen, und dort Begründer des, in jenem allerdings noch in Folge früher Einwanderung bevölkerten Lande seßhaften sächsischen Volksstammes geworden sein. Diese seltsame Märe fand ihren Wiederhall in zahllosen Büchern, wurde geglaubt und bestritten, und mancher Gelehrte dachte Wunders, welche Wissenschaft er offenbarte, wenn er mit Gründen darlegte, daß die Kinder von Hameln nicht unter der Erde weg gen Siebenbürgen gegangen seien! Es liegt aber ein Wüstung, Sevenbergen geheißen, gar nicht weit von Hameln, und dorthin kamen die Kinder — kamen aber vielleicht nicht zurück, starben vielleicht, wie die Mehrzahl jener Erfurter, die gleichem krankhaften Drange gefolgt waren und ihm erlagen. Völlig werden wir freilich nie die sechshundertjährigen Sagenräthsel aufzulösen im Stande sein.*)

---

*) Vergl. F. Fein: Die entlarvte Fabel vom Sevenberger Ausgange der Hamelschen Kinder rc. Hannover 4. 1749.

Noch ist nicht unanziehend einiger Sagen von An- und Herkunft hoher Geschlechter in Deutschland zu gedenken, theils weil dieselben oft eigenthümlich zusammenklingen, theils sonst beachtenswerthe Elemente in sich enthalten, und an alte Heldendichtungen theils mahnen, theils diesen erst ihren langnachhallenden Ursprung danken. Dahin gehört die Sage von dem Geschlechte der Harlunge, dem der sagenhaft so hoch gefeierte treue Eckart entstammte. Er war der Schirmvogt zweier Brudersöhne des Königs Ermenrich, welche nahe Verwandte Dietrichs von Bern waren, und vermochte leider nicht zu verhindern, daß Ermenrich die jungen Harlunge tödtete. Aber er rächte sie, erschlug Ermenrich und bewahrte den reichen Schatz seiner Schützlinge, den Hort der Harlunge, der in einen Berg verzaubert war, und zwar in den Bürgtenberg bei Breisach, selbst noch als Geist.

Ein Silberschatz war es auch, den ein Köhler fand, im Berge Zähringen, und damit einen vertriebenen König rettete, dann die Burg Zähringen erbaute, und nach ihr sich nannte; so ist der Zähringer berühmtes Geschlecht entstanden. (D. Sagenb. 29. 30.)

Der Thüringer Landgrafenstamm erhob sich in frühen Zeiten auch zuerst durch einen Einwanderer, von dem noch heute mit Zuversicht niemand sagen kann, von wannen er entsprossen oder gekommen; das war Ludwig mit dem Barte, dessen Geschlecht bald Thüringen überbreitete und mannlich beherrschte — so kam auch der erste Graf von Henneberg aus fremdem Lande gezogen; jeder erkor einen Burgbauplatz und jeder nannte denselben, der Sage nach, durch des Zufalls Eingebung. „Schau', eine Burg!" rief Ludwig mit dem Barte, als er die sichere Beste erbaut hatte, die nachher die Schaunburg hieß. Die dunkle Stammsage des Schwarzburger Grafen- und später Fürsten-

hauses läßt einen schwarzen Ritter, Namens Wittekind, der ein Verwandter des gleichnamigen großen Sachsenherzogs Wittekind gewesen sein soll, von Kaiser Karl belehnt, begünstigt und begabt, in jenen Landstrich einwandern, und sich seßhaft machen. (D. Sagenb. 424. 519.) Ein fremder Dienstmann des Barbarossa war es, der des Kaisers Tochter liebgewann, und entführte, und an einem Berge sich anbaute, mit ihr hauste und eine Wirthschaft trieb. Und da begab es sich, daß nach einer Zeit der Kaiser verirrt zu jenes Wirthes am Berge Hause kam, und dort von der Hand seiner Tochter sein Lieblingsgericht zubereitet empfing — genau so, wie in der Sage von Eginhart und Emma Karl dem Großen widerfuhr, welches Gericht niemand anders so zubereiten konnte. Da nun der Kaiser nach der Urheberin des Gerichtes fragte, so fielen Mann und Weib ihm zu Füßen, und er, verzeihend, machte den Mann zum Grafen, der aber den Namen Wirth am Berge fortführen sollte. Darauf bauete der neue Graf ein stattliches Schloß auf dem Berge, an dem er gewirthet, und wurde des Hauses Wirtemberg erster Urheber.

Selbst des Zollernstammes alten Ahnherren sollen in Deutschland aus Wälschland eingewandert sein, und vom wälschen Hause Colonna abstammen, und ihr Stammschloß nach deren Schloß Zagarola, woraus sich leicht Zorolo, Zolre abwandeln läßt, genannt haben. Wie das Haus Colonna die Henneberger bethört, und ihnen die Mär aufband, daß sie aus ihm ihren Ursprung herleiteten, ward Th. II. S. 161 erwähnt; vielleicht versuchte jenes Haus sein wälsches Stücklein auch bei den Zollern.

Solcher Beispiele ließen noch mehrere sich anreihen, doch mögen die hier gegebenen genügen, um Freunde der Sagenwelt zum eigenen weiterforschen anzuregen.

III.

Deutscher Mythus in örtlichen Anklängen.

Ein kaum zu überblickendes Gebiet ist es, das wir jetzt beschreiten, eine wimmelnde Gestaltenfülle, gleich der des wilden Heeres, wogt und drängt vorüber, fast verwirrend und sinnebethörend, und in der That ist es ja wirklich das wilde Heer, das an unzähligen Orten Deutschlands und im skandinavischen Norden die lebhafteste Erinnerung an die mächtigste Gottheit der germanischen Frühvölker, an Wuotan, hervorruft und wach hält. Nur diese wundersame Geisterwelt einestheils und anderentheils örtliche Namen, die wol aus frühesten Zeiten haften blieben, bilden die Brücke zu den Nebelgestalten der ächten nordischen und deutschen Mythe. — Die griechisch-römische mag im westlichen und südlichen Deutschland zwar auch einige Spuren hinterlassen haben, aber wo sie im Norden begegnen soll, ist sie meist erträumt und angefabelt.

Daß unsere zahlreichen deutschen Donnersberge ihre Namen eher vom Donar, Thorr tragen, als vom Jupiter, dem römischen Donnergott, wird jedem einleuchten.

Daß man da, wo Römer-Ansiedelung stattgehabt, auch römische Götterbilder fand, am Bodensee, am Züricher See, zu Augsburg, zu Mainz, zu Trier rc., ist begreiflich; daß die Germanen, wo sie nicht unter dem Drucke römischer Unterjochung zu seufzen hatten, diese Götter nicht verehrten, nicht minder; blieb auch hie und da ein Göttername, wie Marsburg, Martisburg, Bacchus, Bacchi Ara, (Bacharach) u. a. an Oertlichkeiten haften, so beweist das noch nicht, daß die Deutschen diese Namen gaben, und daher steht es mißlich um Mars und Mercur, Sol und Apollo, Isis und Luna, Herkules u. a., die man in Salzwedel

(Soliswelte), Apolda, Isern-Schnibbe, Isenburg, Lüneburg, Herkesloh u. a. O. hat wieder finden wollen. Was nun aber hauptsächlich die Venus betrifft, deren Gottheitsbegriff und Name sich in Deutschland allerdings völlig einbürgerte, so ist diese Einbürgerung durchaus nicht in der germanischen Frühzeit, sondern im Mittelalter, in der Minnesingerzeit zu suchen, und diese letztere war es einzig und allein, welche die römische Liebesgöttin mit der germanischen Hulda zu einem Begriffe verschmolz. Daher ist es ganz natürlich, daß gleichzeitig Berge, in denen man den Sitz der Frau Hulda mit ihrem Heere annahm, oder die Erzreichthum spendeten, auch Venusberge genannt wurden. Venus kann daher nur mit Hulda zugleich genannt, und als ein und dieselbe deutsche Göttin, nur mit dem vorwaltenden Begriff sinnlicher Minneseligkeit, gedacht werden.

Wuotan. Beginnen wir die Aufzählung örtlicher Anklänge an die Göttersagen der Frühzeit mit Wuotan, dessen Name in mannichfaltiger Umwandelung der Frühzeitsprachen zu Wodan, Guodan, Gudan, Othin, Odin, Wut, Wode wurde — so finden wir den heiligen Namen vornehmlich, wie Nebelgewölk der Frühe, um hohe Bergeshäupter schweben, finden den Odenwald, den Udensberg oder Godensberg in Hessen, eine Stadt gleichen Namens, den Godesberg bei Bonn, sonst Wodensberg, gleiche Benennung in Lothringen, ein Godensholt, sonst Wodenholt im Oldenburgischen. Noch andere solcher Orte nannten wir bereits Th. I. S. 38, ohne damit deren Vorrath zu erschöpfen, denn es können noch Wodendorf im bairisch-oberfränkischen Landgericht Hollfeld, Wodezberg in Steiermark, Kreis Cilli, Wuthenow (2) in Preußen, eine Menge Odenbach, Odendahl, Odendorf, Odenhausen, Odenheim, Odenkirchen, Odensachsen (dies in Kurhessen), Odenspiel u. a. nach-

getragen werden, nicht minder die vielen Gudenau, -burg, -dorf, -haus, und wenn wir auch Bezug auf Wuotans Personification als Wunsch nehmen, deren häufiges begegnen J. Grimm, d. M. I. 126 u. f., erschöpfend nachweist, so kommen uns Wunsch und Wünsch, Wünschberge Wünschelburg (Stadt), Wünschenbach, (Dorf, 9), -moos, -suhl, Wunschenberg, Wunschendorf, Wunschenmühle u. s. w. zu Hauf entgegen. Behaupten zu wollen, daß alle diese Orte ihre Namengebung bewußt oder unmittelbar von Wuotan tragen, wäre wol allzugewagt, aber wir wissen nicht, ob es nicht bei einer kleinen Zahl derselben, besonders bei den älteren, doch der Fall ist.

Wird nun vollends Donar gleich dem Wuotan zugestellt, so erinnern an diesen, außer den bereits Th. I. S. 39 angeführten auf ihn bezüglichen Namen, die Ortsnamen Donnerberg in K. Pr. Regierungsbezirke Düsseldorf, Donnerburg im Braunschweigischen, Donnerhorst im Hannöverschen, auch in Holstein, Donnersbach in Oesterreich, Donnersberg in Niederbaiern, Donnersscharr im Oldenburgischen, Donnersdorf in Baiern und in Oesterreich, Donnersfelden, -mark, -reuth, Donnersstett, Donnerswindel, und zahlreiche Donnersmühlen sogar, an den Donar, dem sich nicht ohne Fug die häufigen Benennungen von Orten, die mit Dor, Dorr und Thorr beginnen, anreihen dürfen, denn von Dorn trägt auf keinen Fall deren Mehrzahl ihre Benennung, wenn wir ihnen auch über 20 Dorn und Dorna Preis geben. Es giebt ebensoviele Dornach (ach ist mittelhochdeutsch Fluß, aus dem althochd. ahe) nicht viel weniger Dornau, eine Menge Dornbach, Dornberg, Dornburg, Dorndorf, Dorneck, Dornheim u. s. w., es giebt viele Thorn, Torgau, Tornow, Torringen u. a., örtliche Namensanklänge, die auch für den dritten in der Donar.

großen germanischen Götterdreiheit, für Fro, sich leicht auffinden lassen, wenn man diese Wort- und Ortspiele verfolgen will, die am Ende viel oder auch nichts beweisen. Der wichtigste Nachhall an die oberste der Gottheiten unserer heidnischen Vorfahren, an Wuotan, bleibt immer der an sein Heer; er ist am weitesten verbreitet, er läßt sich nicht, gleich Ortsnamen, nach belieben auch anders deuten, er läßt sich nicht hinweg streiten. Er ist der sichere Nachhall des Todtenzuges der Einheriar der nordischen Mythen. Freilich erscheint dieses Heer nicht überall in der gleichen Benennung, nicht in gleicher Auffassung, es erlitt ebenfalls manche Abwandelung, die fast zu nöthigen scheint, mehrere verschiedene Geister-Heere, statt nur eines einzigen, anzunehmen, abgesehen von einzelnen Freischaaren, die auf eigene Hand ziehen, wie König Abel, Hackelbernd, der Rodensteiner, oder von versprengten zugehörigen, die vereinzelt jagen und reiten. Ursprünglich war wol alles nur eins, floß aus einem Götterborne, aber die Quellfäden rannen nicht zusammen, sondern vielmehr auseinander — sie vereinen sich aber dennoch wieder zum großen, gespenstigbrausenden Luft- und Geisterstrome.

Das Wuotansheer, häufig auch nur, und zwar was sehr merkwürdig ist, im hohen deutschen Norden, wie im tiefen deutschen Süden gleichmäßig der Wode genannt, heißt zunächst das wüthende Heer, dann das wüthige, das Wütis-, das wilde Heer, dann die wilde Jagd, der wilde Jäger, der Helljäger, das wilde Gejaid, das Nachtgejaid. Bald gesellt die Sage dem männlichen Zugführer dieses Heeres eine Genossin, bald stellt sie eine wilde Jagdfrau ohne Mann an die Spitze, diese ist dann unbedingt Frau Hulda, oder Frau Berchtha; Herodias steht schon mehr in zweiter Reihe, im Gefolge, wie

auch die Teufel. Zwar wird auch Diana noch genannt, sie scheint aber mehr von späterer Gelehrtenvermuthung herbeigezogen, weil sie die Göttin der Jagd war; allein die griechische Artemis, die römische Diana wurde von der antiken Mythe ganz anders aufgefaßt, und nur Unkenntniß einestheils, oder anderntheils die unselige Sucht, alles römisch zu deuten, und gar keine Selbstständigkeit deutschen Mythenthums anerkennen und aufkommen lassen zu wollen, schlug die Pfade solcher Verirrung ein.

Eine Jagdgöttin konnte gar wol gedacht werden ohne das römische Vorbild. Im böhmischen Mägdekrieg wußten die streitbaren Frauen nichts von Amazonen, und dachten nicht an solche, während man ihnen später diesen fernliegenden Namen beilegte.

Die Grundidee eines Jägers mit einer Jägerin scheint tief gewurzelt und sehr alt, Wuotan und Hulda finden sich in ihr gleichsam gegattet, was in die Augen springt, wo er Guden, sie Frau Gude, Frau Gaude heißt; Gude ist wieder die Gute, die Holde. So stimmt auch der jagende Bernt, in welchem manche Fro (Freir) mit seinem Eber erblicken, zur Freia, wie der Berchtold, Bercht-hold zur Frau Berchtha oder Perchtha. In späterer Abwandlung der Heersage, besonders in Mitteldeutschland, trat der Wode zurück und Frau Hulda dagegen in den Vorgrund und an jenes Stelle ein anderer guter Mann, der treue Eckart, der halb als Genosse, halb als Widerpart erscheint. In der Sage, wo Hulda Venus wird, ist Eckart nur Hüther und Warner. Venus jagt nicht, der Tanhäuser erscheint nie als Mitziehender im wilden Heer, und nur erst neuere Dichtung hat ihn jener Sippe halb und halb zugesellt, namentlich mit dem treuen Eckart ihn in Verbindung gebracht, naturgemäß, weil jener in den Venusberg eintrat,

vor welchem der Eckart warnend sitzt, wie sie ihn mit dem Wartburgkriege in Verbindung zu bringen suchte, aber unnatürlich und an den Haaren herbeigezogen. Die alte Tanhäusersage, die im Liede wurzelt, nennt den Eckart nicht, noch weniger die Wartburg, und der geschichtliche Minnesinger Danhuser war erwiesen nicht beim Wartburger Singerstreite, da er einer späteren Zeit angehörte, mindestens ist kein Zeugniß aufzubringen, daß er Genosse des Minnesingerkampfes gewesen sei. Das Heldenbuch, das des treuen Eckart als Venusberghüthers gedenkt, gedenkt des Tanhäusers mit keiner Silbe. Wir kommen auf ihn gleich zurück, und wenden uns wieder zu den örtlichen Anklängen an den Wode und seinen gespenstigen Jagdzug, wobei am besten sein wird, dem wilden Heeresspuk durch ganz Deutschland nachzuziehen, und auch jene Einzelführer mit namhaft zu machen, die so häufig an Wodens Stelle treten.

In der Schweiz, namentlich im Berner Oberlande, zieht das Wütisheer. Gewaltige Riesen, welche die Bewohner Weßfriesen nennen (Anklang der alten Einwanderungs- und Bevölkerungssage der Schweiz durch Friesen), führen den Zug an, der über die Scheideck nach dem Faulhorn führt. Die Einwohner müssen die Thore des Melkhauses öffnen, damit das Wütisheer hindurch kann, sonst bricht es sich zertrümmernd Bahn. Im Berggehege des Pilatus tobt als Nachtjäger der Dürst mit einer wilden Jägerin, die ganz die Eigenschaften der deutschen Frau Holla und Berchtha hat, und das Polsterli heißt, anderorts aber die Sträggele.

Mitunter führt der Dürst, wenn er über die Almen braust, Kühe hoch in den Lüften mit fort, die kommen entweder gar nicht wieder herunter, oder erst, halbtodt und ausgemolken, am dritten Tage. Dies zu verhindern, müssen

die Hirten durch einen Milchtrichter den Alpsegen rufen. (D. Sagenb. 13.) Im Aargau zieht der Rothenthaler, und im Odenwalde zieht, wie allbekannt, einmal der Lindenschmit als Nachtjäger, dann der Ritter von Rodenstein, an den eine ausgesponnene Sage sich knüpft, aus der gleichnamigen Burgtrümmer nach der zwei Stunden von derselben entfernten Ruine Schnellerts, allwo er begraben ward, und zwar zieht er mit einem gespenstigen Kriegsheer und allem Lärm und Getöse, das ein solches begleitet, und nur wenn Krieg in deutschen Landen auszubrechen droht. Wird dann Friede, so zieht das Heer von Schnellerts wieder zum Rodenstein zurück. Man nennt die Orte nicht nur, man bezeichnet sogar die Häuser, durch die das Heer zieht, und es sind zu manchen Zeiten über dasselbe viele Leute verhört und amtliche Protocolle darüber aufgenommen worden. Diese Sage steht vereinzelt da, und das ausziehende Heer ist kein Jagdzug, es erinnert mehr an das Heer, das mit Kaiser Karl im Odensberge gebannt ist. Davon gehen sehr viele Sagen um, deren Mehrzahl Karl Lyncker mitgetheilt hat. (Deutsche Sitten und Sagen in hessischen Gauen. Cassel 1854.)

Im Gebiete der vormaligen Wild- und Rheingrafen ist die Sage vom wilden Jäger heimisch, wie Bürger sie in seiner so bekannten Ballade: „Der Wild- und Rheingraf stieß ins Horn" poetisch behandelte. Einer des Geschlechtes, ein leidenschaftlicher, und dabei grausamer und unmenschlicher Jäger, wurde zur Strafe seines bösen thuns verdammt, ewig mit der wilden Heerjagd umzuziehen. (D. Sagenb. 81.)

In gleicher Weise zu ewigem jagen verdammt bezeichnet die Sage einen Bauerssohn aus der Nähe des Schlosses Wynendael in Flandern, dem der eigene Vater solche Strafe

ihn verfluchend, anwünschte. Er schreit als Rachvogel: Jakko! Jakko! Jakko! — oder bellt wie ein Hund durch die Lüfte. In den Niederlanden spukt überhaupt der wilde Jäger, wie es scheint ohne besondern Führer. Einzelne Sagenzüge über denselben stimmen ganz mit denen unseres deutschen Vogtlandes überein. Bauern hören das Jagdgetöse über sich ziehen und schreien den wilden Jäger um Beuteantheil an, worauf faulende Viertel von Thieren ihnen zu Theil werden. (J. W. Wolfs Niederl. Sagen, 258. 259. 260.)

Zu Overmerre fährt der Höllenwagen mit Musikgetön durch die Straßen, dem ein Hund folgt. (A. a. O. 448.) Dieser Zug mit dem Wagen erinnert an die mythischen Umzüge von Göttinnen in der germanischen Frühzeit, und begegnet mehrfach, so in Zelsate, auch in Köln u. a. O.

Im Ditmarschenlande, wie in Holstein, Schleswig, Jütland und Dänemark ist die Mär vom wilden Jäger in mannichfacher Veränderung allumgehend. Ein Bauernbursche zu Marne, der mit dem Bösen einen Bund machte, durch den er zum Freischütz ward, wurde zum ewigen jagen verdammt, sein Weib und seine Kinder begleiten ihn als Hunde. Die Freischützsagen, wo sie immer vorkommen, die auf Teufelsbündnerei beruhen, sind der letzte Abschlag der uralten Mythe vom Wodensheer, das ihnen nur noch gleichsam als Episode dient, wie in Kinds und C. M. Webers Oper.

Auch in den angeführten Ländern, besonders im Ditmarschen, glaubt man, daß der wilde Jäger höhnenden Anschrei durch herabwerfen von stinkenden Thiervierteln räche, daß er viele Dachshunde habe, denen bisweilen der Schwanz lichterloh brennt, und daß er mitten durch die Häuser ziehe, wobei die Bewohner sich ruhig zu verhalten haben.

Die dänische und schleswigsche Sage übertrug den Wode auf den Dänen-König Abel, der seinen Bruder erschlug und 1250 zu regieren begonnen haben soll. Er wünschte sich aus Jagdliebe auch nach seinem Tode nur ewig jagen zu dürfen. Er saust und braust durch die Lüfte, von 9 bis 10 kleinen weißen Hunden begleitet, denen feurige Zungen aus den Hälsen hängen. Dann aber erscheint auch der Dänenkönig Waldemar, der 1182 starb, als Immerjäger, als Bauernfeind und als Meerfrauenhäscher; er reitet von Burre nach Gurre auf weißem Pferde, von schwarzen Hunden begleitet, und hält sein Haupt, wie so viele Nacht- und Schimmelreiter in deutschen Sagen, unterm Arme. Er wird auch Wolmer genannt, und sein Weg heißt Wolmersstraße. Auf der Insel Moen jagt im Grünewald der Grönjette, dem gleiche Eigenschaften, wie dem Waldemar, beiwohnen.

Im Lande Lauenburg ist es wieder der Wode, der das Nachtheer führt; er reitet ein weißes Roß, das nur drei Beine hat, 24 Hunde begleiten ihn. Der Wode jagt mit besonderer Vorliebe die Unterirdischen, ein Sagenzug, der sich in ganz gleicher Weise sehr ausgebildet im Vogtlande wieder findet. Dasselbe ist im Mecklenburgischen Volksglaube, und es heißt auch da der Nachtjäger der Wode. (D. Sagenb. 176. 177. 178.) In Schleswig und Ditmarschen geht auch die Sage von einem Schimmelreiter um, welche Reiter in Schwaben so vielfach vorkommen, und sie deutet durch das weiße Roß unmittelbar nach dem Wode hin, obschon dieser Reiter der Tod, oder ein Todter ist, von dem jenes schaurige Lied geht, das den Grundgedanken zu Bürgers Ballade „Lenore" lieferte. Bürger kannte die tiefere Bedeutung des Rosses in der alten Sage nicht, und machte aus dem Schimmel einen Rappen. (D. Sagenb. 196.)

Todtenritt und Todtenzug, einzeln oder in Menge, wird öfters örtlich erwähnt, ist dem wilden Heere einigermaßen verwandt, doch nie mit demselben einerlei. So der Todtenzug und -Flug zu Regint an der Grenze Lithauens, wo von einem Kirchhofe zum andern die Todten zu Tausenden zu einander zum Besuche gleichsam fliegen. Man darf ihnen nicht in den Weg kommen, noch weniger bauen, sie zerbrechen alles, was ihnen im Wege ist. (A. a. O. 236.)

Im Lande Braunschweig und auf dem Harzgebiete ists der Hackelnberg, der zum ewigen jagen verurtheilt ist; die Sage von ihm ist bekannt und sehr ausführlich. Ihm ist eine ehemalige Nonne, welche sehr zu plärren liebte, als Jagdgesellin beigegeben, eine Verjüngung der ältesten Ideen dieser weitverbreiteten Sage vom Wode und der Hulda, seiner Begleiterin oder noch mehr, und Nachfahrerin. Unter dem Namen Hackelnberg ist dieser wilde Jäger bis in die Marken, weit nordostwärts bekannt, und es giebt eine Verwünschung: Daß dich der Jäger hole! Auch heißt ein Bergkopf in der nördlichen Harzangrenzung der Hackel. Wenn das traute Paar vorüberzieht und man hört es nahen, muß man, will man von ihm ungeschädigt bleiben, sich auf den Bauch platt hinstrecken, wie die Wüstenreisenden thun, wenn der Samum heranbraust. (D. Sagenb. 317.) Vom Hackelnberg ist nur ein Schritt zum Hackelbernd, wie der Nachtjäger in Westphalen heißt, auch Hackelblock, wo mehr als eine Sage von ihm umgeht. (J. Grimm, d. M. II. 873.) Auch im Walde Solling bei Uslar hauste derselbe, alldort ist sein Grab, zwei schwarze Hunde ruhen neben ihm. Der Name Bernd scheint aus Berend gebildet, was nach brennen hinweist, und wieder mit dem Helljäger Begriffsverwandtschaft hat (wenn wir bei der alten Helle des späteren Wortes Hölle gedenken),

den man im Hildesheimischen so genannt findet. Der Helljäger aber weiset uns wieder nach dem Hellequin der französischen Sage. Berend deutet nicht minder mit seinem Namensklange nach dem wilden Jäger Berndietrich hin, der im Lande der Wenden, in der Lausitz und bis in das Vogtland sein Wesen treibt, und der leicht wiederum mit Dietrich von Bern in Verbindung zu bringen ist, wenn man will, zumal da schon nach alten Gedichten dieser letztere zu ewigem Streite gegen die Würme in der Hellwüste berufen ist, was wieder auf den steten Jagd- und Heereszug des Wode wie des Hackelnberg oder Berndietrich gegen das arme Gewürm der Unterirdischen, der Wichtlein, Moosmännel und Holzweibel — unverkennbar hinweist.

In der Lausitz heißt der Berndietrich Pan Dietrich (Herr D.), und auch ein Berggipfel führt den gleichen Namen; er ist nach der Sage ein ehemaliger Raubritter, zum ewigen Jagen verdammt, und auch sein Zug verkündet Krieg und Unheil. Er reitet sogar auf einer Eule, und vor ihm her geht als Warner — der fromme Bonifacius. (J. G. Gräve, Volkssagen der Lausitz. Bautzen 1839.) Wir gewahren hier nur einen Nachhall der Harzland-Thüringischen Sagen, Tutosel wurde zum Streitroß des wilden Jägers und der treue Eckart zum Bekehrungsapostel; des ersteren Zug aber wird zugleich prophetisch, wie der des Rodensteiners.

Auch der große Sachsenheld Wittekind tritt in den Kreis der Heerzugsage ein. Er verwünschte sich mit seinen Wappnern nach der Schlacht auf dem Wittenfelde unter seine Burg Babylonie in den Berg, aus dem er aber von Zeit zu Zeit, auf weißem Pferde reitend, mit lautem Kriegslärm und Waffengerassel und der Rosse wiehern und Schnauben hervorkommt, und auch dieses soll Krieg ver-

aussagen. Das Wittekindsheer zieht auch über den grundlosen Kolk (ein Moor) zur verlassenen Trümmerstätte der Widekesburg. (D. Sagenb. 377.) Auf weißem Pferde reitet die Tochter (Nichte) des Barbarossa mit ihren dienenden Jungfrauen zur Nacht über das Kiffhäusergebirge, und diese gesellen sich zu Zeiten dem wilden Heere (a. a. O. 431). Diese Reiterinnen bilden gleichsam die gespenstige Copula zwischen dem Harzheere des Hackelnberg mit seiner Tutosel und dem Thüringerwald-Heere, das zum Hörseelenberge aus- und einzieht mit dessen Frau Holle und dem treuen Eckart.

Der um den Hörseelenberg sich gebildet habende Sagenkreis gehört zu den wichtigsten und anziehendsten. Der Berg an sich ist kahl, lang gestreckt, sargförmig, von ferne, namentlich vom Schlosse Tenneberg aus gesehen, ähnelt er dem Rigi, und streckt ein Felszackenhorn gegen Westen. Unter diesem steil abgesenkten Felsenkamme geht eine Schlucht in den Berg. Der Wanderer glaubt in der Tiefe ein Rauschen zu vernehmen. Vergebens werden ihn die Alten nicht Mons horrisonus genannt haben. Man glaubte in ihm den Sitz des Fegefeuers, glaubte, das Klagegeschrei der gepeinigten Seelen aus seinem Schoose „schrecklich tönen" zu hören, daher der lateinische Name und daher der deutsche: Hör-Seelenberg. Die alten thüringischen Chroniken schon kennen von ihm örtliche Sagen. In späterer Zeit durchkroch man seine Höhlen, ohne besondere Entdeckungen zu machen; in neuester Zeit wiederholte man dasselbe (siehe am Schluß die Zusätze). Kornmann in seinem Mons Veneris kennt und nennt ihn, und erzählt, was auch schon Agricola von ihm wußte. An den Hörseelenberg heftete sich nun am lebendigsten der Mythus der Frau Hulda. Aus des Berges Schoose zieht das Todtenheer, das Heer der Verdammten als wilde Jagd,

Frau Hulla mit ihren Hullenpöpeln (populus Huldae) ist Führerin, der alte Eckart geht voran und warnt. Die Sage von letzterem, welche Goethe besang, hat ihre Oertlichkeit bei Schwarza ohnweit Meiningen, jenseit des Thüringerwaldes, weit vom Hörseelenberge, ein Beweis, wie weit das Heer umzieht. Hulda und ihre Gesellinnen zeigen sich sehr irdisch begehrlich, sie trinken das Bier aus, welches Kinder holten — doch werden dann die Krüge so lange nimmer leer, bis die Kinder die Erscheinung andern erzählen. Gerade so machte es Berchtha im Vogtland (wieder Beweis der innignahen Verwandtschaft beider Göttinnen), ja sie machte es noch ungleich schlimmer. (D. Sagenb. 501. 539. 575.) Im Vogtland und im Orlagau, wie im Saalgau, ist der Glaube an das wilde Heer oder den wilden Jäger ganz allgemein. Die wilde Bertha (eiserne Bertha, Hilda-, Hildabertha, Berchtha und Prechta) ist ihm zugesellt; sie fährt, ihren Wagen ziehen Katzen, gleich den der Freia, viele örtliche Sagen gehen von ihr um. Man kennt alle Orte, wo der wilde Jäger jagt, und zwar die Wichteln, die Holzmännel, die Moosleute, das zage Geschlecht, wie der Wode im Norden die Unterirdischen. (A. a. O. 539. 541. 542.)

Bei Dresden spukt eine vereinzelte Jägergestalt, ohne Heer, ohne Zug, aber mit Hornschall und jagendem Getöse, ein büßender Grauschimmelreiter, Kopf unterm Arm, Hans Jagenteufel geheißen. Auf dem Erzgebirge zieht aber wieder die wilde Jagd, besonders auf dem Schreckenberge, der seinen Namen vielleicht nicht ohne Grund empfing, und auf dem Scheibenberge, dessen Name an Schützen erinnert. In jenem Gebiete erscheint ein weißes spukhaftes Pferd ohne Reiter. (D. Sagenb. 629. 626.) Auf dem Riesengebirge hat der wilde Jäger, welcher dort

der Nachtjäger heißt, die Rüttelwekber auf de[n] Strich, welche wieder nichts anderes sind, als die Moo[s]weibchen der vogtländischen Sagen. Man bedräuet mi[t] dem Nachtjäger die Kinder, und bringt mit der Warnun[g] vor ihm die unartigen zum schweigen. Eigen ist es, da[ß] in allen Rübezahlsagen keine Beziehung zwischen ihm un[d] dem wilden Jäger erscheint, es müßte denn die einzig[e] sein, daß Rübezahl vorzugsweise mit Schimmeln fährt. (D. Sagenb. 639. 642.)

Vor Saatz erschien in der Nacht vor St. Katharinentage 1201 ein Geisterheer, das die Stadt bedrohte. Die Bürgerschaft glaubte, es sei ein wirklicher Feind, und begrüßte denselben mit Pfeilhagel. Am andern Morgen war keine Spur von Feinden da, und die Bürger lasen im Felde ihre Pfeile und Bolzen wieder auf. In Freih. v. Hormayer's Taschenb. f. d. vaterl. Geschichte, 7. Jahrg. 1826, ist diese Sage in ziemlich matter Weise zu einer Rübezahlmär umgestempelt, zu lesen.

Daß auch auf dem Fichtelgebirge das wilde Heer braust, ist schon vorauszusetzen. Im Fichtelsee badet sich der Nachtjäger, der hier der Teufel ist, wie auf dem Schneekopf; im Walde Zeitelmoos wurden gespenstige Reiter erblickt, die sich brausend vernehmen ließen. Schlimmer noch ist's im Bergwalde Butzenreut, wo der wilde Jagdbutz reitet und seinen Zug nach allen Richtungen hin nimmt, mit Vorliebe aber nach der Heidenstadt in der fränkischen Schweiz; ein wohl zu beachtender Zug der Sage. Nahe dieser Heidenstadt liegt die Withe-Höhle, deren Name völlig mythisch anklingt. (D. Sagenb. 696. 692. 693. 705.)

Im Frankenlande, südlich von dem Thüringerwalde, ist das wüthende Heer auch bekannt. In den sachsen-meinin-

genschen Dörfern Dreißigacker, Maßfeld, Jüsen, Reuthrunn hört man viel von ihm reden, und kennt die Häuser, in denen es durch drei Thüren zieht. Wer das Heer nahen hört, soll seinen Kopf durch die Speichen eines Wagenrades stecken, dann bleibt er ungeschädigt, außerdem läuft er Gefahr, daß ihm der Hals umgedreht werde, oder er muß sich stillschweigend zu Boden werfen und das Gesicht nach der Erde kehren. Auch im Rosagrunde, zwischen Meiningen und Salzungen, gehen die gleichen Sagen. (D. Sagenb. 730.) Ebensowenig fehlt dem Rhöngebirge dieser spukende Heerzug. Auf der Burgstätte Rockenstuhl fährt der wilde Jäger mit dem Gefolge grauer Männer und mit Hatzhunden. Ein anderes Heer, ein ritterliches, bilden die Ritter vom Ebersberg, die als Feuermänner, vollbewehrt, mit glühenden Flammbergen ihre Geisterschlachten schlagen und dann mit lautem Geprassel in den Trümmern der alten Eberszwackel sich verlieren. Sagen von solchen Geisterschlachten finden sich hie und da, oft abgeblaßt, aus uralter Zeit in spätere Zeit übertragen, wie die allsiebenjährige Schlacht zwischen Schweden und Croaten beim Dorfe Waldfisch nahe bei Möhra. (Thür. Sagensch. IV. 230.) Der Ort, über dem die Nachtstreiter sich tummeln, heißt freilich: „die Croatengräber.“ Deutlicher tritt die ungeschickte Verjüngung hervor in der Sage vom Mordfleck, hoch auf dem Scheidekamme des Thüringerwaldes, wo das Thüringer- und Frankenland der alte Rennsteig trennt, und noch der riesige Sachsenstein, ein Felsberg, steht — da sind es, nach der Waldleute Aussagen, nur Krieger aus dem dreißigjährigen Kriege, wo nicht gar aus dem siebenjährigen, die dort kämpften und der Stätte den schaurigen Namen erhalten. Der Kampf liegt aber über alle Geschichtskunde hinaus. Es ist dasselbe Waldgebiet,

in welchem auch der Heerwurm, krieg- oder friedekündend zu Zeiten ziehend erblickt wird. (Vgl. Th. I. S. 137.) Solche Geisterschlacht aus Karl des Großen Zeit wird auch auf der Todtenhöhe bei Frankenberg in Hessen wahrgenommen.

Der ohnehin in früherer Zeit als unheimlich verrufene Spessartwald entbehrt nicht das Luftheer. Vornehmlich zeigte sich's um Groß-Ostheim und an der Gernspring, der Grenze zwischen Spessart und Odenwald, welche letztere der Main trennt. Dort kämpfen in Lüften ebenfalls gespenstige Reiter, und der Rodensteiner hält gute Nachbarschaft und braust zu Zeiten herüber aus dem Odenwalde nach dem Spessart. Auch um die Vilseiche bei Albertshofen im Forst, in Unterfranken, um welche ein weiter, verrufener Platz liegt, der ebenso heißt, giebt es häufig Nachtspuk und wildes Gelärme von einem Geisterheere, welches aber die Sage nicht mehr zu kennen scheint. (D. Sagenb. 792. 812.) Bei Randersacker ohnweit Würzburg liegt der Spielberg, dort schiffte einst der wilde Jäger über den Main und sein Heer warf Feuer in die Fähre. Einem Wirth, der mit einem Faß Wein fuhr, soff es das ganze Faß leer, wie die Hullenpöpel bei Schwarza das Bier, segnete es aber zugleich mit Niederstiegen. (A. a. O. 809.)

An der Altmühl und im Ansbachischen heißt das Nachtheer „das wilde Gejaig," wie im Oesterreichischen „das wilde Gejoag." Da zieht es der alten Pfahlhecke oder Teufelsmauer entlang, Reiter, Peitschengeknall, Hörnerschall, rollende zahllose Wagen, verworrene Stimmen, das alles saust und braust, fährt selbst durch Häuser, ja seine Schattengestalten können nach einer schier einzig dastehenden Sage aus der Gegend von Theilenhofen und Rittern — sogar am Tage erblickt werden, wie einem

Bauer widerfahren. Frau Holle ist dort, wie in Thüringen, die Zugführerin. (A. a. O. 867. 868. 869.)

Im gottgeliebten Schwabenlande fehlt endlich der wilde Nachtspuk auch nicht, vielmehr findet sich eine ungemeine Sagenverwandtschaft in dieser Beziehung „vom Fels zum Meere," vom tiefsten Schoos schwäbischer Berge und Alpen bis zu den Dünen der Nordsee und des deutschen Meeres. Da heißt der Spukgeist bald der ewige Jäger, schießt nach einem Kruzifix, schießt in die Sonne, hetzt mit Hunden, heißt Riesenjäger, Reck, Ruprecht, Hans, Buchjäger, welcher mit fünf Hündlein reitet und auch stinkende Aas-Vierel spendirt; er reitet auf einem Schimmel (durch ganz Deutschland und weiter gehender Grundzug dieser Sage), so daß von besondern Schimmelreitern an sehr vielen Orten erzählt wird. Einer dieser Sippschaft heißt Jäkele, dieser hat sechs Hunde; ein anderer der Bachreiter, der hat einen schneeweißen Schimmel mit blutrothen Flecken; ein dritter, der bei Reutlingen umzieht, heißt vorzugsweise „der Unholde-Geischt;" alle diese Schimmelreiter tragen ihre Köpfe unter dem Arme. Manchesmal heißen sie auch blos: „der Reiter," einer dieser Art hat aber auch noch die schönen Beinamen Brüller und Ranzenpuffer. Anderwärts heißt wieder der ewige Jäger das Weltschjägerle, d. h. der Weltjäger, der um die ganze Welt herum laufen muß, wie der laufende Jude, weil er am lieben Sonntag gejagt hat. Wie gut, daß das nur in Sagen geschieht; würden die heutigen Sonntags- und sonst unberufenen Jäger um die Welt herum geschickt, so gäbe es keine Uebervölkerung mehr.

Auch der Wode zieht in Schwaben, nur daß die verschiedenen Mundarten seinen Namen verschieden abwandeln,

z. B. das oder 's Wuota's, 's Wuate's, das Wuteshere, auch 's Muotas, Mutes, Muteshrer, das wilde, wüthige, wüthende Heer, so um Weinsberg und Blaubeuren. Das Heer musicirt bisweilen, und es zieht in ihm nach der Sage mancher Orte die gesammte Teufelssippschaft sammt aller Hexenheit. Vom wilden Sturmwetter sagen die Leute: „'s thut, wie's Wuota's," sehen aber dabei gern, wenn das Wuota's im Frühlinge recht zeitig zieht. Auch in Schwaben findet sich an des treuen Eckart Stelle ein Vorreiter. Auch von einem Wagen ist die Rede, welchen Schimmel ziehen, der mit Gerassel und Geprassel fährt. In Rotenburg und in Friedingen an der Donau sagen die Leute: die Muoteheer, in der Gegend von Heidenheim und Königsbrunn die Mutterheer, was nach dem Begriff einer weiblichen Zugführerin, gleichsam einer Dea mater hinweist. Im Murgthale tritt eine solche mit dem Eigennamen das Rockertweible auf, das von Hunden begleitet ist. Eine örtliche Sage knüpft sich an diese Erscheinung; trüge sie den Namen nicht von einem Walde, der Rockert geheißen, sondern vom Rocken, so wäre der Bezug zur Spinnefrau, zur Hulda am Tage, der ohnehin auch in Schwaben nicht ganz fehlt, denn bei Lorch im Remsthale liegen ein Hollenhof und ein Venusberg nachbarlich beisammen. Auch im Oberamte Waldsee liegt ein Venusberg, über Pfullingen aber ein Urschelberg mit einem Abhange, das Hörnle genannt, und einer Höhle, welche das Nachtfräuleinsloch heißt. Welche nahe Verwandtschaft zum thüringischen Hörseelenberge (im Volksmund Hörschelberg), mit seinem Felszackenhorne, seiner Felskluft, die das Hörschelloch heißt. In dessen Schooße die Frau Holla mit ihrem Seelenheere, hier die alte Urschel mit dem Gefolge ihrer Nachtfräulein. Deren sind jedoch nur drei,

und sie heißen auch Nonnen. Die Urschel ist grün gekleidet, in Jägerfarbe. (D. Sagenb. 912—918.)

In der Wertinger Gegend, zwischen Augsburg und Lauingen, schwärmt das wilde Gejäg, lockt Wanderer erst mit süßer Musik an und bethört und umbrüllt sie dann mit allem Höllenlärm und Getöse. Dazwischen schreit ein Geist fort und fort Hoi, hoi! und knallt mit einer Peitsche.

Den wilden Frauen im Untersberge mißt die Sage keine Jagdlust, kein Heerziehen bei, wohl aber umgiebt des Berges ungleich höheren, gewaltigen Nachbar, den Watzmann, die Sage mit allen Schrecknissen eines rastlosen, wilden Jägers; das war König Watzmann, der mit grausamster Härte über dem jagen aller Menschlichkeit Hohn sprach. Doch Gottes Zorn ereilte ihn, er wurde von seinen eigenen Hunden zerrissen und mit Weib und Kindern in den eisbedeckten Berg verwandelt, der zwei große und sieben kleinere Zacken und Zinken in die Lüfte streckt. Die Wälder aber, tief unter ihm, durchfährt noch des Wüthrichs Geist mit lautem Jagdgetümmel.

Aber selbst jenseit der Alpen, auf der Malser Heide, sind Sagen vom wilden Heerzug noch lebendig, von Reitern, deren Pferde Böcke sind und deren Füße Thierfüße, und die mit Getöse durch die Luft fahren, und so durchdrangen Grundzüge dieser Sage auch westliche, nördliche und östliche Lande.

Die übrigen Götter der germanischen Frühvölker blieben nicht in so ausgedehnter Weise, wie Wuotan durch sein Heer, in örtlicher Erinnerung der Sagenwelt. Manche wollen, vom langen und rothen Bart des Donnergottes ausgehend, bis auf diesen die Sage vom lang- und rothbärtigen Kaiser Friedrich zurückführen; mag dies den Kreis der gelehrten Forschung erweitern, der Volkssage bringt es keinen

Gewinn, auch wird sie sich ihren Kaiser Friedrich nicht nehmen lassen. Auf die Ortsnamenausklaubung dürfte bei Thorr und Dunar am geeignetsten ganz verzichtet werden; das nöthige darüber wurde schon Th. I. S. 39 und oben S. 57 angedeutet. Schmeichlerische Heraldiker haben Thorrs Hammer in dreifacher Zahl in das Wappenschild der fränkischen Adelsfamilie von Altenstein gefabelt, das allerdings drei silberne Hämmer im rothen Felde zeigt; wenn man aber alle Hämmer in Wappen, oder alle Namensanklänge an dergleichen auf den Gott Thorr beziehen wollte, würde man sich großer Thorheit schuldig machen. Selbst der gewöhnliche Fluch: beim Donner! zum Donner! Donnerwetter! kann mythisch sein, aber ebenso wohl physikalisch, hingegen scheint uns jener Fluch: „Donner und Teufel!" weit eher mythisch, indem hier zwei Namen, durch Flammen verwandt, zusammenklingen, und es allerdings üblich war, Namen der Gottheit bei heftiger Erregung auszustoßen, und zwar nicht nur der guten, sondern auch der bösen. Auch wurde Donar mit dem Teufel endlich ganz in Einklang gebracht.

Das in Sagen begegnende Hammerwerfen von mächtigen Riesen in Stundenferne könnte wol nach dem Hammer Thorrs deuten. Auf die abergläubische Wichtigkeit, welche das Volk den Donnerkeilen beilegte, wurde schon hingedeutet.

Vom Zio und Fro werden sich kaum örtliche Sagen in Deutschland finden, wenn wir nicht annehmen, daß jener Thiodute, Jodute als Gottheit verehrt wurde, den die Sage von der Schlacht am Welfesholz als rufende Stimme nennt (D. Sagenb. 415); nur in Verbindung mit Freia, die wieder unsere Hulda ist, mögen wir diese Gottheit denken, auch in der Eigenschaft als Frühlingsgötter, welche die Fluren segnen, die das Land durchfah-

ren, theils zu Wagen, theils selbst zu Schiffe (schifft doch auch; nach mancher Sage, Hulda selbst durch die Wolken), endlich auch mit dem Pfluge, dem wichtigsten aller Geräthe, was lange, namentlich in Franken und in Schwaben, volksüblich blieb, bis es verboten wurde. So wird auch von dieser Seite Frau Hulda, als gütige weibliche Gottheit, als allverehrte zumal, auf's neue wichtig. Ihr Umzug bringt den Fluren Fruchtbarkeit und Segen, sie hat eben ihre Lichtseite und ihre Schattenseite. Beider wurde bereits öfter gedacht; die Lichtseite wandelte sie zur Liebesgöttin, und von dieser war es nur ein Schritt, sie mit dem minniglichen Glanze der antiken Liebesgöttin, der Venus, zu umkleiden, sie selbst Venus zu nennen. Als solche wurde sie nun unter dem Namen Frau Sälde und Frau Minne zur ausgebildeten Idee einer erotischen Gottheit; da aber der übereifrige, wie der unlautere Minnedienst meist verderblich ist, so wurde auch Frau Venus, trotz all' ihres Liebreizes, weil dieser verführerisch war, verderblich, dämonisch, und nun gehörte, nach dem christlichen Begriffe, Frau Venus in das Bereich des Verderbers vom Anbeginn, des Teufels. Dies führt uns zu noch näherer Betrachtung der Danhäusersage.

Die Danhäusersage ist wenig älter als das Danhäuserlied, welches sie in schlichtester Einfachheit berichtet und um welches die Poesie ein schönes Gewand über das andere gehangen hat. Wir haben es nach einem fliegenden Blatte im 1. Bändchen unseres Thüringer Sagenschatzes ganz getreu nachbilden lassen, so daß selbst die Pilgrimgestalt des Ritters nicht mangelt, und wir haben leider selbst mit dazu beigetragen, aus früherer Unkunde und nicht in schlimmer Absicht, daß man den Danhäuser jüngst in den thüringischen Hörseelenberg gezogen und ihn zuletzt gar mit

aller Willkür den Wartburger Minnesängern zugesellt hat, ohne die mindeste sagengeschichtliche Begründung. Blicken wir nach den Quellen um, so bleibt immer das L i e d die älteste. Dieses nennt den Ritter, nennt Frau Venus, nennt „Frau Venus Berg,“ nennt den Papst Urban den vierten — aber es nennt nicht einmal den treuen Eckart, doch kann man die Worte der Frau Venus:

„Nembt vrlaub von dem greysen,“

wenn man will, auf ihn deuten. Den Hörseelenberg nennt es nicht. Das Lied wurde vielfach verändert, in Prätorius Blocksberg, in Kornmanns Mons Veneris, in Mone's Anzeiger, in H. Schreibers Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschland, Freiburg 1839, in Dr. Gräße's verdienstvoller Abhandlung: „Die Sage vom Ritter Tanhäuser,“ Dresden und Leipzig 1846, wo auch alle älteren und neueren Abdrücke angeführt sind, finden sich die Danhäuserlieder — keins n e n n t den Eckart, keins den Hörseelenberg.

Agricola in seinen Sprichwörtern (Ausgabe 1592) erzählt die Sage vom treuen Eckart, gestützt auf das Heldenbuch S. 395 u. f., doch erwähnt er schon S. 162 des Liedes. „Da richtet er (der Teufel) an einen Venusberg, davon man singt im Thanheuser in Lamparten.“ Also nach Wälschland, nach der Lombardei, wo der Minnesinger Tanhäuser umfuhr, deutet das Lied. Was über den geschichtlichen Minnesinger dieses Namens aufzufinden und beizubringen war, steht ausführlich in von der Hagens Minnesingerwerk. Des Sängers Lieder deuten alle nicht nach der thüringischen Sage hin, die ihn mythisch verklärte. Agricola ist's zuerst, der neben dem Venusberge den „Heselberg“ nennt. Ist dies der thüringische Hörselberg, oder ist's der Hesselberg im Ansbachischen? Wir dürfen trotz der fehler-

haften Rechtschreibung, die selbst in den Grimm'schen Sagen noch begegnet, das erstere annehmen. Auch Sachsenheim's Mörin erwähnt den Venusberg, ohne Bezug zur Danhäusersage. Es gab der Venusberge viele, vergl. J. Grimm, d. M., II. S. 888 und in den Nachträgen 1230, wo auch noch eine wichtige hierher bezügliche Stelle aus Paracelsus Schriften angeführt ist. Da nun der thüringische Hörseelenberg Fegefeuersitz war, da in ihn die wilde Jagd hineinfuhr, an deren Spitze Frau Holla zog, und welcher der treue Eckart als Warner vorausging, so ist der Berg von einigen — von wem zuerst, wissen wir nicht so ganz genau, — auch Venusberg genannt, und die Danhäusermär zu ihm herangezogen worden. Die Verwandtschaft der letzteren zu anderen ähnlichen Sagen mag bei J. Grimm und Dr. Gräße nachgelesen werden, uns verbietet der Raum, diese hier ebenfalls zu erörtern. Es ist also nicht entschieden gewiß, daß die thüringische Volkssage den Danhäuser kennt, und daß letzterer auf der Wartburg gewesen sei, kann mit nichts bewiesen werden. Daß aber der Hörseelenberg und der treue Eckart, folglich auch Frau Holda und ihr Heer, zusammengehören, und in dieser Verbindung schon in älteren Sagen lebten, beweist ein handschriftliches Gedicht von 1592, dessen Schreiber sich Victor Pestilus nannte. Dieses Gedicht, in der nüchternen Trockenheit und Breite seines Zeitalters geschrieben, schildert eine Einfahrt in das Innere des „Hörseelberges," bei welcher der treue Eckart als Führer dient. Es lauten einige Stellen:

„— — das wunderwerk
So lange Zeit vom Hörseelbergk
Der zwischen Gotha und Isenacht
In Düringenn nembt wol Inn acht,

Bei Schmalkalden*) gelegen ist:
Der halben viel des wunders frist."

ferner:

„So ist das vom Hörseelbergk
Gewiß, vnd gar kein Narrenwerk,
Das wunder Ding am selbigen Ort
Gesehen werden vnd gehort."

ferner:

„Bald siehestu zu der linken stan
Ein grossen grawen alten Mann
Den man den trewen Eckhard nennt ꝛc."

Dieser Dichter, der, wenn nicht die Oertlichkeit, doch die Sage kannte, schildert das Bergesinnere als Purgatorium, in welchem Lügner, Wucherer, Trunkenbolde u. s. w. Pein leiden. Des Danhäusers ist mit keiner Silbe darin gedacht. — In der seltenen Dissertation De exercitu furioso, vulgo Wütenden Heer, von M. Paul Christian Hilscher, Leipzig 1678, ist der Gegenstand gut und auf das erschöpfendste abgehandelt, alles nur mögliche auf die Sage bezügliche beigebracht — vom Danhäuser kein Wort.

An sonstige mythische Wesen erinnern noch die Oertlichkeiten von Helgoland als Fostesland an Foste, Stavoren an den Friesengott Stavo oder Staffo, der Herthasee auf Rügen an die Erdmutter Hertha, und was sonst als bloße Ortsnamenfolgerung bekannt ist, welcher nicht unbedingt zu trauen man stets wohl thut. Ob das geringe Städtchen Hela zwischen dem Putziger Wieck und der Ostsee, das den Namen der scandinavischen Todesgöttin führt, diesen von ihr führt, wer vermag es mit Sicherheit nachzuweisen? Die Sage will, daß einst dort eine reiche blühende Stadt stand, welche unterging, weil vor eitel Handelsgeist

*) Der Dichter scheint nicht sehr ortskundig gewesen zu sein, Schmalkalden liegt vom Hörseelberg in geradester Linie 4 geogr. Meilen entfernt.

und Geschäftsbetriebsamkeit kein Mensch mehr den Feiertag heiligte, sondern selbst am Sonntage so eifrig gearbeitet wurde, wie heutzutage vor lauter nicht fertig werden können auf mancher Schreibstube. (D. Sagenb. 243.)

Wir übergehen die Namenanklänge an die vielen unerwiesenen Gottheiten in Thüringen. — Gab es eine germanische Gottheit, des Namens Irmin? War die Irminsul Bild dieser Gottheit, oder war sie nur deren Fußgestell, ein mächtiger, der Aeste beraubter und oben abgeplatteter Baumstamm? Die Milchstraße soll Irmin's Weg geheißen haben. Alles, was über dieses noch nicht ganz erschlossene Räthsel zu erforschen war, ist in J. Grimms d. M. I. S. 325 u. f. gründlich erörtert zu lesen. Was man in der Gegenwart als Irmensäule bezeichnet, den stattlichen Marmorcandelaber im Dome zu Hildesheim, das ist sicher keine, ihr Alter reicht wol kaum in eine so frühe Zeit, noch über die Karls des Großen, der diese Säule gebrochen haben soll, hinauf. Der Name Irm aber ist noch nicht ganz verklungen und deutet nach einer mythischen Ferne. Ueberm Dorfe Crock, eine Stunde von der Sachsen-Meiningenschen Stadt Eisfeld, stand eine Kirche, welche die Irmkirche genannt wurde, auf steilem Hügel. Noch quillt dort der Irmbrunnen, und die Sage meldet von einer Königstochter, die dort gewohnt haben soll. (D. Sagenb. 715.) Der Ort Armseul bei Hildesheim wird auch Irmenseul geschrieben. In Unterfranken liegt das Pfarrdorf Irmelshausen, welches alturkundlich 1126 Irminoltishusin, 1346 aber Irmoltshusen geschrieben wurde. Im Reg.-Bezirke Koblenz liegt auch ein Irmerode. Ob die schimpfliche Redensart, die man wol bisweilen noch vernimmt: „Blinder Herm!“ auf die Namen Irm, Armin oder Hermann zu beziehen sei und welchen Bezug sie hat — ver-

mögen wir nicht zu bestimmen. Der alte westphälische Reim: Hermen sla dermen, scheint dahin zu deuten.

Von den Göttern zu den Dämonen ist leicht der Uebergang gefunden. Wer z. B. in dem Dürst der Schweiz nicht einen Anklang an Wuotan finden will, muß denselben für einen selbstständigen Geist des Pilatusberges und seines Nachbargebirges halten, wie manches Gebirge seinen eigenen hat, dennoch ist die Zahl dieser dämonischen Berggewalten (Sturmriesen der alten Mythe) nur eine geringe, wenn von ihnen der unter so vielen verschiedenen Namen auftretende wilde Jäger in Abzug gebracht wird. Der wilde Mann des Harzes tritt wenig und selten in örtlicher Sage handelnd auf; er hat sich auf dem Harzgelde und als Schildhalter der Wappen von Preußen, Dänemark, Schwarzburg 2c. fest anstellen lassen. Dagegen herrscht er wieder im südbaierischen Hochland, jagt, als wilder Jäger, die seligen Fräulein, und heißt wieder — Wutan.

Rübezahl, dessen wir schon bei dem Volksbuche über ihn gedachten, Th. II. S. 68 u. f., ist ein ganz für sich dastehender Gebirgsdämon, dem die Sage große Macht beimißt, deshalb wird er auch vorzugsweise Herr genannt. Er hat nichts mit dem wilden Jäger zu schaffen, obschon dieser sein Reich berührt und die Rüttelweibchen jagt; er ist Bergriese, Berggeist, aber nicht Bergwerksgeist, wie Meister Hämmerling, was wohl zu unterscheiden ist, und besitzt die Gabe, jede ihm beliebige Gestalt anzunehmen; er ist der listenreiche Proteus der deutschen Mythe, nach welcher er Rüben hütet und zählt, wie letzterer Robben, und auch, wie dieser, eine Naturgewalt ist, mit schöpferischer Kraft begabt. Um den Rübezahlmythus zu erforschen und tief und sinnig in sein Wesen, das die Sagen ziemlich verunstaltet haben, einzudringen, ohne mattherzig zu etymologisiren,

— denn das ist das leichteste, — müßte ein sinniger Forscher im Riesengebirge selbst lange Zeit wohnen, und das Verständniß dieses Dämons deutscher Mythe besser, als bisher geschehen, zu ergründen suchen.

Ebenso vereinzelt, wie Rübezahl, aber ungleich weniger durch Sagen bekannt, steht der Wihte da, ein riesig gedachter Haingott, der eine Felshöhle in der fränkischen Schweiz bewohnte, welche die Wihtehöhle hieß und jetzt Witzenhöhle heißt. Es soll auch ein Bild von diesem Gotte vorhanden gewesen sein, was kaum zu glauben ist. Auf Heidenthum deutet aber die ganze Umgebung seines ehemaligen Heiligthumes hin, die Heidenstadt liegt letzterem ganz nahe, wihe war in altdeutscher Sprache sowol Hain als Weihe, und ein Weihkessel soll noch in der angeführten Höhle liegen. (D. Sagenb. 705.)

Daß mit der Idee der höheren und mächtigeren Gottheit sich die Riesengestalt verband, ist selbstverständlich, wir finden daher fast in allen deutschen Riesensagen, wo diese nicht ausschließlich Menschen von ausgezeichneter Körpergröße meinen und bezeichnen, dämonisch-mythischen Anklang und Nachhall, ganz so, wie es im antiken Mythus auch der Fall ist, ja der gleiche Zug und Grundgedanke geht durch alle bekannten Mythologien. Oertlich sind die Riesensagen in Deutschland ungemein verbreitet, und wir können nicht umhin, deren Mehrzahl namhaft zu machen.

Voraus zu bemerken ist bei den Riesen und wilden Männern der Mythe, daß sie theils dämonisch gewaltig, und dann meist vereinzelt begegnen, bisweilen benannt, bisweilen unbenannt, theils daß von Riesen im Allgemeinen als Bevölkerung einer Gegend, wenn auch sparsame, dünne, die Rede ist, gegen welche das Menschengeschlecht nur zwerghaft erscheint, das sind die wahren Heunen,

ähnlich und verwandt den Riesen der heiligen Schrift zu Astaroth-Karnaim und den Enakim, allesammt heroischen Geschlechtes, Mischlingen aus Göttern und Menschenkindern, dunklen Ursprunges.

Solcher Art waren die Riesen, deren Tochter im Elsaß einen Ackerbauer sammt Pflug und Pferden als hübsches Spielzeug in ihr Schürzchen nahm, welche Sage sich am Harz und im Thüringerwalde, im Schwarzathale bei Blankenburg fast wörtlich wiederholt. (D. Sagenb. 31. 405.) Nannte die scandinavische Mythe die Riesen Jöten und Jetten, so deutet nach ihnen der Jettenbühel und die Sage von der Alrune Jetta bei Heidelberg (a. a. O. 51), ebenso der Riese, den der Ritter Eppo von Eppstein besiegte, wie jener römische Antigonus, den Herzog Brabon überwandt und jener Her Lem mit seinem entsetzlich großen Weibe Walberech. (A. a. O. 71. 137. 138.)

Viele Riesen aber, welche die örtliche Sage namhaft macht, sind eben nur Menschen von großer Leibeslänge und Körperkraft, dabei entweder sehr tapfer oder sehr plump und tölpelhaft geartet. Dahin gehört der Riese Millmoth im Volksbuche der Riesengeschichte, der Riese Scharmack (vergl. Th. II. 109), anderntheils der tapfere Riese Miligedo, der Riese Einheer in Schwaben, die Riesen Heim in der schwäbischen Alp, Heim im Innthale, Erkinger, der zu Hirschau in der Riesenkapelle begraben liegt (D. Sagenb. 254. 907. 936), und andere.

Am Köterberg (Götterberg?) warfen Hünen mit Hämmern von der Hünenburg zur Harzburg; sie überbreiteten das ganze paderbornische und corveyische Gebiet, wie auch noch andere Theile Westphalens; viele Ortsnamen deuten auf das gewaltige heunische Geschlecht, und an Hünenburgen, Hünensteinen, Hünengräbern, Hünenbetten ist dort

kein Mangel. Wollte man alle deutsche Ortsnamen, die mit Jette, Heune, Hüne, Riese und dergl. beginnen oder mit diesen Lauten zusammengesetzt sind, niederschreiben, so gäbe das allein ein Buch, vollends wenn man die Vorsilbe Hun dazu brächte. Hünen und Hunnen örtlicher Sagen zu scheiden, fällt oft sehr schwer, man müßte denn geschichtliche Gewißheit haben, daß an einem oder dem andern Orte, wo verwandte Benennungen vorkommen, die Riesen- oder die Hunnensage entschieden und ungemischt vorwalte. Häufig gesellt die Sage auch Riesen zu Zwergen und umgekehrt, und bringt sie in freundliche oder feindliche Wechselstellung zu einander, wie bei Hiddesacker, das der Riese Hidde gründete, und wo doch Zwerge wohnten. (D. Sagenb. 284. 299. 301.)

Der kleine rothe Weiher Hünenblut im Kreise Magdeburg zeugt noch vom sagenhaften Hünenkampfe, ebenso die Roßtrappe im Harz. Dort nennt die Sage einen jungen Riesensohn Wittig (das ist wieder der Wichte), den die Tochter des alten Harzkönigs (des Harzherrn) liebt. Sie flieht und thut den großen Riesensprung, von dem die Roßtrappe zeugt, aber die Krone entfällt ihr, tief hinab in den Crowpfuhl, in dem sie unwiederbringlich versenkt bleibt, wie der Nibelungenhort im Rheine. (A. a. O. 319. 403.)

Vom Harzwalde nach dem Eichsfelde zu liegt der Riesenhügel, auch der „braune Bühel“ genannt, der aus einem Sandhügel besteht, welchen vormals ein Riese aus seinem Schuh geschüttelt, weil ihn etwas darin drückte. Dies letztere würde nicht geschehen sein, hätte dieser Riese statt der Schuhe goldene Pantoffeln getragen, wie jener, der noch immer von Pößneck nach Oppurg zu wandert, und dem, der ihn einholt, einen Pantoffel vom linken

Füße abwerfen wird. (A. a. O. 438. 577.) Der Fuchsthurm bei Jena heißt des Riesenfinger: alte Monstranzwischen auf Feldern nannte man Riesenlöffel, wie es überhaupt in der Sagenwelt nicht an allerlei Riesenhausrath fehlt.

Die Gegend um Eisfeld ist ganz von der Riesensage bevölkert; auch dort ihr Wiederhall vom Riesenspielzeug, ebenso das bedeutungsvolle Werfen der Riesen mit Hämmern, das an Thorr und Thursen mahnt, wie ihr Spiel mit gewaltigen großen Kugeln. Das Thal, wo sie spielten, heißt das Tossenthal, volksmündlich „Tussethal," die Burgen, von denen sie warfen, waren der Schauenberg und Burg Grub, 1½ Stunden weit von einander gelegen. Auch in Hessen giebt es solcher Riesensagen sehr viele, die gleiche Färbung haben.

Noch hängt im Schloßhofe zu Aschaffenburg die große eiserne Riesenpflugschaar, mit welcher ein Riese dem Mainstrome ein Bette pflügte, um denselben am alten Ascibirgum vorüberzuleiten, so wie dieses Riesen Rippe. Eine Riesenrippe hing oder hängt noch über einem Portale der Liebfrauenkirche zu Arnstadt. Die berühmten Heunsäulen, eine in der Grafschaft Erbach, sieben auf dem Heunberge bei Miltenberg, alle 20 Fuß oder noch darüber lang, liegen noch frei auf ihren Höhen, Zeugen eines zertrümmerten Tempelbaues grauer Vorzeit. So auch die Felsblöcke des Heunaltares überm Dorfe Großheubach am Main im k. Landgerichte Klingenberg. (D. Sagenb. 792. 793.)

An der Murg gab es Riesen, die nannte man das Hundesvolk, auch Rothmäntel. Ebenso bewohnte ein Riesenvolk den Untersberg, von welchem viele örtliche Sagen gehen (D. Sagenb. 991), besonders von den Frauen dieser Riesen, welche unter dem Namen „die wilden Frauen" vorzugsweise bekannt sind. Häufig erscheinen dieselben mild

und gütig, häufig aber bricht bei ihnen das dämonische Element hervor, das in der weiblichen Natur, auch in der menschlichen, vorzugsweise schlummert, das schon die Frühvölker erkannten und mit richtigem Blicke würdigten, daher es denn auch gekommen ist, daß eine so reichhaltige Sagenfülle Frauen und Jungfrauen ausschließlich zu Trägerinnen und zum unmittelbaren Kerne hat. Was in den zahlreichen Sagen von mythischen, geister- und spukhaften Frauen und Jungfrauen in die eigentlich mythische Zeit hineinragt und was von ihnen der christlichen angehört, läßt sich nicht überall sondern, wol aber könnte eine elementare Sonderung gerechtfertigt erscheinen, deren ganzer Gewinn indeß auch nur der wäre, die Feinen der Wasserwelt in einen besondern Kreis zu vereinigen. Wir aber gedenken nicht, hierin eine strenge Grenzlinie zu ziehen, wenn wir mit dem Faden der Erinnerung das weite Gebiet der Sagenwelt durchwandeln, die das weibliche Element in der mannichfaltigsten Erscheinung in den Vordergrund stellt.

Was davon in den Kreis der Göttinnen gehört, fand bereits mehrfach Erwähnung. Hulda und Perchtha bleiben die wichtigsten, Venus ist nur eine verwandelte Hulda, andere Frauen und Jungfrauen gehören der legendenartigen, noch andere der ritterlich-romantischen Sage an; wir werden jetzt nur von denen sprechen, welche mythisch, dämonisch, geisterhaft erscheinen, sei es zur Minne bethörend, sei es in Gluth oder Fluth hinabreißend, sei es auf Erlösung hoffend, sei es auf ewig von der Seligkeit geschieden, sei es gut oder böse. Daß dabei dennoch unmöglich bleibt, alle und jede Oertlichkeiten namhaft zu machen, an welche die Sage das erscheinen von Frauen und Jungfrauen knüpft, liegt auf der Hand. Die Menge derselben ist in der That unzählbar, ja unübersehbar.

Schon öfter erwähnten wir der Schlangenjungfrau im Heidenloch bei Augst, eine unerlöste, melusinenhafte Erscheinung; eine ähnliche: „In einem Schlosse der Vogesen," besang der Fabeldichter Pfeffel. Die Jungfrau der Burg Rothanker im Elsaß muß nicht nur als Schlange, sie muß auch als Kröte erscheinen, und bei so überaus grausiger Gestalt wird sie wol unerlöst bleiben. (D. Sagenb. 27. 32.) Die Wiesenjungfrau bei Auerbach erscheint auch bisweilen als Schlange, welche die Wunderblume, durch die sie erlöst werden kann, im Munde trägt und sie darbietet. Dabei ist ihre Erlösung an einen Kirschkern gebunden, aus dem ein Baum werden muß, und aus dem Baum eine Wiege, und nur ein in dieser gewiegtes Kind kann sie vollbringen und nur erst alle hundert Jahre (a. a. O. 58). Dieser Zug der Sage wiederholt sich öfters, unter andern bei der Trümmer der Burg Rauenek in Oesterreich, und erscheint wichtig wegen des Cyclus eines vollen Jahrhunderts, weil er gerade so in der Barbarossasage begegnet. Nur alle hundert Jahre einmal läßt Kaiser Friedrich, sich ermunternd, nachfragen, ob die Raben noch über dem Berge fliegen. Zu den erscheinenden Frauen hat die Sage auch *Genoveva* gesellt, die man, ein Bild frommer Häuslichkeit, als Spinnerin hinter dem Hochaltare der Kirche zu Maien erblicken will. Auf Erlösung harren die sieben Schwestern, die einst Schönberg am Rhein bewohnten, und in ebenso viele Felsen wegen ihrer Herzenshärte verwandelt wurden. Ob die *Lurlei* auf Erlösung hofft und sie zu gewärtigen hat, läßt sich nicht sagen, weil die Mär von ihr eine neue ist; sie deutet durch das Strählen ihres Haares nach der verwünschten Jungfrau bei Eisenach, der aber das romantische Element der Verlockung fehlte, nach welchem die Lurlei mehr Wasserminne

als Bergfeine ist. (D. Sagenb. 92. 94. 95.) Dieser Uebergang begegnet indeß mehrfach, selbst Hulda ist Wasserfeine, da sie in ihren Brunnen auf dem Meißner wohnt.

Aehnliches bekunden andere Sagen, denn eine mit dem verwünschten Kloster bei Neuenkirchen im Odenwalde versunkene Novize wurde förmlich zur Wasserminne, die an ihrem rothen Lebensfaden durch den Geliebten sich emporziehen ließ, als sie aber einst zu lange bei ihm weilte, färbte die ganze Fluth sich roth — wie bei den so häufigen Nixensagen, sie war todt, ihr Lebensfaden war durchschnitten, und der Geliebte folgte ihr nach in das feuchte Grab, wie jener Jüngling seinem Nixchen in die Todtenlache bei Schleusingen. (D. Sagenb. 59. 727.)

Am Ufer aber tanzen im Mondscheine die versunkenen Nonnen ihre Reigen. Eine fromme Nonne aus dem ebenfalls versunkenen Kloster Machern wandelt, in einem Brevier lesend, gespenstisch durch die Spuknächte. Wandelnde Mönche und Nonnen sind indeß so zahlreich, daß es kaum einen Klosterort geben wird, an welchem nicht Sagen von ihnen, von vergrabenen Schätzen und weit, oft in Stundenferne ziehenden unterirdischen Gängen vorkämen. Auch die Nonne Hildegunde auf der Insel Nonnenwörth im Rheine wandelt, oder ihr Leichenzug wird erblickt (a. a. O. 98.).

Jene spukhaften Tanzfrauen einer Aachener Sage, die sich in Frankfurt wiederholt, gehören in einen eigenthümlichen elbischen Kreis, es ist etwas koboldhaftes an ihnen, neckisch und graulich zugleich, sie haben wenig ihres Gleichen. Die Tanznonnen in Kreuzburg gehören auch hierher (a. a. O. 129. 252).

In ganz anderer Weise auftretend erblicken wir die Berg- und Waldfeinen, doch verläugnet sich bei vielen nicht der dämonische Zug. So bietet die Jungfrau

des Ofenberges dem Grafen Otto von Oldenburg das berühmte Horn, das er ihr entführte, aber in dem Horn einen Trank, der ihn getödtet hätte, wenn er davon genoß. Ebenso wenig war die schwarze Greth ein guter Geist, vielmehr war sie Teufelsbündnerin und erbaute mit dessen Hülfe das riesige Danewerk. Wer sie nächtlich reiten sieht, mag seine Seele behüten. (D. Sagenb. 163. 185.) Rein und makellos erscheint dagegen wieder die weiße Jungfrau der Baierburg, welche als Schutzgeist der Gegend wandelt; eine andere wandelt Erlösung hoffend auf dem Berge über Kreuzburg, darauf ein Schloß der Deutschherren stand (a. a. O. 237. 251). Von schlimmer Gemüthsart, an die der Nonne Tutosel erinnernd, war jene Haushälterin im münsterschen Frauenstifte Freckenhorst, Jungfer Eli, ein gräulicher Spuk, gut daß er gebannt ist (a. a. O. 279).

Auf dem schon erwähnten Köterberg in Westphalen erscheint eine wandelnde Jungfrau, Schätze bewahrend und die Springwurz bietend, wie es deren unzählige giebt; nur das ist ein bestimmter Zug der Sage von ihr, daß der Jungfrauen drei sind; zwei sitzen im Schooße der Tiefe — diese mystische Dreizahl der verwünschten Wandlerinnen begegnet häufig in fränkischen und schwäbischen Sagen wieder. In gleicher Weise, nur in einfacher Zahl, wandelt das Fräulein der Burg Willberg bei Hörter (a. a. O. 284. 297).

Die vorzugsweise sogenannte „weiße Frau," die schon so viele Federn in Bewegung setzte, die als Ahnfrau in so vielen Fürstenschlössern wandelt, und deren erscheinen meist als unglück- oder trauerkündend gilt, erleidet die mannichfaltigsten Beziehungen. Es erschien bereits über dieselbe 1723 in Königsberg eine Dissertation de celebri spectro quod vulgo Die weiße Frau nominant, deren

Verfasser, Johann Christoph Nagel, sich viele Mühe um die Erforschung dieser Sage gab. Wir sind in Erforschung derselben nur wenige Schritte weiter gelangt. Zunächst wird die Frau Bertha (Perchtha) von Rosenberg in Böhmen als die genannt, welche auf den Brandenburgischen Markgrafenstamm prophetisch einwirkt. Sie erscheint in den Schlössern Neuhaus in Böhmen, erscheint in Berlin, in Bayreuth, Darmstadt, Carlsruhe, Braunschweig; auch im Schlosse Friedenstein zu Gotha erscheint eine solche „weiß leidtragende" Ahnfrau. Ihre Tracht ist schleierweiß, ein weißer Wittwenschleier mit weißen Bändern umhüllt ihr Haupt. Kein älterer Schriftsteller, der irgend über Stoffe aus der Sagenwelt schrieb, läßt sie unerwähnt, Balbinus, Franzisci, Prätorius, Remigius u. a. Nächst derselben nennt die Sage aber auch die Gräfin Agnes von Orlamünde, deren Beziehung zum Markgrafen Albrecht den Schönen von Brandenburg auch ihr den Weg nach Berlin und in die Hohenzollersche Verwandtschaft bahnte. (D. Sagenb. 360. 582.) Dieser Orlamünderin gedenkt Nagel nicht. Die weiße Frau auf Schloß Tenneberg (a. a. O. 487) hat zu diesen beiden genannten keine Beziehung.

Auf dem Harz und in Thüringen sind die Sagen von wandelnden Frauen und Jungfrauen sehr häufig. Da tritt uns bedeutsam als Berg- und Wasserfeine zugleich die Jungfrau Ilse mit verlockendem winken entgegen, die im senkrecht aus dem Ilsethal sich aufgipfelnden Ilsenstein wohnt. Auch sie ist gleich der Jungfrau, die über den schaurigen Felsenkessel der Roßtrappe sprang, des Harzkönigs Tochter, von gütiger Natur und freigebig, aber sie möchte gern erlöst sein, und das ist leider an eine etwas schwere Bedingung geknüpft; es bedarf da mehr als, wie bei der Eisenacher Jungfrau, zwölfmal Gotthelf zu sagen. Der

Jüngling, welcher Ilse erlösen kann, darf noch nie geliebt haben, weder platonisch noch antiplatonisch, er muß der Ilse an Schönheit gleichen und völlig rein und schuldlos sein.

Die bei Eisenach in eine Felskluft verwünschte Jungfrau, deren erscheinen an eine bestimmte gleichmäßige Jahresreihe geknüpft ist, büßt ihres Stolzes und ihrer Eitelkeit halber so lange Zeit. Im Thale der Ruhla wandelt aus einer Felsenwand, die der Wittgenstein heißt (wieder nach dem Wihte hinzeigend) und auf dem ein Schloß gestanden haben soll, eine Prinzessin. Sie begabte oft Musikanten, und lohnte einem Hirten, der ihre Kuh, die auch aus dem Felsen kam, gehütet. Bei ihr nennt die Sage keine Bedingung als Erlösung. (D. Sagenb. 400. 473. 479.) Die Jungfrau des Schloßberges bei Ohrdruf, die sich im Hörlings-, vielleicht ursprünglich Harlungs-Brunnen badet, erinnert durch diesen Zug an Frau Hulda; eine andere die am Ruppberg im Thüringerwalde wandelt, erscheint zum öftern mit noch zwei Gefährtinnen; sie trocknen häufig Wäsche, und niesen, damit ihnen das erlösende Gotthelf zugerufen werde. Ohnweit davon wandelt eine weiße Frau, und schreit Maaß und Gewicht aus, mit welchem sie im Leben betrogen hat; eine Sage, die sich bei Arnstadt und bei Würzburg in sehr ähnlicher Weise, und auch anderwärts wiederhalt. (D. Sagenb. 509. 510. 587. 806.)

Um die Trümmerstätte der Burg über Heilingen ohnweit Orlamünde wandelt auch ein weißes Fräulein; es ist gütiger Natur, und begabt Musikanten, je nachdem deren Denkart ist, ganz wie die erwähnte Prinzessin aus dem Wittgensteine. Die Erscheinung des stillen Kindes in der Erfurter Flurmarkung, das bleich und schön mit einem

Stube wandelte, und die Häupter der Feldblumen abschlug, war nur eine vorübergehende. So wird auch jene Heidenjungfrau zu Glatz nicht mehr als noch immer erscheinend angenommen, vielleicht war sie ein und dasselbe Wesen, das als Sibylle zu Eisersdorf, eine Meile von Glatz, auf grüner Linde von kommenden Zeiten weissagte. Dagegen spukt noch immer gräulich das zänkische Schwesterpaar auf der Felsenburg Trosky in Böhmen. Im Schlosse Schildheiß steht unterirdisch eine bleiche Jungfrau und stützt des schlummernden Königs Haupt und seufzt. Es ist nicht gut ihr zu nahen. (D. Sagenb. 580. 581. 589. 656. 657. 659.) Das Fräulein bei Wittenberge (Wichtenberg?) in der Priegnitz wurde wegen eigener Untreue verwünscht zum ewigen wandeln; Fräulein Bodica vom Schaumberg wandelt auf der alten meranischen Burgstätte über Lichtenfels aus treuem Liebesgram; ihre Erlösung ist an einen ganz leicht scheinenden Zuruf geknüpft, der aber doch noch nie erfolgte. Die Haßfurt- und die Landsbergjungfrau bei Meiningen sind vielleicht nur ein und dasselbe Wesen, da Schloß Landsberg dem Haßfurt-Walde ganz nahe liegt. Sie gehören zu den Glücks- und Wunderblumenträgerinnen, deren Blumen sich in goldene Schlüssel zu den unterirdischen Burggewölben voll Schätze verwandeln, die sich vor diesen Schlüsseln, gleich wie vor der Springwurz, aufthun. Da auch im Haßfurtwalde ein altes Ritterschloß, die Habichtsburg lag, so hatte am Ende doch jede dieser Burgen ihre eigne Schätzehüterin. Nur alle 100 Jahre dürfen sie, nach der Sage, einmal erscheinen. In ähnlicher Weise begegnen erscheinende Jungfrauen auf den Burgen und Burgstätten Liebenstein, Alt-Ringelstein und Krainberg; auf letzterem Berge ist die Wunderblume als Tulipane bezeichnet; an die Burgen Krainberg und Liebenstein, wie

auch an Burg Henneberg knüpft sich auch die Schauersage von vermauerten Kindern, die bei den beiden letzteren dahin ausgebildet ist, daß das eingemauert werdende Kind ruft: „Vater, es wird so dunkel!" worauf der Vater von der Leiter stürzt und den Hals bricht — bei der andern (Liebenstein): „Mutter, ich sehe Dich noch!" worauf die Mutter, die ihr Kind zum Einmauern verkaufte, in Wahnsinn fällt, und fortan ewig büßend, als Wandelweib wehklagend um die Trümmer irrt. (D. Sagenb. 349. 708. 731. 744. 751. 752.) In der Wüstung Glasbach bei Altenstein ziehen alle sieben Jahre weiße Nonnen, ein Schatz liegt dort vergraben; im Wallfahrtgarten erscheint eine weiße Jungfrau und begabt Kinder mit Beeren, bisweilen sind es auch der Jungfrauen zwei. (A. a. O. 746.) In dreifacher Zahl, die immer die bedeutsamste ist, erscheinen die Fräulein von Boineburg in Hessen auf ihrem Stammhaus, und es gehen von ihnen mehrerlei Sagen. (A. a. O. 763.)

In gleicher oder noch größerer Anzahl kommen die Moorjungfrauen auf der hohen Rhön zur Erscheinung, sie entsteigen dem rothen und schwarzen Moore, welche über die in Sünden versunkenen Dörfer getreten sind, und gehören sonach halb und halb in das Reich der Wasserfeinen; sie schimmern meteorisch, und tanzen, singen auch, und kommen zum Tanze in die Dörfer, wo sich dann die allumgehende Sage mit dem zu lange bleiben, und dem röthen des Sees wiederholt, auf die wir bei den Nixensagen zu sprechen kommen. (D. Sagenb. 767.) Auch das Lindigsfrauchen, das bei Gerstungen an der Werra wandelt, hat halb und halb Nixennatur angenommen, obwohl es auch die koboldhafte Unart an Tag legt, sich den Wanderern aufzuhocken. (A. a. O. 755.)

Die Jungfrau der Petersstirne bei Schweinfurt erschien auch als Schlange, doch nicht minnebegehrlich gleich andern, sie weinte, und ihre Thränen waren Perlen. Aber auch in der Dreizahl ließen sich dort Jungfrauen in schneeweißen Kleidern erblicken, gleich den Waldjungfrauen bei Baiersdorf, von denen man heute nichts mehr hört und sieht. Eine Spinnerin spukt bei einer ebenso geheißenen Felsgruppe in der Nähe von Marktbergel, führt Wanderer irre und um die Felsen braust das wüthende Heer — hier ist wieder ein dunkler Zug nur angedeutet, der an Hulda erinnert.

Auf die Hulda deutet auch unmittelbar die Sage jener Feine bei Haßloch, welche die Umwohner Hulla nennen, die Wanderern gütig sich zeigt, ihre Beleidiger aber mit dämonischen Erscheinungen schreckt. Zugleich aber verlockt sie und bethört sie Jünglinge zu Minnegelüsten, und zieht sie in das Wasser; so könnte man sie die Lorlei des Mainstroms nennen, wenn nicht jeder Vergleich hinkte. (D. Sagenb. 817. 841. 842. 796.)

Die Anzahl der in Schwaben erscheinenden Spukfrauen und Jungfrauen kann nur angedeutet werden, sie ist über alle Maaßen groß. Was von ihnen zur Frau Hulda und zum wilden Heere gehört, wurde oben S. 72 bereits aufgeführt; da spuken weiße und schwarze, grüne und halb weiße, halb schwarze Weiber und Fräulein. Nur allein im D. Sagenb. sind zwei Erdweible im Heuchelsberge, das Hardtfräulein, das Fräulein von Gröblesberg, das schwarze bei Friedingen, drei weiße bei Bieringen an der Jaxt, drei auf dem Stöfelesberg bei Gönningen, das Pelzweible beim Hofe Rommenthal, — Sage 924—926 aufgeführt. Auch im Alpenlande fehlen sie nicht, in den Schweizer, wie in den Tyroler Bergen. Bekannt ist die

Sage von den drei seligen Fräulein im Oetzthale; vom Schlosse Karlstein, das Salztöpfchen geheißen, bei Reichenhall, wandelt ein Fräulein, das sich aus Liebe den Tod gab; in derselben Gegend spukt das Wiesenweiblein, und bei Berchtesgaden begegnen wir nochmals der mythischen Dreizahl verwünschter Jungfrauen am Alpstock des Kirchberges, die aber nicht wandeln, sondern weil sie der heiligen Wandlungen in der Kirche gespottet, in starre Eiszacken verwandelt wurden, gleich ihrem Nachbar, dem Watzmann und seiner Familie. Und tief in diesen versteinerten Meereswogen des Urgebirges, so weit südlich taucht der Name Elf, Elfe wieder auf, und bezeichnet die seligen Fräulein, die der wilde Mann jagt.

Die häufig begegnende Doppelnatur der Berg- und Waldfeinen, nach welcher dieselben auch zugleich Wasserfeinen sind, und selbst die Herbeiziehung der Hulda in diesen Kreis, auf dem Meißner, wie bei der Haßlocher Sage, führt uns zunächst dem Wasserreiche und dessen dämonischer Bevölkerung zu. In Bergländern, sowie im Flachlande, an Seen, Strömen und Meeresufern sind diese Sagen heimisch, und nach der Oertlichkeit ändern auch die Namen der mythischen Wesen; ja selbst ihre Eigenschaften, ihr Charakter, sind nicht stets dieselben, nur der eine Grundzug der Nixensagen in Binnenländern, daß die Fluß- und Brunnenbewohnerinnen gerne Menschen in ihr nasses Reich verlocken, steht fest, und dann zunächst der, daß Nixen mit nassem Saume des Kleides zu Tänzen der Menschen kommen, irdische Liebesbande anknüpfen, aufgehalten werden, oder aus Neigung sich versäumen, und alles das dann mit ihrem Tode büßen.

Der Fischschwanz, den die Sage den Nixen beimißt, macht sie den Schlangenjungfrauen, die oben menschliche

Gestaltung haben, abwärts aber Schlangen und Drachenleiber zeigen, nahe verwandt, übrigens war wirklicher Glaube an Meermänner und Meerfrauen lange Zeit ganz allgemein. Die männlichen Meerwunder, welche irdische Frauen liebend und fruchtbar umfingen, Theudelinde, die Lombardenkönigin, Basina, die Gemahlin Chlodio's, und jene Wasserfeinen, wie Melusina und ihre Schwester, die Frau des Ritters von Staufenberg u. a., wurden um so mehr als wahrhaft angenommen, als schon einestheils die antike Sirenensage seit undenklichen Zeiten weit umging, anderntheils fort und fort Nachrichten von aufgefangenen Meermännern und Meerweibern durch die Welt liefen. Schon die alten Schriftsteller Älian und Plinius hatten von solchen Erscheinungen Kunde gegeben. 1305 fing man einen Meermann an der Küste von Holland; 1403 ein Meerweib im Purpurmeer, das aus der Zuydersee in dasselbe getrieben war. 1526 wurde in Friesland ein bärtiger Meermann gefangen, und 1531 in der Ostsee bei Malmoe in Schonen, 1546 wider in der Ostsee; auch Luther erwähnt eines Wasserweibes in seinen Tischgesprächen. An der Küste Norwegens wurde 1619 ein haariger Meermann erblickt, und 1620 einer bei Gothland. Eine Meerfrau kam unter König Friedrich II. von Dänemark an das Land und sprach ganz menschlich mit den Menschen. Bei Ragusa ließ sich 1716 ein 15 Fuß langer Meermann sehen, und schrie so gräulich, daß man es fast eine halbe Stunde weit hörte. Alle diese Geschöpfe gehörten mehr zur Menschen-, wie zur dämonischen Welt, sie fanden in alten Naturgeschichten noch ihre Stellen, ihre Abbildungen, und zählten zu den „Abenteuern," wie man nicht selten die unerklärlichen, aus dem gewöhnlichen Kreise des Wissens tretenden Erscheinungen nannte.

In Dr. Joh. Georg Gräße's: Beiträgen zur Literatur und Sage des Mittelalters. Dresden, 1850, sind diese Erscheinungen bis zur neueren Zeit erörtert. Wir wenden uns der mythischen Wasserwelt ohne verweilen bei den naturgeschichtlichen Problemen dieses Kreises zu. Die amphibische Natur, die uns bei den Nixen begegnet, tritt auch bei den männlichen Geistern entgegen, die an den Nordseeküsten und tiefer ins Land Klabautermännchen, Kaboter- und Kaboutermannekens heißen. Sie wohnen in Erdhöhlen, aber auch auf Schiffen, futscheln in Bächen und Kanälen, und haben neckische Natur. Neck ist des Nixes Name in weiter örtlicher Ausdehnung, diese Art ist in Holland allverbreitet, heißt in der Mehrzahl Necker, und häufig haben einzelne ihre besondern Namen; ihr nach dem Wasser deutender Name hindert nicht, daß sie als hülfreiche Hausgeister dienen, gleich den Heinzchen und Hütchen. Ein Neck zu Lessinghe bei Ostende hieß Flerus.

Die Meerminnen hingegen gehören ganz dem Reiche der Wasserwelt an, dabei gleichen sie Vögeln, sie singen, sie fliegen, sie prophezeien Glück oder Unglück, Heil oder Unheil, wie es kommt. Amsterdamer Sagen kennen mehrere derselben, eine kündigte den Untergang der Stadt Zevenbergen an. Sieben Meerminnen bestraften einen Schiffer in Friesland, der sich ihnen gelobt hatte und ihnen untreu geworden war, mit schrecklicher Rache, und zogen ihn zum Grunde. Die Kielköpfe sind insgemein Nixenkinder, welche gegen neugeborene Menschenkinder ausgetauscht werden, und tummeln sich im Wasser, bisweilen nennt die Sage sie auch blos Kinder der Unterirdischen. Da sie meist über alle Maßen häßlich und unbildsam sind, auch nicht gedeihen, und so gern gegen gesunde, geradgliederige Menschenkinder umgewechselt werden, so haben sie den zum

allgemeinen Schimpfwort gewordenen Namen Wechselbälge erhalten. (D. Sagenb. 151. 153. 160. 179. 180.) Von der holländischen Küste weiter nordwärts bleibt zwar der Name Klabautermännchen für die Haus- und Schiffsgeisterlein, die aber der Wasserwelt ausnahmsweise angehören, heißen Nissen, Nesse, Puge, Puke (Puk in Shakespeare's Sommernachtstraum, dort aber mehr elbisch), Niskepuke. Fast alle Ströme, Flüsse und Seen haben ihre Nixen, ja bisweilen selbst Bäche und Teiche. In großen Strömen wohnen oft mehrere. Es ist vielleicht nicht zu gewagt, anzunehmen, daß die Elbe sogar ihren Namen von den Elben hat, die als Stromgeister ihre Mündung in Eierschalen umfahren. In Brabant und Flandern heißen sie Alvinnen, so viel wie Alfinnen, Elbinnen, denn von alba, die weiße, hat der Strom schwerlich seinen Namen, obschon viele aus Alpen und Hochgebirgen hervorbrechende Flüsse Albe heißen. Jene Wassermuhme (Muhme ist hier Momel, Mummel), die einem Knaben bei Slate, unweit Parchim, an einem tiefen Bache, der in die Elde fällt, auflauerte, mag uns wohl eine Elbenixe vergegenwärtigen, wie sie in der Magdeburger Gegend als Elbjungfer in den Kreis dieser Sagen tritt. Verlockend trat die Nixe von Nidden auf, die auf einer sagenhaften schwimmenden Insel im curischen Haff wohnt, und den Liebenden, der zu ihr schwimmt, in den Tod lockte. Dies erinnert an die Sage von der schwimmenden Insel im Hautsee beim Dorfe Dönges an der alten Eisenach-Frankfurter Straße, in welchen einst eine Wehmutter hinab geholt wurde, und aus dem die Nixen nach Frauensee zum Tanze kamen, und die jungen Burschen mit Minnesehnsucht bethörten. Sie büßten mit dem Leben; das Wasser des Sees färbte sich roth, gleich jenem

in der Ruma auf dem Harze, die aus dem Weingartenloch nach der Nixei rinnt. (D. Sagenb. 181. 166. 217. 323. 232. 394.) Häufig gedenkt die Sage der Nixenfrauen als solcher in Kindesnöthen, dann kommt gewöhnlich der Mann der Nixe, und bittet eine Frau der Oberwelt um hülfreichen Beistand. Dieser Nix oder Nikes ist ungemein tückisch, bietet Geld oder sonstige Gaben, die nicht angenommen werden dürfen, wenn die Frau zur Oberwelt sicher zurückkehren will; er hat das Gelüst, die eigenen Kinder zu fressen (eine Saturnusnatur im Strome der Zeit), und bringt bisweilen, wenn alles gut abgegangen, doch noch zauberkräftige Gaben auf, wie der Frau von Renzau widerfuhr, der das Nixenmännlein einen Goldklumpen mit dem Rathe gab, sich daraus fünfzehn Rechenpfennige, einen Häring und zwei Spindeln fertigen zu lassen. Andere geben nur den gewöhnlichen Lohn, wie der zu Unterpreilip bei Saalfeld, und der zu Halle an der Saale. Die Saale ist von mehr als einer Nixe bewohnt; manche derselben haben ihr Wesen auch an benachbarten Quellen, bleichen Wäsche, wiegen Kinder, strählen ihre langen meergrünen Haare; sie kamen, wie vielfach auch von Seenixen die Sage geht, in die Stadt, in die Fleischbänke, wie man in Weimar von der Ilmnixe, in Salzungen von der „Seesjungfer" erzählt. Die Ilmnixe hat in der Richtung vom Singerberge an bis Weimar ihr Wesen, sie wohnt nahe den stillen heimlichen Wiesen, die von Oberweimar nach dem Parke sich ausdehnen, an den Schattenstellen zwischen Park und Stern und wieder unterm Webicht nach Tiefurth zu. Gerne winkt und lockt sie Kinder zu sich heran, kämmt und flicht ihr Haar, weint oder lacht und taucht dann schnell unter. (D. Sagenb. 183. 528. 544. 603.)

Bei Auma, einem S. Weimarischen Voigtlandstädtchen,

liegt der Dockenteich, darin wohnten zwei Nixen mit ihrem Vater, ob ihrer Schönheit Docken genannt; sie kamen auf Dörfer zum Tanze, ihr Vater war sehr streng; sie sagten von ihm, er könne keine Christen riechen. Aechter Zug alten tiefgewurzelten Heidenthumes! Als diese Nixen irdische Liebhaber bei sich hatten, roch sie der Alte, wie im Märchen vom Däumling der alte Menschenfresser Menschenfleisch wittert. Ihre Liebe brachte den armen Docken den Tod. Von den meisten Nixenflüssen und Nixenteichen geht die Sage, daß sie alljährlich ihren Todten heischen; von der Ilm, von der Saale, namentlich bei Jena und Halle, von der Elbe bei Magdeburg, von der Fulda, selbst von den kleinen stillen, aber sehr unheimlichen Flüßchen bei Leipzig. (D. Sagenb. 562. 612.) Altheidnisch klingt es an, daß der Johannistag als der Tag bezeichnet wird, an welchem Flüsse und Nixen ihre Opfer erwarten. Ob und welchen Antheil Johannes der Täufer, der doch nicht den Tod im Wasser fand, und sein Name, an diesem Glauben hat, dürfte noch zu ergründen sein. Von jenen zwölf Johannes auf der die Welt umfahrenden Glücksscheibe des alten Frankenkönigs stirbt alljährlich einer im Wasser. (D. Sagenb. 246.) Die häufigen Bäder in der der Johannisfestnacht so nahen Sonnenwendefestnacht mögen wohl manches Opfer empfangen, und so diesen Zug der Nixensage begründet haben.

Ein Wassermann wohnte in einem See des Böhmerlandes, er trug einen grünen Hut und warf grünes Band aus. Alle Jahre holte er sich einen Menschen, der ertrank, und stülpte über dessen Seele ein neues Töpfchen. (A. a. O. 665.) Die Böhmenkönigin Libussa soll auch mit einem Stromgeiste, der in der Moldau wohnte, gute Bekanntschaft gehabt und oft Zwiesprach mit ihm gepflogen haben;

ja nach ihrem Tode wurde sie selbst gefahrdrohende Stromsteine, zauberte sich ein goldenes Bette in die Moldautiefe, und zog manchen schönen Jüngling in ihre Umarmung hinab, mindestens jedes Jahr einen. (A. a. O. 675 und 676). Donauweibchen-Sagen giebt es sehr viele. Der noch heute als Rathhausschild im Abbild dienenden Wasserfei zu Schleusingen erwähnten wir schon. Noch soll sie im Brunnen der Burg wohnen, wie jener zukunftkundige Brunnengeist auf Burg Regenstein am Niederharz. Die Nixe der Todtenlache bei Schleusingen fesselte einen jungen Burschen beim Tanze an sich, der sich in die Tiefe stürzte, als er sah, daß sich das Wasser vom Blute der Geliebten röthete. In einer Abhandlung über jenes kleine stehende Gewässer steht wörtlich, daß nach Aussage alter Leute kurz vor dem dreißigjährigen Kriege und dem Croateneinfall in Schleusingen Wassermenschen aus der Lache hervorgegangen und gesehen worden seien.

In der Werra, oberhalb Themar, da wo die Schleuse einmündet, wohnt der Wassermann Hackelmärz (März ist hier das landübliche abgekürzte Märtin, wie Lurz für Lorenz, Murz für Moritz rc.). In jener Gegend muß die Schleuse alle sieben Jahre einen Todten haben. (D. Sagenb. 725. 401. 728.) Im Streugrunde von Oberstreu nach Mellrichstadt zu wohnt ein Nix, Schlitzöhrchen genannt, von seinen geschlitzten Ohren. Dies ist ein Name, dem wir in der Thier- wie in der Pflanzenwelt wieder begegnen. Der Wasserfrau im Salzunger See wurde bereits gedacht; auch dieser See will alljährlich sein Opfer haben. Es kamen einst zwei Seejungfern auf den Hünischen Hof, dicht am See gelegen, zum Tanze, weilten zu lange, und andern Tages war der ganze See blutroth. Nicht weit von Salzungen liegt der Büchensee, an

dessen Stelle einst ein Schloß stand, welches versank; drei Fräulein wohnten darin, und wohnten dann im See; man sieht sie nicht mehr, denn auch sie ereilte das Loos der Nixenliebe. Durch den grünen Waldwiesenschoos zu Wilhelmsthal fließt ein Bach, die Elne, auch er hat seine Nixe, die einst einen treulosen Liebhaber in ihre Wellenarme zog und ihn, als sie ihn todt geküßt, wieder auswarf. Er wurde zu Unkeroda begraben. (D. Sagenb. 733. 749.)

Franken, Baiern und Schwaben sind reich an Nixensagen, doch hat die Mehrzahl derselben die gleiche Färbung. Bei Thalheim in der alten Grafschaft Castell wohnen deren im Gründlersloch; sie kamen zu dritt zum Tanze, nach Schloß Castell kamen ihrer fünf zur Hochzeit eines jungen Grafen. Wichtig sind, wie schon erwähnt, die Mainnixen-Sagen bei Haßloch, weil sie in den Huldasagenkreis einklingen. Die Tauber hat ebenfalls Wassergeister. Der kleine und der große Mummelsee im badischen Gebirge werden von Seejungfrauen, Seeweiblein genannt, bewohnt, deren Natur elbisch ist, zugleich hülfreich bei Menschengeschäften, doch kommt es ihnen auch nicht darauf an, ihre Wechselbälge gegen Menschenkinder umzutauschen, wie namentlich auch vom Hutzenbacher See erzählt wird. Die örtlichen Sagen jener Gegend einen die Nixen und Nixenmännlein den Waldmännlein dadurch, daß sie beiden die Mitvollbringung irdisch-häuslicher Geschäfte, wie Brod backen, fegen und säubern, Holz machen und dergl. zuschreiben. (D. Sagenb. 809. 896. 897.) Der erwähnte Hutzenbacher See barg auch Nixen, die zum Tanze kamen, und die hülfreichen Seemännlein thaten, wie anderwärts die Erdmännlein, sie blieben weg, als man ihnen zum Danke für ihre geleistete Hülfe neue Kleider hinlegte. In der Nähe des Wild-

bades liegt ein See, aus dem kamen die Fräulein ins Wildbad zu den Einwohnern, sangen und spannen. Seit die gute alte Zeit dahin ist, kommen keine mehr. Immer wieder das Echo des alten: die Zeit ist hin, wo Bertha spann. Ein anderer wilder See, der Nonnensee genannt, liegt bei Schönmünzbach, der ist an die Stelle eines versunkenen Klosters getreten, dessen Glocken man noch in der Tiefe läuten hört. Dasselbe ist der Fall mit dem bodenlosen See zwischen Empfingen und Nordstetten; andere sagen, es habe dort kein Kloster, sondern ein Wirthshaus gestanden, zumal in der Nähe eine Stelle noch der Tanzplatz heißt, welches versunken, gleich jenem im Tanzteich bei Sachswerfen. (D. Sagenb. 943.)

Der allverbreitete Glaube an elementarische Geister, vornehmlich des Wassers und der Erde und deren Beziehungen zur Menschenwelt, oft freundlich, oft feindlich, oft beides zugleich, und dabei immer mit dem Zuge des unheimlichen und grauenhaften, führt uns von selbst in das weite Gebiet der so mannichfaltig benannten und ebenso verschieden gearteten Welt der Erdmännlein, meist zwerghaft gedacht, und daher vorzugsweise im gleichen Sinne Zwerge genannt, wie die übermenschlichen Riesen, mit denen wirkliche Menschenriesen und Menschenzwerge nichts gemein und nichts zu schaffen haben — aber auch Kobolde, Tückebolde, und welcherlei Namen wir sonst noch aufführen müssen, da fast jeder Landstrich einen andern für sie hat. Der Glaube an das Vorhandensein solcher Wesen muß ein ganz allgemeiner gewesen sein, denn in jedem Lande finden sich Spuren von ihm, und sein Ursprung ist jedenfalls im nordischen Mythus zu suchen. Schon die Eddalieder nennen Alfar, die in Lichtalfen und Schwarzalfen zerfielen (der uralte mythische Dualismus des guten

und bösen Princips), aus Alfar wurden in sprachlicher Abwandlung Alben, Elben, Elven, Elfen. Ebenso führt die Edda die Zwerge ein, sie heißen dort Duergar, und entstanden im Fleische des Riesen Ymir als Maden (kosmogonische Symbolik.) Die Zwerge empfingen dann auch im Norden den Namen Trolle, Trollen, und bildeten durch ihr unterirdisches wohnen und walten gleichsam die Schwarzalfen gegenüber den Elfen als Lichtalfen, deren Natur und Wesen sich mehr und mehr romantisch verklärte, ätherisch vergeistigte, so daß zuletzt Elfen und Elfinnen nichts waren als außerordentlich liebliche feder- und ätherleichte Erscheinungen, so zart, daß sie in Blumenkelchen schlummerten und auf Grashalmen sich wiegten. Die deutsche Sage hat diese poetische Verfeinerung und Durchsichtigkeit der Elfennatur nicht angenommen, wohl aber die englische, schottische, irische und französische, wo denn der Begriff von Elfen mit dem von Feeen fest zusammenschmolz. In allen den genannten Ländern, wie auch in den scandinavischen leben Elfen- und Zwergsagen in reicher Fülle, ebenso fehlt es nicht an eigentlichen Koboldden, die im Norden Nissen heißen und amphibischer Natur sind.

Uns gebietet der Raum, alle diese dämonischen Sippen, mit Ausnahme des bereits abgehandelten deutschen Nixenvolkes, zusammenzufassen, und keine Sonderung eintreten zu lassen zwischen guten und schlimmen, einzelnen und zahlreich in Gemeinschaft auftretenden, zumal eine Sonderung derselben ebenso schwer ist, als sie nutzlos sich herausstellen würde.

Häufig begegnen im Süden wie im Norden die Alben und Elfen, die Hinzchen und Heinzchen und wie sie sonst Namen haben mögen, als ein gutes Volk

in örtlichen Sagen, und heißen auch geradezu und vorzugsweise so. Die Sagen schildern dieselben als Bergklüfte- und Höhlenbewohner, als klein, furchtsam, schwächlich, scheu, obschon kräftig und — wenn sie Menschenarbeit verrichten, sehr fleißig, so daß sie ungleich mehr vollbringen, als Menschen zu thun im Stande sind. Sie sind heidnischer Art, daher vertrieb und vertreibt sie nach zahlreichen Sagen der Glockenschall aus lange ruhig besessenen Gegenden und Städten, oder die Bosheit der Menschen übernimmt zum großen eigenen Schaden derselben dieß ungetreue Amt. Meist hört man die Auswandernden gleich Schafheerden trippeln und trappeln, man hört ihr weinen. Die Kähne, in denen sie sich über Flüsse, jedoch unsichtbar, führen lassen, werden schwer bis zum Wasserschöpfen, die Fergen werden insgemein reichlich belohnt.

In der Schweiz an und um den Pilatusberg, auch im Berner und Luzerner Lande sind die Zwergensagen sehr häufig. Auf dem genannten Berge und in der Nachbarschaft schützten sie unter dem Namen Herdmanndli und Berglütlenen (Heerdenmännchen und Bergleutchen) die Viehheerden und in Seen und Teichen die Fische, nicht minder aber auch das Alpenwild, Steinbock und Gemse. Sie trugen grüne oder graue Röcklein und eisgraue Bärte; Menschenkost mundete ihnen, absonderlich Milch, Obst, auch Schweinefleisch. Wo sie Hand anlegten, fleckte alle Arbeit und mehrte sich der Ertrag der Aernte. Tücke der Menschen und Undank trieb sie aus der Nähe des Pilatus und aus dem Haslithale von dannen. (D. Sagenb. 10—12.) Dort und im Gadmenthale heißen sie Toggeli, gute Leutlein, grüne Männlein, auch Zwergli. Ihre Höhlen, als herrliche Krystallgrotten gedacht, heißen Kilchen, Kirchen. Eine Menge Oert-

lichkeiten führen noch diese Namen, auch Qwirgi, Twirgi, Zwirgi. Gleich den Nixen holten diese Zwerge irdische Wehmütter in ihre Bergestiefen zur nöthigen Dienstleistung ihrer Weiblein, belohnten häufig mit anscheinend werthlosen Gaben, die meist verachtet wurden, bis nur kleine Reste, die hangen und haften geblieben waren im Korb, im Schuh, am Rocke sich in Gold verwandelt zeigten. Ein eigenthümlicher dämonischer Berggeist der Schweiz ist das Hauri, gut und gegen die Menschen wohlgesinnt; mit Wehklagestimme in den Lüften warnt es vor drohenden Gefahren durch Lavinen und Steinrutschen. (E. Kohlrusch: Schweizerisches Sagenbuch. S. 27 u. f.)

Zu Aachen heißen die Zwerge der Mythe Hinze; Glockengeläute vertrieb sie aus ihrer unterirdischen Wohnung unter der Emmaburg, auf deren Fels man eine Kapelle gebaut hatte; dafür zogen sie in die Stadt selbst, plagten die Bewohner mit Gepolter und borgten auch Geschirr von ihnen zu ihren Mahlzeiten, bis neuer Glockenschall in ihrer Nähe sie auf immer von dannen trieb. (D. Sagenb. 128.)

Ueberaus zahlreich sind diese unheimlich unterirdischen Gäste in Flandern, Brabant und in den Niederlanden, theils in Schaaren erscheinend, theils koboldhaft vereinzelt spukend. Einen Theil derselben müssen wir unbedingt in das Bereich der Spukgeister verweisen, weil ihre Natur gewaltig-dämonisch ist und weit über die des hülfreichen und meist gutartigen Volkes der Zwerge hinausragt. Zu letzteren gehören aber unbedingt die schon bei den Nixen und ihrer Sippschaft erwähnten Klabautermännchen, an welche die niedere Bevölkerung in den Niederlanden, in Holland, Friesland, am ganzen Nord- und Ostseegestade hin, glaubt. Häufig nennt man sie schlechtweg nur

„Mannekens,“ sie hausen und dienen vorzüglich auf Schiffen (ein Schiff ist ja auch ein gebautes Haus), in Mühlen, wohnten aber auch in Bergen, hießen Rothmützchen, Klabbers, schafften treulich, äfften aber auch oft abscheulich. (D. Sagenb. 151.) In Friesland heißt dies Völklein weiße Juffers, doch blos die Männlein, die Weibchen blos weiße Frauen (a. a. O. 180).

Kielkröpfe und Wechselbälge möchten wir nicht als besonderes Geschlecht der Unterirdischen aufführen; mehr oder minder erscheinen sie immer nur als ausgetauschte Kinder des elbischen Geschlechtes oder deren Väter und Verwandte, ausnehmend häßlich, aller Unarten voll, mehr im Wasser, als auf dem Lande heimisch, wie eine Menge Sagen darthun. (D. Sagenb. 180. 244. 529. 741 u. a.) Schifffahrer halten gern gute Freundschaft mit den Klabautermannekens, und thun wohl daran, denn es ist nicht gut, sie zu erzürnen oder zu kränken; ebenso ist es mit den bereits erwähnten Nissen und den Wolterkens beschaffen. Der Niß und das Wolterken sind völlig die Heinzchen der deutschen Sage, gehen aber auch aus der Natur eines hülfreichen Hausgeistes in eine gefährliche über, werden Spiritus familiaris, von der Art der Galgenmännlein und Alraune, und sind nicht los zu werden, wenn sie nicht billiger, als sie erkauft worden, wieder weggegeben werden können. Wer stirbt und hat den Spiritus noch, verfällt dem bösen Feind. Es geht damit, wie in dem Scherzspiele, das der schwarze Peter heißt; wer die Karte zuletzt hat, die den schwarzen Peter bedeutet, bekommt mit gebranntem Korkstöpsel eine Signatura diabolica ins Gesicht. Der schwarze Peter ist der Teufel. Das sind die Kobolde, die zu dem Bauer halten, der, um ihnen zu entgehen, aus Verzweiflung sein Haus anzündet, die hinter

dem Hinwegeilenden auf dem Rosse sitzen, wie in Herder's Liede die Sorge. Nur wenn bei dem niederzubrennenden Hause oder Gehöfte an alle Thüren ein Wagenrad gestellt wird, wird einer der unheimlichen Gäste los. Die alraunische Natur solcher Hülfsgeister verschaffte ihnen im Ditmarschen den Namen Allerünken, die wiederum auch Mönöloke hießen. Früher wurde mit dergleichen grausigen Dingen förmlich Handel getrieben; wir sahen als Knabe einmal eins, das ein Balsamträger vom Thüringerwalde in einer Schachtel mit sich schleppte und vorzeigte. In der Sammlung des historischen Vereins zu Halle ist auch eins, das sein Hemdchen noch an hat. Es mag noch viele andere solche Püppchen geben, denen der Aberglaube früherer Zeiten magische Kräfte beimaß. Letztere gehören aber eigentlich nicht zu den Unterirdischen, weil sie nur Gebilde ohne Seele sind. (D. Sagenb. 181. 182.)

In Schleswig heißen diese elbischen Dämonen Biergfolk, Ellevolk, Unnervaestöi, auf der Insel Sylt, die voller Hünenbetten ist, Onnererske, auf Föhr und Amrum heißen sie Onnerkankissen, im Holsteinischen werden sie Dwarge und Unnererske genannt, und man hat dort von ihrer Entstehung ein hübsches Märchen: Eine Frau besaß fünf schöne und fünf häßliche Kinder, da kam der Herr Christus auf das Haus zu, und die Frau schämte sich der häßlichen, und verschloß diese schnell in den Keller. Der Herr trat ein zu ihr und sprach: Frau, lasset eure Kindlein zu mir kommen, daß ich sie segne. Da brachte die Frau ihre fünf schönen Kinder, und der Herr segnete sie, und dann fragte er nach den übrigen, und da verläugnete das Weib die fünf, die im Keller waren. Und da sprach der Herr: was oben und gesegnet ist, soll oben bleiben, was drunten ist soll drunten bleiben, — und ging

hinweg. Als nun die Frau in den Keller eilte, fand sie die Kinder nicht mehr, sie waren hinweg, und aus ihnen entstanden die Unterirdischen.

Um Danzig heißen die Erdzwerge vielfach Unnererdschkens, und sind durchweg tückisch. In Ostpreußen wird das Volk der Zwergmännlein Barstukken, auch Berstukken genannt; im Städtchen Allenstein und in Allenburg an der Alle gab es viele, ebenso in Rastenburg, wo sie in einem Hügel beim Dorfe Heiligelinde wohnten, Ueberreste altheidnischer Mythe; sie heißen in jener Gegend wegen ihrer kleinen Gestalt Fingerlinge, wie hie und da auch Dümeken (Däumlinge). Eine Sage des Städtchens Leuenburg, die sich im Städtchen Eilenburg annähernd wiederholt, spricht sogar von einem Barstukkenkönig, welcher Fingerling sich ein irdisches Fräulein zur Braut erkor und hinwegführte.

Als Eigennamen solcher Geister begegnen „Rothöhrchen" und „Gelböhrchen", welche Namen an den Nix „Schlitzöhrchen" in Franken erinnern. Zu einem Grafen von Hoya kam Nachts ein Zwergenmännlein, und erbat Erlaubniß, in des Grafen Schloß eine Zwergenhochzeit feiern zu dürfen. Dies geschah, und der Graf empfing darauf drei Zauberkleinodien, einen güldenen Ring, ein Schwert und einen Salamanderlacken. (D. Sagenb. 255. 257. 273. 613. 276.)

Zum Geschlechte der Kobolde mit seinen so mannichfaltig verschiedenen Namen, die ihnen als Hausgeister beigelegt werden, wie z. B. Knechtchen, Kurdchen, Chiemken, Heimchen, Hüthchen u. s. w. gehören auch die Klopfer, von denen verschiedene Sagen Meldung thun; vom Klopfer im Schlosse Flügelau, vom Stiefel auf Schloß Calenberg, vom Ekerken (Eich-

hörnchen) im clevischen Dorfe Elten, wie auch jener Klopfer, insgemein das Klopferle auf der Burg Hohenrechberg, das nach der Sage stets drei Tage vor dem Tode eines Hohenrechbergers klopfte; auch im alten Schlosse zu Sachsenheim in Schwaben wohnt ein solches Geistchen. (D. Sagenb. 274. 931.)

Wir sind weit davon entfernt, diese wahren Klopfgeister der alten ehrlichen deutschen Sage mit dem vor einiger Zeit auf dem Markt und in Mode gewesenen amerikanischen Humbug und dessen lug- und trugvollen Nachäffereien der Tischrückerei, Klopfgeisterei und Geisterklopferei in Verbindung zu bringen. Diese war einmal wieder ein Zeichen der Zeit, welches mahnte, sich über nichts zu wundern, und welches allen, auch den grassesten Aberglauben früherer Zeiten glänzend überbot, und die gesunde Vernunft Tausender gefangen nahm. Ruhig hat das deutsche Publikum sich diese Gaukelei auftischen lassen, und es mit Gleichmuth hingenommen, daß vielgelesene und sonst geachtete Zeitschriften derselben ihre Spalten liehen, einer Gaukelei, die selbst die erhabene Lehre von der Unsterblichkeit zu besudeln versuchte. Zwar kann niemand gezwungen werden, an diese Lehre zu glauben, was aber soll man dazu sagen, wenn sich nicht entblödet wurde, öffentlich in einer angesehenen Zeitung zu behaupten, im Tische aus irgend einer Rumpelkammer den Geist eines alten Thüringer Landgrafen entdeckt, und von demselben auf Fragen durch das beliebte klopfen Antworten erhalten zu haben? Wäre das eine Fortdauer des geistigen Wesens? Wäre das Leben nach dem Tode so beschaffen? Hätte doch der Landgrafengeist dem Frager so gelohnt, wie der Klopfer, von dem Erasmus Franzisci in seinem höllischen Proteus S. 1028 erzählt, einem Studenten. Auch dies ist ein Zeichen der Zeit, denn zu al-

len Zeiten, in denen der religiöse Unglaube sich Bahn brechend und mit hoher Vernunft sich brüstend, einherschreitet, folgt ihm Unvernunft und blödsinnig machende Geistesverfinsterung nach. Aber es ist wiederum nutzlos, sich über solchen Unsinn zu ereifern, da ja, nach des Dichters Ausspruch, selbst Götter vergebens gegen die Dummheit kämpfen.

Unter den Kobolden, welche die deutsche Sage besonders hervorhebt, war einer der ausgezeichnetsten der vielgenannte Hinzelmann, der auch Lüring hieß, und von welchem sogar eine Frau genannt wird, Namens Hille Bingels. Er spukte durch das Schloß Hudemühlen und machte erstaunlich viel von sich zu reden. Aehnlicher Art war der nicht minder berufene Kobold Hütchen, Hödeken, von seinem spitzen Filzhut also genannt, der die Bischofresidenz zu Hildesheim sehr unheimlich belebte, *gute* Dienste that, aber auch, gleich dem Hinzelmann, neckte und schreckte. (D. Sagenb. 275. 310.)

Längs des Ober-Harzes hin, auf dem die Zwergsagen äußerst heimisch sind, und weiter nach dem nördlichen Flachlande, um Braunschweig, Halberstadt rc., heißen die Zwerge Kröpel oder Kröppel, so viel wie Krüppel (krummgliederige, verwachsene, zum Theil gelähmte Leute), so wie auch Lüttchen (Leutchen). Sie tragen die alte Tarnkappe der Zwerge in der Siegfriedsage, die das Volksbuch Nebelkappe nennt; verliert eins diese Kappe und wird sichtbar, so kann es ihm schlimm ergehen. Dieses Zwergvolk bewohnte sonst auch die ganze Gegend von Thale bis Quedlinburg, welche die Teufelsmauer durchschneidet, auch bei Blankenburg am Harze, nach Magdeburg zu, waren ihrer vorhanden. (D. Sagenb. 315.) Koboldhaft erschien jener Knabe, dem ein Seiler aus Torgau das Bretspiel in Un-

ordnung brachte, welches Knaben Vater sich dem Seiler aufhockte, der sich an der Last zu Tode trug (a. a. O. 370).

Als fest in sich gegliederte, streng monarchisch regierte Gemeinde stellt sich das stille Volk zu Plesse dar; märchenartig lautet die Sage vom goldschnitzenden Zwerglein in den Schweckhäuserbergen und eine zweite hat wieder den Zug der abgeschlagenen Nebelkappe. Auf Burg Scharzfels im Harze wohnte auch ein Hausgeist von Hinzelmanns und Hütchens Art und Wesen, doch hatte er keinen Namen. Er wurde durch eine Schandthat, die er nicht verhindern konnte, sehr erzürnt, und duldete seitdem kein Dach mehr auf einem der Scharzfelder Thürme. (D. Sagenb. 383—386. 393.)

Dem in den Kiffhäuserbergschoos verzauberten Rothbart dienen viele Zwerge als Ingesinde, welche auf die Oberwelt kommen, Befehle ausrichten, Gaben spenden, und nach dem Thurme sehen, ob die Raben noch um die altergraue Zinne fliegen, wie sie nun schon so viele hundert Jahre gethan. Ist durch die Sage die Natur dieser Zwerge zwar elbisch gedacht, so zielen sie doch auch auf die uralte Liebhaberei der Großen im Mittelalter hin, sich an ihren Höfen Gezwerge und wunderliche Leute zu halten, welcher Zug im Volksbuche von Herzog Ernst recht lebhaft hervortritt und in den Hofzwergen der späteren Zeit den letzten Nachhall fand. Als der letzte Fürst von Henneberg, Georg Ernst, 1583 verstorben war, wurde auch der Hofzwergin zum Andenken an den seligen Herrn „ein Bildnis" verehrt. Ein solches wunderliches Geschöpf war ohne Zweifel jenes Königs Abenteuer, der kleine wilde Mann, den die Sage Noah nennt, und der bei Mühlhausen gefangen würde; er kommt auch im Märchen vor, und erinnert an das graue Männlein, welches einst boineburgische Jäger

fingen, das aber weder redete, noch aß, noch trank, und ihnen abhanden kam, sie wußten nicht wie. (D. Sagenb. 429. 444.)

In jenem Jagdgeist, der geradezu der Elbel heißt, und an den noch ein Elbelstein und eine Elbelskanzel erinnert, ist allerdings mehr ein wilder Jäger, als ein Kobold ersichtlich, dafür bietet aber das Werrathal, wo der Elbel haust, und Mihla, am Fuße des Hainichs zwischen Eisenach und Mühlhausen, und das thüringische Gebiet — der Kobold- und Zwergensagen in Menge, namentlich auch da, wo die Hörsel in die Werra mündet, um Gerstungen und Spichra, wo die Wichtlein überschifften. Man findet dort die sogenannten Wichtelpfennige, kleine gerundete platte Steinchen. Um den Hörseelberg wohnten Hütchen, hülfreich und arbeitsam; eins wurde durch die Tölpelei eines Bauern, dem es eifrig diente, auf immer verscheucht, und der Mann verarmte zusehends. Am Fuße des Inselberges, bei Brotterode, halfen Hütchen in Schleifmühlen und Hammerwerken. Ein Schleifmühlenbesitzer ahmte den Ton nach, den ein solches Hausgeistchen von sich gab — aus war es mit Hülfe, Glück und Wohlstand. Sagten doch Luthers Feinde diesem nach, er besitze einen Hülfsgeist, der seine Arbeit fördere.

Zwischen Suhl und Meiningen liegt im Thalgrunde ein Dorf, das heißt Wichtshausen, nahebei liegt Dietzhausen, welches die Meininger Chronik ausdrücklich nennt, daß in seiner Nähe Wichtleinshöhlen befindlich seien. Der Name des erstgenannten Dorfes hat auf alle Fälle innigen Zusammenhang mit der Wichtleinssage. Bei Meiningen befinden sich mehrere Wichtleinslöcher, auf welche die Chronik sich bezieht, kleine in Felsen gewühlte Höhlen. Größere solcher Art bieten die Kammerlöcher über Angel-

rode dar, welche die Sage mit Zwergen bevölkert, und ihnen den gleichen Durst zuschreibt, den die im Ofenberge hatten. (D. Sagenb. 450. 461. 477. 513. 165.) Bei Arnstadt heißen die Wichtlein Böhlersmännchen, bei Königssee, zwischen Ilmenau und Saalfeld, Quärkse; es giebt dort viele Quärkslöcher. Bei Saalfeld liegt ein Dorf, Goßwitz geheißen, da ist eine ausgebildete Wechselbalgsage heimisch. (A. a. O. 529.)

In dieser Gegend haust vorzugsweise die viel erwähnte Perchtha und führt ihr Heimchenvolk, wie überhaupt dieser früh cultivirte Landstrich reich ist an mythischen An- und Nachklängen, denn es ist in den Gebieten um Saalfeld und Pösneck, im Orlagau und im nachbarlichen Vogtland die ganze Dämonensage vertreten. Riesen, Drachen, Zwerge, Bergwerkgeister (in den Kamsdorfer Gruben), Nixen, Wichtlein, Moosmänner, Holzweibel, Bilbzen und Bilsenschnitter, Alrunen, Frau Welle, Berndietrich (der wilde Jäger), Bilda-Bertha, und auch ihr Volk die Heimchen. Letztere sind so ziemlich einerlei mit dem Holzweibelgeschlecht, heißen auch Butzelmännchen, Heimele, Erdmännchen, Heimlich, Erdmännlich. Die Perchtha ist wol ein und dasselbe Wesen mit der Buschgroßmutter, deren Gefolge die Moosfräuleins heißen. Der Hauskobold heißt dort Gupel, und liebt vornehmlich das Vieh zu füttern und reinlich zu halten. Zu Großkamsdorf half ein Baumännchen eifrig beim Kirchenbau; die Kamsdorfer Bergwerksgeister heißen Bergmönche und sind oft furchtbar und schreckhaft.

Ein sehr wunderbares Geistergeschlecht sind die Bilbzen, die an jene hünischen Bülzen und Bülzenbetten westphälischer Sagen gemahnen, obgleich sie nicht riesig,

sondern zwerghaft gedacht werden. (D. Sagenb. 539—556.) Bald sollen die Bilbzen kleine Geisterlein sein, von der Natur der Elben und Wichtlein, bald böse Menschen und Teufelsbündner. Ihre Hauptunthat soll darin bestehen, Schaden am Getraide anzustiften, in Gestalt ungeheurer Kugeln dasselbe niederzuwälzen, als Wirbelwinde es durch die Lüfte fortzuführen, oder mit Sicheln an den Füßen die Aehrenfelder an gewissen Tagen zu durchwandeln, wodurch sie den Zehnten der Aernte gewinnen. Sie heißen auch Wilzen- und Bilsen-, Bilbzen-, Binsenschnitter. Außerdem giebt es noch andere Getraidefeldgeister, so die Kornmuhme im Brandenburgischen, die Roggenmuhme und die Erbsenmuhme in der Altmark (Muhme für Mummel, Putzmumel, Potzmomel), die Kornmutter im Thüringischen, das Grile im Hennebergischen, das Graale in Schwaben — denen die Eigenschaft beiwohnt, Kindern schreckhaft zu erscheinen, wenn sie über bestellte Aecker gehen und Aehren niedertreten, was ein schöner ethischer Zug der Sage ist. Auf dem Schwarzwalde ist das grauliche noch mehr durch den Ausdruck Butz-Graale hervorgehoben, wogegen man im Hennebergischen nur einfach sagt: der Pötz.

Wie die Kobolde in manchen Gegenden Hütchen heißen, so heißen sie in andern Mützchen. Ein solcher wohnte bei Freiburg in einem Gehölz, der heimische Busch geheißen (ein geheimischer Grund mit Gehölz auch bei Salzungen), und liebte es, gleich den Arnstädter Böhlersmännchen und andern seines Gelichters, sich den Wanderern aufzuhocken. Er lachte unbändig, wenn er jemand einen solchen Streich gespielt hatte, that auch wol sein Mützchen ab und ließ sich sehen, sobald er es wieder aufsetzte, war er verschwunden. Solche Nebelkappenkünste trie-

ben auch die Zwerge oder Querge, die im breiten Berge bei Zittau hausten, und einen Bauer mit zu einer Hochzeit nahmen, der sie als unsichtbare Gäste beiwohnten; er sollte sich satt essen und satt trinken, nur geboten sie ihm nichts einzustecken. Aber da der Würste so viele waren, so steckte der Bauer doch eine ein, weil er sich ungesehen wußte, indem aber verschwanden die Zwerge und nahmen des ungeladenen Gastes Nebelkappe, die sie ihm aufgesetzt, mit fort, worauf er in seinem Schmierkittel sichtbar und mit Prügeln aus dem Hochzeithause geworfen wurde. (D. Sagenb. 620. 635.)

In das Koboldgeschlecht gehörten auch jene den Reiter äffenden Knaben im Walde Zeitelmoos, die Kopisch besungen hat, und die immer lachten. Die spruchübliche Rede sagt nicht vergebens: er lacht wie ein Kobold, und die Sprache erfand nicht umsonst die Worte: Lachkobold, Lachteufel. Höhnendes, hellaufgeschlagenes Gelächter ist Grundzug koboldhaften Wesens. Auch jener Kobold zu Frauenbreitungen, den eine Frau vergrub und ein Steinhauergeselle aus Neugier wieder ausgrub, sprang aus der Schachtel, schlug ein Höllengelächter auf und plumpte in den Breitunger See, an den Kielkropf erinnernd, den ein Bauer sammt der Wiege, darin er ihn trug, in das Wasser warf. (D. Sagenb. 692. 741. 180.)

Auch zu Nürnberg gab es Hausgeister und es giebt dort von denselben örtliche Sagen. Auf der Burg Hohenkrähen saß ein solcher Hausgeist, des Namens Poppele, sehr neckischer Natur und Gemüthsart, auch außerdem soll es in Schwaben noch manche Poppele geben, so wie auch allerhand Käsperle, welchen Namen vorzugsweise ein Kobold führte, der in einem Hause zu Gomaringen spukte. Selbiger Geist Käsperle hatte sehr irdische

Gewohnheiten; er schnupfte und rauchte Tabak und stank danach. Bei Owen, auch im Schwabenlande, gab es Erdwichtele, und im Tiefenbacher Walde hausen dergleichen noch immer. Sie heißen dort lederne Männdle, und sie sind es, welche das Echo hervorbringen. Dies ist ein Zug altnordischer Mythe, denn schon diese schrieb, wie bekannt ist, den Widerhall den Zwergen zu. Auch in Geislingen gab es Erdmännele und Erdwichtele, und zu Kettershausen nicht minder, die dort Heiden genannt werden, was offenbar auf den Volksglauben hinweist, nach welchem die Unterirdischen nicht getauft, folglich auch nicht erlöst und zur Seligkeit nicht erkoren sind. Bei Naila im Fichtelgebirge ist auch eine Zwerghöhle, deren Bewohner Brot liehen, wie auch viele im Vogtlande thaten, aber dann vom Schalle der Glocken und der Eisenhammerwerke vertrieben wurden. Den Kümmel können die Wichtlein nicht vertragen, Kümmelbrot nannten sie ihren Tod. Im Meininger Oberlande liegt die bekannte Zinselhöhle, das Zinselloch, auch eine Zinselkirche —(wie die Zwergkilchen in der Schweiz), Zinselmännchen heißen die Bewohner, von denen vielerlei Sagen umgehen.

Am „obern Bock" bei Wallendorf, zwischen Sonneberg und Saalfeld, war ein Bergwerk, darin arbeiteten sechs Zwerge, wenn die Bergleute Schicht gemacht hatten, und förderten viel zu Tage. Da sie gar zerlumpt erschienen, ließ ihnen die Frau Bergräthin Hammann, des Werks Besitzerin, neue Anzüge machen und bescheerte ihnen letztere zum heiligen Christ. Die Zwerge nahmen die Kleider, zogen sie an, sprachen die so häufig in gleichen Sagen begegnende Formel: „Nun haben wir unsern Lohn ꝛc." und hoben sich von dannen. Nie spürte man sie wieder,

und wilde Wasser ersäuften Gruben, Stollen und Schachte. (D. Sagenb. 847. 929. 930. 932—934. 694. 718.)

Bei Kelheim an der Donau gab es viele gutartige Wichteln, auch dort Sagen von ihrer Ueberfahrt, weil der Kirchenglockenschall sie vertrieb; immer das vor dem Christenthum überall entweichende und fliehende Heidenthum. Ebenso gab es deren an der Altmühl, welche Mühlarbeit verrichteten und den Müller Geld finden ließen. Auch dort die fast allenthalben heimische Sage von den neuen Kleidern.

Eine anderweite große Sippe des dämonischen Nachtreiches ist die der Geister und der erscheinenden Todten, letztere vorzugsweise die sogenannten Gespenster. Die wichtigsten Geistersagen können wir andeuten, die Gespenstersagen alle zu berühren, ist eine Unmöglichkeit, denn wo wäre ein Ort, der nicht seine besondern hätte? Aus dem heidnischen Alterthum, aus der Bibel, aus dem Unsterblichkeitsglauben, aus der kirchlichen Lehre von Buße und Strafe nach dem Tode, im Fegefeuer, in der Hölle, wie aus der nicht kirchlichen Lehre von einem Zwischenreiche entwickelte sich dieser Glaube und gewann die weiteste Verbreitung über die ganze Erde, und wie er stets neue Nahrung fand, fand er auch immer neue Jünger und Anhänger. Die Geister sind zum Theil noch Dämonen, Elbe und Kobolde höherer und gewaltigerer Art als die Erdmännchen, Zwerge und wie diese sonst heißen mögen, theils sind sie ruhelos umirrende Seelen verstorbener Menschen, die so erscheinen, wie sie im Leben waren, Mönche, Nonnen, Ritter, Jäger, Krieger, Amtleute u. a., oder sie erscheinen gewandlos, oder in Grabtücher gehüllt, als Todte, als Gerippe, von allen Schauern der Verwesung umhaucht und umduftet. Die Zahl und Schaar der bösen Geister

überwiegt die der guten, denn das erscheinen nach dem Tode ist ja in den meisten Sagen eine strafende und rächende Fortdauer, die für lasterhaftes Leben und für Uebelthaten die Thäter peinigt. Die Mehrzahl der wilden Jäger gehört hierher, deren schon genügende Erwähnung geschah, minder aber jene Geister des Dämonenreichs, die ganze Gebirge beherrschen. Bisweilen sind es selbst Geister in Thiergestalt, welche schreckhaft umherspuken, wie die Rachelmore in Schweingestalt auf den Schweizeralpen, so Pferde, Esel, Hunde, Gänse, Hasen rc.

Häufig haben die Spukgeister koboldhafte Natur, aber sie erscheinen nicht klein, vielmehr oft grausig groß. Ein riesiger flammensprühender Geist spukte auf Burg Thorberg in der Schweiz, trug feuerflammenden Helm, feurigen Flammberg, und war am Ende der alte Thorr in eigener Person. Auf Burg Mannenberg in der Schweiz hüteten singende Geister Schätze; ein Freiherr von Brandis durchwandert voll gerüstet und die Streitart in der Knochenhand ein Alpenflüßchen, die Emme. Das Gauliweiblein, das Engstlenfräulein, das Geißmaidlein, alle drei auf den Haslibergen, gehören noch zur ebenfalls schon abgehandelten Sippschaft verwünschter Jungfrauen, wie das Wiesenweiblein bei Reichenhall und unzählbare andere. (E. Kohlrusch, Schweizerisches Sagenb.)

Jene überschiffenden Mönche bei Speier waren schlimmer Art; der Wagen, auf dem sie später fuhren, war von Flammen umwebert, sie waren der Hölle angehörende, ihr verfallene Geister. Manche Geister gaben ihre Gegenwart nicht dem Auge, sondern nur dem Ohre kund, dahin gehören jene unsichtbaren Saumroßführer im Amte Oberhasli, deren Peitschenknallen und der Maulthierglocken Geklingel man vernimmt, der Fuhrmann im Atteroder Thale

am Thüringerwalde, der auch nur gehört wird, die Wisperstimme im Wisperthale, das Gespenst der Wehklage, die Stimme im Schlosse Falkenberg im Limburger Lande u. a. Die Immergänger leiden unter allen gequälten ruhelosen Geistern mit am meisten, doch ist deren Zahl, wie sie in Volkssagen begegnen, wenn wir die wilden Jäger abrechnen, nicht groß, örtlich können sie ohnehin nicht sein. Der wichtigste dieser Wandergeister ist der ofterwähnte ewige Jude, von dem die Sage doch schon früher vorkommt, als wir Theil II. S. 80 angegeben haben, wo nur das Volksbuch gemeint ist. Ihre Entstehung scheint bis in das vierzehnte Jahrhundert hinauf zu reichen, doch ist sie jünger, wie die von der Herodias, Herodes Tochter, die auch ewig ruhelos umherkreist.

Nicht wandernd, wol aber rast- und ruhelos fahrend erscheint das grausige Gespensterschiff mit dem fliegenden Holländer. Er ist der Geist jenes oben erwähnten Schlosses Falkenberg, in dessen Trümmern die Stimme Mörder! Mörder! ruft. Die Sage von ihm (D. Sagenb. 130) ist sehr ausgebildet, aber auch mannichfach verändert, sie bietet einen jener poetischen Stoffe dar, wie sie der Novellistik und nicht minder der Bühnendichtung willkommen sind, und der von beiden auch ausgebeutet wurde.

Aehnlich ist die Sage von dem Riesenschiff Mannigfual, das in der Nordsee steuert, und von fabelhafter Größe ist. Auch das Dümeken niederländischer Sagen, das man sogar unter die Sterne versetzte (der Stern Auriga im Himmelswagen), wird als Immergänger genannt, und allerdings bleibt derselbe im Jahreslaufe nimmer auf einer Stelle. Nach einer Rochlitzer Sage laufen ein Paar Menschenbeine in einem Paar Stiefeln — und in der Lausitz zu Lauben begegnet ganz dieselbe Sage ebenfalls. Der

Fluch eines Schusters verwünschte das ihm durch einen Kriegsmann abgepreßte Stiefelpaar zu ewig ruhelosem wandern, und dasselbe trat, sobald dem Krieger beide Beine abgeschossen waren, seine stete Wanderschaft an. (D. Sagenb. 170. 634.)

In Löwen wanderten Todte und führten einen schaurigen Tanz auf, zu dem ein Spielmann aufgeigen mußte. Andere Todte daselbst schützten einen fleißigen Arbeiter, der oft für ihre Ruhe gebetet, gegen räuberischen Anfall, wie sie in Deutschland den Ritter Torringer geschützt, der auch beim Vorüberreiten am Kirchhof nie vergessen hatte, für sie ein Gebet zu sprechen, als ihm einmal feindliche Verfolger hart auf den Fersen waren.

In Brabant und in den Niederlanden giebt es Geister, deren Natur theils dämonisch-spukhaft, theils koboldhaft gedacht wird, mannichfaltiger Verwandlung fähig, und stets geneigt, die Menschen zu schrecken und zu belästigen; ein solcher war Kludde, der auch Kleure heißt; er spukte in Roßgestalt, als Mar. Die Benennung Mar kommt männlich und weiblich vor; der und die Mar sind Geister, ähnlich dem deutschen Alb, nur noch schrecklicher. Sie quälen die Menschen als Pferde, fallen auf sie, oder lassen sie auf sich reiten durch Luft und Stürme, durch Nacht und Dunkel, erfüllen sie mit Todesschreck und Todesangst, werfen sie auch ins Wasser oder in den Schlamm, und schlagen dann koboldhaftes Gelächter auf. Ein solcher Geist spukte bei Brüssel und hieß der Lodder; viel schlimme Aeffereien erzählt man sich von ihm. In Antwerpen ging einer dieses Gelichters um, welcher der lange Wapper hieß. Eine Menge Leute stürzte er schadenfroh ins Unglück und lachte darüber, daß es schallte. Eine Brücke heißt noch nach ihm. Als man begann, in den

Straßen Christus- und Marienbilder aufzustellen, verlor er sich; das heidnisch-dämonische Element gab dem christlichen Raum; Wapper machte sich an die See, und trieb seinen Spuk mit Matrosen und Schiffern.

In Ditmarschen wohnte ein Geist an einer Quelle, in der ein Schatz liegt, und die der Geldsott heißt, gleichsam als deren Wächter; dieser Geist zeigte sich auch als Schimmelreiter, aber nicht jagend, und bethörte die Schatzfündner, die nach dem Gelde im Quell begierig waren.

Ein anderer Geist, des Namens Osschaert, hatte im Waaslande sein Wesen mit Verwandlung in Thiergestalten und höhnender Neckerei der Menschen in solcher Gestaltung. Selbst die Rolle des Biereſels spielte er, der im Stadtflecken Ruhla im Thüringer Walde, und an manchen andern deutschen Orten spukt. (D. Sagenb. 148. 478.) Auch dort ist ebenfalls die Alb-Sage heimisch.

Der Alp, die Trud, das Alb sind weniger Geister, als Menschen, denen dämonische Macht verliehen ist, andere zu quälen; sie gehören halb und halb schon in das Gebiet der Hexen- und Zaubersagen. Häufig geht aus dem Leibe derer, die andere quälen, die Seele in Mäuslein- oder Eidechsengestalt, wie bei der Magd in Unterwirrbach bei Saalfeld. In der Ruhl erschien das Alb als Flaumfeder, kam und entkam durch das Schlüsselloch. Ein Mann daselbst verstopfte das Schlüsselloch, und als das Alb nicht mehr hinauskonnte, erschien es sichtbar als schönes Frauenbild, mit dem er eine Zeitlang lebte, bis es ihm einstmals, als er auf dessen Bitten das Schlüsselloch geöffnet, wieder verschwand. Als Flaumfeder erschien auch eine Alb-Nonne im Kloster Wächterswinkel in Franken. In Schwaben heißen solche Albe (sprich Alpe) Nachtmännle, Drückerle, Schrättele, letzteres vom Worte Schratt,

das ein schreckhaftes Gespenst überhaupt bedeutet, daher auch Schreckseie. Gegen sie sind die Messer gut, auf deren Klinge drei Kreuze stehen. Auch sie plagen Kinder, wie Wöchnerinnen, und fliegen als Flaumenfedern durch Schlüssellöcher.

So federleicht macht sich nicht die Mar der Niederlande, sie reitet selbst Pferde, und das Fluchwort: „Daß Dich der Teufel reite!" hat offenbar Bezug zum Glauben an sie. Daneben hat die Mar auch Kielkropfwesen an sich, sie bringt Wechselbälge, ja sie kann selbst blutsaugender Vampyr werden. (D. Sagenb. 150. 537. 734.)

Der Glaube an den Vampyrismus ist indeß im Allgemeinen mehr slavisch als deutsch; es begegnet wenig von Vampyren im westlichen und südlichen Deutschland, ungleich mehr ist er an den Ostseeküsten, in Lithauen und nach Polen zu, wie auch in Ungarn heimisch, und eng mit dem Glauben an Wärwölfe verschwistert. Der Unterschied und die Verwandtschaft beider sind diese: Der Wärwolf ist lebender Mensch, der zum blutdürstigen Wolf wird, der im Freien die Wachenden anfällt. Wer Wärwolf war, stirbt und begraben wird, wird im Tode Vampyr, fällt in den Häusern auf die Schlafenden, und saugt ihnen das Blut aus, bis sie selbst Leichen werden. Es wurden aber auch Menschen Vampyre, die nicht Wärwölfe waren, unter besonderen Umständen. So vergeistigt, wie Schiller in seinem Gedicht: die Braut von Korinth, die Vampyrsage aufgefaßt und behandelt hat, mag sie selten irgendwo örtlich begegnen, jene Braut erscheint wieder mehr albisch, tödtlichen Liebegenuß gewährend. (D. Sageb. 956. 244.)

Nicht alle Todte jedoch, deren Leichen sich gut erhalten fanden, waren Vampyre. In Groß-Berkantine fand ein Todtengräber einen solchen, der ihn zu Gaste bat und

auch vorher zum Todtengräber zu Gaste kam. Der Gegenbesuch dünkte den Todtengräber nur einige Stunden, als er aber heimkehrte, war er hundert Jahre abhanden gewesen. Des fliegenden Todtenheeres in der Stadt Ragnit geschah bereits Erwähnung; auf dem Schlosse Christburg, das früher eine Heidenfeste war und dann Deutschherrenordenssitz wurde, spukten zahllose Geister der in der Schlacht am Tannenberge gefallenen Kreuzherren, nebst einem Chorherrn des Ordens in gräulicher, koboldhafter Weise. Ebenso die Geister anderer Deutschordensherren in den sogenannten Irrgärten bei Riesenburg und anderswo, in denen sie beim Leben in Schimpf und Ernst manche tolle Kurzweil getrieben, und diese Irrgärten spöttlich Jerusalem genannt hatten. Zu Kreuzburg spukten Nonnen und Ritter, beide ohne Kopf, fuhren auf Wagen mit Schimmeln und Rappen bespannt, und hatten ihre Köpfe unter den Armen. Wenn sie von ihren Geistergelagen auf dem alten Rathhaus zurückkehrten, saßen die Köpfe der Nönnelein auf den Leibern der Ritter, und die behelmten Ritterköpfe auf den Leibern der Nönnelein, als welches gar schrecklich anzusehen war. Endlich fanden aber alle ihre Erlösung. Auf dem Künigsberge zwischen Pyrmont und Hameln schieben Geister nach goldenen Kegeln, gleich den Rittern des Hermannsberges im Thüringer Walde. Koboldhafte Gespensterwesen trieben ihren Spuk unter den fünf Eichen bei Selxen, in derselben Gegend; bei Berlin erschienen 1559 im Felde gespenstige Getraidemäher (eine ganz vereinzelt dastehende Sage), denen sich noch zwölf andere gesellten, von schrecklichem Aussehen. (D. Sagenb. 204. 236. 266. 252. 507. 293. 358.)

Zu Cüstrin zeigten sich 1555 zwei gespenstige Geharnischte, die wehklagende Rufe ausstießen, während man in

den Lüften eine Geisterschlacht gewahrte, worauf sie dann verschwanden. So auch wird Nachts auf dem sogenannten Todtenweg bei Rotleberode am Harz Geisterschlachtgetümmel vernommen und auch gesehen. Auf der Mansfeldischen Burg Arnstein hausen die Geister eines Grafen Hoyer von Mansfeld und seiner Frau, und wimmern und stöhnen, auch ein Mönch geht alle Jahr einmal auf dieser Burg mit Gepolter um.

Allbekannt ist die Sage von dem Spuk einer Nonne, der die Edelfrau zu Gehofen, ohnweit Memleben und Heldrungen, quälte; jene Spukgeschichte machte ihrer Zeit viel von sich reden; selbst Gellert führt sie in seiner Fabel: „Die beiden Wanderer" an:

— — ein solches Thier
Als zu Gehofen ehedessen
Die Frau im Edelhof besessen,
Das sind Gespenster, glaube mir.

Auf Burg Greifenstein über Blankenburg im Thüringer Walde geht ein Mönch um; es soll der Geist des Arztes Freidank sein, welcher den Kaiser Günther von Schwarzburg angeblich vergiftete, der auf Burg Greifenstein geboren ward. (D. Sagenb. 364. 408. 416. 419. 521.) Auch im Meiningenschen Dorfe Schwickertshausen spukte 1666 gräulich mit Gepoche, mit poltern und klopfen ein solcher Geist. (A. a. O. 719.)

Koboldartig rumorte, strafte und rächte der Mühlgötz in der obern Mühle zu Plauen, am Tage nur ein Schnitzbild, zur Nacht ein Geist. Zu Schleiz spukte ein Gespenst, welches Rungele hieß, und scherzhafte, wie grausenhafte Neckereien übte. Die Sage vom Klapperer, einem Gerippe, das einem Treulosen angehörte, und mit dem sich die einst verlassene Geliebte noch als Mütterlein, ihm

verzeihend, versöhnte, begegnet mehrfach, ist aber im Dorfe Thierbach bei Pausa im Vogtlande wirklich heimisch. In diesem sagenreichen Lande wüthete einst eine schlimme Pest, von der auch in Geisterspuksagen noch manche Erinnerungen lebendig sind. Der Pestgeist erschien als blauer Dunst in Gera, in Mora bei Ranis, in Böhmersdorf und Zeulenroda. In der Stadt Hof erschien er als ein „langer Mann." (D. Sagenb. 564. 568. 570. 574.)

Zu Gotha im Schlosse Friedenstein erschien ein Geist als Hüther eines Schatzes; in Waltershausen auf dem Markt liegt ein Stein, der Mönchsstein genannt; bis zu diesem wandelte ein Mönch aus der Kirche. Lange ward dessen graues Gewand dort gezeigt. In die Nägelstätter Weide zwischen Langensalza und Groß-Vargula ist der Geist eines Langensalzer Doctors gebannt, der, als man ihn begrub, mit grüner Brille zum Fenster heraussah, was auch der Geist eines Pfarrers in der Ruhl that. Ein solcher Geist ist auch in das Gehölz bei Weimar gebannt, welches das Webicht heißt. (A. a. O. 601. 603.)

Auf der Meißner Brücke spukt ein Mönch, der ob eines bösen Sprichworts, das er sich angewöhnt, durchs Geländer brach und in der Elbe ertrank. Auf der Dresdner Brücke und vornehmlich auf der Bastei geht ein Barfüßer-Mönch um, den Kopf unterm Arm, und in der Hand eine Laterne. Immer läßt er sich sehen, wenn der Tod eines Mitgliedes des Sächsischen Königshauses bevorsteht, wie er auch schon zur Kurfürstenzeit gethan. Er kam vom Mönchsbrunnen auf dem Wilsdruffer Walle, und schreckte häufig die Wachen.

Im Kloster Sedlitz in Böhmen rasselten Todtengebeine, die ein blinder Mönch kunstvoll zusammengelegt, und wurden Geisterprocessionen erblickt. Im Franziskanerkloster

Saar auf der mährischen Grenze spukten Cisterzienser-Mönche, die das Kloster früher besessen, so lange, bis die Franziskaner das Kloster verließen. Bei Eger geistet ein gewisser Junker Ludwig umher, ein unredlicher Grenzsteinsetzer, sehr feuriger Natur. (D. Sageb. 622. 630. 683. 684. 690.) Diese Geister heißen in Schwaben Untergänger.

Die Sage vom wandelnden Mönch, der auf dem Moritzthurm zu Coburg endete, ist weit bekannt. Er übte eine sehr untreue That aus Rache, und wandelt nun, und tutet bisweilen, aber lauter und schrecklicher als die zahlreichen Nachtwächter, die noch in so vielen deutschen Städten und Dörfern mit unsinnigem Getute die Schlafenden aufwecken, damit diese die Ueberzeugung gewinnen, daß die Nachtwächter wachen, was man aber eine „altehrwürdige Sitte" zu nennen beliebt und beibehält. (A. a. O. 710.) Todten- und Geistermetten kommen sehr häufig in örtlichen Sagen vor. Im Ochsenkopf im Fichtelgebirge, in der Todenkirche zu Schleusingen, in Karlstadt am Main, bei Reichenhall, am Untersberge u. s. w. leben diese Sagen. (D. Sagenb. 698. 726. 801. 988.)

Ein seltsamer Spuk war der Geist Blaserle zu Eisingen in Schwaben, wo überhaupt im Betreff alles möglichen dämonischen und gespensterhaften Wesens eine Fülle örtlicher Sagen umgehen. Das Blaserle war sehr tückischer Natur, doch hob es sich am Ende selbst von dannen. In demselben Pfarrhause, in welchem Blaserle spukte, gab es aber auch noch andere Geister, die da ihr Wesen trieben.

Der Pelzmärte, der in Schwaben als Butzemann umgeht, soll nur der im deutschen Norden Knecht Ruprecht genannte Adventspuk sein, der in Tübingen, auch in Franken Sant und Schante Klas, im Werrathale Herrsche-Klas heißt, wo die Kinder das Gebetchen haben:

„Lieber Gott, frommer Gott,
Jag' die Herrscheklasen fort!"

Am h. Niklasabende, den 6. December, gehen Verkleidete umher, welche diese Namen führen, schrecken, strafen und begaben die Kinder. Eigen ist es, daß wie der vogtländische Pumphut mit demselben Namen auch in der Lausitz begegnet, und zugleich mit dem Namen Martin nach dem schwäbischen Pelzmärte hinzeigt, in derselben Lausitz auch ein Pelzmann und noch dazu in sehr ausgebildeter Sage auftritt, der wieder aus dem Voigtlande gebürtig, und der Geist eines geheimniß- und zauberkundigen Herrn Karl Heinrich von Grünau gewesen sein soll, desselben Mannes, von dem das Pagenbette auf der Bergfeste Königstein seinen Namen trägt. Aus später Zeit, er starb 1744, 108 Jahre alt, zu Schmölln bei Bischoffswerde, dennoch schon in mythische Kreise gerückt, führt auch von diesem Pelzmann die örtliche Sage an, daß er „um die Weihnachtszeit" umherwandele, an Thüren und Fenster klopfe, und die Leute schrecke. (D. Sagenb. 827. 927.) Gern bestraft mit ruhelosem wandern die Sage die Geister von Zauberern und Teufelsbündnern, durch deren Betrachtung wir dem Teufel immer näher rücken. Eine Sippe derselben, die Sonnenschießer und Fahrsamenerzieler, fand schon beim betrachten der wilden Jäger Erwähnung. Die Zahl der übrigen, die als mächtige und berühmte Zauberer galten und gelten, auch noch in örtlichen Sagen leben, ist nicht sehr groß, der kleinen unbedeutenden können wir nur wenig gedenken.

Für Deutschland bleibt Doctor Faust unter allen der bedeutendste Zauberer, wenn er auch nicht der älteste ist. Magus war ja schon Albertus magnus, ohne daß die Sage ihm Teufelsbündniß beilegt. Seine große Kenntniß

der Natur beurkunden seine hinterlassenen Schriften. Mitten im Winter gab er in einem von ihm durch Zauber hervorgerufenen, warmen und blühenden Garten ein Bankett. Faust that zu seiner Zeit dasselbe; in einer Novelle bei Boccaccio kommt ebenfalls ein solcher Zaubergarten durch einen Magus bei Udine vor. Albertus verrichtete auch sonst manches andere Wunder, und sein Name ist zu Köln zu Regensburg und zu Lauingen, letzteres sein Geburtsort noch im guten Gedächtniß. Völlig mythisch, in der deutschen Volkssage nicht heimisch, aber doch werth, nicht übergangen zu werden, ist Klinsor, Albertus Zeitgenosse dessen Name sich aber dennoch in Deutschland einbürgerte denn in Urkunden ist er als bürgerlicher Name aufgeführt Klinsor's Prophezeiung auf Wartburg von der Geburt der Prinzessin Elisabeth von Ungarn, daß dieses Kind einst die Herrin des Thüringerlandes werden würde, stellt ihn uns hoch. Seine Meisterschaft und Erfahrung im Bergbau und in sonstigen geheimen Künsten, seine Nachtfahrt mit Ofterdingen aus Siebenbürgen gen Eisenach in den Hellgrafenhof (selbst dieser Ausdruck dünkt uns mythisch hellgrave könnte Teufelspfleger übertragen werden), worauf er dann seinen Geist Nasias mit Wolfram von Eschenbach in Sangesweise streiten ließ, da er diesen größten und bedeutendsten aller deutschen Minnesinger nicht zu überwinden vermochte, machen ihn wichtig. (D. Sagen I. 115. 462. 463.) Auch Raimund Lullus soll zauberkundig gewesen sein, mindestens konnte er Gold machen Johann von Heidenberg aus Trittenheim, kurzweg Johann von Tritheim genannt, galt ebenfalls für einen Zauberer er starb indeß 1516 als Abt von St. Jacob zu Würzburg ein frommer Prälat, lebt in der Volkssage kaum und gar nicht als Teufelsbündner. Sein Zeitgenosse nun war

Doctor Faust, dessen Geschichte bekannt genug ist, ja selbst die örtlichen Sagen über ihn sind es. In Leipzig zeugt noch zur Stunde Auerbachs Keller, in Erfurt das enge Doctor Fausts Gäßchen von ihm. Er selbst wohnte zu Erfurt in der Michels-Gasse nahe dem großen Collegium, darin er Collegia las und homerische Helden vor der Studenten Augen zauberte. Auch zu Prag las Faust Collegia, und übte Zauberstücklein. Auf Schloß Anhalt übte er schöne Künste, die im Volksbuche aufgeführt sind, bis nach den Niederlanden und an die Nordseeküsten drang die Sage von ihm in eigenthümlicher Weise, die das Volksbuch nicht kennt. Er fuhr auf einem gläsernen Schiffe, das ein Niß lenken mußte, und erfand die Seekarten. Während Sage, Puppenspiel, und Volksbuch den dienenden Geist Fausts Mephistophiles und Mephostopheles nennen, legt die niederländische Sage diesem letzteren den Namen Jost bei (Just nannte Faust nach dem Volksbuche den mit Helena erzeugten Sohn, also doch ein leiser sagenverwandtschaftlicher Anklang) und giebt ihm das Schloß Waerdenberg zum Wohnsitz, wo er seinen Teufel über alle Maßen plagte. Dies Waerdenberg scheint doch wieder unbewußt nach Würtemberg, wo die Sage Faust geboren werden läßt, und nach Wittenberg, wo er am meisten lebte und lehrte, zu deuten. In Waerdenberg wird das Thurmfenster noch gezeigt, durch das der Teufel, als endlich der Pakt aus war, Faust zerrte. Aber auch zu Maulbronn in Schwaben wird ein solches Fenster mit unvertilgbarem Blutfleck gezeigt. Sehr verschieden wird Fausts Geburtsort angegeben. Sondwedel in der Grafschaft Anhalt nennt das jüngere Volksbuch, Roda bei Weimar das ältere; Knittlingen in Schwaben nennt ihn auch seinen Sohn. (D. Sagenb. 611. 591. 181. 412. 141. 900.) Fausts Zauberschüler Christoph Wagner mit seinem

Geist Auerhahn in Affengestalt lebt nicht in örtlichen Sagen, und auch dessen Schüler, Johann de Luna, begegnet uns nur im Volksbuche von ersterem.

Wichtiger erscheint uns der Zauberer Heinrich Cornelius Agrippa, der zu Löwen wohnte, merkwürdige Bücher schrieb, und wie Faust seinen schwarzen Prästigiar, ebenfalls einen Hund stets bei sich führte, den er Paradrius rief, nach andern Monsieur, ihn aber verfluchte, und ihn die Ursache seiner Verdammniß nannte, als es mit ihm, Agrippa, zum sterben kam. Als der Zauberer todt war, verschwand der Hund. Einen eben solchen Hund verehrte Agrippa einem ritterlichen Gönner, dem Jan von Nivelle, dessen Namen aber niemand je erfahren hat. (A. a. O. 142.) Hans Heiling hatte auch einen Bund mit dem Bösen und plagte ihn, bis seine verhängnißvolle Stunde schlug. (A. a. O. 691.) Von der Zauberkunst des Theophrastus Paracelsus giebt es in Wien wie in Salzburg, wo er begraben liegt, noch viele örtliche Sagen. Er endete, wie der Zauberer Virgilius, durch einen fehlschlagenden Verjüngungsproceß. Wie leicht und gern solche Sagen sich verjüngen und erneuen, wird ersichtlich aus denen, die vom Herzog Johann Adolph zu Holstein Sonderburg-Plön umgehen, der ein großer Kriegsheld, aber auch ein ebenso großer Zauberer gewesen sein soll. Er verstand die Passauer Kunst, und aller sonstige Kriegszauber, wie solcher im dreißigjährigen Kriege üblich gewesen, war ihm nicht fremd. Im Dorfe Ruhleben beschloß dieser Held sein etwas ruhreloses Leben, und nach der Sage nicht allzusanft, man zeigt noch ein Fenster, aus welchem — u. s. w. (D. Sageb. 197.) Im dreißigjährigen Kriege, und auch im baierschen und österreichischen Erbfolgekriege gab es eine Menge Generale, von denen die

Sage ging, sie seien stich-, hieb- und kugelfest, seien Teufelsbündner und übten schwarze Kunst. Wallenstein und Tilly, Ernst von Mansfeld, Graf Gottfried Heinrich Pappenheim u. a. galten mindestens für kugelfest, und selbst der heldenhafte Führer ihrer Gegenpartei, König Gustav Adolf, konnte nach der Sage nur durch silberne Kugeln fallen, bleierne oder eiserne hätten ihm nichts angehabt. Silberne oder gläserne Kugeln galten überhaupt für magisch, und kommen in vielen Sagen vor, wo es gilt, sicher und unfehlbar zu treffen. Johann Banèr, Dörfflinger, Torstensohn, die Wrangel und mehrere dieser Kampfhelden umgab der Volksglaube mit dem Nimbus magischer Hülfe. Vom General von Auerochs aus Oepfershausen im Meiningenschen ist auch die Sage im Umlauf, daß er ein Teufelshöriger gewesen sei.

Von anderen Teufelsbündnern wären noch anzuführen jener Bürger von Birdung (Verdün), den seine Söhne Höllenpein leiden sahen, des Dänenkönigs Christoph I. wilde Tochter, die schwarze Greth, die mit Teufelshülfe in einer Nacht das Danewerk erbaute, darauf und daran sie noch immer herumspukt; jener Pastor Fabricius zu Meldorpe im Amte Tandern, der in des Teufels schwarzer Schule gelernt, und dessen College, Pastor Ziegler, die beide den Teufel überlisteten. Der Rattenfänger von Hameln, sofern er nicht der Teufel in eigener Person war, gehört ebenfalls zu dieser Gesellschaft; noch entschiedener jener Graf im Feuer, der im Feuerberge bei Halberstadt brennt und bratet, daß seine Finger und Hände glühen und knistern und Funken von sich spritzen. (D. Sagenb. 86. 185. 189. 316.) Dieser Feuerberg führt uns dahin, der Stellen zu gedenken, welche überhaupt alte deutsche Mär und Sage als irdische Qualorte verdammter Geister und Seelen nannten und bezeichneten. Auch

deren sind nicht viele, man war sparsam mit dergleichen, die Lehre vom Fegefeuer und der Hölle fand nicht den gleichen Beifall, den jene Lehre von des Heilandes und Erlösers Barmherzigkeit und Vergebung der Sünden fand. Wir meinen hier nur vorzugsweise Feuerstätten, nicht Bergesklüfte, wie im Zopten in Schlesien, im Floßberg bei Bad Liebenstein u. a., in denen Büßende sitzen und Pein leiden. Die Niederländer nahmen das rheinische Siebengebirge als Fegefeuersitz an. Vom Hellthal unter der Wartburg sprachen wir schon, das die alten thüringischen Chronikenschreiber geradezu als solchen Ort bezeichnen. Der nachbarliche Hörseelenberg wurde entschieden als Fegefeuersitz gedacht, wie vielfache Zeugnisse darthun. (Vergleiche S. 66.) Der Gemahl der englischen Königin Reinsweig litt alldort, Landgraf Ludwigs des eisernen Seele ward von einem Zauberpfaffen dort ebenso gefunden, wie später die Landgraf Friedrichs des freudigen am obern Ende des Hellthales, davon die Chroniken schreiben: Vnd als er (Landgraf Friedrich der freudige) nun gestorben waz, da hette sein son gerne erfaren, wie es vmb seine sele gewest were vnd liesse das versuchen einen meister der schwarzen kunst, der offenbarte, daz seine sele ynn fegefeuer liette ynn dem grunde hinter Wartburg vnter dem hintersten thurme.

Ob man nicht bei andern Burgen, in deren nächster Nähe sich Schluchten finden, welche die Hölle hießen, ähnliches glaubte? Man war gewohnt auf Hofburgen alles zusammen zu haben, das Schloß, die Kirche, die Gruft, das Brauhaus, warum nicht auch im Grunde den Bußort, aus dem allmählich der Burgpfaffe die armen Seelen doch herauszubeten vermochte? (D. Sagenb. 103. 457. 458.)

Jenen Schneeberger Teufelsbannern, jenen Jenaischen

Christnachttragöden, jenem albernen Zauberjungen in Leipzig — allen bekam ihr Thun mehr oder minder merklich übel. Jener Abt von Kalbsangst, der mit dem Bösen Bündniß hatte, nahm gar ein schauriges Ende, und noch schauriger war sein Leichenbegängniß. Große gespenstige Vögel holten seinen Leib vom Paradebette weg und trugen ihn durch die Lüfte in einen tiefen See. (D. Sagenb. 610. 619. 968.)

Zu dieser Teufelsbundesgenossenschaft gehört nun noch das ganze Hexenwesen, mit den zahllosen über dasselbe verbreiteten Sagen, die aller Orten und Enden zu finden sind, und immer noch neuen Stoff erhalten könnten durch die fast in allen Amts-Archiven ruhenden Hexenproceßacten. Freilich gleichet sich deren Mehrzahl auf ein Haar, weil die blinde Themis jener Zeit, in der diese Processe geführt wurden, dieselben nach einer Schablone zuschnitt und behandelte, allein beim genauen forschen nach dergleichen stößt man dennoch nicht selten auf sehr eigenthümliche Züge und überraschende Begebenheiten, die den gewöhnlichen Kreis, in dem die Hexenacten sich bewegen: Mißtaufe, Teufelsbuhlschaft, Besuch der Teufelstänze, Beschädigung an Menschen und Vieh, leugnen alles dessen, Tortur, erzwungenes Bekenntniß, Urtheil und Henkertod überschreiten. Man stößt, wenn man Geduld hat, sich durch das alltägliche und zum Ekel wiederholte nicht abschrecken zu lassen, auf ganz neue, überraschende, vorher gar nicht gekannte Seiten des Hexenglaubens und Volksaberglaubens. Bei allen solchen hexenhaften Vorkommnissen ist der Teufel im Spiel, und wir haben, wollen wir ihm nun ernstlich näher treten, zunächst uns darüber klar zu werden; wer und was ist der Teufel?

Der Teufel ist der böse Dämon aller bösen Dämo-

nen, es ist der strenge und schroffe Gegensatz Gottes, der Verderber vom Anbeginn. Im ganzen Umfange seiner Macht, wie die christliche Dogmatik ihn ausbildete und darstellt, kannte ihn das Heidenthum nicht, mindestens nicht das germanische. Im mythischen Sinne kann der Teufel nur persönlich gedacht werden; als ein abstracter Begriff, sogenanntes böses Princip, Erbübel in der Menschenseele und dergl. dient er der Sage niemals. Sage und Märchen lieben und loben sich ihren Teufel mit Klauen, Schweif und Hörnern, mächtig, gigantisch, übergewaltig, windschnell, Berge und Burgen bauend und brechend, wie es ihm beliebt, dann wieder listig, tückisch, fein, verführend, betrügend — und dabei nicht selten selbst betrogen, überlistet, geärgert, festgebannt. Der Teufel ist allenthalben zu Hause, in vieles mischt er sich, auf alles legt er seinen Schwanz.

Das Christenthum überkam den Teufel vom Judenthum. Dieses letztere hatte im babylonischen Exil die morgenländische dualistische Idee von Ormuzd und Ahriman nach der alten Heimath gebracht; ihr Beelzebub und Lucifer einten sich ihnen zum Ahriman, dessen Reich nach einem förmlichen Systeme ausgebildet wurde. Mit diesem Systeme nahte das Christenthum dem Heidenthume, und begann damit, es zunächst dem Teufel und dann den alten Göttern entsagen zu lassen. So wurzelte der Begriff des Teufels tief und fest und bildete die der gütigen Gottheit und dem Welterlöser stets feindliche, sich auflehnende, widersachende Macht. Sein griechischer Name diabolos wurde aus dem neuen Testamente mit geringen Abwandlungen in allen Sprachen Europa's beibehalten. Ob das altdeutsche tiuval (der gefallene, gestürzte Gott Tiu oder Zio, Tiodute?) die bessere Wurzel für unser heutiges Wort Teufel

sei, mögen die Sprachforscher feststellen. Uns scheint die Ableitung einigermaßen gesucht. Der im allgemeinen mit Menschenleib gebildeten Gestalt des Teufels wurde thierische zugesellt, vom Pferde erhielt er den Huf, wo er nicht mit Bocksfuß erscheint, von der Kuh oder vom Löwen den Schweif, vom Ochsen, oder noch mehr vom Bock die Hörner, vom Wolf und Hund die Ohren, die zähneblreckende Schnauze und die lang herausgeschlagene Zunge; vom Drachen, Greif oder Geier die scharfen Klauen. In völliger Bocksgestalt erschien der Teufel an den Hexensabbathen und ließ sich von seinen Hörigen den Hintern küssen; als Wolf raubte er Seelen, wie im Aachener Dome bildlich dargestellt ist; als Hund bewachte er Schätze, oder begleitete die Zauberer, denen er in solcher Gestalt diente (daher die Beinamen Höllenwolf, Höllenhund); als Pferd ließ er sich reiten; als Drache schleppte er, meist feurig, Schätze und Gaben herbei, oder hütete in Drachen- und Schlangengestalt manchen vergrabenen Hort, daher im mittelhochdeutschen hellewurm, helledrake — was wieder auf die ausstrahlende Helle des Goldes, von dem der Lintwurm den Namen trägt, mehr als auf Hölle zu deuten sein dürfte. Als Fliege, Spinne, Wespe oder Hornisse diente er, in Gläser oder Schachteln gesperrt, in der Eigenschaft eines Spiritus familiaris.

Außerdem wurden dem Teufel noch eine Menge Namen, hauptsächlich von den Hexen, beigelegt: Junker Voland, Junker Hans, Kurz, Kuni, Grünrock, Steppchen, und viele andere; den Junkernamen führte er, weil er den Hexen in der Regel als Cavalier mit Federhut, mit Degen und im schmucken Jagdgewande oder im Gallakleide erschien, und so seine Lust mit ihnen hatte, von der sie insgemein wunderwenig empfanden. Mit Blut ließ er die

Namen seiner Genossen in Bücher oder unter Pakte schreiben, mit List suchte er solche Pakte zu verkürzen. Es ließe sich eine sehr weitläuftige Geschichte des Teufels schreiben, auch erschien eine solche bereits 1733 zu Frankfurt a. M. aus dem englischen übertragen, in welcher der Verfasser sich die lächerliche und undankbare Mühe nahm, den Dichter Milton bezüglich seines „verlorenen Paradieses" zurechtzuweisen und ihm „ungereimte Gedanken" vorzuwerfen. Ein alter Beweis des neuen Satzes:

Keine Furcht der Esel hat
Wann er zu dem Leirer gaht ꝛc.

Milton lebt und der kritisirende Teufelshistoriker ist vergessen. Höchst belustigend aber ist, daß dieser vorlessingische Kritiker sich selbst mit der Aeußerung trifft (S. 458.): „Was vermögen nicht diese wilde Geister, die Critici, zu thun, deren barbarisches Naturell sie beweget, die vortrefflichsten caracteres mit Füßen zu tretten, und die deutlichste Redens-Arten zu tadeln?" — Es ist ein humorister Zug in den Umstand gelegt, daß ungemein häufig das in der Kritik so oft „mit wenig Witz und viel Behagen" zu Tage tretende Vernichtungsprincip sich selbst in das Gesicht schlägt, nur daß die zahllosen „Wagner" nicht so ehrlich sind, selbst zu bekennen:

„Mir wird, bei meinem kritischen Bestreben,
Doch oft um Kopf und Busen bang."

Das humoristische Element tritt nun in keinem Kreise der Poesie, der Sage und des Märchens so entschieden zu Tage, wie gerade beim Teufel, und nie berühren sich stärker die Gegensätze. Der grausame, übergewaltige, schaden- und verderbenfrohe Dämon, das grauenhafteste Wesen, das die menschliche Phantasie nur immer ersinnen konnte, wird spaßhaft, belustigend, wird von Menschen,

und zwar meist von nicht studirten, geprellt, gefoppt, verhöhnt, wie ein Pantalon der Pantomime, es geht ihm über alle Maaßen schlecht, er sinkt durch alle Räume vom überklugen, sich Gott entgegenbäumenden Fürsten der Hölle bis zum armen, und was noch schlimmer ist, bis zum dummen Teufel herab, und schlimmeres kann doch selbst einem Teufel nicht begegnen, denn „wenn das Salz dumm wird, womit soll man salzen?" —

Wir wollen die bedeutendsten deutschen Teufelssagen andeuten. In der Schweiz tritt der Teufel einigemale um Seelen von Königen streitend auf. Sogar das häufig begegnende Bild, das den Erzengel Michael mit einer Wage darstellt, an deren eine Schaale sich unten ein Teufelchen festklammert, um sie schwerer zu machen, findet dort seine sagenhafte Begründung. König Rudolfs von Strättlingen gute Werke, auf die er nur zu stolz war, welche der Erzengel wägend prüfte, sollten, nach des Teufels Willen, von den bösen überwogen werden, und der Teufel stritt daher heftig mit dem Erzengel, wurde aber besiegt. Ebenso erstritten Engel und Heilige auf einem Schiffe von den Teufeln, die sie von dannen führten, die Seele König Dagoberts. Einen Ritter, Wernhardt von Strättlingen, führte der Teufel nach seiner Heimath zurück, wie Heinrich den Löwen, als des Ritters Hausfrau, die ihren Gatten todt glaubte, sich wieder zu vermählen im Begriff war, fast wie in der sehr ähnlichen Sage vom Falkensteiner, oder wie der Apostel St. Thomas dem edlen Möringer that. (D. Sagenb. 5. 312. 906. 959.) Viele Teufels- und Hexensagen leben im Schweizerlande; Gebirge und Hochalpengebirge zumal bilden durch Schluchten, Thalrinnen, brausende Wasserstürze, dampfende Nebel, Sturmgeheul in Wäldern, unheimliche Seen und dergl. von selbst

das Reich des grauenhaften und übernatürlichen. Daher auch die vielen Teufelsbrücken, von denen zumal jene berühmte über die Reuß in des St. Gotthardt Nähe von mehr als einer Teufelssage umflüstert wird.

Im Bühel unterm Kreuzliberg im Aargau hatte der Teufel einen Keller, und auf der Würfelwiese in demselben Canton ist er es, der die zahllosen dort ausquellenden steinernen Würfel hervorbringt, da die Würfellust ihm schon gar manche Seele zuführte. (D. Sagenb. II. 24. 25.)

Jenen Steinweg auf Burg Falkenstein im Taunus läßt die Sage zwar von Erdmännchen oder Berggeistern bauen, aber es geschieht doch nicht ohne teuflische Mitwirkung, welche die Sage häufig mit den Unterirdischen vergesellschaftete, und der Felspfad heißt bis heute noch der Teufelsweg, wie denn überhaupt die Sage es liebt, bei allen großartigen Bauwerken den Teufel als Architekten anzustellen. So baute er die stattliche Burg Rheingrafenstein in Hoffnung auf des jungen Burgherrn Seele, und daß dieser zuerst aus dem Fenster der neugebauten Burg schauen solle. Des Rheingrafen listenreiche Frau aber band einem Esel des Pfaffen Käppchen auf, und ließ diesen zuerst zum Fenster hinaus schauen, so daß der Teufel nur eine Eselsseele gewann. Am Lurleifels rüttelte und schüttelte einst der Teufel, und wollte dort den Rhein sperren und plagte sich, daß er schwitzte und dampfte; da fang mit einemmale die Lurlei, und der Teufel konnte fast nicht mehr loskommen. Hinterdrein zeigte sich sein ganzer schwarzer Abriß in dem Felsen, wie eingebrannt. Beim Dombau zu Köln betheiligte er sich durch die bekannte Wette mit dessen Baumeister, die der Teufel gewann. Noch zeugt die Teufelskelle von jener Wette. Bei Donnen-

und Kirchenbauten des Mittelalters überhaupt ist die Teufelssage am allergeschäftigsten gewesen, es wird kaum ein bedeutendes Bauwerk dieser Art vorhanden sein, in dessen Wölbungen sie nicht hallt. Des Aachner Domes wurde schon gedacht, die Seele, die der Teufel dort fing, ist noch in Tannenzapfengestalt allda zu schauen. Ein Teufel ist auch zu Aachen in den Ponellenthurm gebannt, aus dem er nimmer loskommt, daher schon die Alten das Sprichwort hatten: es wird geschehen, wenn der Teufel von Aachen kommt, d. h. am Nimmermehrstag. So legte sich der Teufel auch in einen Thurm zu Lüneburg. Als der Teufel aus Rache für den ihm beim Dombau zu Aachen gespielten Streich eine Sanddüne gen Aachen schleppte, die Stadt damit zu überschütten, überlistete ihn ein altes Weib, so daß er die Düne außerhalb der Stadt hinwarf, das ist der Loosberg dicht über der Stadt. Aehnliches begegnete ihm mit dem Natternberg an der Donau. (D. Sagenb. 70. 79. 120. 121. 122. 304. 858.)

Eifrig suchte der Teufel sein Reich zu erweitern, dies konnte er nicht allein, er mußte Schulen begründen, wo Teufelskünste gelehrt und Leute verlockt wurden, seine Bündner zu werden. Solcher Schulen gab es mehrere von großer Berühmtheit, eine zu Salamanca, von welcher Theodor Körner eine Teufelsschnurre dichtete, eine zu Krakau, wo Dr. Faust studirte, eine zu Toledo, eine zu Budecz in Böhmen, auf welcher schon die Zauberin Libussa studirt haben soll. Diese Schule bestand demnach lange vorher, ehe die zu Prag aufkam. Jetzt ist der Ort ein Steinhaufen. Ebenso war auch eine Teufelsschule in Nordfriesland oder im Ditmarschenlande. Aber nicht die bloße Schulgelehrsamkeit in seinem Sinne und für sein Reich begünstigte der Teufel; er war auch ein Tausend-

künstler und lehrte seine Jünger staunenswerthe Arbeiten, besonders im Bereiche der Schlosserei und Schmiedekunst, als Feuerarbeiter und ächter Rußiger. Freilich verfielen ihm dann auch die Künstler, die durch seine Hülfe Ruhm und reichen Lohn erlangt hatten. Dahin deuten auch die Sagen vom Teufelsgitter in der Marienkirche zu Wismar, das Schloß am Stock im Eisen zu Wien und manche andere, ja man war halb und halb nahe daran, im Nachmittelalter auch die kunstvollen durchbrochenen steinernen Sacramenthäuschen, wie das in der Lorenzerkirche zu Nürnberg, weil kein Mensch dergleichen wieder zu fertigen verstand, der Kunst des Teufels zuzuschreiben. Wie bei Moden, welche überhand nahmen, ebenfalls dem Teufel die Schuld aufgebürdet wurde, dem man alles Uebel in die Schuhe schob, obschon er keine trug, zeigte sich in der Sage von den Schnabelschuhen, in die der Teufel aus dem Leibe eines Besessenen fuhr. Später schrieb man Bücher über den Pluderhosenteufel und dergleichen und brachte auch sonstige Modethorheiten, die keiner Zeit fehlen, mit ihm in Verbindung. (D. Sagenb. 189. 215. 247.)

Daß der Teufel als Pferd sich reiten ließ, ward schon erwähnt; er liebte es, als Mar aufzutreten, er ritt aber auch seine eigenen Buhlen, die er in Pferdegestalt umzauberte, wie jene Wirthin zu Belgern, die er mit Hufeisen von einem Schmiede beschlagen ließ, ebenso eine Bierschänkin zu Rastenburg; just kein Zeichen absonderlicher Gunst.

Einen Wirth, der einen frommen Landsknecht betrügen wollte, dem der Teufel vor Gericht als Fürsprech diente, holte er bei lebendigem Leibe, wie im Abenteuer des Stricker jenen Richter, den ein Weib zu ihm verwünschte, s. Th. II. S. 45. (D. Sagenb. 371. 372.)

Der Teufelsmauern, der Teufelsmühlen, der Teufels-

mahlgänge, der Felsen, die er niederwarf, der Burgen, die er baute und aus Ingrimm ganz oder doch theilweise wieder zerstörte, wurde häufig gedacht. Mauerspalten und Thüren, durch die der Teufel gefahren war, konnten insgemein nicht wieder zugebracht werden. Teufelsbädet, Teufelslöcher, Teufelskanzeln, Teufelsstraßen, Teufelsthürme, Teufelskeller, Teufelsgraben, Teufelswehre giebt es da und dort. (Vergl. D. Sagenb. 402. 441. 447. 492. 518. 559. 585. 652. 668. 722. 769. 868. 938.)

In Eisenach war der Teufel zu Zeiten sehr thätig; Sophiens von Brabant voll Zorn in die Luft geschleuderten, ihm zugeeigneten Handschuh fing er auf und ließ ihn nicht wieder zur Erde fallen; schon früher hatte er dort den Pfaffen, der Ludwigs des eisernen Landgrafen Seele schauen wollte und sollte, auf seinen Schultern an den Ort der Qual getragen. (D. Sagenb. 467. 458.) Luther in seiner Zelle auf der Wartburg wurde von ihm in frommer Arbeit gestört, und zwar in Gestalt einer Hummel, die nicht eher mit brummen und herumsumsen aufhörte, bis das Tintenfaß nach ihr flog, und Luther furchtlos rief: „Bist du's, so sei es!" ein Wort von wirklich kernhaft gültigem Gehalt. „Bist du's, so sei es!" was du schlimmes und schlechtes bist, sei es dir zum eigenen Aergerniß, denn jenen, denen du Feind bist, kannst du doch nichts anhaben.

Aergern mußte der Teufel nach der Sage sich mehr, und meist über sich selbst, als irgend ein Wesen überirdischer und irdischer Natur. Als Paulina, die fromme Tochter des Grafen Moricho, im Thüringer Walde ihr Münster baute, wurde dem Teufel, wie in Aachen die Seele eines Wolfs, auf Burg Rheingrafenstein die eines Esels — die Seele eines Schweins zu Theil; als er eine Säule aus

dem Vatican aber aus der Kirche Santa Maria trans Tiberim auf Schloß Wischerad über Prag schleppte, empfing er von St. Petrus derartige Geißelstreiche, daß er die Säule dreimal in den venetianischen Meerbusen fallen ließ und dadurch zu spät kam. Das leidige „zu spät," das in der Politik so manches Unheil schuf und auch noch künftig hervorrufen wird, mußte mehr als ein armer Teufel schmerzlich büßen. In Nürnberg auf der Kaiserburg ging es dem Teufel um kein Haar besser, auch da betrog ihn ein listiger Pfaffe und er kam zu spät mit seiner Säule an, die er dann im Zorne zerbrach. —

Ein Ritter auf dem alten Bergschlosse Liebenstein überm Badeorte Liebenstein beschäftigte den Teufel so sehr und so anhaltend mit Getreidemähen, daß man immer noch in der Feldflur die Teufelsmahten zeigt und sieht, und daß es der Teufel so übersatt bekam, daß er Ritter Ritter sein ließ, und nach der Teufelskutte dicht am Salzunger See jählings abfuhr. (D. Sagenb. 518. 677. 846. 742.)

Zu Münnerstadt schnitt nach der örtlichen Sage ein Schneiderlein dem Teufel den Schwanz ab, und seitdem er also gestutzt worden, geht der Teufel als Stutzer, mit einem 1848er Schönbart umher. Das Abbild dieser wunderkräftigen Scheere ist noch an der Kirche in Münnerstadt zu erblicken. Andere kennzeichnende Körpertheile verlor der Teufel an andern Orten, Haare mußte er am Lurleifelsen lassen, an anderen Felsen oder an Altären stieß er sich die Hörner ab, die Klauen büßte er ebenfalls ein, eine davon bewahrte man in Trier auf, und selbst die große Nase wurde ihm zu Hall am Kocher gebrüht.

So gesellte die Sage unbefangen dem schaurigsten Ernst den heitersten Spott, so warf sie Licht auf den nachtdunklen Schatten, und zu diesem heitern Lichte gesellte sie das

auch noch den vollen Strahl der Erlösung, durch jene Schaar, die den Martyrertod nicht scheute, die das Heidenthum bekriegte, und dem Teufel ewigen furchtlosen Kampf bot.

IV.

Oertliche Sagen vom Kampfe des Christenthums gegen das germanische Heidenthum.

Leuchtend hatte der Stern über Bethlehem gestanden, leuchtend und Bahn zeigend zog er im Geiste allen denen voran, Männern und Frauen, die mit heiligem Eifer, mit kühner Todesverachtung, mit lebendiger Treue dem Geschäfte der Heidenbekehrung sich weihten. Die meisten aus dieser Schaar errangen, wonach sie strebten, die Martyrer-Glorie, und mit ihr den ewigen Nachruhm; die Kirche sprach sie heilig, aber selbst die Sage schrieb ihre Namen in den Tempel der Unsterblichkeit, ja sie übernahm bei mehr als einem dieser gefeierten Namen selbst das Amt der Heiligsprechung, sie bedurfte für ihre Canonisationen keines Papstes, ja nicht einmal eines Advocatus diaboli. Die Sage weiht auf immerdar den Boden der Berge, auf denen die Füße der Boten gewandelt, die da den Frieden verkündigt; sie schwebt wie zarter Weihrauchduft um der Martyrer Gräber, sie tönt den für Christi Lehre gestorbenen Unsterblichen ewige Hymnen. Zwischen jenen Auserwählten wandeln auch andere durch Frömmigkeit und ihre Liebeswerke an der leidenden Menschheit ausgezeichnete Männer und Frauen, deren Andenken die Sage mit Dankbarkeit und Treue lebendig erhält.

Es wurde bereits Th. I. S. 244 u. f. bei Erwähnung der Legende die Reihe jener Heiligen namhaft gemacht, welche für die deutsche Sagenwelt eine hervorragende Be-

deutung im Allgemeinen gewannen, hier muß ihrer und der ihnen Nachſtrebenden nun im beſonderen gedacht werden, wir müſſen mit ihnen ausziehen auf ihren Bekehrungszügen, müſſen ſie ihre Wunder üben, Kirchen und Klöſter begründen ſehen, und ſchauen, wie ein großer Theil von ihnen mit ihrem Blute den Boden des germaniſchen Chriſtenthums fruchtbar machte für die kommenden Zeiten, oder wo ſo hohes Heldenthum nicht errungen ward, doch gute Saat geſtreut wurde zur unvergänglichen Aernte. Wir folgen dabei wieder dem gewohnten Wandergange, auf welchem nur kaum ein längeres verweilen vergönnt iſt. Wir dürfen auch hier nur überſichtlich ſchauen, und können nebenbei kleine Wiederholungen des a. a. O. geſagten nicht vermeiden.

Im deutſchen Schweizerlande, in welches von Norden her die heidniſche Bevölkerung gedrungen war, und von Weſten und Süden her der Strahl der Chriſtuslehre drang, wanderten zahlreiche Bekehrer ein, welche in Rom ihre Fackeln entzündet hatten, durch die Heidennächte ihre Bahnen zu finden. Viele dieſer Bekehrer, wie auch jene, die in Deutſchland zuerſt das Chriſtenthum begründeten und verbreiteten, kamen aus England, Schottland und Irland, manche auch aus Frankreich. Die Schweizerſage gedenkt eines brittiſchen Königsſohnes, Namens Lucius, welcher zuerſt das Evangelium in den Schoos der Alpenthäler getragen habe; ein Bergpfad zwiſchen Graubündten und der Herrſchaft Vaduz trägt noch von ihm die Benennung: der Luciensteig. Nach ihm kamen die Irländer St. Columban mit ſeinem Schüler St. Gallus und ihren Gefährten Mangolt und Siegbert und vollbrachten das Geſchäft der Bekehrung, von dem noch das ein halbes Jahrhundert nach St. Gallus Tode begründete Kloſter St. Gallen lautredendes Zeugniß giebt. Dem heiligen Manne Gallus

selbst verdankt auch Appenzell (des Abten Zelle) die Namengebung.

In späterer Zeit, als das Christenthum im Schweizerlande schon fest begründet war, erlitt der fromme Mann Meinradus den Tod durch ruchlose That, aber Wunder geschahen an seinem entseelten Leichnam, und die Abtei Einsiedeln, in welcher St. Meinrads Gebeine ruhen, und welche aus der Kapelle erwuchs, die Meinrad erbaut hatte, gelangte zu großem Ruf und Reichthum. In der Legende des genannten Heiligen offenbart sich jener mythische Zug von der die Unthat durch Vögel an das Licht bringenden Gottheit. Zwei Raben sind es, die des h. Meinrad Ermordung enthüllen, wie die Kraniche des Ibikus in der griechischen Sage, die Enten in einer deutschen, das Rebhuhn in der Abenteuerdichtung. (D. Sagenb. S. 909. 200.)

In örtlichen Sagen des Elsasses lebt das Andenken an die heilige Ottilia, wie auch in andern deutschen Gauen. Ottilia fuhr in einem Schifflein über den Rhein, ganz allein, gleich der frommen Bilhildis, welche mainabwärts trieb in einem Nachen ohne Fährmann. Ein Fels nahm sie auf, da sie sich verfolgt sah, wie jener Agnes im baierschen Alpenlande geschah, welche die Volkssage die steinerne nennt. Ottilia aber trat wieder hervor aus der schützenden Felswand, aus der fortan der heilsame und die Augen stärkende Ottilienbrunnen rieselt, und wurde Aebtissin in dem Kloster, das sie begründete, starb selig und wurde nun als Schutzpatronin der Augen verehrt. Gern nennt man schroffe Felswände oder Blöcke nach ihr, zur Erinnerung ihres Verschwindens in einem Felsen; davon trägt auch der senkrechte Fels in Mitten des Domberges, dicht überm Markt der Stadt Suhl den Namen Ottilienstein. In Tirol liegt ein St. Ottilia, in Baiern ein

St. Ottilien, in Niederhessen unweit Witzenhausen auch eins, ebenso giebt es ein Ottilienberg in Hessen und eins in Baiern, auch Ottilienhöfe sind vorhanden, was alles auf weitverbreitete örtliche Verehrung dieser Heiligen hinweist. (D. Sagenb. 35.)

Das liebliche Wunder, welches St. Katharina an einem Ritter übte, der danach den Namen von Handschuchsheim annahm, wurde bei den Schildsagen erwähnt; Th. II. S. 164. (D. Sagenb. 52.) Diese Heilige genoß vorzugsweise auch in Deutschland eine große Verehrung; zahlreiche Kirchen, Hallen und Klöster wurden ihr geweiht und nach ihr benannt, so das berühmte Katharinenkloster in Eisenach, und häufigst und mit Vorliebe stellte die Kunst sie in mannichfaltigen Gebilden dar, mit ihrem Attribut, dem flammenden Rade.

Eginhard und Emma, das fromme gottselige Liebespaar, das sich später so asketisch schied, wie Heinrich und Kunigunde sich stets geschieden gehalten, lebt von der Sage verherrlicht fort, besonders zu Seligenthal und dessen Gegend, wie im nahen Odenwalde, und die Sage kümmert es nicht im entferntesten, daß die Geschichte an ihrem Untergrunde rüttelt, er steht marmorfest. Dagegen heben Sage und Geschichte vereint das Andenken frommer und wahrhaft verdienstvoller Männer hervor, wie das der Mainzer Erzbischöffe Heriger und Willigis, und brandmarken die Namen der bösen, wie Erzbischof Hatto, wenn auch nur die Sage es ist, die den entsetzlichen Tod des von Mäusen gefressen werdens dem letzteren zuertheilte, eine Sage, die mehr als einen Wiederhall fand, in Polen, wo König Popiel im Mäusethurme im Goplo-See, und in Lüttich, wo ein Feind Kaiser Heinrichs IV. von Mäusen gefressen wurde; ebenso noch an mehreren andern Orten, vergl.

in der Académie royale de Belgique. T. XXI. No. 11 et 12 des Bulletins: La tour des souris (Der Mäusethurm) par M. Felix Liebrecht, Professeur à l'Athénée royal de Liége.

Das Andenken der frommen Bilhilde ehren zwei Mainorte verwandten Namens, Hochheim zwischen Frankfurt und Mainz, und Veitshöchheim zwischen Würzburg und Karlstadt. Die Sage von ihr ist eigenthümlich, und schlingt sich in die Frühgeschichte der fränkischen und thüringischen Herzogzeit mit schimmernden Fäden ein. In diese Zeit hinauf reichen auch die Sagen von jenen gottbegeisterten Männern, die im östlichen Frankenlande zuerst die Christuslehre verkündeten, dem heiligen Kilian mit seinen Gefährten Coloman und Totnan. Das Land feiert namentlich den erstgenannten dankbar als seinen Apostel. Viele Bergeshäupter heißen nach ihm, viele Kirchen und Kapellen wurden ihm geweiht, und Ortschaften und Gehöften wurde sein Name verliehen. Diese drei Männer starben als Blutzeugen durch Meuchelmörderhand auf anstiften der im Herzen noch heidnisch gebliebenen Gemahlin des Frankenherzogs Gozbert, Geilana, deren Rache sie zumal gegen sich entflammt hatten, denn sie war zuvor die Frau des verstorbenen Bruders ihres Mannes gewesen, und St. Kilian hatte diese Ehe für sträflich erklärt und ihre Trennung geboten. Durch St. Kilian war es auch geschehen, daß das Hulda-Heiligthum auf dem Frauenberge zerstört und der heiligen Jungfrau ein neuer Tempel geweiht werde. (D. Sagenb. 66. 766.)

Auch der h. Gangolf soll aus Frankreich nach Franken gekommen sein, und Kilians und seiner Gefährten frommes Werk fortgesetzt haben. Ein Berg im Rhöngebirge führt noch seinen Namen; Gangolfskloster, Gangolfskeller, Gangolfsbrunnen erinnern noch an ihn; Gangolf

und Ganglaff heißen viele Orte, selbst in Preußen, Baiern, Sachsen, Altenburg u. s. w. (A. a. O. 189. 768.)

Mosel- und Rheinstrom sahen unendlich vieles Blut gottgeweihter Menschen fließen. Am Moselufer starben den Martyrertod alle Kinder des Königs Baccius von Katalonien und seiner Gemahlin Lientrudis: Eucharius, Eligius, Liberia, Susanna, Menia, Oda und Gertrudis. Das geschah unter Julian dem Abtrünnigen, der im Jahre 362 nach Christi Geburt in jener Gegend zweitausend zweihundert Christen morden ließ. Kaiser Konstantin der Große und Flavia Helena, seine Gemahlin, gründeten die Abtei St. Maximin an der Mosel auf der Stelle eines römisch-heidnischen Dianentempels; dort erschien Konstantin jenes bedeutungsvolle Zeichen, und es lebten dort auch die frommen Kirchenväter Ambrosius, Hieronymus und Athanasius, und vielleicht ertönte der Ambrosianische Lobgesang zuerst auf deutschem Boden, zumal Ambrosius sogar in Trier geboren worden sein soll, und der Heimath sichere Liebe bewahrte. Athanasius aber wurde vom Kaiser Konstantin nach Trier verbannt. In St. Maximins Abtei haben auch die Erzbischöfe Nicetius und Basinus ihre Ruhestätte gefunden, und ebenso wurde auch Ada, die Schwester Karls des Großen, daselbst beigesetzt, welche einen Codex aureus der Evangelien schrieb. In diesem Lande fand die aus Christen bestehende Legion, welche die Thebanische hieß, und sich weigerte gegen Christen zu kämpfen und den römischen Göttern zu opfern, auf Befehl des Kaisers Maximinian oder Diocletian, blutigen Untergang. Des Kaisers Feldherr Rictiovar, mordete schonungslos, und strebte alle Christen in der Stadt Trier zu vertilgen. Den Erzbischof Paulinus ließ er in Ketten aufhängen, die Rathsherren wurden alle

mit dem Beile gerichtet, und es floß so viel Marthyrer-Blut in die Mosel, daß ihre Wellen bis hinab zum Castrum Neomagum roth gefärbt erschienen. Ein Ritter dieser Legion war St. Gereon, der dem allgemeinen Blutbade zwar entkam, aber mit der Schaar, die er aufs neue um sich gesammelt, den Martyrertod in Köln fand, wo noch in der ihm geweihten und nach ihm benannten Kirche die Schädel dieser Blutzeugen prangen. Eben so fielen dort unter den Schwertern der Gothen St. Ursula, die britische Königstochter, mit ihren eilftausend Gefährtinnen. Keine Erzbischofsstadt Deutschlands empfing so blutige Weihen, wie Trier und Köln. Dafür birgt Kölns Dom auch im Schooße die heiligen Leiber der ersten irdischen Zeugen von Christi, des gottgeborenen, Herrlichkeit, jener königlichen Magier des Ostens. Ferner ruhen in Köln St. Georg, der Drachentödter, die Mutter der Maccabäer und ihre Söhne, St. Matern, und viele andere Heilige und Martyrer. (D. Sagenb. 84. 91. 112.)

Zahllose Sagen vom gottgeweihten Leben und Wandel auserkorener Männer und Frauen, von denen manche schwer durch Schmerzen geprüft worden, sind noch lebendig in den Rhein- und Mosellanden, und wie an vielen derselben die Hand Gottes sich sichtbar helfend offenbarte. Zu ihnen gehört auch die fromme Herrin Ida von der Toggenburg im Schweizerlande, die von Engeln beschirmt ward, als sie von einem Felsen herab in den Abgrund geworfen wurde; jenes fromme Paar, welches das Kloster Sponheim begründete; der h. Arnulf, die Dulderin Genoveva von Brabant, der wunderübende h. Goar, dessen Namen Rheinorte bis heute verkünden; der fromme Graf Eberhard von Berge, der sich selbst erniedrigte und dann sein stolzes Schloß zu einem Kloster umschuf; der h. Rema-

eius, der sich ob einer kleinen Sünde überstrenge Buße auferlegte. Als dieser Heilige den Grund zur Abtei Stavelo legte, trug ein Wolf ihm Erde und Steine zu. Ferner gehört in diese Reihe Johann, genannt das Lamm, den ein Engel als Bischof von Tongern grüßte, und zur Beglaubigung ein Stabwunder hervorrief, wie der h. Wolfram, der erste Apostel im Lande der Friesen. (D. Sagenb. 9. 92. 96. 107. 131. 144. 161.)

In Friesland erlitt der fromme Apostel Frankens, Thüringens und Hessens, der h. Bonifacius, den Tod der Martyrer, sammt seinen Gefährten Adolar und Eoban. Auf Helgoland predigten St. Ludger und der Friesenapostel St. Willibrord das Christenthum, und zerstörten Fostes Tempel. (D. Sagenb. 168.)

Viele Christen fielen unter dem Mordstahl der heidnischen Preußen, und auch dieses Landes erster Bekehrer, der heilige Adalbert, fand durch die heidnischen Priester den blutigen Opfertod. Der eifrige Bischof von Ermland, Anselmus, fällte dort die heilige Göttereiche, wie St. Bonifacius jener zu Hof-Geismar gethan. Auch er erwarb dort später die Martyrerkrone; St. Jodocus aber, dem christlichen Schirmvogt der Gewässer, wurde selbst eine dicht am Wasser stehende Eiche bei Labiau in Ostpreußen geweiht. (A. a. O. 229. 230. 249.)

Eine fromme Frau, des Namens Dorothea, lebt in ostpreußischen Sagen als Heilige; sie ruht im Chore der Domkirche zu Marienwerder, und Wunder geschahen an ihrem Grabe. Auch St. Georg, der überall gefeierte ritterliche Heilige, fand im Preußenlande besondere Verehrung und schützte und schirmte das Städtchen Holland wie die Stadt Elbing; ein Beweis der weitumgehenden Verehrung dieses Heiligen ist, daß sich mehr als 20 Orte

des Namens St. Georg, mehr als 60 St. Georgen und weit mehr als 100 Georgenau, -berg, -born, -brunn, -burg, -dorf, -feld, -garten, -hausen, -hof, -mühle u. dgl. in deutscher Geographie nachweisen lassen; ebenso giebt es Städte, Flecken, Dörfer und Höfe, welche Georgenthal heißen, nahe an 30 u. s. w.

So zahlreicher Namengebung hat außer St. Johannes dem Täufer kaum ein anderer Heiliger sich zu erfreuen, wohl aber lebt im Herzen Deutschlands das Andenken an St. Bonifacius dankbar fort. Bei Schloß Altenstein, beim thüringischen Altenberge, bei der Stadt Ohrdruf, bei Geismar, in Fulda, wo sein Leichnam ruht, im Lande an der Unstrut, wo er, der Sage nach, der Heiden Geld verwünschte, das nach ihm noch unterm Namen Bonifacius-Pfennige an der Sachsenburg gefunden wird. Ebenso auf dem Eichsfelde, wo die Stätte, auf der er predigte, noch die „wilde Kirche" heißt. Des Heiligen Fußtritt ist auf den Christberg in Westphalen noch zu sehen. Bonifacius übte zu Großvargula das Wunder des grünenden Stabes, sein Schüler Sturmi übte es auf einer Felsklippe in Geismars Nähe. Auch in der Rudolstädter Gegend, wie bei Arnstadt, lehrte und bekehrte Bonifacius, der S.-Weimarische Ort Heilsberg dankt einem durch ihn hervorgerufenen Wunderbrunnen Entstehung und Namen.

Tief in das Frankenland, bis zur Gegend um Aschaffenburg leben Sagen von Bonifacius Bekehrungsbahn und Kirchenbegründung; aber auch noch andere Heilige nennt und verehrt die thüringische Sage, so St. Bruno, der auch ein Apostel der heidnischen Preußen wurde und in Litthauen ein grausenvolles Martyrthum erlitt. Die Erinnerung an ihn ist besonders zu Querfurt, seinem Geburtsorte, heimisch, und er spielt auch in der dortigen Welfleinsage eine edle Rolle. (D. Sagenb. 264. 259. 260. 423. 439. 446

499. 603. 524. 722. 418.) Auch St. Günther lebt in thüringischen Sagen, wie die fromme Pauline, die Begründerin des herrlichen Münsters Paulinzelle, die so manches Wunder übte, und einen Lintwurm durch das schlagen eines Kreuzes überwand und schreckte. (A. a. O. 485. 516 u. Th. II. 251.)

Jeder und jede Heilige aus deren großer Schaar, mochte sein Leben in eine sehr frühe oder in eine spätere Zeit fallen, erscheint meist als ein geistiger Streiter oder eine Streiterin Christi, wenn sie auch nicht wie St. Georg, St. Mauritius, St. Gereon und viele andere mit dem Panzerrock umgürtet sind. Alle bewährten durch Lehre, Wandel und Wunderthaten die Gotteskraft und dienten, indem sie dem Evangelium dienten, der großen sittlichen Weltordnung, in deren weisem Rathe der Untergang des Heidenthums, in Europa mindestens, beschlossen war. In ihrem Gebet brach sich des Teufels Macht, ihre Fürbitte entzog ihm Seelen, die ihm bereits verfallen waren, ihre Thaten und Wunder weckten Bekehrung und fromme Scheu allüberall.

Wir erwähnten schon der Wunder St. Veits im Kloster Corvei, St. Ulrichs an Ludwig dem Springer, und in Augsburg, der h. Elisabeth von Thüringen, der durch ein heiliges Leben ihr Gemahl, Landgraf Ludwig nachstrebte, daher auch auf ihn Sage und Geschichte die Glorie, die von Elisabeth ausstrahlte, übertrugen; päpstlich wurde derselbe unsers Wissens nicht canonisirt, und jene Ludwige, denen dies widerfuhr, waren Ludwig IX., König von Frankreich, wie Ludwig, Bischof von Toulouse. Heiligsprechung widerfuhr auch Dagobert I., dem Könige von Frankreich, nicht, dennoch zählen viele ihn zu den Heiligen, und auch in Deutschland erinnert mehr als eine Sage an ihn. Ihm soll ein Traum offenbart haben, an welcher Stelle auf dem Eichsfelde die Gebeine der Heiligen

Aureus und Justinus ruhen, welchen ein Präfekt Attila's ihr Martyrium bereitet hatte. (D. Sagenb. 295. 296. 427. 966. 440.) Ebenso geschah der St. Kümmernißbilder Erwähnung, die als Heilige in ein mythisches Dunkel gehüllt ist, und gleichzeitig auch Eva und Wilgefortis genannt wird. St. Bruno übte in Meißen wie in München seine Wunder; St. Sebaldus wird in Nürnberger Sagen eben so hoch gepriesen, wie St. Emmeran in Regensburg. (A. a. O. 532. 980. 418. 845. 851.) Notburga, die Tochter König Dagoberts, die h. Stilla, die fromme Wolffindis, die als Kind ermordete, und dann heilig gesprochene Regiswindis sind alle in baierschen Sagen gefeiert. (A. a. O. 891. 853. 861. 873.)

Von den in den österreichischen Landen vorzugsweise verehrten Heiligen und seliggesprochenen Männern, Frauen und Jungfrauen gehören viele Frankreich, Burgund, Brabant und den Niederlanden, wie auch Italien, Böhmen und Ungarn fast ausschließlich an, viele andere haben auch zu Deutschland besondere Beziehungen, so vorzüglich der schon erwähnte St. Adalbert, Bischof von Prag, der in Ungarn, Polen, Böhmen und Preußen die Christuslehre verbreitete, und im letzteren Lande bei Fischhausen am Strande der Ostsee mit Keulen und Lanzen getödtet wurde. — St. Amalberga, eine Mutter mehrerer Heiligen, namentlich der in Brüssel so hoch verehrten St. Gudula, welche zur Mitpatronin der Katharinenkirche in Brandenburg ernannt ward; St. Bonifacius, welchen viele deutsche Städte zum Schutzpatron erwählten: Erfurt, wo man auch noch die Gebeine seiner Gefährten Eoban und Adolar aufbewahrt und ehrt, Arnstadt, Ohrdruf, Salzungen, Hameln, Fulda u. a.; Karl der Große, welchen die Städte Aachen, Frankfurt am Main und Hildesheim als

ihren Schutzpatron verehren; St. Colman, von dem in Baiern 4 Gehöfte den Namen tragen; St. Conrad der Patron des Schwabenlandes und des Hochstifts Constanz; Dagobert, der Schutzheilige von Stenay in Lothringen; St. Dentelin, der Sohn des h. Mauger, Patron der Stadt Rees im K. Preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf; St. Elisabeth, für Oesterreich als ungarische Königstochter wichtig, neben St. Bonifacius Schutzpatronin Thüringens und Hessens, auch der Stadt Marburg u. a.; St. Erentrude, die Nichte des h. Bischofs Rupert von Worms, welche Aebtissin auf dem Nonnenberge über Salzburg war; St. Fridolin, Schutzpatron von Säckingen, wo er Abt war, von Straßburg, von Glarus; die h. Hedwig, Herzogin von Polen, Patronin Schlesiens und der Städte Frankfurt a. d. O. und Lebus; der h. Heinrich II. und seine Gemahlin die h. Kunigunde; er und sie Begründer und Patrone des Hochstifts Bamberg, er Erneuer des Stifts Merseburg; die h. Hildegarde von Frankreich, Gemahlin Kaiser Karls des Großen, Patronin des Stiftes Kempten, St. Hubert, der Jägerheilige, von Augsburg, Jülich und Lüttich zu einem Schutzpatron erwählt; St. Leopold, Markgraf von Oesterreich; St. Mauritius, der Maure, der Führer der Thebanischen Legion, Patron des Erzstifts Magdeburg, der Stadt Coburg, wo ihm eine sehr schöne Kirche geweiht ward, der Stadt Lauingen u. a.; die h. Ottilie von Hohenburg, Patronin des Elsasses; St. Otto, Sohn des h. Leopold von Oesterreich, Bischof von Freisingen; die h. Plectrudis, Gemahlin Pipins von Herstall, welche in Köln ihr Grab fand, wo ein uralter Denkstein ihr Abbild in der Kirche Maria auf dem Capitol zeigt; die h. Radegundis, Schutzpatronin von Salzburg; der h. Rathbold, ein

Graf von Dissen, Gründer und Patron des Stiftes Werden in Baiern; St. Rupert, Bischof zu Worms, später zu Salzburg, und zugleich Patron des dortigen Domstifts, so wie vieler österreichischen Ortschaften, die zum Theil nach ihm heißen, wie überhaupt nicht weniger als ohngefähr 70 Ortsbenennungen Rupert, Ruppert, Rupprecht oder Rupprechts- (und was daran hängt) lauten. St. Sebald zählt ebenfalls zu den österreichischen Heiligen; St. Simbert oder Simbrecht, der ein Bischof von Augsburg war, desgleichen. Eigenthümlich mythisch klingt uns der Name Trudpert entgegen, er wird sehr wenig erwähnt, und soll ein Einsiedler und Martyrer im Breisgau gewesen sein. Wir finden an ihm den weiblichen Namen der deutschen Trude Pertha in einen männlichen umgewandelt. Burgkmayrs Holzschnitt stellt ihn neben einer Klausnerhütte, an welcher ein Quellbrunnen vorüber rieselt, sitzend dar, und zugleich sieht man, wie er vor der Hütte durch einen Mann mit umgekehrtem Beile erschlagen wird. St. Ulrichs gedachten wir schon oft; er war ein Graf von Kyburg und Oettingen; ebenso der h. Ursula, die mit ihren 11,000 Gefährtinnen in Köln durch die Gothen ihr Martyrthum fand. Die h. Walburgis war Aebtissin von Heidenheim in Baiern; ihr Leichnam gelangte später nach Eichstädt. Sie fand auch im übrigen Deutschland viele Verehrung; bei Arnstadt war ihr ein Nonnenkloster geweiht; in Oesterreich heißen mehrere Orte nach ihr, auch Baiern hat ein Dorf Walburgskirchen. Daß ihrem Gedächtnißtage, am 1. Mai, der altheidnische Hexensabbath auf dem Blocksberg voranging, verleiht dieser Heiligen zugleich ein mythisches Interesse. St. Wolfgangs Cultus verbreitet sich weit außerhalb Oesterreichs und Baierns; ohnweit der Burg

Henneberg hatte er eine Wallfahrtskapelle, zu der ein Graf von Henneberg den ersten Stamm auf eigenen Schultern getragen. In Baiern heißen 8—10 Oertlichkeiten nach ihm, in Oesterreich 15—20, darunter beiderseits viele Kirchen und Kapellen.

Wir wollen nur noch eine Anzahl deutscher Länder, Städte, Hochstifte, Stifte, Abteien, Klöster und Kirchen nennen, welche solchen Heiligen geweiht wurden, die nicht in der Reihe der zuletzt genannten stehen. Es ließe sich, wäre uns größerer Raum vergönnt, gar manches erläuternde daran knüpfen, was mindestens bei einigen versucht werden soll; wir benutzen dabei als Leitfaden einen Abschnitt des gründlichen Werkes: „Handbuch der kirchlichen Kunst-Archäologie des deutschen Mittelalters von Heinrich Otte. Dritte Aufl. Leipzig, T. O. Weigel 1854," hie und da mit eigenen Erweiterungen des dort gegebenen Stoffes.

Der heilige Adrian, ein Ritter und Martyrer, wurde zum Schutzpatron von Lammersspring (sollte das nicht Lammersbrück im Hannoverschen heißen?) erwählt; St. Aegidius, der als Kalenderheiliger für die Jünger St. Huberti, wie für den Landmann wichtig ist, wird als Patron von Jülich, wie auch von Osnabrück genannt. Auf dem Burgberge zu Meißen steht neben dem Schloß noch die gothische Kirche des vormaligen St. Afra-Stiftes mit Grabdenkmalen sächsischer Herrscher, nicht minder aber ist Afra Schutzpatronin der alten Römerstadt Augsburg. St. Albans ist Schutzheiliger von Winterthur und einer der Patrone der Stadt Mainz, wo er von Hunnen erschlagen wurde. Er hatte dort eine herrliche Kirche, in welcher auch einem Wettiner Grabstätte und Denkmal zu Theil wurde. Den römischen Krieger St. Alexander erkor sich Freiburg im Breisgau zum geistlichen Schirmherrn, und Urach in Würtemberg weihte St. Amandus eine Kirche.

Den heiligen Ansgarius, den Dänenapostel, welcher Erzbischof zu Hamburg war, erkoren die Hansestädte Hamburg und Bremen zum Schutzheiligen. Noch immer besteht die Ansgariikirche in Bremen mit eigener Gemeinde und eigener Geistlichkeit fort, und führt den Namen ihres Heiligen, unbeschadet des veränderten Glaubensbekenntnisses. Der heilige Antonius von Padua wurde von der Stadt Hildesheim zu einem ihrer Patrone erwählt; der heilige Einsiedel Antonius, dem man das Patronat über die den guten Deutschen aus Juelfestzeiten her lieben und nützlichen Schweine verlieh, wurde Patron des S.-Meiningenschen Fleckens Schweina, und es sollte uns sehr wundern, wenn ihm nicht hie und da in westphälischen Orten ein Heiligthum gesichert geblieben wäre. Der heilige Bischof und Theologenpatron Augustinus wurde auch geistiger Schirmvogt der berühmten Abtei Hirschau. St. Blasius, welcher die Waldesthiere liebte und schirmte, fand dafür auch in Waldorten andächtige Verehrung. So heißt ein bedeutender Ort im Thüringerwalde nach ihm St. Blasien-Zelle; bekannt ist die berühmte Abtei St. Blasien in Baden, welche Reginbert, ein Edler aus dem Zürichgau, gründete, und die ein eigenes nach ihr benanntes Amt von 17 Gemeinden umfaßt; auch die thüringische Stadt Mühlhausen weihte ihm eine herrliche Kirche, welche noch heute Divi Blasii heißt, anderer Orte, die nach diesem Heiligen ihren Namen tragen, nicht zu gedenken. St. Burkhard wurde zum Mitpatron des Hochstifts Würzburg ernannt, aber auch Worms verehrte ihn als solchen. Der Musikheiligen St. Cäcilia weihte man den Dom in Güstrow, und dem Schutze des Thebanerritters Cassius übergab sich die Stadt Bonn. Der heiliggesprochene Priester Castor wurde Patron von Coblenz und andern Rheinorten, und die heilige Catha-

rina von Alexandrien wurde zur Mitpatronin des Doms von Magdeburg ernannt. Des nach ihr genannten Klosters zu Eisenach, welches das bedeutendste dieser Stadt war, gedachten wir schon, und im übrigen gab es noch viele ihr geweihte Klöster, Kirchen und Kapellen. St. Christoph ist der Schutzheilige von Braunschweig; auch ihn stellte die Kunst gern und frühzeitig dar; die ältesten datirten Holzschnitte schon vor und aus der Holztafeldruckzeit sind Christophbilder; auch an Häuser malte man gerne die gewaltige Riesengestalt dieses Heiligen, und das Haus mit dem „großen Christoph“ auf dem Ried zu Arnstadt ist weit bekannt. Man hat bis in unsere Tage das Bild am Hause, wo es ein Stockwerk überragt, bestehen lassen, und sehr wohl daran gethan.

Den römisch-christlichen Ritter Constantinus, einen Gefährten des heiligen Mauritius, ersah sich das Bisthum Havelberg zum Patron, und ganz Böhmen, so wie das Stift Essen verehren als Schutzpatron die Arztheiligen Cosmas und Damian. Schwaben wählte, gleich dem Bisthum Constanz, den h. Conrad, der ein Bischof des letztgenannten Hochstifts war. Ein anderes Brüderpaar, St. Crispin und St. Crispinianus, das wegen etwas communistischer Ansichten vom Besitzthum an Lederwerk der Reichen gegenüber barfuß laufenden Armen ein wenig sprichwörtlich geworden, sind die Patrone der Stadt Osnabrück. Den heiligen Cyriacus wählte sich Gernrode am Harz, und St. Donatus wird als Mitpatron des Stiftes Meißen genannt. Letzterer scheint ein ziemlich unbekannt gebliebener Heiliger zu sein, wie es deren mehrere, ja sogar viele giebt. St. Emmeran, der berühmte Patron des nach ihm genannten Stiftes zu Regensburg erlitt schmachvolle Beschuldigung und grausamen Tod, erster

oder auf seinen eigenen Rath. (D. Sagenb. 854.) Zwei Martyrer-Brüder, St. Ewald geheißen soll Westphalen zu seinen Schutzheiligen erkoren haben; sie starben in diesem Lande den Martyrertod — schwerlich nennt man sie noch häufig dort, dafür waltet ein anderes, nichts weniger als heiliges Brüderpaar im Lande, katholischer Seits der Proselytismus, protestantischer Seits der Pietismus, und beide angeln nach Anhang. Wiederum zwei heilige Geschwister, Felix und Regula, erscheinen als die Schutzpatrone des großen und des Frauenmünsters zu Zürich. Auch Felix war Ritter der Thebanischen Legion und endete mit seiner Schwester durch Enthauptung. Der Ritter St. Florian, starb den Tod des ertränktwerdens in der Ens zu Lorch, wurde zu einem der Patrone des Erzherzogthums Oesterreich erkoren, und gilt für hülfereich gegen Feuersbrünste. Schon im südlichen Baiern findet sich sein Bild zum Schutz gegen dergleichen an die Häuser in Städten und Dörfern gemalt, wobei sich hie und da der Geschmack der Künstler bis zur äußersten Natürlichkeit dargestellter Feuersbrünste und deren Löschung durch den Heiligen gesteigert hat, die lebhaft nach dem Brüsseler Brunnen-Männelein hinweist.

Des heiligen Gangolf zu erwähnen, bot sich schon öfter Anlaß; die Sage mit dem von ihm erkauften Quellbrunnen wiederholt sich mehrfach; ursprünglich hatte er diesen in der Champagne gekauft, und ließ ihn in seinem Garten zu Varennes springen. Nach der Rhönsage kaufte er den Brunnen von einem Bürger in Fulda, und trug oder fuhr den ganzen Brunnenkasten auf die Milzburg, wobei sich noch manches Wunder zutrug. Er ist Patron einer Kirche zu Bamberg, der Kirche zu Bocho bei Jüterbog, und Patron der Stadt Haarlem.

St. Georg, der, wie schon oben gesagt, im Deutschland am meisten gefeierte Heilige, war der Schutzengel der gesammten Ritterschaft, selbst die Stegreifritterschaft nicht ausgenommen, er ist Patron von Bamberg, von Mannsfeld, von Ulm, von Eisenach, und von andern Städten. Was Eisenach betrifft, so hat in neuerer Zeit Herr Professor W. Rein daselbst in der Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde Bd. I. S. 349 u. ff. aus ikonographischen und andern Gründen den Beweis zu führen gesucht, daß der auf dem Eisenacher Stadtsiegel, deren noch einige ziemlich alte vorhanden sind, dargestellte ritterliche Heilige mit Panier und Kreuzesschild, nicht, wie man bisher übereinstimmend geglaubt, St. Georg, sondern St. Moritz sei. Der Aufsatz des achtbaren Herrn Verfassers führt alle Gründe auf, die für Annahme der neuen Hypothese sprechen könnten, gleichwol müßte es sehr auffallend erscheinen, daß man in Eisenach durch mehrere Jahrhunderte lang St. Georg irrig für den Schutzheiligen der Stadt gehalten, dem zu Ehren doch Landgraf Ludwig III. die Hauptkirche der Stadt erbaute und weihte, den die alte Schützengilde als ihren Patron erwählte, und sein Bild an ihr Kleinod hing, während der Patron der meisten Schützengilden vorzugsweise St. Sebastian war, und daß man den eigentlichen Schutzheiligen geradezu vergessen habe. St. Georgs und nicht St. Moritz Panier war es, das der Sage nach vom Himmel herab auf die Wartburg über Eisenach sank, unter welchem Landgraf Ludwig V. von Thüringen zum Kreuzzuge ausrückte. Der Landgraf starb in Cypern, seine Vasallen brachten das Panier zurück, und lange wurde es auf Wartburg aufbewahrt, bis es nach Burg Tharand kam, und bei einem Brande dieses Schlosses wieder empor

flog, woher es gekommen war. Keine einzige der zahlreichen und häufig sehr ausführlichen thüringischen Chroniken gedenkt des h. Mauritius als Patrons von Eisenach. Wohl aber schmückte die Stadt den Brunnen vor der Georgenkirche mit der ganz übergoldeten Bildsäule ihres Heiligen, Georg. Warum soll nun auf einmal St. Moritz diesen hinweg drängen? — Weil das Bild des ältesten Eisenacher Stadtsiegels dem Bilde des heiligen Moritz ähnlicher sieht, als dem des h. Georg, indem auf den Siegelbildern der Lintwurm fehlt. Der Herr Verfasser sagt: „Sankt Georg wird stets, sei es zu Fuß oder zu Roß, als Bezwinger des Lindwurms dargestellt", und wäre diese Voraussetzung richtig, so möchte das aus ihr zu folgernde vielleicht unbestritten bleiben, sie ist aber nicht richtig. Nur meist, nicht stets, wird St. Georg also dargestellt, und es seien statt vieler Beweise, die sich beibringen ließen, nur zwei gegeben, und zwar auch aus dem Gebiete der Sphragistik. Auf dem Siegel der Stadt Bamberg an einer 1333 ausgestellten Urkunde (das Siegel ist aber, seinem Kunsttypus nach, viel älter) steht der Schutzheilige jener Stadt, St. Georg, in Helm und Harnisch, in der linken Hand die mit dem Kreuz bezeichnete Fahne, die rechte auf das dreieckige Schild mit dem einfachen Adler gestützt ohne Lintwurm. Auf dem Siegel des Klosters Ichtershausen bei Arnstadt steht derselbe Heilige in ganz ähnlicher Gestalt und Rüstung, mit der bekreuzten Fahne, nur daß das Schild höher ist und eine Rosette zeigt, ebenfalls ohne Lintwurm, und um keinen Zweifel zu lassen, ob der Heilige nicht etwa Moritz sei, lautet die Umschrift: Sc̄s. GEORGIVS. MR. (Martyr) IN. ÜChTRICHISHVSEN. Die Urkunde, an der dieses Siegel hängt, ist von 1190 und befindet sich im herzoglichen Staatsarchive zu Gotha.

Eisenach hat sein St. Georgenthor, sein Georgenthal, seine Georgenvorstadt, und diese Namengebung gehört alter Zeit an, sie erhält dauernd das Andenken an den wahren Schutzheiligen, den die Vermuthung so lange nicht entfernen dürfte, bis ein urkundlicher Nachweis darüber geliefert wird, daß jemals St. Moritz, und nicht St. Georg Schutzpatron der Stadt Eisenach gewesen sei, zumal auch gar nichts, kein Bild, keine Sage, keine örtliche Benennung in Eisenach an St. Moritz erinnert. Daß ein Schutzpatron gänzlich vergessen werde, dürfte, namentlich bei einer nicht unbedeutenden Stadt, ganz ohne Beispiel sein.

Neben den Patronen Kölns, den heiligen drei Königen, bei deren Ankunft in der Stadt ein Thurm sich ehrfurchtsvoll den h. Leibern entgegen neigte, und die dort Wunder übten, wird auch St. Gereon mitgenannt. St. Gotthard, erster Abt von Hirschfeld, dann Bischof von Hildesheim, ist der Patron von Gotha, nicht St. Bonifacius, wie Th. II. S. 249 irrig angeführt ist.

St. Johannes der Täufer, diese hervorragende Persönlichkeit in den Evangelien, erfreute sich auch in Deutschland einer allverbreiteten Verehrung; man kann annehmen und wahrnehmen, daß zwei Drittheile geborener Knaben zu übrigen Pathennamen den Namen Johannes vornweg empfingen; mehrere Sagen binden an den Namen Johannes geheimnißvolle Wirkung; zwölf Johannes sandte der Frankenkönig auf dem Glücksschiff um die Welt, zwölf Johannes beschwuren zu Königsberg den Teufel, und glaubten sich durch ihren Namen gefeit, mit drei Johannes war ein Schatz auf dem Ruppberg im Thüringer Walde versetzt, d. h. um ihn zu heben, mußten drei Männer des gleichen Namens Johannes beisammen sein, weil ihnen dann der den Schatz hüthende böse Feind nichts anhaben

konnte, und daher war, früher bewußt, später vielfach unbewußt, die christliche Namengebung nur ein heidnisch-abergläubischer Gebrauch. Des Täufers Name verstärkte die Wirkung der Taufe als unsichtbarer Talisman gegen den Teufel. Die Johannisnacht, vom 23. auf den 24. Juni, war die vorzugsweise geweihte, in welcher der bösen Geister Macht in Banden lag, Eingang in Goldhorte einschließende Bergestiefen war freigegeben, das Johanneskraut blühte, gütige Feinen wandelten und erschienen mit den springwurzkräftigen Wunderblumen. Breslau, Cleve, Gent, Geldern, Gröningen, Ingolstadt, Lübeck, Leipzig (mit Johanniskirche und Kirchhof), Lüneburg, Merseburg, Nördlingen, Oppenheim, Saalfeld (mit schöner gothischer Johanniskirche), Utrecht, Wesel, ja ganz Ostfriesland, nannten diesen Heiligen ihren Schutzpatron, und zahllose Kirchen, Kapellen und Hospitäler waren ihm geweiht. Baiern zählt ein Dutzend Orte St. Johann, Oesterreich über 50, Johannesberg giebt es über 30, und sonstige Zusammensetzungen der Namen von Oertlichkeiten mit Johann, Johannes und Johannis weit über 100.

Der Frankenapostel St. Kilian ist Patron des ganzen Landes, wie von dessen Hauptstadt Würzburg, von Corbach u. a. Noch wird alljährlich ihm zu Ehren eine große Procession von Würzburg nach dem h. Kreuzberge, viele Meilen weit, gehalten. Die Städte Lüttich und Münster ehrten St. Lambertus als Schutzheiligen, Luzern hat als solchen den h. Leodegar, Stockstadt bei Aschaffenburg ist dem h. Leonhard, dem Erlöser der Gefangenen, geweiht, und der Flecken hat noch heute seine St. Leonhardskapelle, vor welcher die örtliche Sage das Wunder der abfallenden Kette geschehen läßt, das im Innern bildlich verewigt wurde. St. Liborius ist der Patron von Pa-

derborn, St. Lucius der von Chur, St. Ludger Mitpatron von Ostfriesland und der Stadt Münster, wie Schutzheiliger von Verden. Böhmens Patronin ist die h. Ludmilla, Augsburg und Kempten verehren als einen Schutzpatron den h. Magnus. Ungleich reicherer Verehrung aber als die letztgenannten Heiligen erfreute sich St. Martinus, die Städte Mainz und Erfurt, Heiligenstadt und Colmar, so auch Utrecht, und die Landschaften Berg und Cleve, Geldern und Schwarzburg nebst der Grafschaft Horn ehrten und feierten ihn als ihren Schirmherrn.

Der Erzengel Michael, meist auch im ritterlichen Kampf mit dem Drachen (dem Teufel) wie St. Georg zu erkennen, aber durch das Engelflügelpaar leicht von diesem zu unterscheiden, ist u. a. Patron der thüringischen Städte Jena und Ohrdruf, was bei der letzten daher rührt, daß der Erzengel dem heiligen Bonifacius, als er an der Ohra ruhte, im Traume erschien, und ihn geistig aufmunterte, seine große Sendung zu vollenden.

Vergebens sucht man in den meisten Heiligenverzeichnissen, Kalendarien, Breviarien u. dgl. den allbekannten Brückenheiligen St. Nepomuk, dessen Bild in katholischen Ländern so häufig auf Brücken, an seinen Wassertod erinnernd, gefunden wird. Das kommt daher, daß sein Cult noch sehr jung ist; er wurde erst 1729 durch Papst Benedikt XIII. heilig gesprochen.

Die h. vierzehn Nothhelfer: Georg, Erasmus, Pantaleon, Dionysius, Achatius, Aegidius, Catharina, Blasius, Vitus, Christoph, Cyriacus, Eustachius, Margaretha und Barbara*) finden noch

*) So bei Otte; andere lassen Pantaleon hinweg und nennen Rochus, den am Rheine so hoch verehrten; vergleiche das Rochusfest von Goethe.

immer in der nach ihnen benannten fränkischen Wallfahrtkirche Vierzehnheiligen den Gipfelpunkt ihrer Verehrung. Ein gleichnamiges S.-Meiningensches Dorf, mit uraltheiliger Heilquelle, hat eine den vierzehn Nothhelfern geweihte Kirche. Auch drei Stunden von Eger ist eine Vierzehnheiligenkapelle, ebenso bei Eslingen in Schwaben.

Eine große literarische Seltenheit ist das gedruckte Statut des vom Grafen Wilhelm V. von Henneberg-Schleusingen 1465 begründeten halbgeistlichen Ritterordens, den Papst Sixtus IV. 1480 bestätigte:

Der herrn von Hennenberg
gesellschaft czu Vessser ꝛc.

welchen kleinen Druck ein hübscher Tittelholzschnitt ziert, darauf ein vollgeharnischter Ritter das Henneberg'sche Banner hält, und einem barhäuptigen, nur mit einem Schwert bewehrten Jüngling die Ordenskette darreicht. Die Heiligen sind auf dieser als geflügelte Engel dargestellt, und nur St. Christoph, als vorzüglichster, schließt in ganzer Figur am untern Ende die Kette. Ueber den beiden schwebt in Taubengestalt der heilige Geist. Die Namen der Heiligen sind außer St. Christoph in diesem Statut, das die künstlerische Anfertigung des Ordenskleinods sehr genau beschreibt, nicht genannt.

Dem heiligen Knaben Pancratius, der schon im 13. Jahre den Martyrertod erlitt, wurden im Magdeburgischen viele Kirchen geweiht, so Nordgermersleben, Welden, Welsleben, Wolmirstedt, Hannersleben, Klein-Rotensleben, Walbeck u. a. Die Stadt Soest in Westphalen hatte den Heiligen Martyrer Patroklus zum Patron, dessen Name jedoch in der griechischen Mythe häufiger aufzufinden ist, als in der christlichen. Ein St. Pelagius ist Mitpatron des Bisthums Constanz, St. Pusina erhielt eine Kirche

zu Herford eingeweiht; außerdem begegnet kaum ihr Name. St. Sebastian, der Schutzpatron der Schützengesellschaften (weil er mit Pfeilen durchschossen wurde), ist auch der von Oettingen; St. Servatius, Pancratius frostbringender Kalendernachbar, wurde von den Städten Worms, Mastricht und Quedlinburg zum Schutzheiligen erkoren. Zu den Mitpatronen von Oesterreich und Baiern zählt St. Severin.

St. Sixtus II., der als Papst den Martyrertod starb, war Mitpatron eines Collegiatstifts zu Merseburg, wie des Bisthums Halberstadt; sein Genosse daselbst ist der heilige Stephanus, der Protomartyr, der auch Schutzheiliger der Städte Regensburg, Speier und Nymwegen ist, und Mitpatron der Länder Baiern und Ostfriesland. Kärnthen erkor den h. Virgilius, seinen Apostel, zum Schutzheiligen; das Martyrkind St. Veit wurde zu gleichem Amte vom Lande Sachsen und Böhmen, wie von den Städten Corvei, Hörter, Vacha u. A. berufen. Der ritterliche Martyrer St. Wenzel schirmt die Städte Breslau und Olmütz; St. Willehad, der in Bremen Bischof war und Götzenbilder umstürzend abgebildet wird, ist Patron der genannten Stadt, und auch sonst am Niederrhein als Landesapostel in hohen Ehren gehalten.

Die Heiligenverehrung beschränkte sich indeß zur Zeit ihrer vollen Blühte nicht blos auf dieses befehlen von Ländern, Städten, Dörfern rc. oder einzelner Personen durch Namengebung in deren Schutz und Gnade, daher die katholische Sitte, den Namenstag, der zugleich in der Regel der Kirchtag des Schutzpatrons ist, mit Glückwünschen und Geschenken zu feiern, nicht den Geburtstag. Man ging noch weiter. Wie man früher den Planetengöttern Stunden und Tageszeiten, Theile des Leibes, Glie-

der und selbst die innern edlen Theile geweiht, d. h. denselben günstigen Einfluß auf letztere zuerkannt hatte, so übertrug man dies, indem man die christlichen Heiligen völlig an die Stelle der Heidengötter treten ließ, nun ihnen. Sodann nahmen, wie wir schon bei den Schützengilden sahen, auch die gesammten Körperschaften Heilige als Schutzpatrone an, und prangten mit deren Bildern auf ihren Fahnen, ja man unterstellte ihrer fürsorgenden Obhut selbst die Thiere, besonders die Hausthiere, und so ist Colomanus, der heilige Martyrer, Patron der Pferde geworden, St. Antonius der Schweine, St. Sebald der Ochsen, St. Hormistas der Kameele, St. Moralles der Esel, St. Rochus, vielleicht auch St. Benignus der Hunde, St. Magnus und St. Wendelin der Schaafe, St. Benno der Fische, auch St. Antonius von Padua, der den Fischen predigte; St. Martinus von Tours, wie bekannt, der Gänse, St. Goar der Hindinnen (Hirschkühe) wie auch St. Aegidius, St. Albertus von Siena der Hasen u. s. w. Wir würden kein Ende finden, wollten wir in diesen Aufzählungen fortfahren und sie mit den Hervorbringungen aus den übrigen Naturreichen anschwellen.

Die Fülle der Gewerbe und Gewerke, im Mittelalter zahlreicher und strenger gesondert wie heutzutage, ließ auf Häuserschildern und Fahnen ihre Schutzheiligen blicken, so gut wie jene Wehfrau zu Wien, die unter das Bild der Himmelskönigin als der Dea lucina schreiben ließ:

Anna Maria Plutzerin,
Geschworene Hebamme und Krapfenbacherin.

Auch aus diesem Bilde erhellt, daß nicht etwa die Schutzpatrone aufs gerathewohl gewählt wurden, nein, die Wahl hatte tiefen, meist legendengeschichtlichen, bedeutungs-

vollen und zum Theil frommen Sinn, immer hatte der Patron zum Gewerbe eine engere Beziehung; so, um nur einige Beispiele zu geben, hatten die Aerzte die Heiligen *Cosmas* und *Damian* als Patrone, weil diese Aerzte und Chirurgen gewesen; die Apotheker hatten St. *Barbara*, weil sie die Salbenbüchse tragend, bildlich dargestellt wird. Die Buchdrucker ehrten die heilige *Catharina* von Alexandrien, weil sie eine *Schriftgelehrte* war; die Faßbinder den h. *Georg*, weil er in einem Fasse sein Martyrthum erlitt. Die Gärtner ehrten die h. *Dorothea* als Patronin, weil sie eine Freundin der Blumen und Früchte; die Gerber den heiligen Apostel *Bartholomäus*, weil ihm die Haut abgezogen wurde. Die Apostel selbst dienten der Verehrung, der Kunst, der Symbolik häufig noch mehr als die Heiligen, auch ihnen weihte man Kirchen, Kapellen und ganze Orte, und bei der heiligen Jungfrau verstand sich dies ohnehin von selbst.

So machte der Heiligencult sich seßhaft gegenüber den durch ihn hinweggedrängten alten Göttern; so bekämpfte diese gewaltige Schaar das dämonische Nachtreich und suchte dessen finstere Gestalten in die ewige Finsterniß zu bannen. Zum guten Theile gelang dies auch, und gewiß der Menschheit zum Segen — wenn auch noch manches an jene tausendjährigen Gegner erinnernde und von ihnen zeugende im Leben der Bevölkerungen haften blieb, denn es war der unbewußte Grundzug im Gemüthe der Völker lebendig, neben der obersten Gottheit noch Wesen zu verehren, die ihnen gleichsam menschlich näher standen, und was hätte näher gelegen, was hätte die Kirche besseres bieten können, als die Verehrung der Helden und Heldinnen, die mit kühner Todesverachtung für das Christenthum so das eigene Selbst geopfert und dahin gegeben hatten, wie Christus

das seine für die ganze sündige Menschheit, und die großes prüfungsschweres Leid mit himmlischer Geduld und edler Würde getragen? Die Heiligen traten an die Stelle der verbannten Götter, und da sie alle mild und gütig dargestellt wurden, alle nichts thaten und thun wollten, als schützen und schirmen, und die Anliegen der Menschen bei Gott und Christus vermitteln, so konnte es gar nicht anders sein, als daß das Volk sie willig verehrte, ihnen sich dankbar verpflichtet fühlte. Die christliche Kirche ließ es ihrerseits nicht daran fehlen, die Zahl der Heiligen zu vermehren, und bildete ihre Theokratie zu dem aus, was sie geworden ist, zu einem die Glaubenswelt im Gemüthe der Völker beherrschenden Machtreiche.

Die Spaltungen im Innern der christlichen Kirche, die schon in den ersten Jahrhunderten nach Christus begannen, konnten die Kirche als geistigen Gesammtstaat so wenig erschüttern, als einzelne Erdbeben, und wenn sie die schrecklichsten wären, im Stande sind, den Erdball zu bewegen, oder seinen Lauf aus dem ewigen Gleise zu lenken. Daher im Mittelalter immer neue Kirchenweihen, ja die Weihen ganzer Städte, ganzer Länder in die Gnade einzelner Gottesheiligen, und der ersteren gläubiges Vertrauen: vom auserwählten Schutzpatron oder der Schutzpatronin gut und treu behüthet zu werden. Und selbst da, wo die Reformation gelehrt hat, sich loszusagen von der Herrschaft Roms, und nicht mehr zu den Heiligen zu beten, auf ihre Fürbitten willig zu verzichten, läßt sich das, was in der Geschichte einmal bestanden hat und war, nicht vergessen; die alten Erinnerungen bleiben, wenn auch die frühere Verehrung schwand. In der Geschichte, in den Sagen, in den Gebilden deutscher Kunst erblicken wir noch immer die zahlreichen, gegen das Heidenthum streitenden Kohorten,

die gewaltige geiſtige Heerſchaar, ohne deren oft großartige Hingebung, Opferfreudigkeit und makelloſen Wandel das Chriſtenthum das nicht hätte werden können, was es geworden iſt und was es zum Heile und Segen der Menſchheit bleiben wird durch alle Zeiten, über alle Glaubensſpaltungen hinaus, hoch über irdiſcher Wandelbarkeit ſtehend, hoch über unduldſamer Glaubensbefehdung und Beſchränkung, hoch über allen Klüglern, Zweiflern, Spöttern, Läugnern, Juden und Judengenoſſen, Türken und Heiden, ſeine heilige Oriflamme im dauernden Triumphe ſchwingend.

V.

Oertlicher Nachhall in Sagen von deutſchem Heldenthum, deutſcher Treue und deutſcher Gemüthsweiſe.

Es iſt ungemein anziehend, auch dem, was die großen deutſchen Dichtungen des Mittelalters im Liede verherrlichten, dem, was die Geſchichte mit dem Lorbeer der Unſterblichkeit krönte, und dem, was, in einen wunderſamen mythiſchen Nimbus verhüllt, aus frühen noch in ſpäte Zeiten Schimmer wirft, vielfach in örtlichen Sagen wieder zu begegnen.

Was davon nach dem uralten Heidenthum hindeutet, fand bereits oben unter Abſchnitt III. ſeine Erwähnung; wir beginnen die Reihen der Bezüge zu ſolchen Dichtungen, Ueberlieferungen und Geſchichten mit den Zeiten, in welchen das Heidenthum mit dem Chriſtenthum im Streite lag. In Fluren und Triften, Wäldern und Hainen treten uns Stätten entgegen, die der Volksmund als bedeutſam, als Sagenzeugen bezeichnet; an die grauen Mauern von Burgen und

Städten schrieb der Sage Finger mit unvergänglichen Goldbuchstaben die Kunden von dem Einst. In den Marmor der Säulen, in den Stein der Betstöcke auf den Feldern, in das Erz der Glocken grub sie allenthalben ihre Stigmen, ihre Geheimzeichen, in alte Bäume schnitt sie ihre Runen. Sie rauscht durch das steinerne Laubwerk der Dome, und ihr Anhauch ist es, der an uralten ehernen Denkmalen als matter grüngoldener Schimmer edlen Rostes unserm Auge erfreuend begegnet.

Das Heldenbuch, das Nibelungenlied, sie hinterließen manche Spuren. Noch grünt im Rhein bei Worms die Aue des Rosengarten; lange hing im Dome daselbst der dreiundzwanzig Werkschuh lange Schürbaum, mit welchem Held Siegfried den Drachen erschlug, und lange zeigte man alldort des hörnenen Siegfried Grab. Worms wurde als Hauptstadt des Burgundenreiches genannt. Brunhilds steinernes Gebilde prangt als ein Wahrzeichen noch immer am Wormser Dome. Aber auch der Drachenfels am Rhein, weit von Worms, behauptet sein Recht, in diesen Sagenkreis hinein zu ragen. Selbst der Name Nibelung blieb erhalten; so führte ihn jener Jülicher Ritter, dem der Elbe Goldemar diente. Dieser Elbe liebte Nibelung von Hardenbergs Schwester, ward aber durch des Burggesindes Tücke vertrieben, und verließ Schloß Hardenberg. Er entführte später eine Königstochter, welche Dietrich von Bern befreite. Die deutsche Sage gönnt nicht dem wälschen Verona den Ruhm, Dietrichs Heimath gewesen zu sein, sie nimmt Bonn am Rhein dafür, dessen ältester Theil vor Zeiten Verona oder Bern geheißen habe. Auf einer Burg in Franken verjüngte sich in auffallender Weise die Sage vom hörnenen Siegfried. Ein Hirtenknabe fand am Ufer der fränkischen Saale

einen Stein, rieb damit seine Haut und wurde dadurch unverwundbar. Später erlegte er, nachdem er eine Siegfriedsburg erbaut, einen Lintwurm; ein Wäldchen nahe der Burgtrümmer über dem Dorfe Seyfriedsburg, im Königl. Baierschen Landgericht Gmünden, führt noch den Namen Lintwurm. (D. Sagenb. 47. 111. 785.)

An das Amelungenlied im Heldenbuche, an den heldenhaften Kämpfer Dietrichs von Bern, Amelung von Garten, oder überhaupt an den Ostgothenstamm der Amelungen, und jene Mannen Etzels: Walamir, Widimir und Theodimir, welche die Amelungen heißen, scheinen manche Ortsnamen in der Gegend um Hörter zu erinnern, einer Gegend, in welcher die Sagen von Riesen, Heunen, Hünen und Hunnen äußerst lebendig sind, und in einander klingen. Da liegen Amelungsborn, ehemaliges Kloster, wie auch ein Dorf gleichen Namens, Amelungsen (jetzt fälschlich Amelunxen geschrieben), Amelsen, Amelshausen, selbst die dortigen Ortsnamen Hameln und Hamelschenburg dürften eher auf Amelungen zu beziehen seien, als auf einen angeblichen Gott Ham, dem zu Ehren Ham, Hamburg und Hameln ihre Namen getragen haben sollten. Der früheren deutschen gelehrten Forschung lag letzteres freilich einleuchtend näher, denn jener Gott Ham konnte ja nur Jupiter Ammon sein, dessen Haupt mit Widderhörnern geziert ist, welche Widder, wenn sie verschnitten sind, zu deutsch Hammel heißen, womit die Städte-Namen Ham, Hameln und Hammelburg jenen Forschern zur völligsten Genüge aus ihrer Sympathie und Wahlverwandtschaft erklärt waren. (D. Sagenb. 300.)

Von Attila zeugen mehrere Chronikensagen; so wird in alten thüringischen Chroniken gemeldet, daß zu König

Merowigs Zeiten Attila auf einem Heereszuge durch Thüringen und gen Eisenach gekommen, allwo König Günther gesessen; dessen Tochter Chrimhilde habe Attila zur Ehe begehrt und auch bekommen, und sei lange dort geblieben, habe sich still gehalten, sei mild und gastfrei gewesen und habe viele Münzen prägen lassen. An einem See bei Tonndorf (im S. Weimar.-Eisen. Amte Berka) habe er gelagert, gefischt und gewaidwerkt. Dieser Ort kommt bereits als Tonecdorf 706 urkundlich vor.

Wie den grimmen Hagen im Nibelungenliede drei Wasserjungfrauen warnten, so warnte nach Augsburgischer Sage eine Stromfei, die aus der Fluth des Lech emporrauschte, Attila, der den Strom überreiten wollte, und rief ihm dreimal zu: Retro Attila! — und er ritt rückwärts. Noch ist die Erinnerung an die Hunnenschlacht am Lech, die auf diese Erscheinung folgte, nicht erloschen, so wenig wie jene an die Schlacht bei Merseburg, die ihnen Kaiser Heinrich der Finkler schlug, der die Hunnenbürde von Deutschlands Nacken nahm, und Land und Volk von den östlichen Barbaren befreite. Von des Hunnenvolkes Grausamkeit und unmenschlichem wüthen ist in örtlichen Chroniken vieles zu lesen, und dadurch blieb auch manche Sage wach.

Nicht nur ihr gewaltiger einstiger Heerführer, jeder einzelne spätere Hunne war eine Gottesgeisel, grausam, blutgierig, roh, wild und gefräßig. An vielen Orten flüchteten sich vor diesen Barbarenhorden die Menschen in Wälder und Bergeshöhlen, und letztere, die noch heute vorhanden sind, erneuen als Hunnenlöcher, Hül- oder Heullöcher, Hünklüfte, Wichtleinshöhlen u. s. w. da und dort die Sagen von jener Völker Anwesenheit in Deutschland. Eine Menge Berge tragen noch den Hunnennamen, und es ist

bei den vielen Hundsrücken (ebenfalls Bergnamen) wol auch mehr an Hunnen, wie an Hunde zu denken.

Ueber jene Bergschlupfwinkel schreibt die alte Meininger Chronik: „Für solcher Angst und Furcht, und damit die Leute für der Hunnen wüthen und toben etlichermaßen sicher sein möchten, haben sie Löcher in die Berge und Felsen gemacht, und sich darinnen verborgen, dergleichen nicht allein zu Meiningen am Drachberg und an der Trifft (ein Berggelände), sondern auch in der Nachbarschaft am Dolmar und zu Dillstädt zu finden sein. Solche Löcher hat man vor Zeiten Zwerg-Löcher und Wichteleins-Wohnungen genannt, weil die hiesigen Leute, so sich derselben bedienet, gegen die Hünnen als kleine Zwärg- oder Wichtelein geschienen." Freilich mischt sich die alte mythische Hünensage mit der Hunnensage häufig ganz untrennbar, wie man auch im vorstehenden nicht recht weiß, ob nicht die alte Ueberlieferung über die Hunnenzeit hinaus und in die mythische Zwerg- und Wichteleinzeit hinein reichte, obschon der Chronist das Wort Wichtlein statt des Wortes Kinder gebraucht, um zwischen der hunnischen Rießengröße und der Einwohner Kleinheit den Gegensatz recht anschaulich zu machen.

Zwischen jene Hunnenzeit Etzels und die spätere der Hunneneinfälle und Hunnenschlachten unter Kaiser Heinrich I. tritt groß und gewaltig die Zeit Kaiser Karls des Großen mit ihren zahlreichen und poesievollen Erinnerungen. Aber selbst von dessen Ahnen blieben noch erinnernde Anklänge in deutscher Sage haften. Von König Merowigs Herrschaft in Thüringen kündet sie, und daß er die Städte Nordhausen, Merseburg und Erfurt begründet habe, so wie Burgen bei Erfurt und anderorts erbaut. Er ist vielleicht jener mythische König der Sage, der das runde Glücksschiff

besaß, auf welchem die 12 Johannes um die Welt fuhren, von denen jährlich einer dem Teufel zum Opfer verfiel (D. Sagenb. 246), darin der Ursprung jener Sage, daß am Johannistage See'n und Ströme ein Menschenopfer verlangen, mit zu suchen ist. Bei Nordhausen grünt noch heute eine Merowigs Eiche.

Scheidungen an der Unstrut kündet immer noch die alte Sage und Klage um das zertrümmerte thüringische Königreich, dessen Fall, wie hochtragisch und hochpoetisch sein Stoff ist, noch kein Dichter sang und zu singen vermochte, denn einige neuzeitliche Versuche und Anläufe dazu, ein dramatischer und ein epischer, erscheinen, an die Erhabenheit des gewaltigen Stoffes gehalten, völlig unbefriedigend. Von der Thüringer Königin Amalberga leitet die örtliche Sage den Namen der Stadt und des einstigen Schlosses Hammelburg an der fränkischen Saale ab, wie sie auch den Thurm auf Burg Saaleck ohnweit Hammelburg erbaut haben soll. (D. Sagenb. 783.)

Die Anwesenheit und Seßhaftigkeit der Sorben in Deutschland bezeugt noch die altergraue Ruine der Sorbenburg bei Saalfeld, einer Rune vergleichbar. Vom Frankenkönige Dagobert leben noch wie in der Schweiz, so auch auf dem thüringischen Eichsfelde Sagen, und Heiligenstadt will ihm seine Begründung danken. An den großen Pipin von Heristall erinnern noch Ortsnamen, wie auch jene eines in Thüringen seßhaften Adelsgeschlechtes, das der Herren von Harstall auf Lauterbach und Mihla. Karlsstadt am Main mit seiner stolzen Trümmer der hochragenden Karlsburg leitet Gründung und Namen von Karl Martell oder doch von Karl dem Großen ab, dem auch die Erbauung der hochbedeutenden Salzburg an der fränkischen Saale zugeschrieben wird, auf welcher der mäch-

tige Herrscher nicht selten weilte, und wo er namentlich eine Gesandtschaft aus Byzanz empfing. Von der Anwesenheit dieses Heroen der fränkisch-deutschen Geschichte in Deutschland ist eine reiche Zahl von Sagen vorhanden. Der mündlichen Ueberlieferungen von den in den karlingischen Sagenkreis eingeschlungenen Paladinen Haimon von Dordone und seinen Söhnen wurde schon öfter gedacht. Kloster Lorsch bewahrt eine Sage von Karls Grausamkeit gegen den halbmythischen Baier-Herzog Thassilo. (D. Sagen I. 56.) Bei den Ditmarschen klingt noch ein Hall der Erinnerung nach an ihre erste Unterdrückung und Unterjochung durch Karl. (A. a. O. 172.) Burg Deesenberg, davon noch die Spiegel von Deesenberg ihren berühmten Namen tragen, soll Karl der Große erbaut, in des Berges Schoos hinein soll er sich verwünscht haben, und in ihm sitzen, der Zeiten Wiederkehr zu erharren, wie im Karlsberge bei Nürnberg und im Guckenberge bei Gemünden am Main und im Untersberge bei Salzburg. (A. a. O. 284. 844. 784. 986.)

Dem Heldenbilde Karls ganz nahe gerückt, steht auch in der Sage das des großen Sachsenherzogs **Widukind**, dessen Burgen die örtliche Ueberlieferung noch alle nennt und kennt, die **Wekingsburg** bei der Porta westphalica, auch Wittigendstein geheißen, die Burg auf dem Werder über dem Zusammenfluß der Herforder Werra mit der Weser, ja die Sage, und freilich nur sie allein, läßt ihn auch den Stammsitz des erlauchten Sachsenfürstenstammes der Wettiner, **Wettin** bei Halle, und die Stadt **Wittenberg** in Sachsen gründen. Ebenso gründete Held Widukind **Minden** und erbaute sich die Burg **Babylonie** nahe bei Lübbeke, in deren Bergestiefe nach der unglücklichen Schlacht auf dem Wittenfelde der mannliche Held mit seinen Wappnern einritt, und sich hinein verwünschte bis zum jüngsten Tage.

Von Zeit zu Zeit wird er und seine Schaar auf weißen Pferden reitend außerhalb des Berges erblickt, gleich den Rittern aus dem Berge Blanik der böhmischen Sage. Solcher Austritt soll dann Krieg vorauskünden, gleich jenem des Rothensteiners nach dem Schnellerts. (D. Sagenb. 377.)

Wie reich ist Aachen von einem Sagenkranze Karls des Großen umblüht! Bei Dören, zwischen Aachen und Köln, ließ er durch einen Sänger und diesem zum Lohne den Bürgel-Wald umreiten, dieweil er sein Mittagsmahl hielt; der Sänger umritt den Wald und schenkte ihn den umliegenden Dörfern, denen es an Holz gebrach. In Aachen zeugt noch immer der Dom von des großen Kaisers Macht und Pracht, in ihm steht noch Karls elfenbeinerner Stuhl, darauf er im Leben saß, wird noch sein Grab, seine Krone und sein Schwert gezeigt. Noch ruht der Weiher still an des Frankenberges Fuße, dahinein Turpin den Zauberring warf, der Karls Herz durch Fastrada's Liebeszauber umstrickte und seine Sinne bethörte, wodurch nun der Weiher selbst diese magische Anziehungskraft gewann. (D. Sagenb. 118. 120. 124. 125.)

Von Kaiser Karls Tochter Emma und ihrem Geliebten Eginhard stehen noch steinerne Sagenzeugen zu Erbach wie zu Seligenstadt, ihre Marmorsärge; der eine älteste leere zu Erbach, in dem beider Gebeine einst ruhten, der jüngere zu Seligenstadt, in dem sie noch unversehrt ruhen.

Wie wunderbar und mannichfaltig tritt nicht aus alten Heldensagenklängen die Schwanrittersage vor uns hin! Von einer antikgefärbten Schwanensage erhielt eine Landschaft an der Schelde ihren Namen Schwanenthal, Valenciennes (Vallis cigneae), in welche Sage jener Held Braban verflochten ist, der Brabant gründete.

Da kommt schon Schloß-Magen an der Maas, das später Neumagen, oder Nimwegen am Rhein und die Gegend von Cleve vor, in der sich dieselbe Sage in späterer Zeit verjüngte. (D. Sagen d. Br. Grimm. Th. 2. 286 u. ff.) In der flandrischen Sage von Oriant und Beatrix, in welche wieder die Welfenmäre hineinspielt, wird des Einsiedlers Helias gedacht (der in eigener Weise an den Eremiten Helias oder Eli einer Wartburgsage erinnert), welcher eins der auszusetzenden Kinder taufte und nach seinem Namen nannte, die andern sechs Brüder wurden nach der Hand märchenhaft zu Schwänen. Jener jüngere Helias tritt nun als Rächer seiner Mutter auf, er bringt, wie in den Volksbüchern von der Harlande u. a. durch edle Söhne geschieht, deren Unschuld zu Tage, und erlöst seine Geschwister aus dem Banne der Verwandlung. (Ausführlich a. a. O. Nr. 534. S. 291.) Nun wird Helias der Schwanritter, kommt als Kämpfer auf dem Schwanschiff an, und rettet abermals im Zweikampf die Ehre und Unschuld der hart angeklagten Herzogin von Brabant. Er wird Gemahl ihrer Tochter Clarissa, die aber nach abweichender Sage auch wieder Beatrix heißt; gewinnt mit ihr zwei Kinder, und verbietet ihr nur das eine, nicht nach seiner Herkunft zu forschen. Gerade deshalb forschte die Frau unablässig, und da mußte er sich schmerzlich von ihr scheiden. (D. Sagenb. 135.)

Nach der erwähnten Abwandelung war Beatrix die einzige Tochter Herzogs Dietrich zu Cleve, die nach ihres Vaters Tode den herrlichen Jüngling Helias auf von Schwanen gezogenem Schifflein rheinabwärts schwimmen sah. Er trug ein goldenes Schwert, einen kostbaren Ring und ein schönes Jägerhorn, und Beatrix gewann ihn lieb und nahm ihn zum Gemahl. Diese drei genannten Stücke (wieder die mythische Dreizahl der Zaubergaben eines mythischen

Wesens) hinterließ Helias seinen Kindern, als er sich abthat von dem Weibe, das der Neugier, nach des Gatten Herkunft zu fragen, nicht widerstehen konnte. In jenes Schwanritters Schilde war ein leuchtender Wunderstein befestigt, blendend weiß, also wieder der weiße, der Waise, der Einzige, der Solitarius, und um denselben acht goldene Scepterlein ins Kreuz und ins Andreaskreuz in rothes Feld gestellt, das nachmalige Wappen der Grafen und späteren Herzoge von Cleve. Nach den Heldengedichten Parcifal, Titurel und Lohengrin war nun Lohengrin selbst Schwanritter, welcher der bedrängten Herzogtochter Else (Helisa) oder Elsam, vom Schwane im Schiff gezogen, zu Hülfe kam, ihren Feind und Bedränger, Friedrich von Telramund überwand, und ihr Gemahl ward, aber dann, da sie neugierdevoll das zu wissen verlangte, was ihr zu wissen doch nicht frommte, ihr sein Ringlein, seinen Kindern Horn und Schwert zurückließ, und auf dem Schwanenschiff wieder von dannen fuhr in das Amt des heiligen Graales, dessen Ritter er war. Also erfaßt, hat noch in jüngster Zeit Richard Wagner die Sage in seiner Operndichtung Lohengrin behandelt, und dadurch dazu beigetragen, eine der poesievollsten Sagen wieder in das Volksbewußtsein zu tragen und in ihm frisch lebendig zu machen. Das ist schon vom dichterischen Gesichtspunkt ein Verdienst, wie weit das musikalische Verdienst des genialen Componisten sich dabei noch außerdem erstreckt, vermögen wir nicht völlig zu ermessen; wir prophezeien ihm aber schon deshalb Glück und große Zukunft, weil er so viele achtbare, tüchtige Gegner hat, ohne welche nie ein Strebender bedeutend werden kann; sie gehören gleichsam zum Aufflug, wie die heiße Feuerluft in den Ball der Montgolfiere. Die Br. Grimm haben in ihren Sagen B. 2 in

den Nummern 533 bis 538 alle Schwanrittersagen nach Chroniken und Gedichten erschöpfend zusammengestellt, und auch noch die Sage von dem Geschlecht der Schwanringe zu Plesse beigefügt. Der ganze Sagenkreis bewegt sich auf brabantischem und niederrheinischem Boden, hauptsächlich um Cleve und Nimwegen. Welche Bedeutung und tiefe Begründung aber Schwansagen im deutschen Volksleben früher hatten, das bezeugen neben den vielen wirklichen Schwanseen, auch die nach Schwanen genannten deutschen Ortschaften Schwanberg, Schwanburg, Schwandorf, Schwanebeck, Schwanfeld, Schwanheide, Schwankirchen, Schwangau, Schwanhausen, -heim, -hof, Schwaningen, Schwansee u. s. w. in der einfachen wie in der Mehrzahl, Schwanen statt Schwan und in sonstiger mannichfacher Abwandlung. Wie viele dieser überzahlreichen Orte mögen sich nicht eigener Ursprungssagen zu erfreuen haben, von denen zwar manche sich einfach auf den Vogelnamen begründen werden, manche aber doch tiefer liegen und vielleicht mythische Färbung haben, daher es wol der Mühe lohnt, eifrig nachforschend deren Spuren zu entdecken und zu verfolgen.

An Kaiser **Heinrich den Finkler** leben noch auf dem Harze örtliche Erinnerungen. Noch zeigt man dort den **Heinrichswinkel**, wo er den Vogelherd aufgeschlagen, wo des Reiches Abgeordnete ihn fanden, ihm des Reiches Krone boten. Noch grünt dort eine Wiese, die der **Kaisergarten** heißt, noch kennt man die Orte, wo seine kleinen Jagdhäuser standen, noch trauert dort, an die Sachsenkaiserzeit erinnernd, Memlebens erhabene Trümmerkirche, wo Kaiser Heinrich I. starb, wo auch sein Sohn, Kaiser Otto I. starb. An diesen und dessen Sohn Otto II. mahnen lebhaft die Sagen von der Auffindung der Bergwerke bei Goslar. Von Erinnerungen an Kaiser Heinrich II.

und an dessen überkeusche Gemahlin Kunigunde ist die alte fränkische Bischofsstadt Bamberg immer noch erfüllt, auch ist dort die Sage von Hatto's Verrath noch unvergessen. Man zeigt die Wegstelle noch, wo Kunigunde ihren Ring vom Felde aus zur Bekräftigung einer sittlichen Wahrheit nach der großen Domglocke schleuderte, wie jene, wo Hatto den bethörten Grafen Adalbert zur Umkehr beredete.

Noch steht der Prachtbau des Schlosses und vormaligen Klosters Theres hoch und stolz über dem Mainufer, wohin Adalberts enthaupteter Leichnam schwamm, und dort seine Ruhestätte fand, noch grünt der Garten, darin er ruhen soll mit einem großen Schatze. Die Sage von der Abensberger Schaar, die sich an Kaiser Heinrichs II. Zeiten heftete, ist ohnweit Regensburg noch in gutem Andenken; sie wurde nicht selten durch Bildwerke erläutert und verherrlicht. An Konrad den Salier erinnern die Sagen von der schönen Jutta, seiner angeblichen Tochter oder Verwandten, welche der junge Böhmenherzog Brzetislaw entführte. Er war es, der Ludwig den Bärtigen von fernher in das Thüringer Land berief und zu einem Gaugrafen und Richter ihn ernannte, von dem und seinem Barte noch ein verwittertes Steingebilde am Nicolaithorthurme zu Eisenach zeugt. Ihm entsprang das mannliche Geschlecht der Thüringer Landgrafen, an die so manche schöne Sage mahnt, wie Ludwigs Sohn, der kühne Entspringer, die Wartburg baute, wie dessen eiserner Sohn den hartherzigen Vasallentrotz die strafende Faust fühlen ließ, wie er um die Veste Freiburg, bei der der Edelacker noch heute bestellt wird, in kurzer Zeit die lebendige Mauer zog; wie Elisabeth ihre frommen Werke und ihre Wunder übte, wie an deren heiligen Wandel noch viele Stätten erinnern, an denen sie weilte, Thal und Brunnen, Teich

und Garten. Noch steht auf Schloß Wartburg das Steinbild mit dem Leuenkämpfer, das als Sagenzeuge von Landgraf Ludwig dem Heiligen spricht; noch steht der enge Gang ob dem Ritterhause, von dem Margaretha sich in die tiefe Waldschlucht fliehend an zerschnittenen Lacken niederließ; noch schattet kühl und frisch die Felsgrotte des Landgrafenloches, darin der freudige Friedrich mit seiner Schaar sich barg, und von da aus Wartburg erstieg und nahm. Immer neigen jene riesigen Felsenbildungen Mönch und Nonne sich zum Kusse gegeneinander, und ein anderer Fels, westwärts der Burg, unter ihr liegend, blickt empor, wie ein steinernes Greisenhaupt geformt, deß Bart sanft zur Tiefe abwallt, ein leibhaftes Barbarossa-Bildniß.

Kaiser Heinrich IV. ließ manche örtliche sagenhafte Erinnerung an sein Erdenwallen zurück. Die Schlösser Trifels bei Landau und Dürrenstein am Donaustrome werden beide als die genannt, in deren Kerkergemäuer Heinrich VI. den männlichen König und Sänger Richard Löwenherz gefangen hielt. Speier, die graue deutsche Kaiser-Todtenstadt, weiß von den Heinrichen zu singen und zu sagen. Als Heinrich IV. zu Lüttich im Elend starb, läutete von selbst die Kaiserglocke im Dome zu Speier, und alle anderen Glocken stimmten volltönig ein. Und als dieses Kaisers unnatürlicher Sohn, Kaiser Heinrich V. starb, da läutete vom Domthurme nur ein einziges Glöcklein mit schrillem Klang und auch ganz von selbst; das war das Armesünderglöcklein, welches gezogen ward, wann Einer ausgeführt wurde zum Hochgericht, und die Reihe der fränkischen Kaiser, die hundert und ein Jahr blühten, war zu Ende.

Unter den Heinrichen umsäete ein freisamer Rittersmann jenes weite Feld, das die hernach davon genannte Grafschaft Mannsfeld umfaßte; die Sage weiß auch noch den

Ort, wo der aus Mutterleib geschnittene Graf Hoyer von Mannsfeld am Welfesholze mit der Eisenfaust tief in einen Stein griff.

Und welch' ein reicher Sagenkranz duftet die Erinnerungen an Kaiser Friedrich den Rothbart so mannichfach aus und weithin über ganz Deutschland! Daß die Sage, wie sie leicht und gern und häufig thut, ein Vierteljahrhundert überspringt, und Friedrich I. mit Friedrich II. vermengt, oft einen für den andern nimmt, darf nicht befremden. Beim ersten war es nächst seiner Herrlichkeit der zur Mythe verklungene Tod im fernen Fremdland, beim andern die Mächtigkeit seines Wesens und seiner Regierung, die weithin in die späterkommenden Jahrhunderte den Abglanz ihrer Strahlen warf, denn Kaiser Friedrich II. war es, der groß und schön allem Volke Kaiser Karls des Großen Heldenbild erneuerte. Was von beiden Herrschern sagenhaftes und sagengeschichtliches in Büchern lebt oder auch begraben liegt, wollen wir hier nicht des breiteren erörtern; Minnesang und Chronikenschrift und Volksbücher gedenken dieser Kaisermär, und zuletzt wuchs sie dem deutschen Volke gar ins innerste Herz hinein. Ehe wir des Berges oder der Berge gedenken, in denen nach der Sage Kaiser Friedrich im Halbschlummer nicken und träumen soll, was ein ächt deutscher, höchst gemüthlicher und ebenso ironischer Zug der Sage ist, die nicht selten durch Thränen lächelt und gar vieles mit tiefem Sinne erfaßt hält, den nicht jeder zu ahnen, zu finden und mitzufühlen vermag — erwähnen wir der Grundzüge der Sage, obschon dieselbe als allbekannt vorausgesetzt werden kann, im allgemeinen Umriß.

Kaiser Friedrich der Rothbart war gen Wälschland gezogen, und dort vom Papst mit dem Kirchenbanne belegt

worden. Da legte der Held ein Gewand an, das ihm der Priesterkönig Johannes aus India verehrt hatte, und nahm ein Fläschlein mit duftendem Wasser, bestieg sein Roß, winkte wenigen seiner Getreuen und ritt mit ihnen in einen tiefen Wald, dann drehete er ein goldenes Ringlein, darin drei zauberwirkende Steine, und da entschwand er auch seinem kleinen Gefolge, war verloren, ward nicht mehr gesehen.

Als der Kaiser so hinweggekommen war, vermochte Niemand zu glauben, daß er gestorben sei, sondern seine Wiederkehr ward erhofft und erharret von einer Zeit zur andern. Aus der Hoffnung entsprang die Prophezeiung: er werde wiederkommen, und aus der Prophezeiung die gläubige Zuversicht auf deren Erfüllung: er müsse wiederkommen. Daraus woben sich erst sparsam und dann mehr und mehr die Kunden: man wisse, wo er sei, er habe sich gezeigt — er habe selbst seine Zukunft verkündet. Nun verlautbarten nach und nach die Orte, wo man ihn glaubte — und die Worte, die er sollte gesprochen haben — lauter Verheißungen der Erfüllung tief schlummernder Volkswünsche, denn von dieser bedeutsamen Sage Entstehung an sind des deutschen Volkes schlummernde Wünsche der schlummernde Kaiser — billige, gerechte Wünsche der Edlen, Gesitteten und Gemäßigten, nicht der Rumormeister, Schwarmgeister und Rottgesellen, Wünsche nach Deutschlands wirklicher und wesentlicher Eintracht, nach seinem Ruhme und nach seiner Größe. Was geschehen solle, das wolle der Kaiser vollbringen — er solle gewaltig werden auf römischer Erde — (Deutschland solle Roms Joch nicht tragen) — er solle die Pfaffen stören — (Deutschland solle Frieden halten in Glaubenssachen, den die Pfaffen, was so recht eigentlich Pfaffen sind, niemals halten können) — er solle das heilige

Grab gewinnen und den Sultan und alles unchristliche überwinden. Das ist eine so klare und deutliche Verheißung, daß sie wahrhaftig der Auslegung nicht bedarf.

In das Volk mochte wenig von der wirklich geschichtlichen Nachricht eindringen, welchen Hergang eigentlich das Ende beider Kaiser gehabt, und zuletzt glaubte es auch keine zweite Nachricht, da ihm die erste glaubhafter erschien, und klagte um ihn, und hoffte gläubig auf ihn. Wie nun die Sage in Schriften überging, wurde sie mehr und mehr erweitert, jener Zug von einer großen Entscheidungsschlacht, „um des Glaubens willen" kam hinzu, und jener vom dürren Baume, an den der Kaiser seinen Schild aufhängen, und welcher Baum wieder frisch ausgrünen werde — des Baums Stand und Ort veränderte die Sage mannichfalt; erst war's das ferne Morgenland, das Land des Alten vom Berge, dann Thal und Hain Mamre, mit ihren Patriarchengräbern, dann die Krim, die alte taurische Halbinsel, die in der Gegenwart erst wieder reichlich mit Christen-Blut gedüngt ward, aber nicht um des Glaubens, sondern um des Handels willen, nicht den Sultan zu vertreiben, sondern ihn zu schirmen und sein Reich zu festen. Allgemach rückte der mythische Baum näher, er wurzelte im Walserfelde unterm Untersberge, auf dem Rathsfelde beim Kiffhäuser, jenen beiden bedeutendsten Stätten, an welche die deutsche Sage den verzauberten Kaiser band und bannte, und nun wurden bald diesen zweien noch andere in deutschen Landen verstreute Stätten von der immer lebendigen, sich rastlos und ewig verjüngenden Sage hinzugefügt.

Der höchste 1000 Fuß hohe Rücken des kleinen isolirten Kiffhäusergebirges, das aus Vorbergen des Harzes an dessen südlichem Abhang besteht und hingelagert ist, trug seit grauen Zeiten eine umfangreiche Hofburg mit einem

vierreckten Wartthurm auf dem höchsten aussichtreichen Punkte, die Burg Kiffhausen, deren Namen man von keifen, streiten u. s. w. hat ableiten wollen. Das thüringische Landvolk der Umgegend spricht aber noch heute statt: der Kiffhäuser: der Küphüser; Kuppe ist Berggipfel, die Burg war einfach das Haus auf der Kuppe. Unten am Berge liegt der alte Kaiserpfalzort Tilleda, schon im Schooße der güldenen Aue; nicht gar weit von ihm lagen die Kaiserpfalzen Allstädt und Wallhausen. Kein ritterliches Geschlecht bewohnte die Burg, weder Herren noch Vögte von Kiffhausen gab es, jedenfalls war sie vorzugsweise eine Kaiserburg, und wurde früh, bald nach der Schlacht am Welfesholz, zerstört. Eigentlich war es eine Doppelburg (Ober- und Unterburg) wie die Sachsenburg bei Oldisleben ebenfalls eine solche war. Nach der erwähnten Zerstörung wurde die Burg wieder aufgebaut, erhielt nun Burggrafen, wurde sogar, wegen einer neuerbauten Kapelle, vielbesuchter Wallfahrtort und verödete, als die Reformation der Wallfahrt ein Ende machte.

In dem Schooße dieses Berges nun soll der entrückte Kaiser Friedrich sitzen und schlummern, und träumend nicken, und alle hundert Jahre einmal erwachen und *fragen*, ob die Raben noch um den Berg fliegen? *Sein langer* rother Bart durchwuchs den Steintisch, an dem der Kaiser sitzt, und muß dreimal um denselben herumwachsen; noch ist er nicht ganz herum, wann aber die Zeit sich erfüllt, wird der Kaiser aufstehen und hervortreten, und an den dürren Birnbaum seinen Heerschild hängen. Mit sich selbst habe er auch seine Tochter und Wappner und all sein Hofgesinde in den Berg verwünscht. Zahlreich sind die Sagen von Schäfern und Hirten, denen des Kaisers Gezwerge erschienen, die hinabgeführt wurden in die unterirdische

Halle, die begabt zurückkehrten. Wir haben sie in unserem thüringischen Sagenschatz 4. Band zumeist zusammengestellt. Auch die graue Warte nennt das Volk den Kaiser Friedrich, er ist ihm mitunter selbst der versteinerte Berges-Alte, um dessen Haupt die Raben fliegen, wie um das Haupt des Göttervaters Odin. Damit wollen wir aber den verzauberten deutschen Kaiser keineswegs zum Odin, Wodan oder Thorr der scandinavischen Mythe machen, und ihn aus seiner Bergentrückung der deutschen Sage selbst fern rücken.

Der Grundzug dieser ganzen Sage ist diese Bergentrückung, die bei sehr vielen großen Helden oder gefeierten Personen wiederholend begegnet. Zunächst war es Siegfried, dessen sich auf diese Weise die Sage bemächtigte, der unterm Bergschlosse Gerolseck im Wasgau dem einstigen erwachen entgegen schlummert, dann Dietrich von Bern, dann Karl der Große. Im Untersberge, im Deesenberge, im Karlsberge, im Brunnen der Nürnberger Kaiserburg, im Gudensberge in Hessen u. a. ist des letztern Ruheplatz.

Dann ist es der große Sachsenherzog Wittekind, im Wekingsberge, in der Babylonie; es ist Otto der Große, der auch rothbärtig gedacht wird, es ist Kaiser Heinrich der Finkler, beide sollen, wo nicht in den Kiffhäuser Berg, so doch in den Rammelsberg bei Goslar, am entgegengesetzten Ende des Harzwaldes, verwünscht sein.

Die beiden Friedriche, in ein entrücktes Heldenbild verschmolzen, läßt die Sage aber ebenfalls im Salzburger Untersberge rasten, nicht minder zu Kaiserslautern in tiefer Felsenhöhle. An diesem Berge sahe man reitende Geisterschaaren drei Tage lang aus- und einziehen, und geschah

dies im Jahre 1123. Ungenannte Herrscher ruhen in ganz ähnlicher Weise im Berge zu Schildheiß in Böhmen, ein König auf elfenbeinernem Stuhle, welcher Stuhl nach Karl dem Großen hindeutet, und im Guckenberge in Franken, in den ein Kaiser mit seinem ganzen Heere versank. Auch diesem letzteren wohnt der Sagenzug bei, daß sein Bart dreimal um den Tisch wachsen müsse, der wieder nach dem Barbarossa deutet.

Von Karl dem Großen und von den Friedrichen trug sich selbst auf den reichen und mächtigen Kaiser Karl V. die Sage von der Bergverzauberung über; auch ihm eignet sie den Untersberg zu, sein Heer läßt sie im Odenberge in Hessen wohnen. Von Karlequintes geht manche örtliche Sage um. Im thüringisch-hessischen Flecken Brotterode am Fuße des Inselberges läßt die Sage Karls V. Gemahlin ein Wochenbette halten und für gute Pflege den Ort reichlich mit Blutbann, Gehölz und Freiheiten begaben. Noch wird dort eine oft erneuerte Fahne als „Funn von Karlesquintes" aufbewahrt, auf der ein Fahnenrecht ruht.

Abgesehen aber von den Gestalten der alten Heldensage und späterer deutscher Kaiser gehören noch mehrere Helden und andere Personen in den Kreis der Bergentrückung, theils mit dem prophetischen Zuge einstiger Wiederkehr, theils ohne denselben. So König Dan, zu dem hinunter man einst, wie zu Kaiser Friedrich im Berge bei Kaiserslautern, einen zum Tode verurtheilten Verbrecher ließ, nahe Tönningen in Eiderstete, bei dem sich die Kiffhäusersage fast gleichlautend wiederholt. (D. Sagenb. 173. 175.) Ebenso sitzt bei Lauenburg in Cassuben ein König im Berge; auch zu diesem wurden Missethäter hinabgelassen. Drunten war ein Garten, darin stand ein Baum mit weißer Blüthe, und der König saß auf silbernem Stuhle. (D. Sagenb. 239.)

Held Eckart, der des Harlungenhortes vor einem Berge hüthet, ward schon genannt; auch vor dem Hörseelenberge sitzt er und warnt jeden, so da hinein will. Dahin gehören auch die Ritter des Berges Blanik, die Heereszüge der wilden Jagd, die Männer im Zoptenberge, der Ritter und Minnesinger Danhäuser oder Tannhäuser, dessen bei den mythischen Sagen gedacht ward, das uralte graue Männlein im Willberge, dem der Bart durch den Steintisch gewachsen ist, und das dort Schätze hüthend sitzt. (D. Sagenb. 297.) Es gehören ferner dahin die Männer im Flußberg (Flußspatberg) über Bad Liebenstein in Thüringen, die in Burg Waldstein im Fichtelgebirge Gebannten, die gleich jenen Thüringern ihre unselige Zeit mit stetem hadern und mit dem spielen eiserner glühender Karten hinbringen. Bergentrückte, welche nach langer Abwesenheit wiederkehren, dann aber insgemein nicht lange mehr leben, kennt die Sage sehr viele; zu ihnen ist auch jener schon erwähnte Mönch zu zählen, der dem Vögelein nachzog, und erst nach hundert Jahren wiederkehrte, und glauben lernte, daß tausend Jahre vor Gott sind, wie ein Tag. So auch jene Hirten und jenes Brautpaar, die in den Kiffhäuser eingingen, und nach der Wiederkehr nach einigen Stunden, wie sie vermeinten, alles verändert fanden, weil die Welt unterdeß um ein Jahrhundert oder mehr älter geworden war. Ebenso jener Gast des Todten zu Groß-Berkantine, eine Braut zu Venshausen, die Zollner von der Hallburg und zahlreiche andere. (D. Sagenb. 815.)

Gern feiert und verklärt auch die örtliche Sage kühnes, hochherziges und heldenhaftes Gebaren, und überliefert es der Nachwelt mit manchen Denkzeichen, nicht minder das nicht alltägliche, das außergewöhnliche. Sie wird jenem Grafen von Gleichen seine zwei Frauen zugleich nicht nehmen

lassen; dafür tritt der Wanderer auf Burg Gleichen noch das Pflaster des Türkenwegs, dafür grünt noch das Freudenthal am Bergesfuß; wir haben in Jugendjahren noch das Dreischläferbette gesehen, wenn es auch schon ein verjüngtes war, als die Burgruine Gleichen ihre Dachung noch hatte, und man durch die obern Gemächer noch wandeln konnte. Burg Ehrenstein zwischen Rudolstadt und Stadtilm war der Sarazenin Leibgedinge und auch dort ward ein solches Bette gezeigt. In der Altmark zu Jagow wiederholt sich die gleiche Sage; der Türkin Bildniß im Ahnensaale der Familie von Jagow zeugte von ihr, nicht minder ein Leichenstein in der Kirche zu Großen-Garz, wie der Gleichensche im Dome zu Erfurt, der Wertheimsche in der Kirche zu Wertheim am Main, wo ebenfalls dieselbe Sage ihr Echo fand. Wer diese Sagen abläugnen will, kann sich getrost auf jene Leichensteine als deren erste Urheber stützen. Nicht allzuweit von Wertheim lag ein Schloß im Spessartwalde, an das sich die Sage von einem Knabendoppelraub genau so knüpft, wie die Geschichte den sächsischen Prinzenraub schildert. Dieses Schloß hieß sogar auch Altenburg. (D. Sagenb. 790.)

Kühne Ritter und Reiter erscheinen in den vielfachen Sprungsagen bevorzugt; wir deuten die hauptsächlichsten derselben in bunter Reihe an, ohne sie zu deuteln, und sie mit den Haaren zu einer Vermählung mit dem Mythus herbeizuziehen. Sagenhafter, wie mythischer zurückgelassener Fußtrittspuren erwähnten wir bereits.

In nordischen Heldenromanen springt Held Wittig mit seinem Rosse Schimming, dessen Name an das böhmische Sagenroß Schemik erinnert, und sich vielleicht auf das mittelhochdeutsche schime, Schimmer (das glänzende, weiße Pferd, daher Schimmel), beziehen läßt, über die Wisar; Schimmings

Bruder, der Hengst Rispa, trug den Helden Heimo auch hinüber. Ludwig der Springer springt vom Giebichenstein in die Saale, findet unten sein weißes Roß, der Schwan genannt, und entrinnt glücklich. Theodor Körner feierte Ritter Harras den kühnen Springer; Ritter Thalmann von Lunderstadt glückte gleicher Sprung und er wurde Sprichwort; Ritter Hermann von Treffurt sprang vom hohen Hellerstein zur Tiefe nieder, und kam unversehrt drunten an; freilich ging dabei häufig das gute Roß drauf. Der Roßtrappen auf dem Harze und im Ardennerwalde wurde schon gedacht; Jungfrauensprünge, wie der Mägdesprung im Selkethale des Harzes, giebt es viele, so auf der Burg- und Klostertrümmer Oybin, die Felswand des Jungfernsprung bei Arnstadt, u. a. Diese letzteren weisen mehr in das ethische Gebiet der Sage hin. Jener Harzgraf Ernst von Klettenberg, dessen Roß in der Kirche zu Ellrich, in die er trunkenen Muthes geritten war, die Hufeisen von den Füßen fielen, ist öfters erwähnt, ja besungen worden, wir selbst haben seinen heitern Trunkritt in einer Zechromanze gefeiert. Nach ihm deutet der Grafensprung bei Burg Neu-Eberstein in Schwaben, der auch auf einem Schimmel erfolgte. (D. Sagenb. 898.)

In der Sprung- oder Mauerrittsage durch edle Ritter auf Burg Kynast, welche sich ganz genau, nur mit anderm Ausgang, auf der Burg eines gräflichen Fräuleins Alheidis von Lohre am Harz wiederholt (D. Sagenb. 395.), kommt auch die Verherrlichung ritterlichen Muthes zur Erscheinung. Nach der harzischen Sage war es wieder ein Graf von Klettenberg, der den gefährlichen Mauerritt bestand, nachdem schon mehrere Ritter, wie dort in der schlesischen, den Tod in dem Abgrund gefunden. Adelheids Reue gründete die nachmals so berühmte Abtei Walkenried, deren roman-

tische Trümmer noch heute das Ziel manches Harzreisenden ist. Kunigunde von Kynast gründete kein Kloster, sie stürzte sich in den Schauerabgrund der Hölle, und gab sich denselben Tod, den sie so manchem edeln Ritter verursacht. Jener Ritter, der den lebensgefährlichen Mauerritt bestand, soll ein Landgraf von Thüringen gewesen sein. Schon oben erwähnten wir der mehrfach bei Burgen vorkommenden Benennung Hölle, mittelhochdeutsch helle geschrieben; immer ist es ein Abgrund, so am Kynast, so an der Wartburg, so ein Geklüft im Thale der Murg, so zwischen den Raubburgen Rudolphstein und Waldstein, auch unter Schloß Mainburg bei Schweinfurt; selbst die Benennung der Kelle (Kehle), ein geheimnißvoller Schlund und Erdfall am Harz, ohnweit Ellrich und Walkenried, scheint nach gleicher Wurzel zu deuten, denn vor Alters rief man bei nach diesem Schlunde, der alljährlich ein Menschenopfer forderte, angestellten Bittgängen:

Kommt und guckt in die Kelle,
So kommt ihr nicht in die Helle.

(D. Sagenb. 398.)

An die Sprungsagen reihen sich noch die vom letzten Ritter von Auersberg, der, rings von Feinden umgeben, ein Fenster im Saale seines Schlosses ausheben ließ, seinen Schimmel bestieg, und durch das Fenster in den Abgrund setzte. Er kam hinweg, niemand hat ihn wieder gesehen. (D. Sagenb. 772.) Ebenso jener Fahnenjunker, der aus der belagerten Burg Scharfenberg an der Elbe sprang, seine Fahne rettete und glücklich davon kam. (A. a. O. 628.) Aehnliches auch in Hessen.

Der bedeutendste aller deutschen Sprungritter ist der schon erwähnte Ritter Eppele oder Eppelein von Gellingen, an welchen Wahrzeichen auf der Burg zu Nürnberg,

und in Würzburgs Nähe erinnern, die des Ritters Kühnheit und des Rosses wunderbare Kraft verkünden. In Eppeleins Roß verjüngte sich die Sage vom Rosse Bayard, und ebenso wie dieses wurde es aufgeopfert. Eppelein selbst war ein mannlicher Raubritter, von welchem viele örtliche Sagen umgehen. Die Philosophie ist wohl etwas zu weit irre gegangen, wenn sie aus dem fränkischen Schnapphahn einen Gott, und aus dem Dörflein Dramäusel oder Dramaus ein griechisches Dromos, eine Rennbahn, folglich ein Hippodrom machte. Es läßt sich mit sprachlicher Wortklauberei, wenn man dieses Sprungroß reiten will, alles und alles beweisen, und jedes System bereiten, wer aber zu viel beweist, beweist eben nichts, und am allerwenigsten lebt im Volksglauben das Andenken an Eppelein als das an einen Gott fort; auch können solche Annahme ein Paar vorhandene lateinische Dystichen Lorichs von Hadamar nicht begründen. Das in den Fels am Main, wo Eppelein entrann, eingegrabene Kreuz galt wol eher einem christlichen Heiligen.

Von sonstigen deutschörtlichen Sagen, die an ritterliches Heldenthum mahnen, oder nach mythischen Beziehungen deuten, mögen immer noch einige berührt werden. Ein Freiherr von Hohensax war Besitzer des nachmals so genannten Manessischen Liedercodex, und wie des Buches Lieder ein unvergänglicher Schatz sind, blieb des Eigners Leichnam, nachdem sein Neffe ihn erschlagen, unverweslich; ein Herr von Villigen brach die eigene neuerbaute Burg nieder, und wollte, daß sie besser ein Steinhaufen werde, als eine Zwingburg für seine Untergebenen, dazu seine Söhne dieselbe machen wollten. Graf Hug von Egisheim, der, von Argwohn verblendet, seinen Sohn als junges Kind nicht für den seinen erkennen, vielmehr ihn tödten lassen wollte,

fand diesen Sohn als Papst Leo den neunten wieder, der ihm die Schuld vergab und ihn entsühnte. (D. Sagenb. 8. 23. 36.) Schön ist die Sage vom Grafen von Vianden und Ravenzierburg, der in das heilige Land gezogen war, einen Mord zu entsühnen, und wiederkam und Spanheim, wie Kreuznach begründete. (A. a. O. 82.) Jener nicht minder romantischen Wallfahrt des Ritters Alexander zu Metz in das heilige Land und seiner Befreiung aus harter Gefangenschaft durch seine getreue Frau Florentina ist auch hier nochmals zu gedenken, nicht minder des ritterlichen Grafen im untern Lahngau, der ein Vetter Heinrichs des Finklers war, und mit unerschütterlicher Liebe an diesem hing, und ihm beistand. Dieser Graf und Ritter war der kühne Kurzbold, der auch den Kaiser Otto vom Anfall eines Leuen rettete, und einen riesigen Petscheneger erschlug. Er bauete zu Limburg an der Lahn die schöne Kirche. (D. Sagenb. 87. 100.) Mehr List als Heldenmuth offenbarte Junker Hall von Schleebusch, der die Mönche zu Mühlheim am Rhein mit einer Eichelsaat bitter täuschte. (A. a. O. 106.)

Doch nicht der ritterlichen Thaten Edelgeborener allein gedenkt die Sage; auch des ausgezeichneten Bürgers, des Bauers thut sie Erwähnung, wo offenbares Verdienst dies fordert. Sie machte im örtlichen Nachhall die Thaten Tells und Winkelrieds unsterblich, sie feiert jenen wackern Bürgermeister Herrman Gryn zu Köln am Rhein, der den Löwen erschlug, zu welchem schnöder Verrath ihn gestoßen hatte; ein anderer muthiger Löwenbändiger war der junge Graf Huno von Oldenburg. Die Sage feiert jenen Ahnherrn der Reventlow, genannt Röwerlöwe, obgleich er unterlag, wie sie die Namen jener Kämpfer in der Schlacht auf dem Tausendteufelsdamme: den Bauer

Reimer vom Wiemerstede, dessen Gegner Jürgen Slens und andere nimmermehr verklingen läßt. Das Wort: „Treu Herr, treu Knecht“ blieb und bleibt in alten Ehren, Sagen von der Siegesschlacht der Holsten gegen die Dänen bewahren es treulich. (D. Sagenb. 116. 164. 174. 193.) Schon hier dürfen wir des ethischen Zuges in den Volkssagen gedenken, die vor allem die Treue gegen Fürsten und Lehensherren, gegen Land und Volk, gegen die Mitbürger voll eigener Opferlust hoch halten. So entzündete eine getreue alte Mutter zu Husum ihre eigene Hütte, in der sie krank und schwach allein zurückgeblieben war, um den Bewohnern des Ortes, die sich alle des Eislaufes freueten, ein Nothzeichen zu geben, da sie die Vorboten einer Sturmfluth den Himmel schwärzen sah, und rettete durch den Feuerschein fast die ganze Bevölkerung ihres Wohnortes. Also treu meinte es auch Bischof Blücher zu Ratzeburg, der nie müde wurde, den Armen zu geben, und des eigenen Gutes in keiner Weise schonte. (D. Sagenb. 192. 203.)

Zu den Stämmegründern dürfen noch die Söhne des sagenhaften Königs Widewuto's Lithuo und Samo gezählt werden, denen Lithauen und Samland ihre Namen danken, während Bruteno, jenes Königs Bruder, dem Volke der Brutenen Namen gab. Auch jene tapfern Frauen zu Culm, die ihre Stadt vertheidigten und retteten, hat die Sage so wenig vergessen, als der treuen Weiber von Weinsberg. Man hat sie in neuerer Zeit selbst auf die Bühne gebracht. So zeigte sich auch die Klosterfrau Mutter Emerentia von Rietdorf sagenhafter Ueberlieferung würdig, die statt des reichen Schatzes, den sie mit aus dem Kloster sollte führen dürfen, die Klosterjungfräulein unter ihren weiten Mantel nahm und sie vor Schmach rettete. (D. Sagenb. 335.)

Wie heldenhaft bewährte ſich die Tochter der heiligen Eliſabeth, Herzogin Sophie von Brabant! Auch Jungfrau Lorenz reiht ſich dieſen wackern Frauen der Sagen würdig an, ſie wurde eine fromme Stifterin der Nikolaikirche zu Tangermünde, und der Frau von Alvensleben wurde für Güte Güte erzeigt. (A. a. O. 467. 339. 347.) Selbſt Unerſchrockenheit, große Körperkraft, Ritterlichkeit und Trinkerkunſt blieben nicht ohne Sagenruhm, dies bezeugen jene Kunden von dem Ritter Boos von Waldeck, vom ſtarken Jochem von Schapelow, von dem oft erwähnten Grafen von Klettenberg, dem Schmied in Ruhla, dem großartigen Zecher, Herrn Georg Wilhelm von Schweinichen auf Schweinhaus und ſeinen wackern Verwandten. (D. Sagenb. 80. 361. 397. 452. 645.) Ebenſo die thüringiſchen Ritter Herrmann von Treffurt, Waldmann von Sättelſtädt, der treue Schenk Rudolf von Vargula und viele andere. Ungleich höher freilich als alle dieſe irdiſch leiblichen Ringer ſtellt die Sage auch in örtlichen Anklängen und in Schimpf und Ernſt den männlichen unerſchrockenen und heldenhaften Kämpfer des Geiſtes, Doctor Martin Luther. Sein thüringiſcher Heimathort Möra zeigt noch ſein Aelternhaus, deſſen Abbildungen man hie und da verkauft, wobei nur Schade iſt, daß der erſte Zeichner einen Mißgriff beging und bona fide ein Haus aufnahm, darin allerdings dermalen ein Luther wohnt, welches aber nicht das richtige Aelternhaus Dr. Luthers iſt, das ganz in der Nähe der Schule und Kirche ſteht. Noch immer grünt die alte morſche Luthersbuche über Schloß Altenſtein, deren Krone und Geäſt zwar der Orkan am 18. Juli 1841 nieder ſchmetterte, deren Stamm er aber nicht ſtürzte; an ſeinem Fuße rinnt der Luthersbrunnen noch fort. Noch weiter thalaufwärts zeigt ein Stein den Luthersfuß oder

-Tritt, bei dem Platze der früh wüst gewordenen Wallfahrts-kapelle Glasbach; bei Tambach quillt der Brunnen, an welchem Luther sich erlabte, als er schwer krank von dort nach Gotha fuhr, und heißt bis heute der Lutherbrunnen. Zu Schmalkalden steht noch das stattliche Haus, darin Luther 1537 wohnte. Bei Worms quillt auch ein Lutherbrunnen, grünt eine Lutherlinde oder -Eiche. Der Zimmer und Zellen zu Eisleben, Erfurt, Wartburg, Coburg ꝛc., die Luther geschichtlich erwiesen zeitweilig bewohnte, gar nicht weiter zu gedenken, verdienen hier mehr die von der Sage bezeichneten Stätten Aufführung, an und in denen Luther geweilt, durch seine Anwesenheit sie merkwürdig gemacht haben soll. Noch zeigt man im Klostergebäude zu Walkenried den düstern Ort, die Lutherfalle genannt, noch hat Augsburg sein enges Mauergäßchen Dahinab, die stattliche Hochburg Hohenschwangau herbergte ihn; Wertheim am Main rühmt sich seines Dortgewesenseins, und daß er im Gasthofe zum Adler die Bratwürst schuldig geblieben sei. Dasselbe wird ihm auch zu München nachgesagt, und alldort soll er beim Koch in der Hölle in der Sendlinger Gasse gegastet haben. Wo könnte freilich die Münchner Sage Dr. Luthern anders einmiethen, als in die Hölle? — Bis an den Fuß des bairischen Hochalpengebirges, bis zum Schlosse Hohenaschau ohnweit dem Chiemsee ist die Sage von Luther südwärts gedrungen. Auch dort soll er auf einer Fluchtreise Asyl gefunden haben, in einem ziemlich engen Käfterchen. Wir haben es selbst betreten. Spottbilder und Spottlieder fehlten nicht in Altbaiern. Auf einer Sau ließ man ihn reiten, die schuldig gebliebene Bratwurst in der Hand. Unter den Bögen am Schrannenplatz, wo man es das Wurmeck nennt, war Luther mit

Katharina von Bora gar spöttlich abgemalt, und ein altes Lied auf beide echt bairisch, beginnt:

Die Liebe brennet mich,
Vor Freude möcht' ich tanz'n,
Wann ich mein Kathrl sich (sehe).

Auf dem Singerberge im thüringischen Ilmgebiet, zwischen Stadtilm und Ilmenau, stand ein Schloß voll gottloser Bewohner, das soll Dr. Luther verwünscht haben, daß es mit Mann und Maus in die Erde versank. Des Berges Innere ist voller Fässer und die Fässer sind alle voll Wein — auch er gehört zu den Bergen, für die gebetet wird, daß ihre Fluthfülle sich nicht über das Land ergieße. In der fränkischen Schweiz liegt die stille Wiese, auf welcher Luther zur Zeit, als er in Coburg weilte, und von da dem von Worms kommenden Freund Melanchthon entgegen reiste, gepredigt haben soll. (Vergleiche im deutschen Sagenb. die Nummern 396. 471. 491. 515. 704. 743. 796. 967. 975.)

Welch reicher Sagenkranz umblüht den Abkömmling schlichter thüringischer Bergleute und Bauern, der seinen Namen so bedeutsam in das Buch der Weltgeschichte schrieb! — Er beweist uns die alte Wahrheit, wie auch aus niedern Hütten große Männer hervorgehen können, die hohes und unsterbliches Verdienst sich erringen, und auch auf diese Weise dankbar fortleben im Gedächtniß der Nachkommen. Dies erinnert wieder an manchen andern Mann der feiernden Sage, der auch geringer Herkunft und unberühmtem Geschlechte entstammte. An jenen Bischof Willigis, des Radmachers Sohn, an den Schustergesellen von Sagan, an den unüberwindlichen, bekehrten Heiden Miligedo, an den guten Herrn Augustin zu Gotha, den Kinderfreund aller Kinderfreunde, an den braven Kissinger Bürger Peter Heil,

dessen Rath im dreißigjährigen Kriege seine Stadt vor den Schweden rettete, an den reichen Bürger Küfer zu Schweinfurt, der in demselben Kriege mit Aufopferung eines großen Theiles seines Vermögens, die Sage nennt 3 Millionen fränkische Gulden, seine Vaterstadt aus Feindes Händen loskaufte, an den frommen Schweppermann, den tapfern Dollinger zu Regensburg, an die kunstvollen, aber übel belohnten Meister Habrecht zu Straßburg, Meister Sürlin zu Ulm, Meister Düringer zu Danzig, an den heldenmüthigen Schuster zu Lauingen, dessen Name nicht einmal die Sage aufbewahrte, und so manche andere. (D. Sagenb. 849. 37. 903. 960.)

In entgegengesetzter Weise hat die Sage freilich auch manchen schlimmen Brief und Bericht in ihrer Botentasche, die aber immer mit den Zügen ächten Volksthums, der Schalkerei und Neckelust, der lustigen, spottsüchtigen Art der Hanse ohne Sorgen, der semper fröhlichen Landstörzer und Landfahrer geschrieben ist, mit der Eulenspiegelfeder und mit den Doppelstrichen prellender oder geprellter Wirthe.

Wie heiter sieht oder hört sich das alles mit an, wenn der Wildschütz Hänsel Winkelsee eine in die Eschenheimer Thurmfahne schießt, auf die angetragene Bürgerhauptmannstelle freier Stadt Frankfurt höhnisch verzichtet und flotten Trittes mit seiner sichertreffenden Büchse von dannen geht — wenn rheinab und auf der kecke Lindenschmit sein Wesen treibt, von dem die alten Lieder klingen — wenn der Störtebecker mit seinen Genossen und Vitalienbrüdern, die auch Victualienbrüder geheißen haben könnten, die Massen ihrer Raubschiffe mit Gold und Silber füllen, aber der strafenden Gerechtigkeit mit Haut und Haar endlich doch verfallen.

Schaurig klingt die Sage von Pape Döne's Glockenspiel, diesem Teufels-Phrenologen, der auf aufgehangenen hohlen Schädeln seiner Ermordeten hämmert, sie tanzen läßt, ihr verschiedenartiges Getöne belauscht, und zuletzt dennoch den Teufel um seine Seele betrügt. (D. Sagenb. 69. 198. 211.) Hübsch ist es zu lesen, wie die zu Thorn ihren Dieb henken wollten, und dieser, auf der Leiter stehend, den nahenden Feind erblickt, und dies verkündet, worauf alles nach der Stadt zurück läuft, und der Dieb als der letzte auch wieder mit durchs Thor hinein wischt — wie der Gaukler zu Magdeburg dem Volke ein Blendwerk macht und am Schwanze des Rößleins mit Frau und Magd und Pickelhäring in die Lüfte fährt — wie die Wetterhexen zu Berlin in ihrem eigenen Eis einfrieren. (A. a. O. 272. 326. 357.) So auch ists ein schönes lesen, wie der Teufel als Anwalt den prellenden Wirth holt und dem frommen Landsknecht zu seinem Rechte hilft.

Eulenspiegel durchwandelt die Lande ab und auf mit seinen Streichen, bis er zu Möln den letzten, schon gestorben macht, und von der Bahre ab, aufrecht im Sarge stehend, ins Grab rutscht — der koboldhafte Geselle Pumphut treibt sein Wesen in toller Weise im Voigtlande, aber auch in der Lausitz gehen von ihm die gleichen Sagen, und noch viel mehr; dort kennt man sogar den Vornamen dieses Klapperburschen: Martin, und seine ganze Geschichte, und macht aus ihm ein drolliges Gemisch von Kobold, Eulenspiegel und Doctor Faust. Solcher Gestalten und Charaktere leben noch viele im Volksmunde, bald üben sie Schalksnarrenstreiche, bald Räuberstücklein, oft verbinden sie beide. Wie vieles erzählen nicht vogtländische Sagen von dem Geiste Karrstet's, eines kühnen und verwegenen Parteigängers, ebenso wie im Mainthale zwischen Aschaffenburg

und Seligenstadt vom Starkhart, dem bösen Zöllner. Vielfach berichtet die Sage schlimme Thaten und knüpft Strafen nach dem Tode daran; dies ist der Uebergang aus der wirklichen Welt in die der Spukgeister, den wir schon berührt — oder sie hält sich dauernd im irdischen Gebiete, und bewegt sich mit Lust und unerschöpflichem Humor in den Schild- und Lalenbürgerthum, dem sie jegliche lächerliche und komische Seite fort und fort abgewinnt, das sie von einer Generation auf die andere überträgt, das sie unsterblich fortleben läßt, wie es denn auch in der That nicht ausstirbt, einerlei ob Locken, Perrücken oder kurzgeschorene Haartouren die kahlen Häupter der Stadtväter zieren, einerlei ob die Mannschaften als Spießbürger und mit der schweren Hakenbüchse beladen unter Helm und Krebs schwitzend einherrasseln oder als Bürgerwehren und Schützengilden in Federhüten mit percussionirten Stutzen auf der Gänseweide Sturm laufen. Spaß ist immer dabei, Spaß muß sein, und es muß nach deutscher Art aufgezogen, geschraubt, geuhzt, gehänselt, geschoren, gefoppt, geschoppt, angestochen u. s. w. werden, so lange deutsches Wesen und deutsche Gemüthlichkeit ihre altverjährten Rechte behaupten.

VI.

Der ethische und poetische Werth der Volkssagen, Volksmärchen und Fabeln.

„Es wird dem Menschen von Heimathswegen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wenn er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandernden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Grenze des Vaterlandes über-

schreitet, wo ihn jener verläßt. Diese wohlthätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geschichte, welche neben einander stehen und uns nach einander die Vorzeit als einen frischen und belebenden Geist nahe zu bringen suchen."

Mit diesen schönen Worten beginnt die Sagensammlung der Brüder Grimm; von vielen sind erstere warm empfunden worden, viele, auch wir selbst, tragen sie tief im Herzen.

Wir haben es früh gefühlt, daß die Poesie der Sagen- und Märchenwelt eine Heilquelle sei, ein ewig frischer verjüngender Spring, um welchen gutgesinnte Elfen und Feinen schweben, wir haben uns auch niemals gescheut, dies offen zu bekennen, und aus den vorliegenden Blättern erhellt ja hinlänglich, daß der deutsche Mythus, die deutsche Märe und Sage das poetische Mark unserer Nation ist, daß wir in diesen dreien ein theures und werthes Vätergut besitzen, und es getrost jedem andern Volke gegenüber in die Wagschaale legen dürfen.

Allen schönen Künsten reicht die Sage lieb und freundlich ihre Hände, alle erfreuen sich an ihr, bilden sich an ihr, lernen von ihr. Eine nie und nimmer zu erschöpfende Stofffülle bietet sie allen dar, und was aus diesem immer quellenden Urborn von begabten Künstlern benutzt wurde, ist zur Zeit erst ein Anfang, ein beginnen, die Folgezeit aber wird den mächtigen Einfluß, den die deutsche Sage auf die Kunst übt, darthun, wenn mehr und mehr ihr Garten angebaut ist und rein gehalten wird von Unkraut und Schnörkeleien, und wenn er von geweihten Künstlern, den Priestern der Poesie, betreten wird. Leicht ließe sich ein Buch schreiben über die Sagen und Märchenstoffe, die von den Künstlern bis jetzt schon benutzt, willig angenommen

und anerkannt wurden, uns ist hier dazu nicht der Raum vergönnt, nur ganz flüchtig sei auf einiges hingedeutet.

Tausend und abertausendmal ertönte von Sängerlippen die, wenn auch nicht alte Sage von der Lorelei nach Heine's herrlicher Ballade. Es gab eine Zeit, wo Schillers Ritter Toggenburg von manchem süßen Munde klang, die Quelle dieses Gedichts ist in der Sage von Ida von Toggenburg zu suchen (D. Sagenb. 9.), und statt des dort reuig wiederkehrenden Gatten nahm der Dichter nur einen Ritter an, der die Schöne erfolglos liebte. Goethes Erlkönig, sein Fischer, sein König in Thule sind durch Dicht- und Tonkunst verherrlichte Sagenstoffe. Bürgers Lenore und Stollbergs endlos lange Büßende wurden componirt und gesungen, der Sagenstoff von Schillers Gang zum Eisenhammer wurde Bühnenstück, Haimonskinder, Oberon, fliegender Holländer, ewiger Jude, Robert der Teufel, Freischütz, Hans Heiling, sind zu Opern und Stücken verarbeitete Sagenstoffe. Wir haben die Wundermären des Untersberges als Oper über die Königsbühne Münchens schreiten sehen; wie oft wurde die Sage vom Grafen von Gleichen mit seinen beiden Frauen über die Bühne gebracht, wie oft nicht Faust? Diesen Riesenstoff aus der deutschen Sagenwelt bearbeiteten, abgesehen von Goethe's unsterblicher Dichtung und allen von andern, zum Theil sehr unberufenen und völlig poesielosen Leuten versuchten sogenannten Fortsetzungen oder Nachspielen — zum Theil oder ausschließlich für die Bühne Julius Soden, Schink, Klingemann, Maler Müller u. a. In Wien erschien 1806 ein travestirter Doctor Faust, aber bereits mehrere Jahre vor Goethe's Geburt, in den Jahren 1730 bis 40 wurde, des Puppenspiels nicht zu gedenken, in der Kaiserstadt auf dem Kärntnerthor-Theater „Der nach teutscher Comoedien-, Engelländischer

Pantomimien und Italienischer Music-Art Eingerichtete D. FAUST" als Ballet aufgeführt, dessen Text noch aufzufinden ist, wir besitzen blos das Scenarium und Programm, neben welches muthmaßlich ältestes Faustballet sich Heinrich Heines Tanzpoem: „Der Doktor Faust" Hamburg 1851, ohne Zweifel das neueste, freundnachbarlich und verträglich gestellt hat.

Bürgers Lenore, Grillparzers Ahnfrau, Schloß Greifenstein der Frau Birch-Pfeiffer, deren Pfeffer-Rösel nach Dörings Sonnenberg, Blums Goldschmids-Töchterlein nach Uhland, Müllers alte Teufelsmühle am Wiener Berge, das Donauweibchen, Raimunds Alpenkönig und Menschenfeind, Babo's Otto von Wittelsbach, Halms Griseldis, die Räuber auf Maria Culm, sind lauter Sagenstoffe, denen sich noch zahlreiche andere, der geschichtlichen Dramen gar nicht zu gedenken, anreihen ließen. Auch das Märchen mußte der Bühne für Oper, Posse, Schwank und Ballet reichlich zinsen. Aschenbrödel, Rothkäppchen, Blaubart wurden gesungen oder getanzt.

Für die zeichnenden Künste war von jeher das Sagenstudium eine Fundgrube. Von den Heroen in diesen Künsten an bis zu den schwächsten Schülern wurde sich an den Stoffen versucht, die Sage, Mär und Fabel darboten, und wird es täglich und stündlich. Bedarf es Cornelius, Kaulbach, Herrmann, die beiden Schnorr, Lessing, Bendemann, Schwind, W. Lindenschmit, Neureuther u. a. zu nennen? Die gesammte Welt der sogenannten Historienmaler dürfte man auch Sagenmaler nennen, mit einem schönen deutschen und vollgültig ebenbürtigen Wort, denn jedes geschichtliche Bild ist ja doch nur ein Ausfluß von des Künstlers Phantasie, das durch die poetische Empfängniß erst in seiner Seele Gestalt gewinnt, in ihr Ueberlieferung wird und so

gleichsam vom Aetherduft der Sage halbumschleiert, lebendig wird auf dem Kalk oder auf der Leinwand. So haben von den Zeiten des Mittelalters an Malerei und Plastik die Mythe, wenn auch vorzugsweise christliche, Sage und Legende — verkörpert und ihnen Halt und Dauer gegeben durch manches unsterbliche Gebilde dieser Schwester-Künste. Wie manche fromme Edelthat der Heiligen fand auf diese Weise ihre sichtbare Verklärung durch die Kunst, die auch wieder, oft unbewußt, der Sage manchen Dienst erwies. Wie viele Baumeister, die sich von Domthürmen gestürzt, oder die von neidischen Mitmeistern, ja selbst vom Teufel — herabgestürzt wurden, mit nachspringenden Hunden entnahm nicht die Sage den phantastischen Steingebilden, Rinnen, Bildsäulen, Consolen ꝛc. an Kirchen? Selbst aus scheinbar obscönen Gebilden, wie in der Liebfrauenkirche zu Arnstadt, und am Schlosse zu Kranichfeld und anderorts, entstanden Volkssagen. Die alten Steinhauer verschmähten es nicht, sogar Gegenstände des antiken Mythus in christlichen Kirchen anzubringen, wie im Dome zu Magdeburg die auf einem Bock reitende Venus, an den Chorgestühlen zu Ulm die Sibyllen, wie die Romulus und Remus säugende Wölfin zu Rottweil am Thurme einer Kapelle, die wunderlichen und abenteuerlichen Menschen am Thurme zu Heilbronn, Pyramus und Thisbe im Domchor zu Basel. Ein Fries im Dome zu Paderborn zeigt äsopische Fabelbilder; der Straßburger Thierfabelbilder gedachten wir Th. II. S. 18 und 19 ausführlich. Nicht minder gedachten wir der Bilder von der heiligen Kümmerniß an vielen Orten, deren Ursprung immer mehr der Sage, als der eigentlichen Legende angehört. Zahlreich verbreitet ist das Bild der Jungfrau Lorenz von Tangermünde auf dem Hirsch (D. Sagenb. 339) als kleines plastisches Kunstwerk. Ueberaus

häufig sind diese kleineren Kunstwerke, Sculpturen, Erzgüsse, Miniaturen, Stickereien, Webereien u. s. w., welche lediglich die Sage hervorrief. So besitzen wir selbst in Erzguß als Stockknopf den Mönch von der Strohbrücke. (D. Sagenb. 366.) Bekannt ist das Schmuckkästchen in der Blumenbach'schen Sammlung zu Göttingen, dessen Elfenbeinschnitzereien die Sage des zweibeweibten Grafen von Gleichen darstellen sollen.

Es bedarf keines weitern Aufwandes von Worten oder Beispielen, nachzuweisen, welchen mächtigen Einfluß nach allen Richtungen der Kunst hin und zu allen Zeitwandlungen derselben die Sage auf die Kunst und die Künstler ausübte. Wie mächtig bis zur schwellenden Ueberfülle sogar Mythe und Sage auf die Dichter einwirkten, anregend, belebend und geistig fördernd, liegt klar am Tage. Mit dem Beginn der bessern Aera in der deutschen Poesie, nach der Zeit des geschichtlichen Volksgedichtes, und nach der Zeit des dreißigjährigen Krieges begannen Romanzen und Ballade zu erwachen, wer rief sie wach? Der Zauber der Sage: er war es, der die Dichter begeisterte, er war es, der die Sänger des Hainbundes entflammte, er war es, der Goethe die Fülle seiner köstlichen Balladen und Romanzen einhauchte, der den Faust in das Dasein rief, der aus Schillers Sängerharfe die Klänge deutscher Ueberlieferungen lockte. Ritter Toggenburg, Gang nach dem Eisenhammer, deutsche Treue, Graf Eberhard von Würtemberg, der Graf von Habsburg, der Alpenjäger, sind sämmtlich in dem Garten der deutschen Sage gepflückte Blüthen. Mit welchen herrlichen Balladen bereicherte Uhland den Schatz vaterländischer Gedichte, und wie drang dieses Sängers kundiger Blick in das Wesen der deutschen Sage ein. Und Rückert, Krug von Nidda, Streckfuß, Chamisso,

Wendt, Körner, wie rangen sie alle auch um den Sagenlorbeer! Später wuchs freilich die Fluth poetischer Sagendichtung allzuhoch, wie wir im literarischen Ueberblick nicht ganz unberührt lassen können, und viele vergaßen, daß die Sagenharfe eben eine Harfe ist, ein Tonwerkzeug, das sich nicht so kinderleicht spielt, wie die Zither oder die Blasbalgharmonika.

Doch nicht allein durch Duft und Farbe erfreut die Wunderblume der Sage, sie wirkt auch als Heilkraut, sie lehrt und belehrt, sie predigt und weissagt, sie warnt und erweckt, sie ist wahrhaftig selbst „der gute Engel, der dem Menschen von Heimathswegen auf der Lebenswanderung zugesellt und mitgegeben wird."

Der ethische Werth der Sagen verdient die vollste Beachtung und Berücksichtigung; es ist nicht schwer, denselben in den Sagen selbst zu finden, obschon die Sage nie, wie die Fabel, die in ihr enthaltene Lehre gleichsam aufdringt und aufzwingt. Die Sage spricht und lehrt für sich, wie nach des frommen Sängers Lied die Saat und der Baum in seiner vollen Blühtenpracht. Sie ist, wie jenes meteorische Licht einer Volkssage selbst. (D. Sagenb. 561.), ein „Licht für sich" — und will nichts anderes sein. Nie wird die Sage das Laster beschönigen, die Tugend verhöhnen, nie den Gottesleugner und Gotteslästerer, den Dränger und Mörder der Unschuld, den Frevler am Heiligen straflos ausgehen lassen; sie übt ein unerbittlichstrenges, obschon gerechtes Richteramt. Sie beschönigt nicht, sie vertuscht nicht, sie nennt nicht weiß, was schwarz ist. Es giebt keine Tugend, keine Edelthat, die nicht in irgend einer Sage ihr Echo fände, aber auch keine Uebelthat, der nicht irgend eine Sage einen Spiegel vorhielte mit dem ernsten Vorwurf: Erkenne dich selbst! Und das

alles iſt unmittelbar, iſt naturwüchſig, iſt volksthümlich; die Gelehrten haben das nicht gemacht, die Dichter erſannen es nicht, die Geiſtlichkeit hat es nicht hineingepredigt; aus ſich heraus gebiert die Sage Gleichniß und Beiſpiel, Mahnung und Warnung, eine vollſtändige umfaſſende Sittenlehre. Wir wollen in einer Reihe beiſpielsweiſe gegebener Hindeutungen dieſe Behauptungen zu rechtfertigen ſuchen, der Stoff dazu iſt unerſchöpflich. Wir wollen die Zweige am großen Sagenbaume, die wir hier vornehmlich berühren, einzeln betrachten. Vor allen lehrt die Sage Gottes Allmacht, Allwiſſenheit, Allweisheit, Güte und Gerechtigkeit erkennen und wahrnehmen. An Gott glauben insgemein Elbe, Dämonen, Zwerge und Waſſerleute, Niren und Meerminnen. Alle Unterirdiſche, obſchon nicht getauft, daher des Glücks, durch Chriſtum erlöſt zu ſein, verluſtig gehend, hoffen doch auf Erlöſung, und beklagen es ſchmerzlich, wenn ihnen ihre Unſeligkeit in der Gegenwart fühlbar gemacht, oder ihre Hoffnung auf dereinſtige Erlöſung verneint wird. Hoffnung auf künftige Erlöſung iſt eine der gewaltigſten, durchgreifendſten Züge in der Sagenwelt; die überzahlreichen Sagen von wandelnden Jungfrauen drücken ſie bedeutſam aus, und dieſe Hoffnung lebt fort in den unſeligen Geiſtern, wenn auch ihre Verwirklichung noch ſo weit hinausgeſchoben iſt, noch ſo unerfüllbar ſcheint. Dahin deuten die oft wiederholten Sagen von dem Kinde, das berufen iſt, dereinſt einen ruhelosen Geiſt zu erlöſen, wenn es in der Wiege gewiegt worden, die aus einem Kirſchbaume gefertigt worden iſt, der aus einem Kern erwachſen, den ein Vogel auf ein Burggemäuer getragen, oder jene von der Erlöſung, wenn ein Sandberg abgetragen ſei, von dem alljährlich ein Vöglein nur ein einziges Körnlein hinwegträgt. Die Schauer

Ethiko-theologie in der Volksſage.

des Gedankens der Ewigkeit, des wahrhaften Donnerwortes, beben durchs Gebein beim tiefern denken über solche Mären. „Alle guten Geister loben Gott, ihren Herrn!“ lautet Volksspruch, lautet Bannformel gegen Geisterspuk, und die guten Geister antworten: „wir loben ihn.“ Das beweisen wieder die zahlreichen Geisterkirchen und Geistermetten der Sagen, und das merkwürdige singen späterer Spukgeister von Gesangbuchversen, wie deren mitbeten. Erlöst oder nicht erlöst sind zwei Pole in zahlreichen Irrlicht-, Feuermänner-, Mönchs-, Nonnen- und sonstigen Spukgeistersagen, ein „Habe dank!“ zu rechter Zeit gesprochen, ein „Gotthelf!“ dem Niesenden freilich oft wiederholt zugerufen, ein sonstiges gutes Wort oder eine gute That führen die büßenden Seelen zum Heile. Ebenso das schweigen beim Schätzeheben. Selbst der Rabenflug und des Birnbaums künftiges blühen in der Kiffhäusersage sind Erlösungsbedingnisse.

„Gott läßt seiner nicht spotten!“ predigt die Sage auf das eindringlichste. Frevel gegen ihn, wie Frevel gegen die Menschheit, jene Laster der Habgier, des Trugs, des Geizes, des Uebermuthes, des gemißbrauchten Reichthums, der verweigerten Gastlichkeit, der versagten Ruhe, alle erleiden in den Volkssagen empfindliche Strafe, ja häufig fallen sie einem furchtbaren Rachegericht anheim. Hatto's Grausamkeit gegen die Armen und seine höhnende Rede rächten die Mäuse, die bei lebendigem Leibe ihn fraßen; die Sage von der Kasteleh-, Blümelis-, der übergossenen Alpe, deuten sämmtlich auf Frevel gegen Gott und Menschen und dessen Strafe hin. Ewig ruhelos muß der Jude wandern, der dem Heiland mit Härte einige Augenblicke der Ruhe vor seinem Hause versagte. Jener Burggraf von Ellbogen in Böhmen, der mit einem Herzen von Eisen jedem Pilgrim Rast und Ruhe in seinem Schlosse versagte, ward zu einem Eisenklumpen verwünscht.

Die Zigeuner müssen ewig wandern, weil sie der heiligen Familie auf deren Reise durch Aegypten die Ruhestätte geweigert. Aus einem Lamme schuf Gott ein Ungeheuer, weil ein frevelhafter Senn dasselbe getauft, und so das hochheilige Sacrament entweiht hatte. Entweihte Hostien bluten, geraubte oder an unreine Orte geworfene oder vergrabene leuchten, und bringen die gegen sie verübte Unthat zu Tage. Jene Knappschaft im Berge Lüderich, der zum Kölner Dombau sein Silber lieferte, nahm ein Ende mit Schrecken, als ihr Frevel den Herrn erzürnte, noch immer rinnt ihr Blut aus dem Bergesschoose hervor. (D. Sagenb. 63. 16. 17. 18. 981. 105.) Beuteleer wurden reiche Gruben durch den Fluch der Wittwe zu Reichmannsdorf, dessen Bewohner sich in hohem Grade grausam, übermüthig und ungerecht gezeigt.

Trug und Habgier und den Mißbrauch des von Gott gegebenen Reichthums läßt die Sage selten ungestraft sich zeigen. Der ergiebige Bernsteinsegen am Gestade des frischen Haff schwand hinweg, als der deutsche Orden sich den Alleinbesitz desselben zueignete; die Heilquelle zu Stelzen verlor ihre Kraft, als man darauf sann, Schacher mit ihr zu treiben, und niemand mehr vergönnen wollte, *unentgeltlich* aus ihr zum Genesungstranke zu schöpfen. Das Ritterfräulein vom Schlosse Hradek, das sich, um seine feinen Schühlein und seine weichen Füßchen auf dem harten Steinpflaster zur Kirche zu schonen, Ueberziehschuhe von ausgehöhlten Semmeln machte, und so die Gabe Gottes, das liebe Gut, recht eigentlich mit Füßen trat, versank sammt ihrer Burg, und nur die Spur ihrer frevelhaften Fußtapfen blieb in einem Steine zurück. (A. a. O. 231. 717. 688.) Jener Meineidige, der ein empfangenes Darlehen zurückgegeben zu haben beschwur, weil er die Dukaten in einen

Stock gefällt, den er während des Meineids seinem Gläubiger vor Gericht zu halten gab, nahm ein schlechtes Ende, ein Wagen überfuhr ihn und zerbrach den Stock, daß sein Trug offenbar ward. (A. a. O. 331.) Jenem habsüchtigen Müller und seinen Gesellen, die den alten, dem Volke immer noch heiligen Opferstein auf dem Rombinus bei Ragnit an der Memel, sprengen und hinwegführen wollten, bekam ihr thun übel genug. (A. a. O. 235.) Trügerische Weiber müssen ruhelos wandern, wie die Bierruferin bei Arnstadt, die weiße Frau des Reissigensteins bei Mehlis, die Wirthin zur Gans bei Würzburg, und zahlreiche andere. Sie müssen ausschreien, wie sie gefrevelt, falsch gewogen, falsch gemessen. Jene übermüthige Wittwe zu Stavoren, die Korn und Waizen in das Meer werfen ließ — rief durch diese Uebelthat den Frauensand, eine unfruchtbare Düne hervor, und führte die Verarmung der Stadt herbei. (A. a. O. 158.)

Betrügerische Landmesser, Grenzsteinverrücker und Grenzenabpflüger müssen als Feuermänner zu Fuß und zu Roß umgehen oder reiten; hartherzige tyrannische Amtleute als schwarze Hunde mit feurigen Schnauzen spuken; wilde Jäger, die nach Bürgers Gedicht frech gegen Gott und Menschen und Thiere verfahren, müssen in Ewigkeit jagen, und sind der unseligen Dämonenwelt verfallen. Jene Gott läugnenden oder doch verläugnenden Wüstlinge, Trunkenbolde und Unsinnige, welche mit Schwerthieben geweihte und verehrte Bilder verletzten, wie jener Schalkropf zu Mainz, jener wüste Säufer zu Schleswig, Graf Erpo zu Patberg, Graf Isang, jener Abt zu Kalbsangst — (D. Sagenb. 64. 194. 286. 387. 968.) — jene Sabbath- und Feiertagschänder und Schänderinnen, so wie die, welche sich unnütze und frevelhafte Sprichwörter und Redensarten angewöhnt — jene wüsten und wilden Tanzwüthigen an heiligen Tagen oder an heiligen Orten:

alle, alle läßt die Sage Pein leiden und schmerzlich büßen. Die Gar kocherin zu Hessenthal im Spessartwalde, die am Pfingstfest ihre Arbeit verrichtete, versank; jener Graf von Schwarzburg erstickte im Cloak; der Meißner Mönch brach mit dem Brückengeländer durch und ertrank in der Elbe, jener Graf von Schafgotsch, der einen frommen Mann versuchte, und ihn zwang, einem Lamme das Horoskop zu stellen, ward bald genug inne, daß es übel gethan sei, Worte aus frommem Munde zu verachten. (A. a. O. 788. 590. 622. 638.) Dem Geiger im Chorrock, bei Tangermünde, der am Pfingsttage seinen Beichtkindern zum tollen Tanze fiedelte, schlug ein Blitzstrahl die Hand ab, mit der er den Bogen hielt, und lähmte ihm den rechten Arm für immer. Zwölf tanzende Paare sanken todt nieder. Die frevelnden Tänzer von Kolbeck, die in der Christnacht einen Tanz über den Gräbern des Kirchhofs hielten, wurden verflucht zu stetem Tanze, und tanzten sich in die Erde und in die Gräber hinein. Jene nackten Adamstänzer im Dorfe Wirchow in der Neumark, die den Pfingsttag mit ihren sündlichen Reigen entheiligten, wurden allzumal zu Stein. Der Tanzteich bei Sachswerfen am Harz zeugt von der Strafe der Tänzer, die unter der Kirche ihre Lust büßten, und sammt dem Tanzhause von der Erde und einem aus ihr hervorbrechenden See verschlungen wurden. Ein gleiches widerfuhr den Tanzwüthigen zu Utrecht. (D. Sagenb. 340. 314. 365. 409.) Das versinken und untergehen in Wasser oder in den Erdboden, frevelnder, lasterhafter, überstolzer, verschwenderischer und üppiger Menschen sammt ihren Wohnungen, ist einer der wichtigsten Sagenzüge. Ganze Reihen von Städten, Schlössern, Burgen, Klöstern, Dörfern und Einzelgehöften können als Belege angeführt werden, und wie oft auch durch ähnliche

Färbung die vielfachen Sagen über solche Aeußerungen des göttlichen Zornes nur Wiederholungen scheinen möchten, so ist doch fast bei jeder eine abweichende Eigenthümlichkeit, die sie von den andern nahe verwandten unterscheidet. Die Römerstädte Aemona und Juvavia sind dahin, Julin und Vineta verschlangen die Wogen, Stavoren und Hela verschrumpften aus reichen zu dürftigen Orten, der Wald Blumenthal zwischen Berlin und dem Oderbruch überhüllt eine eingesunkene Stadt; ein Rasenteppich ist das grüne Bahrtuch über Ebersdorf bei Schmalkalden, nahe dem Thüringer Walde. Ein Dorf Getles bei Themar versank, oder wurde zur Unsichtbarkeit verwünscht, seinen Glockenhall hört man noch schlagen, aber nur die Mitternachtstunde. Poppenrode auf der hohen Rhön versank im Moor, über dem im Mondenschein die Moorjungfrauen ihre schwebenden Reigen tanzen. Die Burg des Hermannsberges auf dem Thüringer Walde ist versunken, wie das Schloß über Tilsit, wie die Burg des Barto über Bartenstein, die Burg des Grafen Isang, die Raubburg, über welcher jetzt das Wasser rauscht, das den Namen das Grundlos führt, und jene, über welcher des Arendsee's Fluthen wogen. Der Singerberg zwischen Stadtilm und Ilmenau sank verwünscht in die Tiefe, wie Schloß Osteralitz in der Pößnecker Gegend, wie der Helfenstein bei Trautenau in Böhmen, wie jenes Schloß im Riesengebirge, von dem die Felsenzacken des steinernen Brautbettes noch stehen. Dreistelz, eigentlich Dreistolz, die Burg dreier überstolzen Edelfräulein, nahe beim Bade Brückenau versank, die Wettenburg am Main versank, Burg Hesselberg versank, alle in Folge von Unthat und Verwünschung; ebenso das Schloß bei Wolfrathshausen; und so nennt die Sage noch hunderte. Mit Kirchen, Abteien und Klöstern

ist es derselbe Fall. Ein reiches Münster in Westphalen versank wegen übeln Wandels und übeln thuns seiner Mönche, und hoch über den Thürmen der versunkenen Abtei rauscht das heilige Meer — so heißt der See, der an des Klosters Stelle trat. Bei Neuenkirchen im Odenwalde ruht ein Klosterbau tief unter einem stillen Weiher. Im Lauterthale bei Coburg versanken Kirche und Kirchhof mit allen Betern und allen Gräbern. Am Allerseelentage hört man die Glocken dieser Kirche läuten.

Dieses Läutenhören der Glocken kehrt in den Sagen unendlich oft wieder, ja es ist fast unzertrennlich von allen den Sagen, die nach versunkenen Oertlichkeiten hindeuten. Von Städten und Dörfern, Burgen und Schlössern, Kirchen und Klöstern, die nicht mehr sind, wird zu gewissen Zeiten, zu gewissen Tagen und Stunden geheimnißvoller Glockenschall vernommen, so im heiligen Meer, im Arendsee, im Flemhuder See, die von Julin und Vineta, und viele andere. Doch auch außerdem erscheint die Sage sehr häufig mit Glocken in Verbindung gebracht. Die Sagen von Todtenglocken gehen durch alle Lande, auch außerhalb Deutschlands, in Italien, Spanien, Frankreich sind deren bekannt. Die Kaiserglocke im Dome zu Speier läutete von selbst, als des Doms Erbauer, Kaiser Heinrich IV., arm und elend zu Lüttich verstarb. An Glockengüssen heftet sich häufig die Sage von unschuldig gemordeten Lehrlingen und Gesellen, und jene Glockentöne hallen die Klage um diese Unschuldigen fort und fort, der Nachwelt zum warnenden Gedächtniß. So die Krempner. Die Glockengüsse zu Attendorn, zu Breslau, zu Waltershausen in Thüringen, zu Groß-Möhringen legen große sagenhafte Uebereinstimmung an den Tag. Andere versunkene Glocken werden durch Jungfrauengürtel aus der Erde gezogen, wie

die von dem spurlos verschwundenen Kloster Münsterkirchen über Kreuzburg im Werrathale (D. Sagenb. 449), wieder andere von unschuldigen Kindern entdeckt und gehoben, die überwiegende Mehrzahl aber wird von Schweinen ausgewühlt, und es ist fast keine Gegend Deutschlands, wo nicht zum mindesten eine solche Sage begegnete. Eine Glocke von jener versunkenen Stadt auf dem Gottesfelde im Thüringer Walde über Schleusingen, die heraufgerückt war, und die ein wühlendes Schwein zu Tage brachte, mußte oben bleiben, weil ein Hirte ein Tuch auf sie warf — aber sie gab schrecklichen Schall, klang immerfort: Sau aus, Sau aus — ward dreimal umgegossen und wurde doch kein reiner Klang erzielt, so daß sie nur zum Sturmläuten zu brauchen. Das Schwedenglöcklein zu Weimar rettete dadurch, daß es von selbst, oder daß es ein Engel Nachts um 2 Uhr läutete, die Stadt im dreißigjährigen Kriege vor einem feindlichen Ueberfall, und es wurde hernach zum Andenken allnächtlich um dieselbe Stunde geläutet. Erst in diesem Jahrhundert wurde dies Läuten abgestellt. Wir haben als Kind seinen Schall noch vernommen.

Ein anderes wichtiges und wesentliches ethisches Element der Volkssage ist die Schirmhut der Kindheit und Unschuld von Seiten Gottes und seiner Engel, und die Strafen des Ungehorsams, der Verletzung kindlicher Pflichten, geschworener Eide. Die zahllosen Sprungsagen verfolgter Jungfrauen, welche denen, die ihrer Unschuld auf das höchste nachstellen, glücklich entgehen, während die Verfolger sich meist zu Tode stürzen, deuten alle dahin. Alle die frommen Frauen der Sage, Genoveva, Helena, Hirlanda, Ottilia, Ida von Toggenburg u. a. entgehen ihren Verfolgern, selbst die Geschichte gesellt ihnen noch die heilige Elisabeth, deren Tochter Sophia von Brabant, die

Kaisertochter Margaretha, Albrechts des entarteten Gemahlin zu. Alle gingen zwar ihren dornenbestreuten Schmerzensweg voll herber und schwerer Prüfung, aber sie sind und werden doch behütet, und gelangen zur Anerkennung ihres Rechts und zur himmlischen Vergeltung und Verklärung ihres irdischen Leides. Kinder entschlummern in Waldesdunkel und Burgtrümmern, oft auf lange Zeit, werden treu beschirmt und den Müttern wiedergegeben. Engel bringen ihnen Speise, Jungfrauen und himmlische Kinder spielen mit ihnen. Schwere verhängnißvolle Strafe aber wird über die Kinder verhängt, welche der Aeltern spotten, oder gar ihnen fluchen. Des Riesen Finger, mit dem er seiner Mutter droht, erstarrt zu Stein, und steht fortan als Thurm auf der steilen Bergeshöhe bei Jena. Im Munde der Knaben, die dem Vater fluchen wollen, werden die Zungen zu scheuslichen Kröten; auf des Vaters Verwünschung wird ein ungehorsamer Sohn zum steten stehen vom Himmel verurtheilt; er stand drei volle Jahre auf einer Stelle, bis er reuevoll starb. (D. Sagenb. 607. 617. 618.) Buße versöhnt, bisweilen aber dauert sie endlos fort, und es ist mindestens nicht von der Sage ausgesprochen, wann sie enden solle. Der Büßer von Sündeloshausen mit seinem Stein auf der Brust ging zum Frieden ein, der Wolfram stand sich büßend fort zu Tode, die Männer im Zopten aber seufzen wol noch immer ihr hic nulla pax, die Schwerbeladenen tragen ihren entsetzlich schweren Balken wol immer noch nach Ungnadhausen, der Tannhäuser kehrt unentsündigt in den Venusberg zurück. (D. Sagenb. 738. 597. 648. 775. 460.)

Das Stabwunder ist eben auch wieder einer der bedeutsamsten ethischen Züge der Sage, es ist eine milde Ordalie, ein unmittelbares Zeichen göttlicher Bewahrheitung

und Bekräftigung, und wir dürfen dasselbe nicht unbeachtet lassen, es ist tief gewurzelt und weit verbreitet.

Papst Urbans Stab ergrünte, weil der Himmel ihm die Lehre ertheilen wollte, daß ein Papst, wie es im alten Danhäuserliede lautet, dem Sünder nicht Mistrost geben solle. Bischof Bruno's von Altena Stab grünte und weiße Lilien entsproßten dem letztern, wie der fromme Mann, der ihn geführt, als Mönch gestorben war. Der Ackersmann Johann, den ein Himmelsbote als Bischof von Tongern grüßte, sah mit Staunen, wie des Boten Stab, in den Boden gestoßen, Blätter, Blüthen und Früchte trieb, und glaubte nun der göttlichen Sendung. Der Ackersmann Przemislav in Böhmen stieß seinen Haselstock in den Boden, als Libussa's Gesandte ihm naheten, daß er der Königin Thron theile, und der Stab schlug aus und trieb grüne Blätter und wurde zum Baume. Bonifacius, als er zu Groß-Vargula in Thüringen ein Kirchlein weihte, hatte vor demselben seinen Stab in den Boden gesteckt, und der Stab begann zu knospen und zu grünen, zum Zeichen der Wahrheit der Christuslehre, und wurde zum Baume, zur Palme, die lange Zeit im Orte gestanden hat. Immer ist das Stabwunder Wahrheitzeuge.

Als ein der Hexerei beschuldigter Jüngling über Masfeld bei Meiningen zum Hexenberg empor geführt wurde, dort verbrannt zu werden, stand ein Pfahl am Wege, und jener sprach: „daß ich schuldlos bin, und schuldlos sterbe, soll dieser dürre Pfahl mir zeugen.“ Und als die Hinrichtung erfolgt war, und die Leute von der Gerichtsstätte wieder herunter kamen, siehe da grünte schon der Pfahl, und war fest gewurzelt, und ist eine starke Buche geworden, die noch heute steht. (D. Sagenb. 460. 109. 144. 673. 736.)

Uns erscheint die so häufige Wiederkehr des Stabwunders in der Sage nur als Träger der Beglaubigung der Wahrheit, als Zeuge der Unschuld von Seiten des Himmels oder unmittelbar Gottes, und nicht im Zusammenhang mit den Wunderstäben, die schon in biblischer Mythe begegnen, der Stab des Moses, die Stäbe Aarons, Jonathans, u. a.

Wie der Unbußfertige durch Wunderzeichen aufmerksam gemacht wird auf das, was er an einzelnen, oder an der ganzen Menschheit verschuldet, wovon der so eben erwähnte grünende Stab Urbans ein Zeugniß, und wie wahre Reue und Buße versöhnt, so ist es ein hervorzuhebender ethischer Zug der Volkssage, daß Treue und Pflichterfüllung von ihr hochgestellt und werth gehalten werden. Menschen, die auf Berufswegen wandeln, die mit einem guten Gewissen, mit unbefangenem und heiterem Sinne gottgetrost ihres Weges wandeln, denen haben die Geister nicht nur nichts an, sondern sie erzeigen sich gegen solche Menschen oft sogar noch freigebig. Dies beweisen die zahlreichen Sagen von Fergen, welche Geister über Flüsse schiffen, von Musikanten, welche den in Bergestiefen und Höhlen Gebannten Ständchen bringen. Der Rothbart schenkt eigenhändig dem Hirtenknaben, der ihm zu Ehren ein höfisch Liedlein auf seiner Schalmei gepfiffen, ein Stück von einem goldenen Gefäße. Im Walde Zeitelmoos, wo es spukt, wurden mehrere Männer zwar geneckt, aber sie kamen doch unangefochten durch allen Spuk hindurch. Den guten und braven Menschen dienen die Geister, namentlich die Hütchen, gern und willig, so lange nicht Vorwitz und Neugier sie von hinnen treibt. Auch das ist ein ethischer Zug der Sage, daß solchen Hülfsgeistern das fluchen ein Gräuel ist. In Berg- und Salzwerken darf keiner fluchen, und obschon ein Sprichwort lautet: er flucht wie ein Bootsmann, so ist

noch bei frommen Schiffern das Fluchen nicht im Brauch — weil die Geister es ungern hören, und der Fluchende als Bösewicht gilt, der ihrer Macht sammt Schiff und Geschirr, sei es zur See, sei es zu Lande, verfällt.

Nicht den Uebermuth wollen die Geister von den Menschen, wohl aber den Muth, verbunden mit dem frommen, gerechten und tapfern Sinne. Mehr als eine Sage giebt es von Rittern, welche ein Gebet für die Todten sprachen, wenn sie an Kirchhöfen vorüber ritten, und die dann von den Todten auf wunderbare Weise gegen ihre Verfolger geschützt wurden. Nur der Muthige erlöst die verzauberte Prinzessin, die verwünschte Jungfrau, nicht der, welcher zaghaft gleich jenem Schneider im Heidenloch bei Augst, die feurig Liebende nicht zu umarmen wagt, weil sie ein wenig Feuer speit, oder ein Krötenköpfchen hat. So mancher küßt eine Schlange, und weiß es nicht einmal.

Es ließe sich diese Betrachtung und Anschauung über die Fülle poetischen und ethischen Werthes der Volkssage noch sehr weit ausdehnen, sehr ausführlich erörtern und mit Beispielen belegen, wir müssen uns aber, da der Raum uns beschränkt, mit dieser Skizze begnügen. Wie aus der Sage, so spricht auch aus dem Märchen das gleiche Princip, der gleiche Werth. Wie die Sage, bietet auch das Märchen den Künstlern reichste Stofffülle zur Behandlung dar, und statt vieler Beispiele wollen wir nur zwei anführen, das reizende herrliche Bildblatt Dornröschen von Eugen Neureuther, und dann Moritz von Schwinds laut und mit Recht gepriesene Aschenbrödel.

Mit vielem Glück und seltenem Talent hat auch der Graf Dr. Franz von Pocci in München vielfach Märchen mit genialem Griffel bildlich erläutert. Die Fabel, die ihren ethischen Werth meist selbst in Worten darlegt, fand

in neuer Zeit häufig auch künstlerische Verklärung; und es genügt, die Namen Grandville und Otto Speckter zu nennen, wie wir überhaupt nun dahin gelangen, eine Ueberschau der literarischen Erscheinungen auf diesem Gebiete zu geben.

VII.

Deutsche Sagen-, Märchen- und Fabelsammlungen.

Ein gedrängter literarischer Ueberblick.

Es wurde schon am Ende der Einleitung zu diesem Bändchen angedeutet, daß der geneigte Leser nicht etwa einen Sagenbücherkatalog hier erwarten oder suchen solle. Das wäre wahrhaftig — ohne alle Vergleichung — ein Verrinnen des Rheins im Sande. Wir haben die Mehrzahl der Sagen-, Märchen- und Fabelbücher studirt, den größten Theil derselben in Händen gehabt — gelesen nicht alle, denn wo lebte der Mensch, dem dies möglich wäre, bei der schwellenden Bücherfluthfülle, die uns, wie das Wasser den Zauberlehrling, umströmt und höher und höher steigt? Gut, daß das rollende Rad der Zeit die Stimme des alten Zaubermeisters übernimmt, und ruft:

„Besen, Besen, sei's gewesen!"

und in einen Holländer der Papiermühle verwandelt, den größern Theil der überflüssigen Büchermassen zu schöner Maculatur geworden, umtreibt und wäscht, allen Letternschmutz davon abfegt, und zu sehr feinem Papier verarbeitet, auf das sich abermals die schönsten Märchen-, Fabel- und Sagenbücher drucken lassen.

Wir hatten Anlaß, bereits im ersten und zweiten Theile die alten Werke namhaft zu machen, welche zur Grundlage eines großen Theiles späterer deutschnationaler Dichtungen wurden, nicht minder durchsprachen wir die spätere Volksbücherliteratur, so weit dies unserem Zweck und unserer Aufgabe entsprechend schien, nachdem schon vorher jene der ritterlichen Mären, und der zum Theil auch bürgerlichen Abenteuer und Schwänke gedacht wurde; ebenso beachteten und betrachteten wir die Thierfabel von ihren Ursprüngen an, und wiesen nach, wie sie sich allgemach gebildet, ausgebildet, in die Literatur eingebürgert, und bis in die neuere Zeit treue Pflege begabter Dichter gefunden habe.

Hier soll nun von der Zeit des wieder erwachten besseren Geschmackes in der Literatur an eine Uebersicht der bezüglichen Erscheinungen gegeben, und was Anerkennung verdient, anerkannt und gewürdigt werden, wozu jedoch keineswegs ein kritischer Drang leitet, der in den meisten Fällen „der ewig regen, der heilsam schaffenden Gewalt" die kalte und viel häufiger die rohe Teufelsfaust entgegensetzt, die sich „vergebens tückisch ballt." Darum möge keiner der überzahlreichen Ringer auf der Arena der Sagen-, Märchen- und Fabeldichtung, der in nachstehender Zusammenstellung seines Werkes in der Ein- oder Mehrzahl nicht gedacht sieht, dies als Nichtbeachtung oder als sogenanntes Ignoriren deuten.

Es ist ganz unmöglich bei beschränkten Hülfsquellen und Mitteln alles vor Augen und in die Hand zu bekommen, und wie das Sprichwort: non omnia possumus omnes, unumstößlich ist, so muß auch dessen Abänderung in non omnia noscimus omnes — seine Geltung in Anspruch nehmen und behaupten. Auch werden die einzelnen Erneue-

nungen der Volksbücher, die schon bei diesen ihre Erwähnung fanden, hier nicht aufgeführt.

Viele lieben oder belieben vielmehr, Sagen- und Märchenstoffe in metrischen Formen zu behandeln, und es wird dadurch einestheils im großen Publikum der Liebe zu den Sagen selbst vorgearbeitet, anderntheils läßt sich auch vom dichterischen Standpunkte nichts dagegen sagen, denn der Dichter will geistige Freiheit, ja er bedarf dieser Freiheit; daher läßt Goethe seinen Tasso in vollgültiger Wahrheit sich aussprechen:

Frei will ich sein im denken und im dichten,
Im handeln schränkt die Welt genug uns ein.

Wir selbst haben öfter Sagen in lyrisch-epische Form zu binden versucht, aber dennoch rathen wir im allgemeinen von diesem Beginne da ab, wo nicht ganz entschiedene Vorliebe, nicht hervorragendes Talent dazu unwiderstehlich hindrängen. Kommt einem begabten Dichter von selbst zum von ihm lebendig erfaßten Stoff die metrische Form, wie das ja in den meisten Fällen geschieht, so wird gewiß ein gutes Gedicht geboren — setzt sich aber einer hin mit dem Gedanken, du willst jetzt aus dieser oder jener Sage eine Ballade oder Romanze machen, und kaut die Feder und quält sich ab — der bringt sicher ein Poem zu Stande, dem man die geistigen Wehen seiner Geburtsstunde beständig anmerkt, oder er schreibt ohne solche Wehen gereimte Prosa nieder — davon alle metrischen Sagensammlungen vollgültige und mehr als hinlängliche Beweise liefern.

Wir zogen die Literatur über Sage, Märchen und Fabel am Schlusse des zweiten Bändchens bis zum ersten erscheinen der Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm, in Betracht, wollen aber den Anbau der ersteren in dieser Uebersicht noch näher ins Auge

fassen, und auch die Werke mit namhaft machen, in welchen betreffende Stoffe lyrisch-episch behandelt sind.

Wichtig und anziehend zugleich erschien eine Sammlung älterer Volkslieder: „Des Knaben Wunderhorn, herausgegeben von Achim von Arnim und Clemens Brentano, Heidelberg 1806—1808, 3 Theile, dazu noch ein Anhang „Kinderlieder" kam, welches schätzbare Buch in neuer Auflage 1845, Weimar, erschien, und dem ein vierter Theil durch Ludwig Erk aus A. v Arnims handschriftlichem Nachlaß, Berlin 1854 hinzugefügt wurde. In manchen der aufgenommenen alten Gedichte sind sagenhafte Anklänge nicht zu verkennen.

Die „Kindermärchen" von C. A. Eschke, in 2r. Auflage 1804 zu Berlin erschienen, entbehren des richtigen Tons und Gehaltes.

In den „Kindermärchen von Albert Ludwig Grimm, Heidelberg 1809, welche die Brüder Grimm als eine „eben nicht wohl gerathene Sammlung" bezeichneten, die aber doch 1817 eine zweite Auflage erlebten, sind nur wenige Stoffe der mündlichen Ueberlieferung entnommen, und die wenigen sind wesentlich umgewandelt. Das nämliche gilt von desselben Herausgebers: „Lina's Märchenbuch," 2 Bände, Frankfurt a. M. 1816. In demselben Jahre gab A. L. Grimm auch eine Fabelbibliothek für die Jugend, Frankfurt in 2 Theilen, heraus, der 1819 und ferner 7 Bände einer Märchenbibliothek folgten, sowie „Vorzeit und Gegenwart an der Bergstraße, dem Neckar und im Odenwalde," welches zu Darmstadt erschienene Buch 1827 eine 2. Auflage erlebte.

Johann Gustav Büsching's Name wurde von uns schon unter den Förderern der Literatur deutscher Vorzeit ehrend genannt. Sein streben und wirken für Literatur

war unermüdlich. Er gab denn auch unter vielen andern meist schätzbaren Schriften „Volkssagen, Märchen und Legenden," gesammelt in 2 Abtheilungen heraus, Leipzig 1812, und ließ später „Sagen und Geschichten aus dem Schlesienthale," Breslau 1824, erscheinen. Der größte Theil seiner Stoffe erscheint ächt und zum Theil volksmündlich, das fatale Wort Legenden in dem verkehrten Sinne, in dem es verwendet wurde, durch Musäus einmal eingeführt, hing sich als unvermeidlicher Zopf des Zeitgeschmacks außer dieser auch sonst an manche gute und brauchbare Sammlung; brauchte doch noch 1844 Graf Corberon in seiner Uebersetzung der Rübezahlmärchen des Musäus, betitelt Contes populaires de l'Allemagne, Paris et Leipzig, getrost das Wort Legende de Rübezahl, so sehr der ehrenwerthe Uebersetzer sich als einen geschmackvollen Kenner und Freund der deutschen Literatur beurkundet. Was sollen die Franzosen von den Begriffen der Deutschen halten, die Sagen von einem Berggeist Legenden nennen?

Der Schweizer Johann Rudolph Wyß der Jüngere der sich namhaftes Verdienst um die poetische und geschichtliche Literatur seines Vaterlandes erwarb, auch mehrere Berner Chroniken herausgab, ließ eine Sammlung „Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen," Bern 1815 und 1822, in 2 Theilen erschienen, die manchen ächten Stoff enthalten.

Der „Wintermärchen" vom Gevatter Johann, Jena 1813, wurde schon gedacht, sie erschienen bereits früher und erhielten nur neuen Titel; ihr Verfasser hieß Peter Kling und schrieb manierirt.

Im Verein gaben C. W. Contessa, Fouqué und Th. A. Hoffmann „Kindermärchen," Berlin 1816,

heraus, geistvolle Dichtungen eigener Erfindung, von jedem der drei Herausgeber nur eine.

F. Solbrig brachte „Poetische Sagen der Vorzeit, als Legenden, Volkssagen, Märchen und Schwänke", Magdeburg 1817, welche nur bereits gekannte Stoffe enthalten.

Von Ernst Moritz Arndt erschienen „Märchen und Jugenderinnerungen", Berlin 1818, deren erstere allerdings ausgeschmückt, doch dem Volksmund im deutschen Norden entnommen wurden.

In demselben Jahre erneute Seb. Willibald Schießler das Volksbuch von der Hirlanda als Legende in 11 Romanzen, welche Beifall fanden.

Caroline Stahl gab „Erzählungen, Fabeln und Märchen für Kinder" zu Nürnberg 1818 heraus, die 1821 eine neue Auflage erlebten, und dann 1824 in Riga noch einen Band „Märchen." Ihre Märchenstoffe sind ächt und treu, und haben den Vorzug einfacher und unausgeschmückter Erzählung. Eine ähnliche, doch viel fremdländisches, z. B. aus 1001 Nacht enthaltende Sammlung ließ J. A. C. Löhr unter dem Titel: „Das Buch der Märchen für Kindheit und Jugend." Leipzig, ebenfalls 1818, erscheinen.

Im folgenden Jahre 1819 erschienen „Kindermärchen zur Unterhaltung und Bildung für die Jugend." Von G. C. Grote, Meißen. Nur vereinzelte Märchenzüge, es sind moralisirende Fabeln.

In demselben Jahre gab Wolfgang Adolf Gerle „Volksmärchen der Böhmen" heraus, 2 Bde. Prag 1819. Die Sammlung enthält, wenn auch bisweilen breit gesponnen, doch manchen ächten Märchenstoff, der in deutschen Märchen sein Echo findet. Ueberhaupt dürfen wir gegen das deutsche Böhmen, und gegen slavische Märchen- und Sagenbücher, sobald sie in deutscher Sprache erscheinen, ja

keinen Grenzcordon ziehen. Die böhmischen Stoffe sind meist sehr phantasievoll und poesievoll, häufig den deutschen sehr nahe verwandt. Unter den Märchen Gerle's ist eins, „die goldene Ente", in neuerer Umarbeitung aufgenommen, das schon in einer 1798 zu Wien und Prag erschienenen, dann 1808, wie es scheint, neu aufgelegten Sammlung enthalten ist. Diese Sammlung führt den Titel: „Sagen der böhmischen Vorzeit aus einigen Gegenden alter Schlösser und Dörfer", und hat die bekannten Mängel der Zeit ihres Erscheinens; sie spricht von böhmischen Feenzeiten, als ob jemals die eigentliche Feensage, die nicht einmal deutsch, geschweige slavisch ist, in Böhmen seßhaft gewesen sei. Der Verfasser betrachtet seine Mittheilungen vom Standpunkte der Moral. In einer der Erzählungen: „Das klingende Waldhäuschen," fanden wir einen vielfach begegnenden Sagenstoff wieder, den vom Zauberer (hier ein Zigeuner), der die Leute mit einem großen Balken verblendet, während eine hinzugekommene Grasemagd, die ein vierblättriges Kleeblatt im Korbe hat, sieht, daß der Balken nur ein Strohhalm ist, weil das vierblättrige Kleeblatt den Zauber löst. Ein anderweites „Märchen- und Sagenbuch der Böhmen," von A. W. Griesel, 2 Bände, erschien 1820 zu Prag und bot kein ächtes Märchen, die Sagen aber poetisirend verballhornt.

Auch „Magyarische Märchen" erschienen. Georg von Gaal gab deren zu Wien 1822 deutsch heraus, eine Sammlung, in der vieles nach deutschen Märchen hinweist und mit ihnen übereinstimmt. In demselben Jahre erschienen von Carl Ludloff, einem Schwarzb. Sondershausischen Beamten, „Thüringische Sagen und Volksmärchen," welche vorher in einer von demselben begründeten Zeitschrift: „Vaterländische Unterhaltungen" gestanden hatten. Dieser

Mann hatte mit Vorliebe die Kiffhäusersage durchforscht, und spann sie nun etwas breit novellistisch aus, wodurch sie ihren natürlichen Reiz einbüßte, doch legte er vieles Verständniß der Sagenpoesie an den Tag. Er, der nirgend erwähnte, von niemand gekannte und anerkannte Schriftsteller war der erste Mann, der liebevoll anregend auf uns selbst persönlich einwirkte, und so sei ihm gern ein dankbares Andenken hier gewidmet.

Ewald Christian Victorin Dietrich zeigte sich ebenfalls als fleißiger Bebauer des sagenpoetischen Feldes. Mit der Gewandtheit, gut und lebhaft zu erzählen, ausgestattet, brachte er vieles in romantische Form gegossene auf den Büchermarkt. Es erschienen von ihm „die romantischen Sagen des Erzgebirges," 3 Bände, Annaberg 1822—1825. „Vaterländische Sagen," Dresden 1826, und „Die Vorzeit oder Volks- und Rittersagen Böhmens," das. 1826. 2 Theile. Das romantisiren der Sagen- und Märchenstoffe war einmal an der Tagesordnung, und ist es ja zum Theil noch immer. Vergebens wird man sich dagegen sträuben. Die einfach wilde Tulipane unserer Wälder ist eine schöne Blume, der Blumist aber zieht die gefüllte buntfarbige vor, und treibt selbst diese häufig bis zur phantastischen Monstrose, die auch zu blühen verlangt.

Johann Graf Mailáth gab ebenfalls wie Gaal „Magyarische Sagen, Märchen und Erzählungen" in 2 Bänden 1824 heraus, welche im Jahre 1837 in zweiter Auflage zu Stuttgart und Tübingen erschienen. Sie tragen den Stempel der Ausschmückung, die im Lande ihrer Entstehung als ein Vorzug, nicht, wie uns, als ein Mangel gilt, doch deuten Einzelzüge dieser ungarischen Haideblüthen nach deutschen Märchen hin. Der Verfasser endete sammt seiner Tochter, welcher er dieses Buch in beiden Ausgaben wid-

mete, freiwillig sein Leben im Stahremberger See, 1855, und wer die beiden Widmungen liest, wird sie nicht ohne Thränen lesen. Des oft erwähnten Fr. Hr. von der Hagen müssen wir auch hier noch einmal anerkennend gedenken. Er beschenkte unter der großen Zahl seiner verdienstlichen Schriften das Publikum auch mit 2 Theilen „Erzählungen und Märchen," Prenzlau 1825, wie er auch 1001 Nacht und 1001 Tag erscheinen ließ.

Obschon wir nur auf deutsche Märchen und Sagenliteratur diese flüchtige Uebersicht erstrecken, so würde es doch ein großes Unrecht sein, die 1826 zu Leipzig erschienenen „Irische Elfenmärchen", übersetzt von den Brüdern Grimm, unerwähnt zu lassen, weil ja der britische Elfenmythus mit dem deutschem Zwergen-, Heinzchen-, Wichtlein- und Hütchen-Mythus nicht blos in innigster Verbindung steht, sondern ein und derselbe ist, wenn auch nach Landesart und Sitte und der Anschauungsweise der Völkerschaften in verschiedenen Einzelgestalten verschieden ausgeprägt. Das treffliche Buch lehrt uns vielfach die einheimischen Wichtleinsagen verstehen, sie besser würdigen, und wer die Welt dieser unserer einheimischen Hülfsgeisterlein und der gütigen neckischen und oft auch tückischen Kobolde kennen lernen will, muß auch jenes Buch und jene nachbarliche Elfenwelt, die in zahlreichen deutschen Sagen ihren Widerhall findet, und selbst vielfach Widerhall deutscher Sagen ist, kennen lernen und studiren. Es ist auch manches ausgeschmückte, in die Breite gezogene, in den Erzählungen des zwar ungenannt gebliebenen irischen Verfassers, der indeß T. Keightley hieß, zu dessen Zeit alle, welche schrieben, nach der ewig langen Walter-Scottschen Kleiderelle zuschnitten; das beste aber am Buche sind die belehrenden Erläuterungen von I—CXXVI.

Im Jahre 1827 erschienen „Volksmärchen aus Franken," erzählt von Willibald Veldegg, Nürnberg, von denen der Verfasser selbst sagt, daß sie „zur Zerstreuung, zur Beschäftigung mit harmlosem Phantasiespiel" geschrieben seien. Der Verfasser hieß nicht Veldegg, sondern Wilhelm Viebeck, und stammte aus dem mittelfränkischen Dorfe Rüdenhausen, welches in einer sehr sagenreichen Gegend liegt. Ihn mochten Gründe veranlassen, sich, seine Autorschaft und die Orte, von denen er erzählt, zu verhüllen. Sein Rüdenau ist Rüdenhausen, sein Tellheim ist das vormalige Reichsdorf Sennfeld bei Schweinfurt, sein Windisch-Abtsdorf ist Abtswind, sein Tellburg ist Castell u. s. w. Er romantisirte wirkliche Sagenstoffe seiner Gegend, und darunter auch jene Castellsche Sage von einer Wasserminne, die in Entengestalt im Brunnen der Burg Castell wohnt, der mit dem Gründlersloch in unterirdischer Verbindung steht. (D. Sagenb. 813.)

Im Jahre 1828 erschien eine „Mythologie der Feen und Elfen vom Ursprung dieses Glaubens bis auf die neuesten Zeiten," nach dem englischen Original von T. Keightley (Verf. d. ir. Elfen-M.), übersetzt von Dr. O. L. B. Wolff. Weimar," 2 Bände, ein Buch, das sich unmittelbar an die irischen Elfenmärchen anschließt, und nur in erweiterter Form sich über andere Zweige des Mythus und in verschiedenen Ländern mit verbreitet, und auch deutschen Boden berührt, Jütland und Rügen. Im 2. Bande wird eine Reihe deutscher und schweizerischer Zwergsagen angeführt, nebst jenen von wilden Frauen, Kobolden und Bergmännchen, und es kam ohne Zweifel durch den Fleiß und die Kunde des thätigen Uebersetzers vieles zu dem Buche, was dem Originale abgeht. Die Einzelstoffe sind anziehend, und ohne überflüssigen Ausschmuck mitgetheilt.

Auch durch die Herausgabe einer „Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen," welche zu Stuttgart und Tübingen 1830 erschien, suchte der verewigte O. L. B. Wolff das Gebiet deutscher Sagenpoesie mit anzubauen, fühlend, daß in den nationalen Gesängen, welche geschichtliche Stoffe behandeln, ein großer Stoffreichthum enthalten sei.

Ein guter Märchen-Erzähler war auch Wilhelm Hauff. Sein „Märchen-Almanach für Söhne und Töchter gebildeter Stände", Stuttgart 1826 bis 1828, fand vielen Beifall, und erschien 1853 mit 6 Radirungen von Sonderland in der achten Auflage.

Mit gleich gewandtem Talent der Darstellung brachte Ludwig Rellstab „Sagen und romantische Erzählungen." Berlin 1826 bis 1829, die ebenfalls mehr auf Unterhaltung als auf Studium der Sagenpoesie gerichtet sind.

Von Frau Amalie Schoppe, geb. Weise, erschien ein Buch: „Neue nordische Sagen" 1829, und eine Menge Sagenstoffe gab Gustav Schwab in seinen romantisch-topographischen Schilderungen der Schweiz und ihrer Ritterburgen, Chur 1828, der auch schon früher den Bodensee nebst dem Rheinthale (Stuttgart 1826) geschildert hatte, wie derselbe denn später auch um Herausgabe der Sagen des Schwabenlandes und des classischen Alterthums sich ein namhaftes Verdienst erwarb.

Alfred Reumont schrieb: „Aachens Liederkranz und Sagenwelt", Aachen und Leipzig 1827, ein Buch, in welchem mit großem Sammelfleiße alles, was in Bezug auf Karl den Großen und dessen Leben in Aachen, seine Bauten, seine Erlebnisse, Fastrada's Liebeszauber u. s. w. bekannt wurde, in Poesie und Prosa zusammengestellt ist. Von demselben Verfasser erschien in 2. Auflage: „Rheinlands

Sagen, Geschichten und Legenden", Köln und Koblenz. 1844.

Die zartsinnige Dichterin Agnes Franz gab auch unter anderen ein Bändchen „Volkssagen" Leipzig 1830 heraus, Poesien in der Form, wie die Sage in Frauengemüthern sich abspiegelt und gestaltet.

Wir selbst traten mit einem Erstlingversuch, betitelt: „Märchenbilder und Erzählungen, der reiferen Jugend geweiht", Leipzig (1829), hervor, der bis auf eine Nummer blos erfundene Erzählungen für das jugendliche Alter enthielt. Nur der „Jahrmarkt von Hirschberg" behandelte auf den Grund von dem Th. II. S. 68 angeführten Buche Stoffe oder Neckereien Rübezahls. Ernsteres Streben für die deutsche Sage gab sich in den vier Theilen unseres Buches: Der „Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes" kund, Hildburghausen 1835 und 1836. Unsere Quellen waren nur Chroniken und die mündliche Ueberlieferung, die mancher Wanderung verdankt wurde. Das erste Bändchen dieser Sammlung umfaßt „Die Sagen von Eisenach und der Wartburg, dann Hörseelberg und Reinhardsbrunnen"; das zweite: „Die Sagen aus Thüringens Frühzeit, die von Ohrdruf und dem Inselberge"; das dritte: „Die Sagen aus Thüringens Vorzeit, von den drei Gleichen, dem Schneekopf und dem thüringischen Henneberg"; das vierte endlich den „Sagenkreis des Kiffhäusers und der güldenen Aue, und den Sagenkreis des Werragrundes, wie den von Liebenstein und Altenstein." In gleicher Weise wurden zur Herausgabe vorbereitet die Sagen von Schwarzburg und Paulinzelle, des Saal- und des Ilmthales und jene des Orlagaues und Vogtlandes, welche am besten in einem allgemeinen Thüringischen Sagenbuche, das wir vorbereiten, ihre Stelle finden

werden. Da wir einmal der eigenen Thätigkeit auf diesem reichen und anziehenden Gebiete gedenken, so sei auch eine zweite Sammlung gleich hier mit erwähnt: „Der Sagenschatz des Frankenlandes“, Würzburg 1842. Erster Theil. Dieser Theil, dem wegen Bankbruch der Verlagshandlung ein zweiter nicht folgte, umfaßte „Die Sagen des Rhöngebirges und des Grabfeldes.“ Der zweite, zu dem die Kosten einer ausgedehnten Reise, um Localstudien zu machen, nicht gescheut wurden, sollte die Mainsagen, von Bamberg und Aschaffenburg und die des Spessart und Odenwaldes enthalten, deren eine gute Anzahl mündlicher erlangt wurde; ein dritter Theil jene des Fichtelgebirges, seiner Umgebungen und Nürnbergs. Ein ähnliches Unternehmen: „Die Volkssagen des Kaiserstaates Oesterreich“, zu dem ein reichhaltiges Material angesammelt war, endete schon mit dem Beginn des dritten Heftes durch Verschiedenheit der Ansichten von Sagenbehandlung unsererseits, und seitens des Verlegers. Der Gedanke eines großen österreichischen Sagenbuches ist bereits in unserem „Deutschen Sagenbuche“ S. I. und II. angedeutet und noch keineswegs von uns aufgegeben.

A. v. Bronikowsky gab 1831 einen „Almanach der Novellen und Sagen“ heraus, der nicht ohne Werth ist.

Viele metrisch bearbeitete einheimische Sagenstoffe gab P. H. Welcker in seinem Buche: „Thüringer Lieder,“ Gotha 1831, die in correcter Form gehalten und von einem Schillerschen Anhauch belebt sind.

Dr. H. F. Maßmann theilte „Bayrische Sagen, geschichtlich beleuchtet“ mit, deren 1. Bändchen zu München 1831 erschien. Dies werthvolle Büchlein führt noch den besonderen Titel: „Der Untersberg bei Salzburg“ und enthält alle die Wunderkränze, mit welchen Mythus und Sage

die Krone jenes Berges umhangen haben, den die Umgegend mit Recht einen Wunderberg nennt, nebst den Sagen über das Geschlecht der Weidmooser und über den König Watzmann. Die historischen Erläuterungen sind sehr gründlich und dankenswerth, der Verfasser wiederholte und erweiterte dieselben später in der Schrift: „Kaiser Friedrich im Kiffhäuser.“ Quedlinburg und Leipzig 1850, deren Inhalt ein Vortrag bildete, welcher zu einer Zeit gehalten wurde, als Deutschland, wie man annahm, am Vorabende großer Ereignisse stand — und der alte Barbarossa seinen Hofzwerg durch das Erfurter Thor der Ruine Kiffhausen gen Erfurt lugen ließ. Die Raben fliegen noch immer.

Manchen guten Sagenstoff, namentlich auch aus dem Untersberger und Salzburger Gebiet, enthalten 2 Bändchen: „Erzählungen, Volkssagen und Schilderungen aus den Tagen der Vorzeit und Gegenwart im Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns und dem Herzogthum Salzburg.“ (Ohne Autornamen.) Linz 1834.

Zu dieser Zeit wurde auch den in alten Volksliedern metrisch behandelten Sagenstoffen große Theilnahme zugewendet, zu welcher in früheren Jahren schon Herder und Bodmer den ersten Anlaß gegeben hatten, wie auch Lessing die alte Grumbachsche Nachtigal aufs neue schlagen ließ, andere folgten, das schon erwähnte „Wunderhorn“ erschien, Görres gab seine „altdeutschen Volks- und Meisterlieder“, Frankfurt 1817 heraus, die Freiherr von Erlach'sche Sammlung, die auch historische Lieder mit enthielt, erschien, dann gab Ludwig Rochholz seine „Eidgenössische Liederchronik“ mit schätzbaren Schweizerliedern zu Bern 1835 heraus, nach dieser nachbarlichen Gegend hin den Blick in die poetische Sagenwelt erweiternd.

Fr. Leonhard v. Soltau erwarb sich ein gleiches

Verdienst durch eine Sammlung, betitelt: „Ein hundert deutsche historische Volkslieder", nach urkundlichen Texten, Leipzig 1836, die ein gutes Vorwort über die Literatur dieses gesammten deutschen Liederschatzes enthält, und die oben erwähnte O. L. B. Wolff'sche Sammlung an kritischer Sichtung, wie auch wegen der Rechtschreibung übertrifft, diese dafür aber auch unbarmherzig durchhechelt; jetzt sind beide Herausgeber todt.

Neben jenen alten geschichtlichen Liedern drängte mehr und mehr die neuzeitliche metrische Bearbeitung von Sagenstoffen in allen möglichen Taschenbüchern und Unterhaltungszeitschriften, wie in allen möglichen Formen zu Tage, und so erschien es nicht ganz unverdienstlich, das vielfach zerstreute zu sammeln. Dies Verdienst erwarb sich August Nodnagel in seiner Spende: „Deutsche Sagen aus dem Munde deutscher Dichter und Schriftsteller", Dresden und Leipzig 1836. Er gab von nicht weniger als 114 früheren und späteren Dichtern eine poetische Sagenblumenlese heraus. Da das Unternehmen Beifall fand, so erschienen von demselben Herausgeber „Sieben Bücher deutscher Sagen und Legenden. In alten und neuen Dichtungen. Darmstadt 1839", und derselbe hatte die große Freundlichkeit, dieses Buch uns, unserem Freund A. Bube, so wie den Dichtern A. Kopisch, K. Simrock, Ad. Stöber, Aug. Stöber und Wittig zuzueignen. Der Inhalt zerfällt in die Abtheilungen I. Sagen von der Wasserwelt. II. Riesen, Zwerge, Kobolde und andere Geister. III. Todte leben. IV. Oertliche Sagen. V. Geschichtliche Sagen. VI. Legenden und Sagen von Heiligen. VII. Sagenhafte Anklänge, im ganzen 283 Gedichte, erfreut sich folglich großer Reichhaltigkeit. Andere zwar auch poetisch bearbeitete Sagen mit enthaltende Sammlungen, die aber nicht den ausschließ-

lichen Zweck solcher Mittheilungen haben, müssen wir hier übergehen, nennen aber gern jene, die blos Sagendichtungen enthalten.

So gab der so eben genannte Dichter Adolf Bube von ihm selbst verfaßte „Thüringische Volkssagen. Gotha 1837", in 4. heraus, deren jeder er die Hauptzüge der Sage in Prosa voraus stellte. Die Sprache des Verfassers ist kernhaft und edel, die Behandlung aber fast zu einfach, so daß sie dichterischen Aufschwung vermissen läßt. Derselbe erneuete diese Sammlung und ließ sie mit nicht thüringischen Stoffen vermehrt unter dem Titel: „Deutsche Sagen" Gotha 1839 erscheinen. Er verwahrt sich im Vorwort zu letzteren gegen den Vorwurf, daß manche Sage zu schmucklos erscheine, und zieht diesen letztern dem entgegengesetzten vor. A. Bubes schlichte Weisen haben vielen Beifall gefunden, und sind mehrmals neu aufgelegt worden. In Jena erschienen von demselben Verfasser „Deutsche Sagen und sagenhafte Anklänge" 1840 in 4. Auflage, dann wieder in Gotha 1847 „Thüringische Volkssagen, Auswahl." 16., und daselbst 1851 „Thüringischer Sagenschatz für Haus und Wanderschaft."

Im Jahre 1837 kam zu den schon 1833 in Hamburg zuerst erschienenen und mit dem größten Beifall aufgenommenen „Fünfzig Fabeln" von Wilh. Hey mit Bildern von Otto Speckter eine neue Folge von „Noch funfzig Fabeln," und in demselben Jahre erschienen „Hundert Fabeln von Lafontaine u. a. Fabeldichtern" mit köstlichen Holzschnitten nach humoristischen Zeichnungen Grandville's.

Mehr und mehr brach sich in diesem Zeitraum das Bestreben Bahn, die Sagen unverfälscht, wie sie Chroniken und Volksmund schlicht überlieferten, in Sammlungen wiederzugeben, und es gestaltete sich aus diesem achtungwerthen

streben ein gründlicher und herrlicher Aufbau des deutschen Sagentempels, der sich stolz aus den ihn umblühenden Rankengebüschen voll Phantasieblumen zum Lichte der Wahrheit und Treue hob, ein Bau, wie kein anderes Land ihm aufzuzeigen hat.

In diesem Sinne zeigte sich das Buch: „Die Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens. Gesammelt von W. J. A. von Tettau und J. D. H. Temme. Berlin 1837," mit einem reichen höchst anziehenden Material und einer sehr lesenswerthen Einleitung. 1839 ließ J. D. H. Temme „Die Volkssagen der Altmark, mit einem Anhange von Sagen der übrigen Marken und aus dem Magdeburgischen" zu Berlin erscheinen, ein Buch eben so reichhaltig als trefflich, das auch abergläubische Meinungen und Gebräuche in der Altmark schildert.

Weit minder unverfälscht durch eigene Zuthat erschien unter dem Titel: „Romantisch-historische Skizzen aus Oesterreichs Vorwelt. Von Emil * *" Wien 1837, eine Sammlung, deren Stoffe von Wahrzeichen, Häusernamen und sonstigen Oertlichkeiten Wiens und seiner Umgebung entnommen sind. Das meiste darum und darüber her gewebte Sagengespinnst ist erfunden, obschon auch ächte Ueberlieferungen nicht unbenutzt geblieben sind, so die über die Kaiserburg, über die Türkenkriege, daher das Buch nur mit großer Vorsicht zu benutzen ist, wenn sich jemand desselben als Sagenquelle bedienen wollte. Heinr. Steffens gab 1837 zu Breslau „Gebirgssagen" heraus, mit Andeutung des Einflusses des örtlichen Bodens auf die Märchen, der allerdings nicht abgeleugnet werden kann, doch klingt es seltsam, lesen zu müssen: „Wie ganz anders lauten die Granit- als die Schiefermärchen." Wir können die lebenden Märchen und Sagen doch unmöglich nach todten Ge-

steinformationen klassificiren und solche Eintheilung wahrhaftig nicht geistvoll finden.

Von Fr. Bornbaum erschienen: „Sagen aus dem Vaterlande,“ Elberfeld 1838, darin in der Weise der Volksbücher Sagen von Wittekind, von dem Clevischen Schwanritter und der weißen Frau, wie auch einige Rübezahlmärchen ꝛc., ausgeschmückt mitgetheilt sind.

In ähnlicher Weise gab W. Börner, bisweilen sogar dialogische Form wählend, „Volkssagen aus dem Orlagau, nebst Belehrungen aus dem Sagenreiche.“ Altenburg 1838. Auch er schmückte aus, doch lauschte er vieles dem Munde des Volkes ab, und gab zuerst über die in jener Gegend heimische Perchta und ihr Volk der Heimchen, dort so, und nicht Heinchen genannt, genauere Kunde. Da uns daran lag, darüber ins klare zu kommen, ob nicht die Benennung Heimchen eine ersonnene, theilte uns der Verfasser brieflich mit: „Heinchen oder Hennchen kennt das hiesige Volk (Gegend um Ranis bei Saalfeld) nicht. Die Zwergwesen in der Sage von der goldenen Schäferei sind mir unter dem Namen Heimele, Heimlich (für Heimlein) auch Erdmännlich und Erdmännele überliefert worden.“ Das Märchen vom Kinde mit dem Thränenkruge wird in dieser Sammlung einer bestimmten Oertlichkeit, Wilhelmsdorf, ohnweit dem Saalufer, zugewiesen, und dasselbe dadurch zur Sage erhoben.

Prof. Auerbach ließ anonyn 1838 in München erscheinen: „Volsbüchlein, enthält Geschichte des ewigen Juden, Abenteuer der sieben Schwaben, Abenteuer des Dr. Faustus, Abenteuer des Spiegelschwaben, nebst vielen anderen erbaulichen und ergötzlichen Historien.“ Eine sehr gut gearbeitete Auslese.

Von J. P. Lyser erschienen: „Fabeln- und Märchenbuch

mit 500 Abbildungen." 3 Hefte. gr. 4. Berlin 1838 bis 1841. „Abendländische tausend und eine Nacht oder die schönsten Märchen und Sagen aller europ. Völker." Mit 30 Bildern. 15 Bändchen. 8vo. Meißen 1838—1839. Deren „Neue Folge" 4 Bändchen. Meißen 1840.

Heinrich Smid gab „Eine Fahrt nach Helgoland und die Sagen der Niederelbe. Berlin 1839", heraus, doch sind die Sagen nur in die Reiseschilderungen nicht ohne Ausputz eingewebt.

In demselben Jahre erschienen zu Bautzen „Volkssagen und volksthümliche Denkmale der Lausitz von Heinrich Gottlob Gräve." 2 Hefte. Der Verfasser bespricht in der ausführlichen Einleitung das mythische Element in den Volkssagen, namentlich in jenen der deutschslavischen, d. h. dort wendischen Grenzmark. Man begegnet in dieser sehr stoffreichen Sammlung mehreren Sagen, die anderorts ihre Wiederholung finden.

Wiedar Ziehnert ließ in unterschiedlichen Bänden einestheils „Sachsens", anderntheils „Preußens Volkssagen, Märchen und Legenden als Balladen, Romanzen und Erzählungen bearbeitet" erscheinen. Die Prosastücke sind Poesien und die metrischen sind meist Prosa.

Der unglückselige Drang vieler, meist junger Dichter, alle und jede, auch die ungefügsten Stoffe in metrische Form zu zwingen, die sich in Prosa ganz angemessen erzählen lassen, hat uns eine Ueberfülle schlechter Gedichte, die eigentlich gar keine Gedichte zu heißen verdienen, verschafft, und dabei ist die Sagenpoesie am allerübelsten gefahren.

Von F. A. Kunz erschienen: „Christliche Legenden und Geschichten", Eisleben 1840, durchweg metrisch, für unseren Zweck aber nicht unanziehend, da das Buch eine

Erneuerung des alten Barlaam und Josaphat, viele deutsche Sagenstoffe, die nur legendenartige Färbung haben, und im Anhang recht wackere Andeutungen zur Geschichte und Charakteristik der christlichen Legende enthält. Die Bearbeitung der „Geister des Zoptenberges" darf man freilich nicht neben jene desselben Stoffes von Adalbert von Chamisso halten, und dennoch — ist auch die letztere nur eine in metrische Form gezwungene, fast wörtliche Abschrift der Chronikensage, auch sie ist kein Gedicht. In demselben Jahre gab Dr. Heinrich Döring heraus: „Deutscher Legendenschatz für Schule und Haus. Jena." Das Buch enthält 64 wirkliche, von verschiedenen Dichtern und Dichterinnen metrisch bearbeitete Legenden.

Je mehr die Neigung zu den Sagenstoffen, die Vorliebe für dieselben und deren Studium wuchs, um so mehr ging nach allen Seiten hin die Blumensaat der Vorzeit unter dem jüngeren Geschlechte auf. Einestheils bemächtigte sich die Dichterwelt gern der an Poesie so reichen Sagenstoffe, wenn dies auch nicht von jeglichem Poeten mit besonderem Takt und Geschick geschah, anderntheils säuberte die gelehrte Forschung die Goldkörner der Sage von der Fabelspreu, klärte den Mythus und beseitigte die sogenannten nordischen und deutschen Mythologien, resp. deren Wörterbücher, die so überaus lehrreiche Sätze enthalten, wie z. B. der folgende in einer Folge:

Easter. (sic) S. Ostar.

Ebenrot. S. Heldenbuch.

Echo. Das Echo oder der Wiederhall (wirklich!) ist im Teutschen Mythenthume die Sprache der Zwerge.

Ecken. S. Heldenbuch.

Edda. S. Nordische Mythologie.

Eichen. Die Eichbäume waren den alten Teutschen vorzüglich heilig. S. Bäume. Druiden.

Eichhörnchen. Diese Thiere hatten im Russischen Glauben gewiß irgend eine Bedeutung, da die alten Russen die Stirnläppchen derselben statt des Geldes gebrauchten u. s. w.

Jacob Grimm's „Deutsche Mythologie" war bereits 1835 in erster Ausgabe erschienen, die 2. erschien in 2 Bänden 1844 und forderte freilich mehr Hingebung und Studium durch die unglaubliche Fülle und den Reichthum des in ihr verarbeiteten Materials, als man bisher gewohnt war, der deutschen Mythenkunde zu widmen, die man noch 1827 nach obiger köstlicher Probe zu behandeln pflegte.

So auch ward die Literatur der Mythen- und Sagenwelt immer ernster angebaut, wie zahlreiche Werke darthun, und wie namentlich auch vom bibliographischen Standpunkt aus neben dem poetisch geschichtlichen der unermüdlich fleißige Dr. Johann Georg Theodor Gräße in seinem Lehrbuch der allgemeinen Literärgeschichte durch den Band, der unter besonderem Titel „Die großen Sagenkreise des Mittelalters ꝛc." Dresden und Leipzig 1842 erschien, dargethan hat.

Als Denkmal zur vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst erschien zu Leipzig 1840 „Der Nibelungen Lied" in doppelter Prachtausgabe, theils im Urtext nach der laßbergischen Handschrift, theils in neuhochdeutscher Uebertragung durch O. Marbach, mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Bendemann, Hübner u. a.

In demselben Jahre erschienen ferner die von Hermann Harrys gesammelten „Sagen, Märchen und Legenden Niedersachsens," in einigen Heften, Druckort Zelle. Der Verfasser legte den richtigen Sammlersinn an den Tag und ver-

lieh dadurch seiner Sammlung Werth. Es ist alles nach mündlichen Erzählungen oder angegebenen guten Quellen mitgetheilt. Dagegen begegnen wir wieder in „Vogtländische Volkssagen" von Eduard Hager, — 2 dünne Bändchen auf Löschpapier, 1839 und 1840 — der unseligen Sucht, gute Stoffe durch triviale Reimereien zu verderben. Ueber das hochpoetische Sagenthema: „Die ersten Erdäpfel im Würschnitz" reimte der Verfasser 20 — nicht Strophen, sondern Blattseiten zusammen, und es ist, als ob man die Sagenpoesie ängstlich flehen hörte:

„Lieber Hager, laß mich leben!
Ich will dir Orlamünde geben!" —

Die „Sagen aus dem Werrathale" von E. Heusinger. Eisenach 1841 — enthalten gute Stoffe, sind einfach und richtig erzählt, und umfassen ein Gebiet, das vorher noch nicht in dieser Beziehung durchforscht war. Die Reihe dieser Sagen schlingt sich so ziemlich in die Gegend ein, wo die unsere der Sagen aus dem Werragrunde im 4. Bande des Thüringer Sagenschatzes endet. — Im nämlichen Jahre gab Aug. Stöber 6 Hefte „Oberrheinische Sagen und Volkslieder," (Heidelberg) heraus, denen derselbe 1842 sein „Oberrheinisches Sagenbuch" folgen ließ. Auch „Sagen des Elsasses" erschienen von A. Stöber. St. Gallen 1852. Der patriotische und tüchtige Sinn der Brüder Stöber bedarf nicht unseres Lobes.

Zu Danzig erschienen 1843 einige Heftchen „Danziger Sagen," von O. F. Karl. Jeder Sage ist einfach am Schlusse die Quelle beigefügt, welcher der Herausgeber sie entlehnte. Manchen der mitgetheilten Stoffe enthält auch die Tettau-Temmesche Sammlung. Ganz genau wiederholt sich die Blendung eines kunstvollen Uhrmachers, Namens Dürringer, die man von der Straßburger Mün-

sternuhr von Meister Habrecht erzählt. Auch hier eine Sage und ein Wahrzeichen von Pferden, die wiehernd aus dem Bodenloch schauten, zur Widerlegung einer Betheuerung aber nicht im Bezug auf graberstandene Frauen, wie zu Köln und Schweinfurt.

Friedrich Baader sammelte Sagen, und zwar blos metrisch bearbeitete verschiedener Verfasser, und ließ dieselben unter dem Titel: „Sagen des Neckarthals, der Bergstraße und des Odenwaldes aus dem Munde des Volkes und der Dichter,“ 1843 zu Mannheim erscheinen. Kurze historische Bemerkungen führen den Leser zum Verständniß des geschichtlichen in diesen Sagen, ein Verfahren, das nicht jedermann zusagen wird. Der Dichter hat vielleicht eine Sage recht beflügelt, recht schön besungen, und gleich hinter ihr hängt sich das Bleigewicht der geschichtlichen Darlegung vor, und es wird erklärt, was am Stoffe Dichtung ist, und was die trockene Wahrheit. Das nennt man eine farbenschillernde Libelle zergliedern. Ein Gedicht, das Anmerkungen bedarf, ist fast kein Gedicht mehr, auch steht es schlecht aus, z. B.:

„Hier wohnte Götz! [1]) Auf singt's im frohen Kreise“ ꝛc.

[1]) „Im Jahre 1516 kaufte Götz von Berlichingen die Burg Hornberg ꝛc.“)

Das ist doch dem Leser, der sich an einem Gedicht, welches noch dazu nach der Rheinweinliedmelodie gesungen werden soll, erfreuen möchte, völlig einerlei, wann Götz Burg Hornberg kaufte. Alle Welt weiß, daß er sich Götz von Berlingenn vf Hornbergk schrieb.

Eines der trefflichsten Sagenbücher unter allen überhaupt vorhandenen ist: „Niederländische Sagen. Gesam-

melt und mit Anmerkungen begleitet von Johann Wilh. Wolf. Leipzig 1843." Das Buch umfaßt ohne die gründlichen Anmerkungen 42 Druckbogen, und ist für die deutsche Sagenliteratur schon deshalb von größter Wichtigkeit, weil eine große Anzahl der mitgetheilten Sagen Deutschland erb- und eigenthümlich zugehören, andere deutsche mit den niederländischen innig verwachsen und verschmolzen sind. Wir gestehen es freudig ein, vieles aus diesem Buche gelernt zu haben, das in seiner meisterhaften Haltung, Anlage und Zusammenstellung nichts zu wünschen übrig läßt. Von demselben Herausgeber erschienen dann auch „Deutsche Märchen und Sagen," gesammelt und mit Anmerkungen begleitet. Leipzig 1845. In beiden Büchern ist eine Fülle neuer Stoffe zu Tage gebracht, und der deutsche Sagenschatz ist durch sie auf die erfreulichste Weise vermehrt worden. Viele der Märchen in der letztgenannten Sammlung sind auch niederländische, und höchst schätzbar sind die Erläuterungen, welche überall, wo es nöthig, auf den mythischen Nachhall im Märchen deuten.

Außerdem erschienen 1843 noch: „Märkische Sagen und Märchen, nebst einem Anhange von Gebräuchen und Aberglauben," von A. Kuhn. Berlin, in gediegener Weise, ebenso: „Die Volkssagen der Altmark". Gesammelt und herausgegeben von Mehreren. Tangermünde. 1844. A. E. Willkomm erzählt „Sagen und Märchen in der Oberlausitz" nach. Hannover; mit Federzeichnungen. In dieser Zeit erneuete K. Simrock mit bekannter Meisterschaft unter dem Titel: „Das Heldenbuch" in 6 Bänden, Stuttgart 1843—1849, die ganze deutsche Heldensage. 1. Gudrun. 2. Nibelungenlied in 3. Auflage. 3. Das kleine Heldenbuch mit Walther und Hildegunde, Alphart, der hörnene Siegfried, der Rosengarten, das Hildebrandslied,

Otnit. 4. u. 5. Das Amelungenlied, 3 Theile, die beiden Dietriche, die Rabenschlacht, die Heimkehr. K. Simrocks Rheinsagen erschienen 1849 in 4r. Auflage.

Gleichen richtigen Weg, wie Wolf, Temme, Kuhn und andere, einschlagend und gleiches Verdienst sich erwerbend, gab Karl Müllenhoff „Sagen, Märchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig-Holstein und Lauenburg." Kiel 1845 heraus. Eine höchst gediegene Einleitung ist dem Buche vorangestellt, und Zusätze und Berichtigungen, die vielfach auf die Verwandtschaft der gegebenen Sagen zu denen anderer Länder hindeuten, machen den Schluß.

In demselben Jahre trat unser Märchenbuch an das Licht, dessen Stoffe nicht ohne einigen Ausschmuck bleiben durften. Es sind nach der Hand von demselben mehrere Ausgaben, darunter eine große mit Stahlstichen, dann eine mit trefflichen Holzschnitten nach L. Richter erschienen. —

A. Henninger brachte: „Nassau in seinen Sagen, Geschichten und Lieder fremder und eigener Dichtung." 3 Bde. mit 3 Stahlst. Wiesbaden 1848.

Von E. Braun kamen: „Sagen und Geschichten der Stadt Baden", Karlsruhe 1845 heraus. A. Schnezler folgte mit seinem „Badischen Sagenbuche", 2 Bände, Leipzig 1846 nach.

Der „Indischen Sagen" von Ad. Holtzmann in Karlsruhe, 1846 und 1847, 3 Bändchen, möge nur nebenbei gedacht werden, wie auch des Buches von J. N. Vogl: „Die ältesten Volksmärchen der Russen", Wien 1847, und der von Caballius und Steffens gesammelten „Schwedischen Volkssagen und Märchen, ebendaselbst, 1847. Uhl's „Märchen aus dem Weichselthale", Wien 1847, geben auch aus der Heimath der Weichselzöpfe poetische Elemente kund. In demselben Jahre ließ der fleißige Gräße seine

schon erwähnte Erneuerung der „Gesta Romanorum“ in einer äußerst billigen Volksausgabe zu Leipzig erscheinen, und selbst die jüdische Sagen- und Märchenwelt blieb nicht unvertreten, sondern trat unter dem Titel: „Gallerie der Sippurim, eine Sammlung jüdischer Sagen, Märchen und Geschichten“, Leipzig 1847, an das Licht des Tages. Wie der Autor dieser Sammlung ungenannt blieb, so auch der des Buches „Sagen aus Oldenburgs Vorzeit. Oldenburg 1847.“

Trotz dem Weh der Theuerung, das 1847 auf Deutschland drückte, und trotz dem politischen Contagium, das miasmatisch die Luft erfüllte und die Herzen durchzitterte, das aber noch zur Zeit als ein edler Ausstrahl deutschen Geistes nach Einigung und Einheit rief und drängte, geschah sonach in diesem Jahre dennoch viel für die Sagenpoesie, die der politischen Erregung so weltenfern steht. Nun kam das große Jahr, die sogenannte „glorreiche Erhebung,“ eine Zeit, an die man nicht erinnern — die man, wie den Wolf und den Teufel, nicht nennen soll, damit ja keinem lieben Knaben Absolom, den Aufruhrmachern und Ahitophelischen Rathgebern, eine unliebe Erinnerung bereitet werde — es kam mit seinem nachgeborenen Bruder 1849 — ein par nobile fratrum, und alle hohen und schönen, reinen und idealen Hoffnungen und Träume wurden zertrümmert und in scheußlichster Blöße schritten heller Aufruhr und blutdürstige Mordlust durch die vaterländischen Gauen. Wer hätte denken sollen, und wer erinnert sich noch, daß trotz aller Gräuel und aller Wirbel, mitten im Getümmel und Getrümmel des Unsinns, der Verwirrung, der Rathlosigkeit, der Possenreisserei und aller Affenschande und Nachäffung der aufgewärmten kurzaktigen französischen Republikcomödie, die Sagenpoesie

durch die aufgelärmten und aufgewiegelten Lande schreiten werde, und dennoch schritt sie wie ein guter Friedensengel, mit dem ewig neu ausgrünenden Wunderstabe der Versöhnung, des Friedens und der heiligen, segensreichen Ordnung durch die Länder dahin.

In jenen dem Buchhandel so ungünstigen Jahren 1848 und 1849, in denen nur die Broschüren der politischen Presse der Lärmmacher, wie der Friedensapostel, den Büchermarkt zu beherrschen strebten, kamen von H. Asmus „Lübeks Volkssagen, Legenden und Märchen" in 2. Auflage heraus, leider nicht einfach genug erzählt, um als Quellen dienen zu können — erschienen nochmals von einem Ungenannten „Sagen und Novellen aus Oldenburgs Vorzeit;" in Bonn Brüneckens „Sagen der Vorzeit;" in Leipzig „Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. Aus dem Munde des Volks gesammelt und herausgegeben von Kuhn und Schwarz;" in Schwerin „Mecklenburgische Sagen" von Friedr. Studemund in 2. Auflage; in Cassel „Volkssagen und Legenden des Landes Paderborn," von J. Seiler; in Berlin: „Legenden von F. Bäßler;" in Stuttgart: „Auswahl vorzüglicher Erzählungen, Märchen &c. 6 Bde.: „Sagen und Märchen von Erin, in Stuttgart als 9. Bd. von des verdienstvollen Sammlers J. Scheibe: „Kloster" F. Norks „Mythologie der Volkssagen und Volksmärchen," mit vielem Fleiße zusammengestellt, aber viel zu sehr mythologisch deutend und deuteln wollend, mit viel zu viel gelehrt thuendem Balast.

Ad. Möller behandelte die Kiffhäusersage, 1849, und F. H. Maßmann erläuterte, wie oben bemerkt, dieselbe 1850, beide Schriften erschienen zu Berlin. War es doch gewesen, als habe der alte verzauberte Kaiser sich gerüttelt und geschüttelt, und habe Miene gemacht, als ob er aufstehen

wolle, er hatte aber nur gefragt: „Fliegen droben die Raben noch um die Warte?“ Und das Echo hatte geantwortet: „Warte!“

Nur die Sage gewann neues frisches Leben, warme und treue Pflege, wie denn überhaupt zu jener Zeit des redens und sagens schier fast zu viel war, besonders über die Kaisersage, daher es fast als eine Ironie erschien, daß 1850 C. von Falkenstein „Das Buch der Kaisersagen, Burg- und Klostermärchen“ zu Hall bei Haspel erscheinen ließ. K. Simrock sammelte „Die geschichtlichen deutschen Sagen aus dem Munde des Volkes und der deutschen Dichter“, Frankfurt 1850; K. Geib „Sagen und Geschichten des Rheinlandes,“ daselbst 1850, letztere sind ein wenig romantisirt und ausgeschmückt. Zu Eisleben erschienen von C. F. A. Gibelhausen: „Mansfeldische Sagen“ in 2. Auflage, W. Ziehnert ließ in groß Sedezformat „Sachsens Volkssagen, Balladen, Romanzen und Legenden“ zu Annaberg erscheinen; Zingerle gab „Sagen aus Tyrol,“ Insbruck; G. Nier übersetzte „Ungarische Sagen und Märchen“, Berlin, alles 1850, und in demselben Jahre brachte Rauscher ebendaselbst des Dänen Andersen so beliebt gewordene Märchen, die besser Märchenfabeln hießen, in gelungener Uebertragung aus dem dänischen Urtext.

Noch erschienen 1850 „Beiträge zur Literatur und Sage des Mittelalters,“ von Dr. J. G. Th. Gräße. Dresden. 4., eine nicht starke, aber sehr gediegene Schrift, deren Inhalt: I. Die Mirabilia Romae, nach einer Vatikan-Handschrift. II. Zur Sage vom Zauberer Virgilius. III. Zur sagenhaften Naturgeschichte des Mittelalters — höchst nutzbare und gründliche Mittheilungen umfaßt.

Das Jahr 1851 zeigte sich in Hervorbringungen von

Beiträgen zur Sagenliteratur etwas minder fruchtbar und ergiebig, doch gab der beliebte Lustspieldichter Rod. Benedix zu Wesel „Deutsche Sagen" heraus, B. Baader zu Carlsruhe „Volkssagen aus dem Lande Baden." Ph. Laven ließ zu Trier erscheinen: „Trier und seine Umgebungen in Sagen und Liedern. Mit Bemerkungen über die Quellen dieser Sagen." Letztere sind sehr dankwerth und anziehend und die reiche Sagenwelt Triers und seiner Umgebung tritt aus dem poetischen Buche überraschend und in ernsten, wie in heitern Weisen zu Tage. Im folgenden Jahre erschien ebendaselbst von Hocker: „Des Mosellandes Geschichte, Sagen und Legenden aus dem Munde deutscher Dichter. Als Anhang Hagen von Tronek und die Nibelungen 2c."

Im Jahre 1852 finden wir auf dem anziehenden Gebiete, das wir überblicken: „Aesops Fabeln, für die Jugend bearbeitet," Leipzig; H. A. Gorbandt „Fabeln für die mittlere Jugend," Altona; G. Hoffmann: „Märchen für Jung und Alt," Berlin; Perrault und Aulnoy: „Märchenbuch für Knaben und Mädchen" herausgegeben von Julius Grimm, daselbst; F. Bäßler: „Heldengeschichten des Mittelalters, für die Jugend und das Volk bearbeitet," ebendaselbst; E. Keller: „Auswahl der schönsten Märchen und Sagen, Fabeln und Parabeln für Knaben und Mädchen," daselbst; Koschnitz: „Die schönsten Sagen und Märchen für Deutschlands Jugend," Halle; L. Wahl: „Märchen mit einer Vorrede von L. Tieck," Baden; von Theodor von Cederstolpe erschienen: „Sagen von Luxemburg," poetisch bearbeitet, zu Frankfurt.

Dr. A. Janssen gab „Die Sagen Frankens," drei Lieferungen, Würzburg, heraus. Der Herausgeber pflügte viel mit unserem Kalbe, und brachte wenig neues. „Sagen

und Märchen" gesammelt von einem katholischen Geistlichen, Verlagsort Emmrich. Kletke: „Das Buch von Rübezahl, des Berggeistes Fahrten und Schwänke neu erzählt." Breslau: „Sagen und Novellen aus Oldenburgs Vorzeit," 6 Hefte. L. Schneegans: „Straßburger Münstersagen, aus Urkunden, Chroniken und sonstigen Quellen gesammelt." St. Gallen. In dem, was wir unter Urkunden verstehen, pflegen insgemein niemals Sagen enthalten zu sein, denn eine Urkunde ist stets eine geschichtliche Beglaubigung. Ad. Stöber: „Die Sagen des Elsasses" zum ersten Male getreu nach der Volksüberlieferung, den Chroniken ꝛc. gesammelt, mit einer Sagenkarte von Ringel. St. Gallen. Der um die Sagenliteratur seines Vaterlandes hochverdiente Stöber gab auch in diesem ein sehr brauchbares Buch und der Gedanke einer Sagenkarte ist neu und geistreich. Von E. Deecke kamen zu Lübeck „Lübische Geschichten und Sagen," von G. Hesekiel zu Berlin: „Neues Berliner Historienbuch, Erzählungen, Sagen und Legenden aus der Geschichte Berlins" in 10 Lieferungen 1851 und 1852; von J. Cossarsky „Sagen des Morgenlandes nach talmudischen und hebräischen Quellen" in Berlin heraus. G. E. Lessing ließ „Fabeln. 3 Bücher. Nebst Abhandlungen mit dieser Dichtungsart verwandten Inhalts" zu Leipzig erscheinen; A. Schöppner begann sein reichhaltiges, mit großem Fleiße gesammeltes „Sagenbuch der Bayrischen Lande. Aus dem Munde des Volkes, der Chroniken und der Dichter", München, das 1853 vollendet wurde. Im besten Sinn und Geist, durchdrungen vom ächten Bewußtsein, wie die Sagenstoffe zu behandeln sind, gab Prof. E. Meier „Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben" gesammelt heraus, Stuttgart, 2 Bände, und es ist dies Buch als

eine gediegene Quellenschrift anzuerkennen. J. Günther begann 1852 sein „Großes poetisches Sagenbuch des deutschen Volkes. Mit erklärenden histor. und geographischen Anmerkungen", in Jena erscheinen zu lassen. Das Jahr 1853 hat uns „Fabeln aller Zeiten und Völker," herausgegeben von J. G. Waller, Berlin, gebracht; Andersens sämmtliche Märchen, Leipzig; von Milonowsky „Volksmärchen aus Böhmen," Breslau; von H. Pröhle „Kinder- und Hausmärchen," Leipzig; Fr. Hoffmann: „Auswahl von Märchen für Kinder," Jena; A. Müller: „Fünfzig ganz neue Fabeln in Versen," Zürich; ebenso viele gab W. Corrold für die Jugend heraus, Stuttgart; N. Steffen: „Märchen und Sagen des Luxemburger Landes"; Am. Benda: „Märchen und Parabeln für die erwachsene Jugend," Erfurt; Fröhlich: „Fabeln und Erzählungen für große und kleine Kinder in Versen und Silhouetten"; Cassel; G. H. Schubert: „Märchen und Erzählungen für das kindliche Alter", Erlangen; A. Kaufmann brachte in poetischer Bearbeitung gesammelte „Mainsagen," Aschaffenburg, welche des Sammlers Freundlichkeit F. Wolfgang Müller und uns zueignete. In dem lesenswerthen Vorwort weist der kundige Sammler u. a. nach, daß die Sage von der Lorelei ursprünglich nicht ächt volksthümlich und erst durch Cl. Brentano und Heine gemacht worden sei. Nunmehr freilich ist sie volksthümlich geworden, durch die Macht der Poesie, die wir schon Th. I. S. 2. die Mutter von Mythe, Sage, Märe und Fabel nannten. Von J. W. Wolf, dem mehrfach genannten, wackern Sammler erschienen „Hessische Sagen," Göttingen und Leipzig, die sehr wichtig sind, und von denen viele auf alten Mythus zurückweisen. Selbst das Lalenthum findet darin in den

Griesheimer Schwänken seine Bereicherung und Erweiterung.

Die beiden Hessen sind sehr sagenreiche Länder, und neben den Bestätigungen des schon bekannten, neben mannichfaltiger Verwandtschaft hessischer Sagen zu denen anderer deutscher Länder ist auch in dem genannten Buche vieles mit Dank zu empfangende neue geboten.

Noch brachte das Jahr 1853 „Musäus, Volksmärchen der Deutschen," in neuer, für die reifere Jugend ausgewählter Ausgabe von L. Thomas, Leipzig; eine andere ebenso bearbeitete, erschien von Franz Hoffmann in Stuttgart. Die neunte Auflage der Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Berlin, und auch unser eigenes „Deutsches Sagenbuch" in diesem Jahre. Das nächstfolgende brachte von G. Schwab: „Die schönsten Sagen des klassischen Alterthums" in 3. Auflage, Stuttgart, und eine Deutsche Klassiker-Ausgabe der Volksmärchen von Musäus, Leipzig; — von Kath. Diez erschienen: „Neue Märchen aus Wald, Feld und Wiese," Berlin; — von F. v. Woringen: „Märchen"; von C. und Th. Colshorn: „Märchen und Sagen," Hannover; von K. Seifart: „Sagen, Märchen, Schwänke und Gebräuche der Stadt Hildesheim," Göttingen, die vieles Schätzbare in Bezug auf die betreffende Oertlichkeit enthalten. K. Lyngcker gab „Deutsche Sagen und Geschichten in Hessischen Gauen gesammelt," zu Cassel heraus, darin vieles mündliche enthalten ist, das J. W. Wolfs Sammlung hessischer Sagen ergänzen hilft. Besonders anziehend waren für uns die Sagen von Karlequintes, von denen ein Widerhall sich sogar auf hessischem Gebiet hoch hinauf in den Thüringerwald, an den Fuß des Inselberges, flüchtete. Der Sammler meint es mit der Sache ebenso ernst und gut,

und geht auf demselben richtigen Wege, den J. W. Wolf eingeschlagen, so wie H. Pröhle, von welchem gut geschriebene „Harzsagen auf dem Oberharz und der übrigen Gegend von Harzburg und Goslar,“ zu Leipzig erschienen, und mehreres andere in dieses volksthümliche Gebiet einschlagende.

„Der Volksmärchen der Serben von Wuk Stephanowitsch Karatschitz“ wurde schon gedacht. C. Kohlrausch begann ein „Schweizerisches Sagenbuch in drei Abtheilungen, I. Mythische Sage. II. Legende. III. Historische Sage,“ Leipzig, das zwei Theile umfassen soll, und nach der uns vorliegenden 1. Lieferung trefflich zu werden verspricht. Eine Fülle neuer Stoffe tritt durch dieses Werk abermals in die deutschen Sagenkreise; die noch so verschlossene Hochalpenwelt öffnet ihre Höhlen, zeigt ihre Erdmännchen, ihre Stollenwürmer, ihre Toggeli, ihr Hauri, ihre Gauliweiblein, ihre Engstlenfräulein u. s. w., so daß man der Vollendung dieses Werkes sich mit Recht entgegen freuen kann.

Von Montanus erschienen theilweise 1854, Iserlohn und Elberfeld, und sind im Erscheinen begriffen 3 Bändchen: „Die deutschen Volksfeste, Volksgebräuche und deutscher Volksglaube in Sagen und Märlein und Volksliedern. Ein Beitrag zur vaterländischen und Sittengeschichte,“ ein Buch, welches in trefflicher Färbung und Haltung vieles neue, noch unbekannte bringt, den mythischen Sagenkreis erweitert, der Altvordern Bräuche und Sitten in das rechte Licht setzt und allen Dank verdient. Wir bedauern, daß es erst am Schluß dieser unserer eigenen Arbeit uns zu Handen kam, und wir dasselbe nicht mehr benutzen konnten. Ebenso ist im erscheinen begriffen: „Der Sagenschatz des Königreiches Sachsen. Zum erstenmale in der ursprünglichen

Form aus Chroniken, mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen und anderen Quellen gesammelt und herausgegeben von Dr. Joh. Georg Theodor Gräße." Dresden 1855. Für den gediegenen Inhalt dieser neuesten Sagensammlung bürgt schon der Name des Sammlers und Herausgebers.

Es ist ganz unmöglich, die stets nachquellende Fülle aller Märchen- und Fabelbücher für Kinder namhaft zu machen, aber ein erfreuendes Gefühl bemächtigt sich unserer, wenn wir sehen, wie das Literaturgebiet, welches wir jetzt mit dem Leser durchwandelten, so reichen und rüstigen Anbau findet. Wie groß und reich ist unsere vaterländische, unsere Nationalliteratur! Hier ist nur ein kleiner Zweig derselben berührt, der Kreis, den wir in diesen Bänden durchwandelt, was bringt sie hervor an Schöpfungen der Poesie, der dramatischen Kunst, der ernsten wissenschaftlichen Forschung nach allen Gebieten hin, für alle Kreise aus allen Kreisen, die überhaupt lesen und lernen! Was wird, indem wir dies schreiben, schon vorbereitet für das erscheinen in nächster Zukunft! Gewiß vieles, dessen wir uns aufrichtig zu freuen, voll berechtigt sein werden.

Zur Fülle der in Bücher gebundenen, gesammelten, zu fester Phalanx vereinigten mythischen und sagenhaften Stoffe kommt aber noch hinzu das zahllos unter allen deutschen Ländern verstreute Material in den unzählbaren alten Chroniken, wie in den noch häufigeren Localblättern der Städte und Provinzen, in den Beschreibungen deutscher und österreichischer Bergschlösser, Ritterburgen und Klöster, in malerischen und romantischen Schilderungen von Ländern und Gegenden u. s. w. u. s. w. Ebenso in den Schriften der geschichts- und alterthumsforschenden Vereine, die mehr oder minder auch darauf ihr Augenmerk richten, in andern periodischen Zeitschriften, davon wir nur Vulpius Vorzeit

und Curiositäten und Frhrn. v. Hormayers historisches Taschenbuch mit seinen vielen Jahrgängen, viele andere geschichtliche Taschenbücher, deutsche Museen, und die der Erforschung mittelhochdeutscher Schätze gewidmeten Zeitschriften, wie die M. Haupt's, anziehen wollen. Was früher zu müssiger Unterhaltung diente, Mythe und Sage, Märe und Fabel, ist jetzt in höherer Bedeutung erfaßt und erforscht zur Wissenschaft geworden, zu einer Wissenschaft, mit welcher Deutschland die Welt bereichert — die, wie wir am Beginne dieser Schrift sagten, in Wahrheit der Nibelungenhort des deutschen Volkes ist, und mit deutscher Treue freudig zum Lichte gehoben.

Nachträge und Berichtigungen.

Die Fülle des Stoffes zu den vorliegenden drei Bändchen, wie der Umstand, daß der Druck in einer dem Wohnorte des Verfassers fern liegenden Officin besorgt, und schon während des Fortganges der Arbeit begonnen und weitergeführt wurde, veranlaßten die nachfolgenden Zusätze, die freilich nicht weit ausgedehnt werden durften, da der Umfang des Ganzen ein ziemlich eng und streng bemessener war.

Theil I.

S. 20. Das mittelhochdeutsche Spiel von der heiligen Katharina wird von uns zur Herausgabe vorbereitet, und ist bestimmt, eine Lieferung unserer Wartburg-Bibliothek zu bilden, deren erste, das Spiel von den zehn Jungfrauen enthaltend, vor kurzem die Presse verlassen hat.

S. 27. wird des im Mittelalter und noch weit später üblichen erhenkens von Wölfen, Hunden und dergleichen unreinen Thieren gedacht. In dem eben erwähnten Spiele von den zehn Jungfrauen, das der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts angehört, jammert eine der thörichten und verdammten Jungfrauen:

Ach — — — —
daz ich nicht starb als ein hunt
er ich dy heylge toûfe enphing
daz man mich sam nicht erhing.

S. 34. zu Tansana. Ein neuerer Forscher auf dem anziehenden Gebiete, das wir beschritten, und kein unkundiger: Montanus, nimmt den Weihnachtsbaum als Tansana, das wäre einfach der heilige Tannenbaum, der sich später zum Christbaum gestaltete, und wir brauchten nach einer Göttin dieses Namens uns nicht weiter umzuthun. Das Tanfanae sacrum des Tacitus wäre ein *geheiligter* Tannendickigt, ein Tannenhain. Vergl. Montanus: „Die Volksfeste, Volksbräuche ꝛc. und deutscher Volksglaube in Sagen, Märlein und Volksliedern.“ 1s Bändchen. Iserlohn und Elberfeld.

S. 39. Der Orte, welche durch ihre Benennung möglicher Weise nach Frigga deuten, die vielen Fricken, Frickenburg, -dorf, -haus und -hausen, -hofen, Frickingen, lassen sich wol an 30 zusammenzählen.

S. 49. Z. 6 von unten ist statt: vom gerauften Flachs, gehechelten Flachs zu lesen.

S. 53. Zu Eostar. Ein im Kloster Corvey aufgefundener Gesang beginnt:

Eostar Eostar
eordhan modor.
(Ostar Ostar,
Erdenmutter!)

Ist dieser Gesang ächt, so ist die Göttin mit Hertha und Nerthus ein und dieselbe, und das ihr geweihte Ostar-Fest (Ostern) in dem Lenzbeginn, zur Frühlingsnachtgleiche fallend, an dem man die Göttin der Fruchtbarkeit und der Aecker anrief, ist auf das einfachste und überzeugendste erklärt.

S. 60. ist statt Stuffo — Staffo zu lesen. Man sollte übrigens über die als beseitigt angenommene germanische Gottheit Stuffo doch die Forschung noch einmal aufnehmen. Die vielen Höhen, die den Namen nachhallen, vor allen Hohenstaufen, die Staufenberge, Staufenburgen rc., alle vom alten stupha benannt, lassen eine Gottheit, die auf Bergen verehrt wurde, welche man nach ihr benannte, wol ahnen. Mit der schnellfertigen Verneinung wird die Wissenschaft um keinen Deut bereichert. Auch beim Stuffo wäre sonach, wie beim Bil, die Verehrung auf Höhen vorwaltend, wenn sich gründlich nachweisen ließe, daß beide wirklich germanische Gottheiten gewesen.

S. 86. Luft und Wind. Es giebt mehrere Orte Luftenberg, und die Oertlichkeiten, deren Vorsilbe Wind lautet, ohne die, welche Winden und Windisch (Wendisch) beginnen, sind kaum zu zählen; Wind, Oberwind, Windach, Windau, Windberg, Windeck, Windsfang, -feld, -hag und hagen, -hausen, Wind- und Windsheim, -hof, Windpassing rc. rc.

Bei den Ortsnamen und der auf Namen überhaupt beruhenden Forschung müssen wir noch nachträglich eines Büchleins gedenken, das 1830 zu Camenz erschien: „Die Götter Deutschlands, vorzüglich Sachsens und der Lausitz, ein mythologisch-archäologischer Versuch von Dr. J. G. Bönisch.“ Es ist dasselbe ein köstliches Anti-hypochondriacum. Die Deutschen haben darin ihren Namen von deuten, sind Deutsger, Deus-Goten. Die Flinten heißen nach dem Gotte Flint, vulgo Flins, die Pistolen nach dem Gotte Püsterich, besser Pisterich; die Cimmerier waren die ersten Zimmerleute, daher ihr Name u. s. w.

S. 90 u. f. Steinreich. Der Glaube an die wunderbare Kraft der Steine lebt noch heute bei vielen Völkern. Wir zeigten unter andern einigen Chinesen ein

kleines Gebilde aus Nephrit. Sie gaben sogleich zu verstehen, daß dieser Stein in ihrem Lande in hohem Werthe sei, und daß er vorzugsweise Schlaflosigkeit vertreibe, er werde zu solchem Behufe auf den Puls gebunden — wie nach deutschem Aberglauben das Blut des guten Vogels Wiedehopf. Der Zauberglaube gleicht der Schlange Jormungandur, die den ganzen Weltkreis umschlingt.

S. 96. Goldwurz. Man hat neuester Zeit allen Ernstes aufs neue empfohlen, das Mehl der Goldwurz und das der Kaiserkrone (Frittillaria) unter das Brot zu verbacken. Das sieht auf dem Papier außerordentlich nationalökonomisch aus; daß aber diese Pflanzen zum Zweck solcher Nutzung zuvor erst häufig angebaut werden müßten, daß die Frittillarien gut, wenn auch nicht neu gedüngtes Gartenland bedürfen, daß die Wurzelzwiebeln derselben kein Fruchtmehl, sondern nach mühsamer Behandlung nur erst Satzmehl liefern, wie alle Zwiebelgewächse, auch die Irisarten, und daß die Wurzelzwiebel der Kaiserkrone, so lange sie keinen Stengel getrieben hat, scharf giftig ist, daran denken die Surrogatmänner nicht. Wenn nur was neues hingeworfen ist, das das arme Volk essen soll, damit genug Brotfrucht zum Branntweinbrennen übrig bleibe, oder das dem Kornbau entzogene Land zum Anbau von Oelgewächsen benutzt werde, der lohnender die Säckel ökonomischer Speculanten füllt, als der Anbau des Getraides.

S. 98. Aff-Holder. Das Wort Affe, althochdeutsch affo, als Thiername, begegnet doch schon ziemlich früh; vielleicht ehe das also geheißene Thier nach Deutschland kam. Dies würde sich nur dadurch erklären lassen, daß der Wortlaut und die Erinnerung an das Thier der asiatischen Heimath von den frühesten Einwanderern mitgebracht worden sei.

S. 119, Z. 5. v. u. ist zu lesen: hat an demselben Tage kein Glück, oder es widerfährt ihm widerwärtiges.

S. 131. Das Huhn. Wie sehr der Glaube der Vorzeit Hühner und Hexen einte, gab sich recht im Lande Henneberg kund, das wegen seiner vielen Hexen förmlich verrufen war, und in der That giebt es in den alten Hennebergischen Amtsarchiven noch zahlreiche Hexenacten. Als bei der Landestheilung der Söhne Herzog Ernst des Frommen zu Sachsen an dessen Sohn Bernhard der größte Theil der gefürsteten Grafschaft Henneberg fiel, und derselbe nun von seiner bisherigen Residenz Ichtershausen nach Meiningen übersiedeln wollte, erklärte Herzog Bernhards erste Gemahlin, Maria Hedwig, geb. Prinzessin von Hessen-Darmstadt, mit Bestimmtheit, sie werde nie das Land „der schwarzen Henne“ betreten, und in der That starb die Herzogin neun Wochen vor dem Einzuge des Herzogs in seine neue Residenz, und nur ihr Leichnam wurde in der Fürstengruft des neuerbauten Schlosses beigesetzt. Die Herzogin war erst 32 Jahre alt.

S. 158 zur Lichtmesse. Wenn am 2. Februar die Sonne scheint, so daß der Dachs aus seinem Bau tritt, und seinen Schatten sieht, so kehrt er um, und bleibt noch volle vier Wochen im Bau verborgen. Ebenso verkündet Lichtmeß-Sonnenschein schlechte Heuärnte.

S. 161. Im Schnepfenreim fehlt eine Zeile. Er lautet:

Oculi — da kommen sie.
Lätare — das ist das wahre.
Judica — sind sie da.
Palmarum — lirum larum.

Wasser aus in der Nacht vor dem Lätaresonntag gefrorenem Eise soll nie faulig werden, und ist heilsam gegen das Gefraisch.

So viele Tage vor St. Georgii Tag (23. April) die Frösche quaken, so viele schweigen sie nach demselben.

S. 162. Die Frostheiligen werden in katholischen Ländern auch Pancratius, Servatius und Bonifacius (statt Mammertus) genannt, im Volke kurzweg die drei Facius. St. Urban ist Schutzpatron der Winzer.

S. 165. Burkhardswecke. Sie sollen einer Erinnerung an den Burkharditag des Jahres 1344 gelten, an welchem Kaiser Ludwig der Baier nach Meiningen *kam*, dort in die Kirche ging, und der Stadt erlaubte, statt der früher geführten drei Thürme, deren fünfe in verschlossener Ringmauer der fränkischen Pforte zu führen, auch später der Stadt alle Freiheiten, Rechte, Gerichte und Gewohnheiten, wie sie die kaiserliche Reichsstadt Schweinfurt besaß, und auch den Burkhardi-Jahrmarkt verlieh.

Schon Jac. Grimm hat darauf aufmerksam gemacht, daß es nicht unwichtig sei, auf die Formen der Backwerke, die manchen Städten eigen sind, oder manchen bestimmten Tagen und Zeiten, und deren geschichtliche Entstehung Acht zu haben, da manche dieser Formen nach alter Mythe hinweist. Die Form der Burkhardswecke ist die *länglicher*, an beiden Enden spitzer Stollen mit eingekneipten Vertiefungen, daher Zwicke.

S. 168. Nicht Herzog Ernst der Fromme zu Sachsen Gotha, sondern Herzog Wilhelm Ernst zu S. Weimar war es, der jene magischen Zettel gegen Feuersbrünste anzuwenden befahl.

Neben Salz und Wasser wird am Charsamstag auch das Feuer in der katholischen Kirche geweiht.

S. 177. Todte soll man nicht Treppen im Hause hinauf tragen, sonst holen sie bald jemand nach, auch nicht

durch Gassen aufwärts, die der Richtung nach dem Gottesacker entgegen liegen.

S. 178. Eine Schwangere soll über kein Grab schreiten, sonst stirbt sie sammt dem Kinde; auch keine Waschseile aufziehen, sonst wird ihr Kind gehängt. Wieder die in den Aberglauben sich hüllende praktische Lehre, jede ungewöhnliche und anstrengende Bewegung (hier durch das schreiten oder hohe hinaufreichen mit den Armen) im Zustande der Mutterhoffnung zu meiden.

S. 238. ist zu lesen: Den Mittelpunkt bilden schicksalschwere Kämpfe der Helden des Burgundenstammes u. s. w.

S. 249. Z. 8 u. 9 v. o. lies Rabundus Rose, statt Ron.

S. 249. Z. 10 v. u. muß Gotha ausfallen, dessen Patron St. Gotthard ist.

S. 251. u. 252. Bezüglich des dort erwähnten von uns aufgefundenen mittelhochdeutschen Gedichtes möge noch bemerkt werden, daß dessen Abfassung in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts fällt, daß der Dichter sich ausdrücklich dagegen verwahrt, Kunstdichter zu sein, und völlig Volksdichter ist, dabei aber reimt er meist gut und richtig, obschon thüringischer Dialekt mit unterläuft, und es wird die sprachliche Wichtigkeit der Dichtung von noch größerem Interesse sein, als der letzteren sagengeschichtlicher Inhalt. Der Dichter bekennt im Eingange von sich selbst:

Ich bin leyder sundig
Vñ der schrift unkundig
Tichten ist mir unbekant
On tichten han ich doch genant
Vff gnade han ich das getan
Alse ich e gesaget han
Vñ ich enhan so nicht getobet
Mir en sy hulffe gelobet ;

Vō dem die. ćefs geruchten
Daȥ sie mich darczu fuchten
Daȥ ich dut brechte in dudeſch rym
Daȥ iſt eres eddeln gebetes lym
Der bindet vnde loſet ouch
Eȥ ghet uff als ein wirouch
gebete daȥ der gerechte tud — u. s. w.

Dieses Gedicht haben wir ebenfalls für eine Lieferung der Wartburg-Bibliothek bestimmt.

Theil II.

S. 3. Auch die Stadt Nordhausen hat ein stattliches Rolandbild, das erst im Jahre 1717 neu geschnitzt und aufgerichtet wurde. Die Phantasie des Bildschnitzers stellte dasselbe als einen stattlichen Ungar dar. Während der leidigen Franzosenherrschaft unter Jerome Napoleon wollten die Franzosen diesen Roland absägen, es ging aber nicht, die Sägen bissen sich die Zähne daran aus, das Bild hatte armdicke Eisenstangen in seinen Beinen. Es steht heute noch, und jenes aufgedrungene Regiment fegte der Sturm von 1813 wie Spreu von dannen und über oder in den Rhein. Jetzt möchten gar viele die lieben Franzosen wieder in Deutschland sehn!

S. 5 ist die Zeile: Wolfram von Eschenbach, Herzog Friedrich von Schwaben als überflüssig zu tilgen, da desselben auf der nächsten Seite nochmals Erwähnung geschieht.

S. 31. Z. 13 v. u. lies weise statt wise.

S. 33. Z. 6 v. o. lies Weidenstock statt Weinstock.

S. 33. Z. 12 v. u. muß ersterer statt letzterer stehen.

S. 77. Z. 16 v. o. Kopfeslänge größer. Nach anderer Sage soll das scheinbare Größenmaaß nur einen Zoll mehr, als der Beschauer mißt, betragen.

S. 80. Z. 5. v. o. tilge: die Märe.

S. 99. Z. 17 v. o. ist Dunlop für Gunlop zu lesen.

S. 119. Der Verfasser des „fliegenden Wandersmann“ ist der des „Simplicissimus“: Hans Jacob Christoph von Grimmelshausen, der es liebte, seinen Namen zu verstecken und zu verbergen. Die Literaturhistoriker weisen dem „fliegenden Wandersmann“ in der Schriftenreihe des Verfassers nur eine untergeordnete Stelle an, das Buch ist aber bei alledem sinnreich und anziehend genug in seiner Eigenthümlichkeit und Phantasiefülle.

S. 123. Zur Korbstrafe. Zu Mühlhausen in Thüringen hieß das Strafinstrument, von dem sich noch eine Abbildung erhalten hat, der Badekorb. Am Ufer eines Teiches stand eine Säule, auf der ein beweglicher, um eine eiserne Spindel drehbarer Schwengel ruhte, an dessen einem Ende der lange Korb an einer Kette hing. Wenn eine „Weindrossel“ oder sonstiger Felddieb gebadet werden sollte, lief das Volk zusammen, der Schwengel wurde mittelst eines Strickes herum gezogen, daß der Korbkasten ans Ufer kam, die „wohllöblichen“ Stadtknechte ließen den Dieb in den letzteren kriechen, und schoben unter den Boden einen Riegel, dann wurde der Korb über das Wasser gebracht, der Riegel weggezogen, und plump, schoß der Dieb in das Wasser. Diese „Lustbarkeit“ wurde, je nachdem der Dieb mehr oder weniger gestohlen, zwei, auch dreimal wiederholt. Noch im Jahre 1752 war der Badekorb vorhanden und im Gebrauche.*)

S. 131. Z. 12 v. o. ist statt Reinecke Fuchs zu setzen: der Wolf.

S. 134. Clemens Marrot erntete neben Stephan

*) Ch. G. Altenburg: Beschreibung der Stadt Mühlhausen in Thüringen. Das. 1824.

Jodelle auch das Sonett in Frankreich, dessen Kunstform, früher von den provençalischen Dichtern gepflegt, dann vernachlässigt worden und verloren gegangen war.

S. 135. Z. 3. v. o. lies: Moscherosch's (Philanders von Sittewaldt): statt Philanders von Sittewaldt, Moscherosch's.

S. 144. Krähwinkel. Der mannichfach verschieden geschriebene Ortsname deutet ohnfehlbar nach der mittelhochdeutschen Wurzel krâ, krahe, krawe, Krähe, und von des Vogels Plauderhaftigkeit und rastlosem Geschrei mag wol zunächst der Begriff kleinstädtischer Klatschsucht und Frau Basensucht auf einen oder den andern dieser Orte übertragen worden sein. Wir finden ein Grahwinkel im K. Preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, ein Crawinkel im Herzogthum S. Coburg Gotha am nördlichen Ausgang des Thüringer Waldes, ein Krähwinkel im Königl. Preuß. Regierungsbezirk Köln, ein zweites im Regierungsbezirke Düsseldorf, ebendort einen Hof gleichen Namens, wie noch einen zweiten Hof Krähwinklerbrücke geheißen, einen Weiler Krehwinkel im Königreich Würtemberg, Jaxtkreis, ein Krewinkel im Königl. Preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Soest, ein zweites im Regierungsbezirk Aachen, und daselbst, Kreis Malmedy, noch ein drittes gleichnamiges Dorf. Krähwinkel liegt eben in Deutschland überall.

S. 148. Podagra. Als eines der seltneren Volksbücher über diese Krankheit sei hier noch angeführt: Eyn verantwortung Podagrae vor dem Richter: oder vielfaltige klage der armen Podagrischen rott. Zu Meyntz bey Ivo Schöffer. ANNO M. D. XXXVII. 4. Das Ganze ist ein Gedicht, darin Frau Podagra sich gegen die ihr im Eingang in gräulich zerhacktem sapphischen Metrum gemachten Vorwürfe rechtfertigt, worauf der Richter sie freispricht. Was der

Dichter vom Volke und dessen Urtheil hielt, legte er dem Podagra gleich beim Beginn in den Mund:

Mir ist on zweifl wissen wol
O fromme richter, weißheit vol
Wie schwerlich man d'sach austreibt
Einmal im hertz eingeleibt
Sonder wo (mit vnvernunft beklepdt)
Der pöfel freuenlich vrthepltlt
Jo do wird nimmer wol gericht
Wo thorhept weishept übertrifft.
Darumb ich mich frewe dieser stund
Das ich dem bellen meiner hund
Vnd dem pöfellvolck darneben
Heut vor euch sol antwort geben &c.

Zwei einander gegenüberstehende, die Seiten ganz füllende kräftige Holzschnitte stellen a. Frau Podagra mit Scepter und Zackenkrone in reichen Gewändern dar, zu ihren Füßen Jupiter, Neptun und Pluto mit kläglichen Gesichtern, und ihr gegenüber b. oben den Richter mit 3 Beisitzern, und dann unten 7 Podagristen stehend und liegend, mit Krücken und Schriftbandrollen haltend. Frau Podagra selbst hält eine flatternde Bandrolle mit der Schrift: SOLVERE. NODOSAM. NESCIT MEDICINA PODAGRAM. (Nicht Arzneikunst vermag, den podagrischen Knoten zu lösen.) Ein verruchter Doppelsinn, der von dem Witze des Dichters hinlänglich zeugt.

S. 151. Kreuze vom Himmel. Sehr anziehend über diese zur Zeit noch unerklärte, doch jedenfalls physikalische Erscheinung ist das Zeugniß Albrecht Dürers über dieselbe. Dieser schrieb darüber das nachstehende nieder:

„Dz grost Wunderwerck dz Ich all mein Dag gesehen hab, ist geschehn Im 1503 Jar, als auff vil lewt

Krewtz gefallen sind, sunderlich mer awff dy Kind den andern lewt vnder den allen hab Ich eins gesehen, In der Gestalt Wy Ichs hernoch gemacht hab, Vnd es was gefallen awffs eyrers magt, der Ins pirkamers hyndershaws saß, ins hemt Im leinen Duch vnd sy ward so betrübt trüber, dz sy Weinet vnd ser klackte Wan sy forcht sy müst doran sterben."

Auf welchem seiner zahlreichen Werke Dürer die Gestalt jenes Kreuzes „hernach gemacht" habe, konnten wir nicht ermitteln, wir besitzen keine andere Abbildung jener Kreuze, als auf dem Holzschnitt der Theil II. S. 75 erwähnten Practica.

S. 227. Z. 1 v. o. ist Müllenhoff st. Möllendorf zu lesen.

S. 239. Thürschemann. Auf dem Markt zu Budissin in der Lausitz steht ein Rolandbild in Römertracht, das heißt dort der Dutschmann, und soll, der örtlichen Sage nach, einen Wendenfürsten darstellen; ob hier eine Verwandtschaft der Namen zu suchen, und ob sie zu finden? Dutsche heißt nach lausitzischem Dialekt so viel als Tunke, wir haben auch in Thüringen tütschen, eintutschen, eintitschen, und das Wort tuschen für „einem etwas fühlbar eintränken." Der Name im Märchen könnte leicht aus Dutschmann in Tütschemann abgewandelt und daraus in Thürschemann verderbt worden sein, und der Begriff der schreckenden und strafenden Persönlichkeit, gemäß der Rolle im Märchen, entspräche dem Laute, wie dem Begriffe des Lausitzer Dialektwortes.

S. 245. Z. 2. v. u. ließ Mohr.

S. 246. Zur letzten Zeile. In jüngster Zeit hat Graf Dr. Franz Pocci dasselbe Märchen unter gleichem Titel:

Gevatter Tod selbstständig dramatisch in metrischer Form bearbeitet, und zu München (o. J.) herausgegeben.

Theil III.

S. 15. zum Fleischregen. Schon Livius gedenkt eines solchen Lib. III. mit den Worten: Inter alia prodigia et carne pluit, quem imbrem ingens numerus avium intervolitando rapuisse fertur. Quod intercidit sparsum ita jacuisse per aliquot dies, ut nihil odor mutaret. (Johann Paul Reinhards Beyträge zur Historie des Frankenlandes 3. Theil VII.)

S. 16. Feuer-Erscheinung. Zu Lauban prophezeit ein sogenannter „Feuerpuhz" der Stadt Brandunglück; er erscheint Nachts vor Bränden in Kugel-, Schlangen- und anderer Gestalt und durchfährt die Straßen, in denen es brennen wird. Diese Erscheinung ist eine warnende, an welche sich die Sage von einem gefangenen und durch unschuldige Kindeshand befreiten Elementargeist knüpft.

S. 26. Z. 7. v. o. ließ Gryn statt Grym.

S. 36. lies Thilmann Kerver, statt Kerer.

S. 64. Z. 4. v. o. lies -Flug zu Regnit statt -Fluch zu Regint.

S. 66. zum Hörseelenberg. Auch in neuester Zeit ist die Hörseelberghöhle wieder befahren worden, vergl. Illustr. Zeitung, Leipzig 1855, 27. Januar. Band XXIV. Nr. 604. S. 67 u. f. Die dort enthaltene Beschreibung, mit Abbildungen erläutert, und Dr. C. P. unterzeichnet, ist gut und richtig. Das brausen, welches wir am Eingange der Höhle selbst vernommen haben, stellen die neuzeitigen Höhlenfahrer in Abrede, außerdem fanden sie nichts neues, denn eine alte Beschreibung der Beschaffenheit des Innern hat schon die

Stelle: „Die gemeinen Leute sagen, daß ein beständiges summen und sausen in diesem Loche sei. Allein dieses rühret theils von denen darauf stoßenden Winden (am Eingang) her, theils auch hauptsächlich von denen kleinen Mücken und Fliegen, welche durch ihre beständige Bewegung und Flug dieses erwecken, indem solche in erstaunlicher Menge anzutreffen, so daß bei solchem summen einem der Götze Mäusim, als ob er da zu Hause wäre, einfällt." Den neuen Untersuchern tönte dies summen von ferne wie melodischer Gesang, und sie fanden dann ebenfalls jene Unterthanen des Fliegengottes in Unzahl vor. Vielleicht verwandelt Beelzebub die armen Seelen in Mücken, wenn sie nicht in alte Tische gebannt werden — wie der Thüringer Landgrafengeist! Daß die Namen vieler den Hörseelberg umliegenden Orte mythisch klingen, ist nicht abzuläugnen. Wutha kommt als Wutenberc 1170 in Urkunden vor. Asbach, in Reinhardsbrunner Urkunden Aspech, könnte auf Asen deuten, Teutleben aber wird sich nicht auf Teut beziehen lassen, es hieß urkundlich Tuteleibe, und volksmündlich heißt es Tüttleben. Hastrungsfeld aber heißt allerdings im Volksmund stets Astarfeld, Sonneborn, 1035 Sunnebrunne, weist nach dem Elementarcult, Eberstat — Eberstet nach Freir, Metebach hat in seiner Nähe einen „heiligen Brunnen."

S. 91. Z. 12 v. o. lies Wihtenberg? für Wichtenberg?

S. 96. lies Kielkröpfe.

S. 253. Zur Sagenliteratur traten fort und fort neue Erscheinungen. Von Wolfgang Menzel sollen Sagenforschungen erscheinen, die ganz sicher gründlichen und gediegenen, daher bereichernden Inhalts sein werden. Noch während des Druckes dieses Buches gingen uns zu: „Niedersächsische Sagen und Märchen. Aus dem Munde

des Volks gesammelt ꝛc. von Georg Schambach und Wilhelm Müller, Göttingen 1855", die vortrefflich und mit höchst gehaltvollen Anmerkungen und Anhängen versehen sind. In Innsbruck erschienen Sagen und Märchen von A. J. Hammerle, deren Verfasser den ethischen Standtpunkt hauptsächlich im Auge hat. Auch in jenen Alpenthälern der wilde Mann, die Saligfräulein (selige Fräulein) und ihre Königin — Hulda, die Spinnerin, die der erstere verfolgt, und zwar, gleich dem Hackel-Bernd, als Mantelträger. Hulda ist, so spricht er:

Mein Hab' und Gut
Und Wünschelruth. —

Register.

S. 99. Z. 17 v. o. ist Dunlop für Gunlop zu lesen.

S. 119. Der Verfasser des „fliegenden Wandersmann" ist der des „Simplicissimus": Hans Jacob Christoph von Grimmelshausen, der es liebte, seinen Namen zu verstecken und zu verbergen. Die Literaturhistoriker weisen dem „fliegenden Wandersmann" in der Schriftenreihe des Verfassers nur eine untergeordnete Stelle an, das Buch ist aber bei alledem sinnreich und anziehend genug in seiner Eigenthümlichkeit und Phantasiefülle.

S. 123. Zur Korbstrafe. Zu Mühlhausen in Thüringen hieß das Strafinstrument, von dem sich noch eine Abbildung erhalten hat, der Badekorb. Am Ufer eines Teiches stand eine Säule, auf der ein beweglicher, um eine eiserne Spindel drehbarer Schwengel ruhte, an dessen einem Ende der lange Korb an einer Kette hing. Wenn eine „Weindrossel" oder sonstiger Felddieb gebadet werden sollte, lief das Volk zusammen, der Schwengel wurde mittelst eines Strickes herum gezogen, daß der Korbkasten ans Ufer kam, die „wohllöblichen" Stadtknechte ließen den Dieb in den letzteren kriechen, und schoben unter den Boden einen Riegel, dann wurde der Korb über das Wasser gebracht, der Riegel weggezogen, und plump, schoß der Dieb in das Wasser. Diese „Lustbarkeit" wurde, je nachdem der Dieb mehr oder weniger gestohlen, zwei, auch dreimal wiederholt. Noch im Jahre 1752 war der Badekorb vorhanden und im Gebrauche.*)

S. 131. Z. 12 v. o. ist statt Reinecke Fuchs zu setzen: der Wolf.

S. 134. Clemens Marrot ernennt neben Stephan

*) Ch. G. Altenburg: Beschreibung der Stadt Mühlhausen in Thüringen. Das. 1824.

Jodelle auch das Sonett in Frankreich, dessen Kunstfor früher von den provençalischen Dichtern gepflegt, dann ve nachlässigt worden und verloren gegangen war.

S. 135. Z. 3. v. o. lies: Moscherosch's (Philande von Sittewaldt): statt Philanders von Sittewaldt, Mo scherosch's.

S. 144. Krähwinkel. Der mannichfach verschiede geschriebene Ortsname deutet ohnfehlbar nach der mittel hochdeutschen Wurzel krâ, krahe, krawe, Krähe, und vo des Vogels Plauderhaftigkeit und rastlosem Geschrei mag wol zunächst der Begriff kleinstädtischer Klatschsucht und Frau Basensucht auf einen oder den andern dieser Orte übertragen worden sein. Wir finden ein Crahwinkel im K. Preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, ein Crawinkel im Herzogthum S. Coburg Gotha am nördlichen Ausgang des Thüringer Waldes, ein Krähwinkel im Königl. Preuß. Regierungsbezirk Köln, ein zweites im Regierungsbezirk Düsseldorf, ebendort einen Hof gleichen Namens, wie noch einen zweiten Hof Krähwinklerbrücke geheißen, einen Weiler Krehwinkel im Königreich Würtemberg, Jaxtkreis, ein Krewinkel im Königl. Preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, Kreis Soest, ein zweites im Regierungsbezirk Aachen, und daselbst, Kreis Malmedy, noch ein drittes gleichnamiges Dorf. Krähwinkel liegt eben in Deutschland überall.

S. 148. Podagra. Als eines der seltneren Volksbücher über diese Krankheit sei hier noch angeführt: Eyn verantwortung Podagrae vor dem Richter: oder vielfaltige klage der armen Podagrischen rott. Zu Meyntz bey Jvo Schöffer. ANNO M. D. XXXVII. 4. Das Ganze ist ein Gedicht, darin Frau Podagra sich gegen die ihr im Eingang in gräulich zerhacktem sapphischen Metrum gemachten Vorwürfe rechtfertigt, worauf der Richter sie freispricht. Was der

Dichter vom Volke und dessen Urtheil hielt, legte er dem Podagra gleich beim Beginn in den Mund:

Mir ist on zweiffl wissen wol
O fromme richter, weißheit vol
Wie schwerlich man d'sach austreibt
Einmal im hertz eingeleibt
Sonder wo (mit vnuernunfst beklevdt)
Der pöfel freuenlich vrtheylt
Jo do wird nimmer wol gericht
Wo thorheyt weisheyt übertrifft.
Darumb ich mich frewe dieser stund
Das ich dem bellen meiner hund
Vnd dem pöfellvolck darneben
Heut vor euch sol antwort geben ꝛc.

Zwei einander gegenüberstehende, die Seiten ganz füllende kräftige Holzschnitte stellen a. Frau Podagra mit Scepter und Zackenkrone in reichen Gewändern dar, zu ihren Füßen Jupiter, Neptun und Pluto mit kläglichen Gesichtern, und ihr gegenüber b. oben den Richter mit 3 Beisitzern, und dann unten 7 Podagristen stehend und liegend, mit Krücken und Schriftbandrollen haltend. Frau Podagra selbst hält eine flatternde Bandrolle mit der Schrift: SOLVERE. NODOSAM. NESCIT MEDICINA PODAGRAM. (Nicht Arzneikunst vermag, den podagrischen Knoten zu lösen.) Ein verruchter Doppelsinn, der von dem Witze des Dichters hinlänglich zeugt.

S. 151. Kreuze vom Himmel. Sehr anziehend über diese zur Zeit noch unerklärte, doch jedenfalls physikalische Erscheinung ist das Zeugniß Albrecht Dürers über dieselbe. Dieser schrieb darüber das nachstehende nieder:

„Dz groß Wunderwerck dz Ich all mein Dag gesehn hab, ist geschahn Im 1503 Jor, als auff vil lewt

Krewtz gefallen sind, sunderlich mer awff dy Kind den andern lewt vnder den allen hab Ich eins gesehen, In der Gestalt Wy Ichs hernoch gemacht hab, Vnd es was gefallen awffs eyrers magt, der Ins pirkamers hynderßhaws saß, ins hemt Im leinen Duch vnd sy ward so betrübt trüber, dz sy Weinet vnd ser klackte Wan sy forcht sy müst doran sterben.“

Auf welchem seiner zahlreichen Werke Dürer die Gestalt jenes Kreuzes „hernach gemacht“ habe, konnten wir nicht ermitteln, wir besitzen keine andere Abbildung jener Kreuze, als auf dem Holzschnitt der Theil II. S. 75 erwähnten Practica.

S. 227. Z. 1 v. o. ist Müllenhoff st. Möllendorf zu lesen.

S. 239. Thürschemann. Auf dem Markt zu Budissin in der Lausitz steht ein Rolandbild in Römertracht, das heißt dort der Dutschmann, und soll, der örtlichen Sage nach, einen Wendenfürsten darstellen; ob hier eine Verwandtschaft der Namen zu suchen, und ob sie zu finden? Dutsche heißt nach lausitzischem Dialekt so viel als Tunke, wir haben auch in Thüringen tütschen, eintutschen, eintitschen, und das Wort tuschen für „einem etwas fühlbar eintränken.“ Der Name im Märchen könnte leicht aus Dutschmann in Tütschemann abgewandelt und daraus in Thürschemann verderbt worden sein, und der Begriff der schreckenden und strafenden Persönlichkeit, gemäß der Rolle im Märchen, entspräche dem Laute, wie dem Begriffe des Lausitzer Dialektwortes.

S. 245. Z. 2. v. u. ließ Mohr.

S. 246. Zur letzten Zeile. In jüngster Zeit hat Graf Dr. Franz Pocci dasselbe Märchen unter gleichem Titel:

Gevatter Tod selbstständig dramatisch in metrischer Form bearbeitet, und zu München (o. J.) herausgegeben.

Theil III.

S. 15. zum Fleischregen. Schon Livius gedenkt eines solchen Lib. III. mit den Worten: Inter alia prodigia et carne pluit, quem imbrem ingens numerus avium intervolitando rapuisse fertur. Quod intercidit sparsum ita jacuisse per aliquot dies, ut nihil odor mutaret. (Johann Paul Reinhards Beyträge zur Historie des Frankenlandes 3. Theil VII.)

S. 16. Feuer-Erscheinung. Zu Lauban prophezeit ein sogenannter „Feuerpuhz" der Stadt Brandunglück; er erscheint Nachts vor Bränden in Kugel-, Schlangen- und anderer Gestalt und durchfährt die Straßen, in denen es brennen wird. Diese Erscheinung ist eine warnende, an welche sich die Sage von einem gefangenen und durch unschuldige Kindeshand befreiten Elementargeist knüpft.

S. 26. Z. 7. v. o. lies Gryn statt Grym.

S. 36. lies Thilmann Kerver, statt Kerer.

S. 64. Z. 4. v. o. lies -Flug zu Regnit statt -Fluch zu Regint.

S. 66. zum Hörseelenberg. Auch in neuester Zeit ist die Hörseelberghöhle wieder befahren worden, vergl. Illustr. Zeitung, Leipzig 1855, 27. Januar. Band XXIV. Nr. 604. S. 67 u. f. Die dort enthaltene Beschreibung, mit Abbildungen erläutert, und Dr. C. P. unterzeichnet, ist gut und richtig. Das brausen, welches wir am Eingange der Höhle selbst vernommen haben, stellen die neuzeitigen Höhlenfahrer in Abrede, außerdem fanden sie nichts neues, denn eine alte Beschreibung der Beschaffenheit des Innern hat schon die

Stelle: „Die gemeinen Leute sagen, daß ein beständiges summen und sausen in diesem Loche sei. Allein dieses rühret theils von denen darauf stoßenden Winden (am Eingang) her, theils auch hauptsächlich von denen kleinen Mücken und Fliegen, welche durch ihre beständige Bewegung und Flug dieses erwecken, indem solche in erstaunlicher Menge anzutreffen, so daß bei solchem summen einem der Götze Mäusim, als ob er da zu Hause wäre, einfällt." Den neuen Untersuchern tönte dies summen von ferne wie melodischer Gesang, und sie fanden dann ebenfalls jene Unterthanen des Fliegengottes in Unzahl vor. Vielleicht verwandelt Beelzebub die armen Seelen in Mücken, wenn sie nicht in alte Tische gebannt werden — wie der Thüringer Landgrafengeist! Daß die Namen vieler den Hörseelberg umliegenden Orte mythisch klingen, ist nicht abzuläugnen. Wutha kommt als Wutenberc 1170 in Urkunden vor. Asbach, in Reinhardsbrunner Urkunden Aspech, könnte auf Asen deuten, Teutleben aber wird sich nicht auf Teut beziehen lassen, es hieß urkundlich Tuteleibe, und volksmündlich heißt es Tüttleben. Hastrungsfeld aber heißt allerdings im Volksmund stets Astarfeld, Sonneborn, 1035 Sunnebrunne, weist nach dem Elementarcult, Eberstat — Eberstet nach Freir, Metebach hat in seiner Nähe einen „heiligen Brunnen."

S. 91. Z. 12 v. o. ließ Wihtenberg? für Wichtenberg?

S. 96. lies Kielkröpfe.

S. 253. Zur Sagenliteratur traten fort und fort neue Erscheinungen. Von Wolfgang Menzel sollen Sagenforschungen erscheinen, die ganz sicher gründlichen und gediegenen, daher bereichernden Inhalts sein werden. Noch während des Druckes dieses Buches gingen uns zu: „Niedersächsische Sagen und Märchen. Aus dem Munde

des Volks gesammelt ꝛc. von Georg Schambach und Wilhelm Müller, Göttingen 1855", die vortrefflich und mit höchst gehaltvollen Anmerkungen und Anhängen versehen sind. In Innsbruck erschienen Sagen und Märchen von A. J. Hammerle, deren Verfasser den ethischen Standtpunkt hauptsächlich im Auge hat. Auch in jenen Alpenthälern der wilde Mann, die Saligfräulein (selige Fräulein) und ihre Königin — Hulda, die Spinnerin, die der erstere verfolgt, und zwar, gleich dem Hackel-Bernd, als Mantelträger. Hulda ist, so spricht er:

Mein Hab' und Gut
Und Wünschelruth. —

Register.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

Inhalt.



